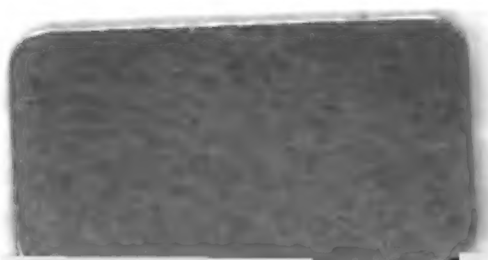
image
not
available







Europa.



1835.

I.

Europa,

Chronik der gebildeten Welt.

In Verbindung mit mehren Gelehrten und Künstlern

herausgegeben

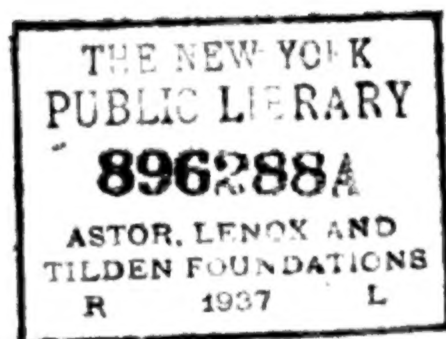
von

August Lewald.

1835.

Erster Band.

Leipzig und Stuttgart:
J. Scheible's Verlags-Expedition.



Inhalts-Verzeichniß

des

ersten Bandes.

1835.

Deutschland.

England.

Englische Literatur.

Skizzen und Genrebilder.

Frankreich.

Französische Literatur.

Zur Tagesgeschichte.

Skizzen und Genrebilder.

Seite

Holland.

Italien.

Genrebilder.

Novelle.

Polen.

Rußland.

Schweden.

Spanien.

Zur Tagesgeschichte.

Reisen in Spanien.

Spanische Novelle.

Türkei.

Europäische Zeit- und Reise-Bilder.

Europäische Tagesbegebenheiten.

See-Abenteuer.

Feuilleton.

Literarische Uebersichten.

Die artistischen Beilagen.

Stahlstiche und Lithographien.

Modebilder.

Musikbeilagen.

Frankreich.

Paris.

Der große Proceß vor dem Pair-Gerichtshofe in Paris, den die französischen Journale den procès-monstre nennen, erregt in diesem Augenblicke ein so allgemeines Interesse, daß wir für die nachfolgende Erzählung, wohl mit Recht einen kleinen Theil desselben in Anspruch zu nehmen, berechtigt seyn dürfen. Wir haben Ursache zu glauben, daß sie nicht bloße Erfindung sey; wenigstens sind alle Umstände so gegeben, daß sie sich sehr wohl zugetragen haben könnte.

Geschichte eines April-Angeklagten.

I.

Im dritten Stocke eines schwarzen räucherigen Hauses der rue Beaubourg wohnte seit dem Jahre 1830 ein junger Maler, Adolph G..., dessen Vater Gardeoffizier gewesen war, der sein Leben in den Julitagen verloren hatte. Er war erst zwanzig Jahre alt, und ein warmes, jugendliches Künstlergemüth. Er malte fleißig, mit gewissenhafter Sorgfalt und wenn er einen Hutmacher oder Goldschläger der rue Beaubourg in sechs Tagen im Bilde vollendet hatte, so bekam er sechszig Franken dafür, womit er sich und seine alte Mutter, die durch langes Weinen blind geworden war, so gut es gehen wollte, vor Mangel schützte. Die Liebe zu seiner Mutter erfüllte ihn ganz; und sie liebte ihren fleißigen, frommen, ihr still ergebenen Sohn nicht minder.

Im October 1833 trugen sich für unsern Maler höchst wichtige Dinge zu. Der Eigenthümer des Hauses, worin er wohnte, der ein wohlhabender Kaufmann in einer viel schönern Straße war, und Adjunct des Maires in dem siebenten Arrondissement, überdieß noch Grenadierhauptmann der Nationalgarde seit der letzten Revolution, wurde zum Bataillonschef erhoben. Wie natürlich war es daher, daß er Lust bekam, sich in seinen neuen Epauletten gemalt zu sehen. Wenn man einen Maler zum Miether hat, und überdieß die Zinszeit nahe

ist, so wählt man nicht lange, sollte ich meinen, und so wurde denn Adolph erkoren, Herrn B... in der vollen Uniform, die eine Hand auf dem Hauptbuch, die andere am Säbel, in Oelfarben darzustellen. Er löste die Aufgabe so warm, so martialisch, so ähnlich dabei, daß die ganze Familie des würdigen Mannes darüber in Entzücken gerieth. Der gleichfalls enthusiasmirte Bataillonschef taxirte die Arbeit auf hundert Franken, und so hoch belief sich eben der Miethzins. Er trieb seine Großmuth sogar so weit, selbst die Kosten der Leinwand noch besonders zu vergüten und den Farbenreiber zu bezahlen; nie noch hatte der Kopf eines Menschen dem guten Adolph so viel eingetragen. Aber das war noch nicht Alles. Madame B..., der man die vierzig Jahre noch nicht ansehen konnte, fand gleichfalls Gefallen an dem kleinen Maler und seiner Kunst. Sie erkundigte sich nach ihm, und als sie hörte, wie gut er mit seiner Mutter lebte, so bestimmte sie ihren Gemahl, ihm für sechs Monate statt für drei zu quittiren, jedoch unter der Bedingung, daß er auch sie male. Der Kaufmann war es zufrieden; die Kunst Adolphs hatte ihn so eingenommen, daß er mit Vergnügen sein ganzes Haus mit Bildnissen behängt haben würde, und wenn es selbst nur die gemeinen Gesichter seiner Ladenburschen gewesen wären. In seinen Augen war Adolph der erste Maler der neuen Schule. Um diese Meinung vollkommen zu rechtfertigen, gab er sich aber auch mit dem Portrait der Madame B... eine noch größere Mühe. Er fing die Skizze mehrmals von neuem an, er wechselte mit der Leinwand, er war nie zufrieden. So brauchte er nicht weniger als dreißig Sitzungen, um mit dem kostbaren Bilde fertig zu werden. Während so langer Zeit wird leicht eine Bekanntschaft geschlossen. Das Vertrauen des jungen Menschen, welches ein freundliches Entgegenkommen der Madame B... hervorzulocken verstand, ergoß sich in aufrichtigen Mittheilungen. Sie erfuhr seinen Lebenslauf, sein stilles, bescheidenes, kindlich frommes Walten, und schien gerührt davon. Er wußte das Alles so schön zu erzählen, so durchdrungen von Wärme und Poesie! Aber er war nicht allein mit der Gattin des Kaufmanns. Auch die Tochter war zugegen.

Seine Staffelei stand neben dem Flügel des Mädchens, welche, während er malte, der Mutter ihre Lieblingsarien vorsang, um ihr Gesicht in anmuthigen Falten zu erhalten.

Bis jetzt hatte der zwanzigjährige Adolph nur seine Mutter geliebt. Sein junges Herz, das der Trieb zu lieben, zu schützen, zu trösten, erfüllte, sein Kopf voll Poesie, seine Brust von Enthusiasmus geschwellt, Alles dies gehörte allein seiner Mutter, der armen blinden Frau, der verlassenen Wittwe, die ohne ihn in Elend und Verzweif-

lung umgekommen wäre. Und doch war sie oft böse, selbst hart mit ihm! Kummer und Krankheit hatten die Unglückliche ungerecht gemacht. Die Tochter des Kaufmanns erschütterte plötzlich dieses Verhältniß. Jeden Tag hörte er das reizende, sanfte Mädchen von sechszehn Jahren schöne Lieder singen; sie war von der reinsten Unschuld und Keuschheit umwoben, und wenn sie geendet hatte, setzte sie sich zu ihm, um über seine Schulter auf das Bild zu blicken, woran er malte; wenn er dann seine Augen emporhob, und dem Blicke des Mädchens begegnete, der mit einem unsäglichen Ausdrucke von Zurückhaltung und Freude auf ihm ruhete, war das nicht genug, die Mutter darüber zu vergessen? Unser Maler gab sich getrost dieser zauberischen Versuchung hin.

Inzwischen war das Bild beendigt; er mußte sich davon trennen, und wie er nun diese Schwelle überschritt, das sah er wohl ein, verlor er ein Glück, das ihm zwar gefährlich zu werden drohte, aber nicht minder wünschenswerth war. Er wollte das Ganze für einen schönen Traum halten, oder sich überreden, daß er einen Roman gelesen habe. Adolph wünschte durch nichts sich diesen Eindruck stören zu lassen; als daher Madame B... ihm ihr Bild bezahlen wollte, so bat er sie mit zitternder Stimme und gefalteten Händen: ihm kein Geld zu geben. „Meine Erinnerung ist mein schönster Lohn," sprach er leise, mit gesenktem Haupte. Die gute Frau wurde bedeutend verlegen bei diesen Worten, die ihr einen etwas zweideutigen Sinn zu verrathen schienen. Sie bat den jungen Menschen sich deutlicher zu erklären, und er that es endlich mit Offenheit, wenn ihm gleich bald kalt bald warm dabei wurde. Nach einer Stunde jedoch war Alles richtig. Beide konnte man nun lächelnd das Zimmer verlassen sehen, wenn gleich in ihren Augen Thränen glänzten. Adolph hatte die Quittung über die Miethe für sechs Monate in Händen und noch dazu ein Bankbillet, welches Madame B... ihm aufgedrungen hatte. Schon am andern Morgen erschien die wackere Frau bei Adolphs Mutter, um über die Verhältnisse und Aussichten des jungen Künstlers mit ihr zu sprechen. Man kam darin überein, daß er ein Bild für die Ausstellung malen müsse, um sich einen Ruf zu bilden. Nach diesem Schritte, dessen Gelingen die beiden Mütter als gewiß voraussahen, wollte man die Verheirathung Adolphs mit der Tochter der Madame B... in Erwägung ziehen. Um diesen schnellen Entschluß der reichen Kaufmannsfrau zu erklären, darf nicht unerwähnt bleiben, daß Adolph geborner Freiherr war. Dieser Titel war das einzige Gut, das der Offizier der Königlichen Garde sterbend seinem Sohn hinterlassen hatte.

II.

Sechs Monate später erblicken wir Adolph eines Morgens, nach einer ängstlich durchwachten Nacht, bleich und verzweiflungsvoll am Bette seiner sterbenden Mutter. Drei Nachbaren, treubewährte Freunde, waren schon am vorigen Abende zu einem berühmten Arzte gegangen, um ihn zur Kranken zu holen, aber weder Arzt noch Freunde ließen sich sehen. Denn dieser Tag war ein Tag des Schreckens. Es war der 14. April 1834, der mit blutigen Lettern an den Häusern der Straße Beaubourg und Transnonain angeschrieben ist. Seit zwölf Stunden war das ganze St. Martins-Viertel, jenes ungeheure Attelier voll fleißiger Bewohner, die weder Tag noch Nacht zu ruhen pflegen, still und unbeweglich wie ein großes Leichenhaus. Die Circulation stockte überall. Wie im Juli 1830, oder im Juni 1832 hatte sich die Straßenbevölkerung noch einmal erhoben. Während der Nacht vom Sonntag zum Montag, die oft so lustig und heiter dahin schwindet, herrschte überall eine schauervolle Stille, welche die Straßen mit dem Frieden der Gräber umschleierte, und sie noch finstrer erscheinen ließ, als dieß schon die zerbrochenen Laternen gethan hätten. Ein leises Wirbeln der Trommeln, ein fernes Waffengeklirr, ein geheimnißvolles, gemessenes Schreiten, wie das Marschiren von Truppen, störten hin und wieder die nächtliche Ruhe, gleich wie der Luftzug in den Zweigen der Cypresse die Ruhe des Kirchhofs stört, und dadurch nur das Grausen erhöht, welches der Ort einflößt. — Endlich brach der Tag an; aber nicht ein Laden öffnete sich; nicht ein Mensch zeigte sich an den Fenstern; man hätte glauben sollen, daß alle diese Häuser während der Nacht ausgestorben seyen. Adolphs Mutter schlief endlich, nach acht schmerzvollen Stunden, ein. Ein inneres Fieber rieb sie auf; der unglückliche Sohn sah den Tod an ihrem Bette, mit aufgehobenem Arm; keine Macht der Welt vermochte mehr diesen Schlag abzuwenden. „O Mutter, Heilige, Engel!“ rief Adolph, indem er vor ihr kniete, „bleibe bei mir, entfliehe mir nicht!“ Und seine Thränen flossen reichlich, und erleichterten seine gepreßte Brust.

Die Kranke erwachte.

„Adolph,“ sagte sie, „wird der Doctor kommen?“

„Ja,“ erwiderte er, indem Thränen seine Sprache erstickten. Mein Leben würde ich darum geben, wenn er käme, dachte er bei sich. Und hastig sprang er auf und eilte in sein Atelier, das auf die Straße Beaubourg ging, um zu sehen, ob es noch Niemand wagen durfte, diese Straße zu passiren. Er öffnete ein Fenster und erblickte Barricaden, hinter denen sich Soldaten hielten, das Gewehr beim Fuß, starr

unbeweglich. Er fluchte dem Bürgerkriege, der ihm den Vater schon geraubt hatte, und ihm jetzt auch die Mutter noch rauben sollte. Da gewahrte er am Eingange der Straße eine Gruppe von drei Menschen, welche die dort postirten Soldaten nicht vorbei lassen wollten. Er erkannte zwei von den Freunden und den Arzt. Wie sie ihn am Fenster erblickten, riefen sie ihm zu, damit er sich ihrer annehme. Er — voll Freuden sie zu sehen, legt sich weit zum Fenster heraus, schreit den Soldaten zu, und eilt dann zurück, um seiner Mutter die frohe Kunde zu bringen, daß der Doctor endlich eingetroffen sey. Aber in seiner freudigen Hast hat er nicht wahrgenommen, daß er einen ungeheuern Blumentopf vom Fenster in die Straße hinabgeworfen hat, der mit großem Geräusch auf dem Pflaster zerbricht, und leicht hätte Unheil anrichten können. Tröstend sitzt er neben der Kranken und spricht zu ihr die Worte: „Geduld und Muth, meine liebe Mutter, der Arzt ist da, und Du wirst gerettet werden“ als eine fürchterliche Salve die Fenster des Hauses zertrümmert; Schuß auf Schuß folgt; ein teuflisches Lachen dazwischen, ein Geschrei wie von Verdammten antwortet; die Hausthür fällt unter den Streichen der Sapeurs; dröhnende Schritte auf der Treppe und das Geschrei: „vom dritten Stock wurden die Steine geworfen!“ werden jetzt vernommen. Schon sind sie da — sie suchen einzudringen. „Es wird der Arzt seyn, öffne mein Sohn!“ sagt die Kranke. Adolph geht mechanisch hin, und legt die Hand auf den Drücker — da wird die Thür von außen geöffnet. Zwanzig Kolbenstöße werfen ihn zu Boden; zwanzig Soldaten stürzen in das Krankenzimmer, auf das Todesbett der Blinden zu, und befehlen ihr, aufzustehen. Sie versucht es und fällt zurück. Nun stellen sich Zwei zu Häupten, Zwei zu Füßen des Betts, ergreifen das Betttuch, heben die Sterbende empor und wollen sie auf die Erde wälzen; denn das Stroh muß untersucht werden, es könnten Waffen darin verborgen seyn! Auf das Angstgeschrei seiner Mutter erlangt Adolph die Besinnung wieder, er springt auf, mitten unter die Soldaten, er wirft sich auf die Knie, er fleht, weint, er küßt ihre vom Pulver geschwärzten Hände. Man stößt ihn zurück, man schlägt ihn sogar. Und nun, kaum vermag es die Feder niederzuschreiben, entspinnt sich ein fürchterlicher Kampf zwischen zwanzig Soldaten und einem armen, schwachen Jüngling, von Gram und Nachtwachen erschöpft, um eine schon todte Frau. Umsonst umklammert der Sohn den Leichnam seiner Mutter, und vertheidigt sich mit seinen Nägeln und Zähnen, gegen zwanzig bewaffnete Ungeheuer; und der Befehlshaber sah diesen herzzerschneidenden Jammer, und sagte nicht: „Haltet ein!“ Nein, die Thür öffnete sich nicht dem Sohne, der seine Mutter auf den

Armen trug, und aus dessen Körper das edle Blut aus hundert Wunden strömte; die, welche die Thür zu bewachen hatten, stießen und schlugen auch nach ihm, und so mußte er sich endlich in sein Atelier zurückziehen, und jeden Versuch zu entfliehen, aufgeben. Als die Soldaten sahen, daß er ein Maler sey, riefen sie lachend: Der wird auch kein Bild mehr machen! und in der That, sie hatten ihm den rechten Arm zerbrochen. — Hierauf durchsuchten sie Alles, zerschlugen Alles, und stiegen dann eine Treppe höher, um ihre Untersuchungen fortzusetzen.

Am Abende dieses Tages wurden die Todten nach der Morgue, die Verwundeten aber in's Gefängniß gebracht; und am andern Morgen las man: die Gewalt ist dem Gesetze verblieben.

III.

Gegen die Mitte des Februar 1835, zehn Monate nach diesen Begebenheiten, frühstückte Herr B..., Adjunct des Maires im siebenten Arrondissement und Ritter der Ehrenlegion, mit seiner Familie, als man ihm meldete, daß ein junger Mensch, dem Ansehen nach ein Handwerker, ihn dringend zu sprechen verlange. Er wollte sich nicht nennen, fügte man hinzu; Herr B... befahl den Unbekannten vorzulassen. Als er eintrat, entsetzten sich aber Alle über das Aussehen dieses Menschen, das den Ausdruck eines unaustilgbaren Grames zeigte. Auf seinem bleichen Gesichte, von langen, schwarzen Haaren eingeschlossen, hatte die furchtbare Hand des Schicksals die Spur eines langen Unglücks eingegraben. Aus seinen entstellten Zügen leuchteten zwei Augen von außerordentlicher Schönheit. Er war schwarz gekleidet; seine linke Hand hielt einen Hut, um den ein Trauerflor geschlungen war; an seiner rechten Schulter hing ein leerer Aermel. Er grüßte tief und feierlich und näherte sich einer jungen Frau, die neben Herrn B... saß. Mit einer Stimme voll Schmerz und Wehmuth, die alle Anwesenden heftig ergriff, fragte er sie, ob sie ihn wohl noch kenne. Die junge Frau erwiderte nichts; sie schien in Gedanken verloren. Auf dem Gesichte des Fremden blitzte eine helle Röthe auf, die aber sogleich wieder erlosch. Er wandte sich hierauf zu einer ältern Frau, welche der jüngeren gegenüber saß und sagte: „Madame, ich bin Adolph G..., der diesen Morgen aus dem Gefängnisse entlassen wurde, und Sie bitten will, ihm ... Hier war Herr B... aufgestanden, und ergriff Adolphs linke, einzige Hand. „Mein wackerer, junger Freund," sprach er zu ihm, „ich wünsche von Herzen Glück. Ich habe gestern bereits im Journal des Debats gelesen, daß man Ihnen nichts zur Last legen konnte, und fragen Sie nur meine Frau, wie sehr ich mich darüber

freute. O, ich hatte Sie niemals vergessen! wie konnte man Sie für verdächtig halten! Sie — ein Verschwörer! ein Rebell! wie unerhört! Setzen Sie sich mit uns zu Tische! Jean! Jean! ein Gedeck! Sie werden doch mit uns frühstücken? Nicht wahr?“ Dieser Redefluß des ehrlichen Alten wurde durch keine Einladung der Andern unterbrochen, denn Adolph war für sie eine Erscheinung aus dem Grabe. Die beiden Frauen, welche einander gegenübersaßen, blickten sich mit innerem Grauen an. Der Freigesprochene bemerkte es: „Ich danke, mein Herr,“ erwiderte er kalt, „meine Gegenwart würde hier nur unangenehm stören — nicht wahr, Mademoiselle? fügte er mit gesenkten Augen hinzu, indem eine Todtenblässe sein Gesicht bedeckte. Der Kaufmann neigte sich zu ihm und flüsterte ihm zu: „Nennen Sie sie Madame, denn sie ist seit einem Monate verheirathet. Mein Schwiegersohn sitzt neben meiner Frau.“ — „So bitte ich um Entschuldigung,“ sprach der Unglückliche, „und will hiemit . . .“

Er konnte nicht ausreden und fiel ohnmächtig zu Boden. — Wie er wieder zu sich kam, war Madame B... allein bei ihm. Sie wollte ihn trösten, sich entschuldigen, aber Adolph verbat sich Beides. „Sagen Sie mir nichts darüber!“ rief er, „mit diesem Aussehen, mit diesem verstümmelten Körper, dürfte ich nie mein Auge zu Ihrer Tochter erheben. Ich will fort von hier; der Gatte Ihrer Tochter könnte Rechenschaft von mir fordern, was ich hier zu thun habe. Und wahrlich, ich habe nicht im Sinne seine Ruhe zu stören. Nur Eines noch. Sie wissen, ich wohnte in Ihrem Hause in der rue Beaubourg. Wie nun im vergangenen Jahre die Soldaten dort einbrachen, um mich auf dem Leichnam meiner Mutter elend zu machen, besaß ich einige Bilder, Zeichnungen . . . . Wo sind diese hingekommen? Ich muß daran denken sie zu verkaufen, bald zu verkaufen, denn Heute erhielt ich noch das Frühstück im Gefängniß, aber Morgen — Morgen werde ich hungern müssen — und schon diese Nacht muß ich ein Unterkommen finden, oder meine Freiheit verfällt aufs Neue der Polizei. Befehlen Sie darum, daß man mir meine Bilder aushändige, damit ich gehen und sie mit mir nehmen kann.“ —

Da führte man ihn auf den Boden des Hauses, wo es einregnete und der Wind zu tausend Oeffnungen hereinpfiff. Seine Bilder steckten in einem Winkel, den Ratten und Mäusen überlassen; er durchsuchte sie und sagte dann: „Das sind nicht Alle — ein Bild fehlt — weiß mir Niemand zu sagen, wo es hingekommen ist?“ „Ich habe es mir zugeeignet,“ antwortete Madame B... traurig, „wenn Sie es aber durchaus wollen —“

Sie führte ihn in ihr Zimmer; da hing das Bild; es war Adolphs

Braut, sein letztes Werk, mit Geist, Talent und Liebe gemalt. Er riß es von der Wand und zertrat es mit seinen Füßen. „Nun habe ich sie Alle!“ sagte er dumpf. — „Noch Eines besitze ich,“ sprach Madame B... mit ängstlicher Schüchternheit, „es ist Ihr Bild von der Ausstellung; aber lassen Sie es mir, ich beschwöre Sie darum, ich will es Ihnen so theuer bezahlen, als Sie wollen.“ — „Es gehört Ihnen schon längst,“ erwiderte Adolph mit ruhigem Tone, „das Bankbillet, das Sie mir einst gaben, war mehr als es werth ist. Man sagt, daß die Gemälde im Preise steigen, wenn ein Maler seine Kunst einmal nicht mehr übe — nun wohl! ich habe sie aufgegeben“ — und dabei lächelte er seltsam. —

Sie umarmte ihn stillschweigend; Trost hatte sie nicht für ihn; er ging. Seine alte Wohnung in der rue Beaubourg war leer und er konnte dort wieder einziehen. Mit dem Gelde, das er aus seinen Bildern löste, kaufte er sechs Fuß Erde auf dem Kirchhofe, de l'Est genannt, um den Leichnam seiner Mutter hineinzulegen, den er aus der allgemeinen Grube der Schlachtopfer des Aprils hatte auffinden lassen. Nachdem diese traurige Pflicht erfüllt war, sah er rings um sich in der weiten Welt, und wie er Niemand mehr fand, dem er angehörte, kein Band, das ihn an die Menschen knüpfte, so beschloß er zu sterben. — —

Kürzlich, es war in den letzten Tagen des März, in diesem Jahre, erhielt ein hochgestellter Beamter einen Brief von unbekannter Hand, worin ihn ein Kranker bat, sich zu ihm zu verfügen, um wichtige Aufschlüsse über das Aprilcomplot zu erhalten, die dazu dienen könnten, den Pairshof in seinem Urtheile zu leiten. Man bemerkte, er könne sich, zu größerer Sicherheit, von so vielen Personen, als ihm beliebe, begleiten lassen. Dieser Brief war unterzeichnet: der Baron v. G...

Zur bestimmten Stunde klopften sechs Männer des Rechtes, in Amt und Würden, an die uns wohlbekannte Thür des dritten Stockes in der rue Beaubourg. Sechs verkappte Gensd'armen waren auf der Treppe vertheilt.

Adolph grüßte die Eintretenden mit Anstand, nöthigte sie Platz zu nehmen, und nachdem er gebeten hatte, ihn nicht zu unterbrechen, erzählte er ihnen seine Geschichte, die auf die ernsten Männer einen starken Eindruck zu machen schien. Nachdem Adolph geendet hatte, erhob er sich:

„Der Jüngling, dessen Schicksal ich Ihnen eben mittheilte, bin ich selbst,“ sprach er mit Kraft, „dies Bett ist das Todesbett meiner Mutter; auf diesem Boden hier lag ich mit zerschmettertem Arm, verwundet und hülflos; auf diesem Boden hier starb meine Mutter.

Die Soldaten ließen uns neben einander liegen, und erst Abends hat uns die Polizei abholen lassen, wie man mir sagte. Blutend schleppte man mich ins Gefängniß, worin ich zehn Monate geschmachtet habe. Zehn Monate! gräßlich lang! nicht wahr? Endlich ließ man mich frei! Jetzt bin ich frei, verstümmelt, krank, eine Waise! untauglich zu Allem, verzweifelnd, elend! Ich hatte eine Braut, jetzt ist sie mir verloren! Ich übte eine Kunst, die mein ganzes Seyn erfüllte; jetzt bin ich ohne Arm, und kann nicht mehr malen; mein Ruf wurde in der Wiege erstickt; jetzt bin ich zwar frei — aber ein freier Bettler! — und die Gesetze verfolgen den Bettler. Ich habe also nichts um zu leben, darum muß ich sterben! Nur bis hieher können die Gesetze mir Schranken ziehen. — Ich beklage mich über ihre Ungerechtigkeit; man hat mich ungerecht eingekerkert; ich fordre Genugthuung! Welche könnte mir wohl geboten werden, für Alles was man mir geraubt hat? Hier schweigen die Gesetze! Je nun, ich will meine Ansprüche aufgeben, denn ich kann sterben! Aber ich wollte zugleich daß mein Tod zu etwas nützlich wäre, und darum bemühte ich Sie hieher. Ich hätte schreiben können, aber Sie erhalten so viel Geschriebenes, und das lebendige Beispiel wirkt mehr als das todte Wort. Hier lernen Sie mehr! Nehmen Sie nun das Schlachtopfer der Gesetze, meine Herren Richter, und thun Sie damit was Ihnen gut dünkt! —“

Nachdem er dieses gesprochen hatte, fiel er todt zurück. Er hatte mit den Zähnen ein Fläschchen Blausäure zerdrückt. —

England.

Washington Irvings neuestes Werk.

Nach den „Prairien“, dem originellen Werke des berühmten Amerikaners, das auch jetzt schon in Europa gebührende Anerkennung gefunden, bringt uns die neueste Londoner Presse, und mit ihr zugleich die „Europäische Buchhandlung“ des Herrn Baudry in Paris, ein Buch desselben Verfassers, unter dem Titel:

Abbotsford and Newstead-Abbey,

worin er uns Walter Scott und Byron nach dem Leben porträtirt, und dabei nach seiner Weise es an pikanten Anekdoten und geistreichen Zügen mannichfacher Art nicht fehlen läßt. Wir geben hier vorläufig eine kurze Probe, um mit dieser interessanten Erscheinung nicht zurückzubleiben, hoffen jedoch mehr daraus mitzutheilen, wenn es der Strom des Neuen zulassen sollte, der uns oft wider Willen von Gegenständen fortreißt, die uns, mit einem Male zu erschöpfen, nicht vergönnt war. Jedenfalls versprechen wir jedoch unsern Lesern eine ähnliche Skizze über Byron.

Porträt, Anekdoten und Erinnerungen von Walter Scott.

Am 29. August 1816 erreichte ich spät die kleine Stadt Selkirk, Schottlands alte Gränze. Ich kam von Edimburg, um die Abtei Melrose und ihre Umgebungen kennen zu lernen, mehr aber noch um den mächtigen Minstrel des Nordens zu sehen. Der Dichter Thomas Campbell hatte mir ein Empfehlungschreiben für ihn mitgegeben, und nach dem Interesse zu urtheilen, welches ihm meine ersten literarischen Versuche eingeflößt hatten, glaubte ich, daß mein Besuch ihm nicht lästig seyn würde.

Am andern Tage, früh, reiste ich in einer Postkalesche nach der Abtei. Vor Abbotsford angelangt, sandte ich den Postillon mit dem Briefe und meiner Karte hinein, worauf ich geschrieben hatte: daß ich mich nach den Ruinen von Melrose begebe, und zu wissen wünschte, ob es Herrn Scott (er war damals noch nicht Baronet) angenehm wäre, mich während der Morgenstunden zu empfangen.

Während ich der Rückkunft meines Boten harrte, hatte ich Zeit das Haus zu betrachten. Es erhob sich in einiger Entfernung, etwas tiefer als die Straße, am Abhange eines Hügels, der sich bis an den Rand des Flusses erstreckte. Es trug einen eben so ländlichen als malerischen Charakter an sich, denn es war damals nur die bescheidene Wohnung eines Landedelmanns. Die Vorderseite war hinter Gesträuch versteckt und über dem Portal erschienen zwei große Elengeweihe aus dem Grün und schienen auf einen Vereinigungspunkt für Jäger hinzudeuten. Das weitläuftige Herrenschloß, das später hier aufgeführt wurde, war erst begonnen worden. Ein Theil seiner Mauern, von Gerüsten umgeben, stand bereits so hoch wie das Wohnhaus da, dessen Hof mit Haufen von Bausteinen angefüllt war.

Das Geräusch meines Wagens hatte die Ruhe der Bewohner gestört. Ein schwarzes Windspiel sprang auf einen Steinblock und hub ein gräuliches Gebell an. Auf diesen Appell erschien eine ganze Hundegarnison, groß und klein, Doggen und Bullenbeißer, alle liefen offenen Maules, mit hellen Stimmen, herbei. Etwas später erschien der Schloßherr in Person. Ich erkannte ihn sogleich nach den Beschreibungen und Bildnissen, die man von ihm hatte. Er war groß, stark und kräftig; er trug eine alte Jagdjacke, von grüner Farbe, Pantalons von ungebleichter Leinwand, grobe Schuhe, die an den Knöcheln befestigt waren, und einen Hut, der augenscheinlich seine Dienstzeit bestanden hatte. Eine kleine Pfeife hing an seinem Knopfloche. Er kam hinkend die Allee herauf, indem er sich auf einen starken Stock stützte, schritt aber dabei schnell und kräftig. Neben ihm trabte ein eisengrauer, großer Windhund, von ernstem und zurückhaltendem Wesen, der an dem Geschrei der Andern keinen Antheil nahm, um mir einen höflichen Empfang, der Würde des Hauses entsprechend, angedeihen zu lassen.

Bevor Walter Scott die Thür erreicht hatte, rief er mit freundlicher Stimme, daß ich willkommen in Abbotsford wäre, und fragte mich um Nachrichten von Campbell. „Allons," sagte er, indem er mir mit Wärme die Hand drückte, „fahren Sie endlich einmal vor das Haus, und steigen Sie aus dem Wagen. Sie kommen gerade zum Frühstück recht und später können Sie dann mit Muße alle Wunder der Abtei besehen."

Ich wollte mich entschuldigen, indem ich schon gefrühstückt hatte. „Bah, junger Mensch!" rief er aber, „eine Morgenfahrt in unserer zehrenden Gebirgsluft erweckt den Appetit und rechtfertigt vollkommen ein zweites Frühstück." — Bald war ich vor dem Hause, und kurze

Zeit darauf hatte ich an Scott's Tische bereits Platz genommen. Es war nur die Familie versammelt; Madame Scott, ihre älteste Tochter Sophie, ein schönes Mädchen von ungefähr 17 Jahren; Miß Anna Scott, etwa 2 bis 3 Jahre jünger; Walter, ein Knabe von schönem Wuchs, und Karl ein feines Kind von 11 bis 12 Jahren. Ich fühlte mich bald heimisch und mein Herz geöffnet, bei diesem gastfreien Empfang. Anfänglich dachte ich nur einen kurzen Besuch zu machen, man ließ mich aber so bald nicht wieder fort.

„Bilden Sie sich nur nicht ein, „sprach Scott," daß unsere Umgebung sich wie eine Zeitung in wenigen Morgenstunden durchfliegen läßt. Sie will einige Tage hindurch studirt seyn. Ein beobachtender Reisender, der einige Neigung für den Trödel der Vorzeit hat, kommt sicher nicht früher fort von hier. Nach dem Frühstück machen Sie Ihre Promenade nach der Abtei Melrose, wobei ich Sie nicht begleiten kann, weil ich einige Hausgeschäfte zu besorgen habe. Mein Sohn Karl soll jedoch mit Ihnen gehen, der sehr bewandert ist in Allem, was die alte Ruine und ihre Umgebungen angeht. Er und mein Freund, Johny Bower, werden Sie von Allem in Kenntniß setzen, und werden Ihnen viel mehr zu sagen wissen, als Sie zu glauben geneigt seyn dürften, wenn Sie nehmlich nicht ein wahrhafter und vollkommener Alterthümler sind, der an nichts mehr zweifelt. Sobald Sie zurückgekehrt seyn werden, will ich Sie in der Nähe herumführen. Morgen will ich Ihnen Yarrow zeigen; Uebermorgen fahren wir nach der Abtei Dryburgh, einer schönen, alten Ruine, die es wohl verdient Ihnen gezeigt zu werden." Nach Scotts Plan war ich nun genöthigt, diesen Besuch auf mehre Tage auszudehnen, und es schien mir, als ob ein Zauberland sich vor meinen Blicken aufgethan hätte. —

Nach meiner Rückkunft von Melrose, schlug Scott einen Spaziergang in der Gegend vor, wobei uns seine ganze Meute begleitete. Der alte Windhund Maida, ein edles Thier und Liebling des Dichters; Hamlet, das schwarze Windspiel, jung und wild, voll Feuer; Finette, eine schöne Hündin mit weichen, seidenartigen Haaren, lang herabhängenden Ohren, und sanften Augen, die in den Salon kommen durfte. Dazu gesellte sich noch ein invalider Leithund, der wedelnd aus der Küche kam, und den sein Herr wie einen Kameraden und alten Freund bewillkommte. Scott machte unterwegs viele Anspielungen auf seine Hunde, oft sprach er mit ihnen, wie mit vernünftigen Geschöpfen. — Wir besuchten einen Steinbruch, aus welchem man zu dem neuen Gebäude die Steine holte. Alle hörten hier zu arbeiten auf, um eine kleine Unterhaltung mit dem Laird zu pflegen. Der Eine war ein Bürger von Selkirk, den Scott mit einem alten Liede seiner

Stadt auszog; ein Anderer war Cantor des Kirchspiels, und spielte Abends, wenn die Feldarbeit vorüber war, den Burschen und Mädchen beim Tanze auf. Ein Dritter, ein alter, grader Bauer, von gutem Aussehen und weißen Haaren, war eben darüber her, einen Trog voll Mörtel aufzuladen, als er Scott erblickte, unbeweglich vor ihm stehen blieb, und mit seinen blauen, ein wenig funkelnden Augen zu erwarten schien, daß die Reihe auch an ihn komme, weil der alte Bursche wohl wußte, daß er einer der Lieblinge des Lairds sey. Scott ging freundlich auf ihn zu und begehrte eine Prise. Der Mann zog eine Dose von Horn aus der Tasche. „Ei, Alter!“ sagte Scott, „was hast du da für eine Dose? Wo ist denn die schöne französische, die ich Dir aus Paris mitgebracht habe?“ — „Eure Herrlichkeit denkt nicht daran“ erwiderte der alte Bauer, „daß solch ein Kleinod nicht für die Werktage taugt.“ — Indem wir fortgingen, erzählte Scott, daß er in Paris für seine Leute allerlei Spielereien gekauft habe, die sie sehr in Ehren hielten. „Es ist nicht der Werth des Geschenks,“ setzte er hinzu, „als der Gedanke, daß der Laird ihrer gedacht hat, da er weit, weit weg von ihnen war.“ — Dieser alte Bauer ist Soldat gewesen, und seine gerade Haltung, sein fester Schritt, sein braunes Gesicht, riefen mir gewisse Züge von Edie Ochiltrie in's Gedächtniß. Wilkie hat ihn in einem Gemälde angebracht, welches Scott und seine Familie darstellt.

Unser Weg führte uns auf eine Höhe, welche die Aussicht beherrschte. „Ich habe Sie hieher geleitet,“ sagte Scott, „wie den Wanderer in **the Pilgrim's Progress**, auf den Gipfel der „„lieblichen Gebirge““ um vor Ihren Augen alle Wunder unsers Landes auszubreiten. Dort ist Lammermoor und Smailholme; hier sehen Sie Galashiels und Torwoodlee, weiter Gala-Water, und in jener Richtung — dorthin! Teviotdale, Braes de Yarrow, und der Silberfaden, der sich unter uns hinschlängelt, ist der wasserreiche Bergstrom Ettrick, der sich in die Tweed ergießt.“ So nannte er mir alle ehemals berühmten Namen der schottischen Gesänge, die seiner Feder ihre Wiederbelebung verdankten. In der That dehnte sich ein großes Stück des Gränzlandes vor meinen Blicken aus, und ich konnte die Orte unterscheiden, wo sich die Scenen seiner Gedichte zugetragen hatten, jener Romane, die auf gewisse Weise die ganze Welt bezaubert hatten. Ich blickte einige Zeit in einem stummen Staunen um mich, das einer Enttäuschung glich. Einige Reihen von grauen Hügeln, mit einförmig wellenähnlichen Gipfeln, erhoben sich hintereinander, so weit als der Sehkreis reichte. Man würde eine große Fliege unterschieden haben, die längs ihres kahlen Profiles hingegangen wäre, so entblößt waren sie von jeder Spur von

Vegetation; und diese Tweed, die so berühmt ist, floß dazwischen, ohne das geringste Gebüsch, welches ihre Ufer beschattet hätte. Die Magie der Dichtkunst und Einbildungskraft ist jedoch so groß, daß sie dieser Gegend eigene Reize verliehen hat, und sie mir auch interessanter machte als die schönsten Punkte, die ich in England bewunderte. Ich konnte mich nicht enthalten, Alles laut zu sagen was ich darüber dachte. — Scott sang einige Minuten zwischen den Zähnen und wurde sehr ernst. Er wollte nicht, daß sein Talent auf Kosten seiner heimathlichen Berge gelobt werde. „Sei es Eigensinn, Vorurtheil," fing er endlich an, „jene grauen Hügel, jene wilden Gehege, enthalten Schönheiten in meinen Augen, die nur ihnen eigenthümlich sind. Ich liebe selbst das Nackte dieser Erde, ich liebe ihre ernste, ländliche, wilde Physiognomie. Wenn ich einige Zeit hindurch wieder in der reichen Gegend von Edimburg lebte, die einem mit Zierathen überfüllten Garten gleicht, so wünsche ich mich von Neuem mitten unter meinen naiven, ehrlichen Hügeln zu sehen, mit diesem grauen, eintönigen Anstrich. Wahrhaftig, wenn ich meine Haide nicht mindestens alle Jahre einmal sähe, ich glaube — ich würde sterben!" — Bei diesen Worten, die er mit einer innern Begeisterung ausgesprochen hatte, schlug er mit seinem Stocke stark auf den Boden, gleichsam als wollte er seiner Rede mehr Nachdruck geben. Auch vertheidigte er die Tweed, und sagte, sie gefiele ihm nicht weniger mit ihren schattenlosen Ufern; wahrscheinlich wegen seiner alten Lust am Angeln. Ich versuchte es, meine erste Behauptung zu unterstützen; ich sagte, daß ich stets daran gewöhnt wäre, die Berge mit Wäldern gekrönt, und ebenso die Flüsse durch Gebüsche dahinströmen zu sehen, und daß, nach meinem Ideal von einer Landschaft, jede romantische Gegend ihr Gehölz haben müsse.

„Ja, das ist der große Reiz Ihres Landes!" rief Scott, „Sie lieben die Wälder, wie ich die Haiden liebe; aber glauben Sie darum nicht, daß ich unempfindlich wäre für die erhabenen Schönheiten einer bewaldeten Gegend. Nichts belebte mich mehr, als in einem Ihrer Urwälder zu stehen, in jenen weiten Baumwüsten, die der Fuß des Menschen noch nie betreten hat. Einst, in Leith, sah ich einen ungeheuren Baum aus Amerika kommen, den man so eben ausschiffte. In seinem Geburtslande stehend, seiner ganzen majestätischen Länge nach, geschmückt mit allen seinen Zweigen, welch' ein Baum mußte das gewesen seyn! Ich betrachtete ihn mit Bewunderung: er schien mir gleich jenen kolossalen Obelisken, die man uns von Zeit zu Zeit aus Aegypten herbeibringt, um unsere Pigmäen-Denkmäler in Europa zu beschämen. Und in der That sind jene stolzen Bäume, jene Söhne Ihres Bodens, welche den Indianern vor dem Einbruch der weißen Men-

schen Schutz gewährten, die eigentlichsten Denkmäler und Alterthümer Amerikas.“ —

— Während wir so sprachen, hörten wir einen Schuß auf den Hügeln. „Das ist Walter,“ sagte Scott, „er hat seine Morgenstudien geendet, und nun läuft er mit der Flinte umher. Er ist ein trefflicher Schütze.“ Ich fragte ihn über Walters Studien. „Meiner Treu!“ erwiderte Scott, „ich kann über das Kapitel nicht viel sagen; ich habe nie den Gedanken genährt, aus meinen Kindern Wunder zu erziehen. Wie Walter noch ein kleiner Junge war, lehrte ich ihn reiten, schießen und die Wahrheit sagen. Uebrigens vertraue ich seine Erziehung einem würdigen jungen Manne an, dem Sohne eines unserer Geistlichen. Er unterrichtet alle meine Kinder.“ —

Als es zu Tische ging hatte Scott seine halbbäuerischen Kleider abgelegt, und erschien schwarz gekleidet. Auch seine Töchter waren sorgfältiger gekleidet, mit natürlichem blauem Flieder in den Haaren, den sie auf den Hügeln gepflückt hatten; sie selbst waren so frisch wie dieser Schmuck. Ich war der einzige Fremde: um den Tisch standen 2 bis 3 Hunde in aufwartender Stellung; Maida, der alte Liebling hielt sich nächst dem Ellenbogen seines Herrn, während Finette, das Windspiel, nicht von Madame Scott wich, welche es offenbar verdarb. Das Gespräch kam auf die Vorzüge der Hunde, und Scott sprach mit großer Wärme von seinem Lieblingsterrier Camp, der an seiner Seite, auf dem ersten Bilde paradirt, welches von ihm gestochen wurde. Er beklagte ihn wie einen aufrichtigen Freund. Seine ältere Tochter sah ihn spöttisch an und bemerkte, daß „Papa mehr als eine Thräne um den armen Camp vergossen habe.“ Ich hatte später Gelegenheit Scotts Zärtlichkeit für seine Hunde öfter zu bemerken.

Nach dem Essen gingen wir in den Salon, der zugleich als Arbeitszimmer und Bibliothek diente. Ein langer Schreibtisch mit Schubladen, stand an der einen Wand, und trug einen kleinen Schrank von gefirnißtem Holze, dessen Thüren mit reichen Kupferbeschlägen geziert waren. Hier bewahrte Scott seine wichtigen Papiere. Ueber diesem Schranke stand, in einer Art von Nische, eine vollständige Rüstung von blankem Stahl, mit geschlossenem Helme, und den Handschuhen und der Streitaxt daneben. Trophäen und Merkwürdigkeiten waren ringsumher gestellt, z. B. ein Säbel des Tippoo-Saheb, ein breites Hochländerschwerdt, das in Floddenfield gefunden ward, ein Paar Sporen in Bannockburn ausgegraben, und was meine Aufmerksamkeit besonders auf sich zog, da ich wußte, daß Scott damals einen Roman aus dem Leben Rob-Roy's herausgab, eine Flinte jenes berühmten Räubers, mit den Buchstaben gezeichnet: **R. M — G.** — Zu beiden

Seiten des Schrankes standen Tischchen, die mit Büchern bedeckt waren, größtentheils Romane in verschiedenen Sprachen, von denen Einige alt und selten. Dieß war aber blos Scott's Landsitz, und seine Bibliothek befand sich in Edimburg. Er holte aus dem Schranke ein Manuscript, das man auf der Ebene von Waterloo gefunden hatte; es waren Abschriften von Liedern, wie sie zu jener Zeit in Frankreich volksthümlich waren. Das Papier war mit Blut befleckt. „Wahrscheinlich das Herzblut irgend eines jungen Kriegers," bemerkte Scott, „der, unbesorgt und heiter, seine Lieder hoch in Ehren hielt, als ein Andenken seines Pariser Liebchens." Er spielte auf das halb melancholische, halb heitere Kriegsliedchen an, welches dem General Wolf zugeschrieben wird, und das dieser am Vorabende des Sturms von Quebec, bei dem er so heldenmüthig fiel, gesungen haben soll. „So sang," setzte er dann hinzu, „jener arme Jüngling, der bei Waterloo fiel, wahrscheinlich auch noch seine Lieder beim Bivouacfeuer, am Abend vor der Schlacht, und dachte an die Schöne, die sie ihn gelehrt hatte, und wie er mit Ehren überhäuft zu ihr zurückkehren würde!" — Später habe ich Uebersetzungen dieser Lieder von Scott, in einer Ausgabe vermischter Gedichte, gefunden.

Der Abend verfloß herrlich; der Dichter las einige Stellen aus dem Roman Arthur, mit seiner schönen, tiefen und wohlklingenden Stimme und dem schweren Accent, der trefflich zu dem alten, in gothischen Charakteren gedruckten Buche harmonirte. Es war wohl schön, einer solchen Lektüre, an diesem Orte, von diesem Manne beizuwohnen! Scott saß in einem ungeheuren Lehnsessel, sein Hund Maida zu seinen Füßen, und rings um ihn alte Bücher, Waffentrophäen und malerische Reliquien der alten Zeit. Während des Lesens hatte sich die kluge Grippeminaud auf einem Stuhl neben dem Feuer plazirt, und blieb hier mit festem Blicke und nachdenkender Miene, als ob sie dem Leser ihre größte Aufmerksamkeit gewidmet hätte. Ich bemerkte, daß diese Katze einen ganz besondern Geschmack für mittelalterliche Literatur zu haben scheine. „Die Katzen" erwiderte er, „sind mysteriöse und ungewöhnliche Thiere, in ihrem Gehirn geht mehr vor, als wir denken, ohne Zweifel wegen ihres Rapports zu Zauberern und Hexen. Manchmal fühl' ich mich versucht, Grippeminaud mit der Achtung zu begegnen, wie etwa einem großen Fürsten, der incognito lebt und bei erster Gelegenheit wieder seinen Thron besteigen kann."

Später sang Sophie Scott, auf Ersuchen ihres Vaters, schottische Balladen, ohne Begleitung, und in ihrem naiven Dialekt. Scott liebte sehr diese alten Weisen, besonders aber einige jacobitische Lieder, die sonst unter den Anhängern des „jungen Ritters" in Cours waren. —

Am andern Morgen, als die Sonne ihre ersten Strahlen über die Hügel sandte, stand ich auf, und blickte durch die wilden Rosen, die mein Fenster beschatteten. Scott saß schon draußen, auf einem Steine, und plauderte mit den Arbeitern, die bei seinen Bauten beschäftigt waren. Ich hatte mir vorgestellt, daß er diesen Morgen ernstlich zu thun haben würde, da ich ihm am vorigen Tage so viel Zeit geraubt hatte, er aber sah so müßig aus, als wäre seine ganze Beschäftigung nichts Anders gewesen, als sich in die Sonne zu legen und sich seines Lebens zu freuen. Ich kleidete mich schnell an und ging zu ihm. Er sprach von seinen Planen und Projecten für Abbotsford. Wie glücklich wäre er gewesen, wenn er sich mit seinem lieblichen kleinen Hause, von Spaliren umgeben, begnügt hätte, und mit jener einfachen und herzlichen Gastfreundschaft, womit er mich aufnahm. Das große Gebäude, die Ausgaben, die es erforderte, die Dienerschaft, die Gäste, diese ganze Einrichtung eines Barons, hat seiner Börse zur Ader gelassen, seine Talente erschöpft, seine Seele mit Sorgen erfüllt, endlich ihn getödtet. —

Unter mehren Reliquien, besaß Scott einen Todtenkopf, der wahrscheinlich einst einem der jovialen Brüder angehört haben mag, deren in der alten Ballade „Von den Gränzen“ Erwähnung geschieht. Scott hatte ihn reinigen und firnißen lassen und auf seinem Nachttisch aufgestellt, wo er traurig, dem Bette gegenüber, die Zähne fletschte. Er war der Schrecken der Stubenmädchen, worüber Scott eine große Freude hatte. Manchmal, wenn er sich umkleidete, schlang er seine Halsbinde, wie einen Turban, um den gefürchteten Schädel, und dann wagte es keines der Mädchen, sie wegzunehmen. Man wunderte sich darüber, daß der Laird eine so entsetzliche Leidenschaft für den grinzenden Kopf bezeugen konnte.

Von der Familie waren es Sophie und Karl, die mit Scott am Meisten zu harmoniren schienen, und die größte Lust an seinen Geschichten und Anecdoten bezeigten. Madame Scott äußerte hingegen nur eine sehr geringe Aufmerksamkeit, und machte dann und wann Bemerkungen, die unmittelbar zur Folge hatten, die Conversation zu hemmen. So hatte sich Scott eines Abends mit seiner ganzen freudigen Seele dazu angeschickt, eine Anecdote von dem Laird von Macnab zu erzählen; „der arme Teufel ist jetzt todt und vergessen,“ sagte er. „Wie, Herr Scott,“ unterbrach ihn die gute Frau, „todt? es ist nicht möglich, daß Macnab todt sey!“ — „Dann, meine Liebe,“ erwiderte er, mit spaßhafter Gravität, „haben die Leute eine schreiende Ungerechtigkeit an ihm begangen, denn sie haben ihn begraben.“ —

Italien.

Florenz.

Ein Sonntag. — Villa Catalani. — Die Gräfin Lipona.

(Von Méry.)

Indem ich mir meine Erinnerungen aus Toscana vergegenwärtige, kommt es mir vor, als ob Florenz für seine Sonntage eine ganz eigene Sonne in Bereitschaft halte; ein sanfteres Licht, eine blauere Luft, einen üppigeren Schatten. Ueberall bringt aber auch das Volk seinen Sonntag lärmend hin, um die Mühen der Woche zu vergessen, aber in Florenz geht es spazieren, mit einer schönen Haltung, worin sich bürgerliche Wohlhäbigkeit, Würde, Anstand und Bildung kund geben. Florenz ist vielleicht die einzige Stadt in der Welt, wo man keine schmutzige Bettler unter dem Volke findet. Welch' gutes Zeichen ist es nicht, Bänerinnen mit Federhüten zu sehen, und Bauern mit gelbledernen Handschuhen. Ich glaube, daß die Landleute nur in Florenz Handschuhe tragen.

Und nun die Spaziergänge! Nirgends Gitter oder Wachen! Ein einziger, natürlicher Wald, der vor der Linie der Stadt beginnt, und wo man nur einige Alleen ausgehauen hat, um die anmuthige Wildniß noch anziehender zu machen. An der Seite dieses Spazierganges fließt der Arno, zu dessen Ufer den Wanderer frische, duftende Boskets geleiten. Sonntags findet man hier ein italienisches Fest, von bezaubernder Wirkung. Zwei lange Reihen von Kutschen fahren in der Hauptallee; Reiter schwärmen daneben; Fußgänger ziehen zu beiden Seiten einher. Dieß Bild ist ruhig, dabei elegant und graziös, wie alles in Florenz; man hört kein lautes, unanständiges Wort; das weiche und reine Idiom des lieblichen Toscana fließt harmonisch von Mund zu Mund; kein Streit, kein Zank, keine Grobheiten; das ist aber keineswegs Leidenschaftlosigkeit bei diesem Volke, sondern es ist ein edler, tieferer Sinn, der es beherrscht, und nicht zugibt, daß seine Kraft in Gassenbacchanalien verschwendet werde. Beobachten wir den Florentiner einmal im Theater, dort weint er, lacht er, wird ergrif-

ſen, und applaudirt bei einer ſchön geſungenen Cavatine, mit der ganzen Glut ſeines Himmels; oder man gehe in die Kirche, wenn Einer jener beredten Mönche, wie ich ſie hörte, zur Zeit des Advents oder der Faſten predigt, wie da jede Phraſe auf allen den ausdrucksvollen Geſichtern zuckt, wie die Hände geballt werden, um nicht in ſeliger Vergeſſenheit zuſammenzuklatſchen, und wie nach beendigter Predigt der Mönch in einer geſchloſſenen Sänfte heimlich fortgetragen werden muß, weil das Volk ihn im Triumph forttragen würde, um ihm zu danken.

An einem dieſer ſchönen Sonntage in Florenz war es nun, daß ich aus der Porta San-Gallo fuhr, um einer köſtlichen Einladung zu folgen, die ich am Abend vorher erhalten hatte. Ich ſollte nämlich die Litaneien der heiligen Jungfrau in der Kapelle des Dorfes la Loggia von Madame Catalani ſelbſt ſingen hören.

Die Meſſe wurde von einem ehrwürdigen achtzigjährigen Prieſter geleſen, und die Kapelle war mit andächtigen Bauersleuten gefüllt. Nur Wenige waren zu dieſer Feierlichkeit eingeladen; unter Andern Herr Gaëtan Murat und ſeine Gemahlin, und der Graf Potocki, ein edler polniſcher Verbannter.

Madame Catalani intonirte die Litaneien mit ihrer prächtigen Stimme, die ganz Europa einſt ſo hoch bewunderte; dießmal ſang ſie weder vor dem Parterre der Scala, noch vor den Logen von San Carlo, weder vor einer glänzenden Verſammlung von Pariſern, Ruſſen oder Engländern, noch vor einem Congreß von Königen; nur ſchlichte Landleute hörten ihr zu, mit offenem Munde, deren Mienen ſtille Bewunderung verriethen. Ich habe nur ſelten eine ſo rührende Scene erlebt. — Die berühmte Künſtlerin, die knieend am Altare ſang, iſt noch immer ſchön und majeſtätiſch, wie ſie vormals war; ihre Augen blicken herrlich, ihre Züge ſind belebt von innerem Feuer; es war ſchön zu ſehen, wie dieſe Semiramis den babyloniſchen Purpur ablegte, um einem armen Dörfchen Freude zu machen. Ich fühlte mich glücklich, dieſe heilige Gewalt des Gebetes zu vernehmen; nie wiederhallte noch die ungeſchmückte Kapelle auf dem Lande von ſolchen Tönen. Bei den erhabenen Anrufungen: Königin des Himmels! myſtiſche Roſe! Tröſterin der Leidenden! antwortete ſtets der Chor der Landleute ihr: „Bitt' für uns!“ und dieſes **Ora pro nobis** ward ſo harmoniſch, ſo vollendet geſungen, daß es ein Zeugniß ablegen konnte für das natürliche Muſiktalent, das in jedem italieniſchen Ohre ruht. Alles war übrigens einfach und ernſt, und die Sängerin ließ den Noten ihre urſprüngliche Naivetät; aber die begeiſterte Wärme, womit ſie jeden Ausruf anhob, gab der jungfräulichen Poeſie dieſes Gebetes einen ganz unerwarteten Schwung. Ihre göttliche Stimme ſchien ſich

in den Himmel zu schwingen, und dann wieder herabzuströmen, um in dem Zujauchzen der Menge zu verlöschen; so wurden diese Wechselgesänge durch keine Pause unterbrochen. Ich habe viel Musik in Italien gehört; aber nichts was mit dieser zu vergleichen gewesen wäre. In der sixtinischen Kapelle in Rom, wenn das göttliche **Miserere** vor Michael Angelos Fresken ertönte, dachte ich bewegt an die Litanei in la Loggia. Und wenn Gott Gefallen hat an Gebeten der versammelten Menschen, so wird er der Bauerngemeine von la Loggia ein gnädiges Ohr verliehen haben, während er sich von den kunstvollen Sopransängern der Kapelle des Vaticans abgewendet haben wird.

Nach beendigtem Gottesdienste führte uns Madame Catalani (deren jetziger Name wie bekannt Madame de Valabrègue ist) in ihre Villa. Ein gesangliebender Welttheil hat diese prachtvolle Residenz bezahlt; Florenz hat keinen schönern Landsitz aufzuweisen. Um die Villa Catalani grünt ein Gürtel von Zitronen und Orangenbäumen; sie liegt in einer Ebene, und bietet ihre Winterseite der Sonne, ihre Sommerseite der Schattenkühle dar; um ihren Hof läuft eine Kolonnade, mit vier Basreliefs von Lucca della Robbia, einem der bedeutendsten Künstler Italiens. Beim Eintritt wehte uns ein Strom von heiterem Glanze entgegen; überall Marmor und reiche Mosaikböden; überall kämpft italienische Eleganz gegen die Hitze des italienischen Sommers. Die Markisen von hundert Fenstern, bewegt der leise Westwind, der vom Arno herüberstreift, und dieses Spiel verbreitet Kühlung auf den Treppen und Gängen; Arabesken schwimmen auf den Wänden, wie glückselige Träume; Zitronenbäume erfüllen Alles mit Wohlduft, und die Gerüche des Gartens schwellen bis zu den Zimmern hinan. Man glaubt sich in ein Schloß versetzt, wie sie in Mährchen vorkommen! Und nun, als Rahmen zu dieser Villa, die Landschaft von Florenz; die leuchtende Ebene, von blauen Bergen umgeben, von einem kosenden Flusse benetzt. Und dort erblickt man es selbst, Florenz, das Schöne! unter den Hügeln der Villa Strozzi und San Miniato, wie es ruht am Gestade des Arno, mit seinem Dom und seinen zwei colossalen Thürmen, wie eine sehnsüchtige Frau, die ihre Arme ausstreckt, bevor sie einschlummert.

Ein prächtiges Frühstück erwartete uns in einem Saale neben der Orangerie; auch der Geistliche, welcher Messe gelesen hatte, war dazu eingeladen worden; er erschien jedoch nur, um sich zu entschuldigen, daß er sich nicht mit uns zu Tische setzen könne. Madame Catalani bat ihn so liebevoll in der süßen Sprache von Toscana, der man nichts abschlagen sollte, aber der Priester blieb lächelnd bei sei-

ner Weigerung. Er nahm nur eine Tasse Chocolade an, die man ihm in einem andern Zimmer servirte. Das Benehmen dieses Greises schien mir eben so anständig als verdienstlich.

Bei Tische wurde viel über Musik gesprochen, und namentlich von den französischen Opern, welche in Italien noch nicht bekannt waren. Auch Robert der Teufel ist noch nicht über die Apenninen gezogen; doch war die Lust ihn zu hören bei den Florentinern so groß, daß sie deßhalb nach Paris reisten, und auf solche Weise ihren Sperrsitz mit tausend Thalern bezahlten.

Die Florentiner erkennen in der Musik alles willig an, was schön ist, und fragen nie, wo es herkommt. So wohnte ich einst der ersten Aufführung der Beethovenschen Symphonien bei. Die Eroica und die Pastoralsymphonie erregten einen Freudentaumel ohne Ende; diese Meisterwerke wurden nach einmaligem Hören schon begriffen und gewürdigt; aber an demselben Abend gingen dennoch dieselben Leute nach der Pergola, um Donizetti, den Mode-Maestro, zu hören.

Nach dem Frühstück intonirte Madame Catalani das **Dies irae** der anglicanischen Kirche, eine finstre Hymne, die gleichsam wie mit einem Cypressenzweige auf den Marmor eines Trauermonuments geschrieben wurde. Langgehaltene Noten auf dem englischen Horn begleiteten diesen Gesang. Keine Ueberraschung kann größer gedacht werden, als die, welche uns die Villa Catalani bereitete; ein köstliches Frühstück zwischen der Litanei und dem **Dies irae**. Gemeiner Sybarismus läßt beim Dessert Champagner und Liebe hochleben; hier am Ufer des Arno horchten wir mit Wollust unseren Todtengesängen. Der Westwind koste mit den Orangenblühten der Terrasse; der italienische Mittag senkte sich mit seiner mysteriösen Erschlaffung nieder; ein sanftes Licht spielte auf den Scheiben; durchsichtige Schatten schwebten auf den Fresken.

Der Tag ward zum langen Konzert; solche Tage in Florenz bestehen ganz aus Musik und enden erst am andern Morgen. Madame Duvivier, die Tochter der Madame Catalani, besitzt eine der schönsten Contralt-Stimmen, die Italien wohl jemals gehört hat. Sie sang Duo's mit ihrer Mutter; man erschöpfte Norma, **la donna del Lago**, **Semiramis**. Madame Gaëtan Murat accompagnirte auf dem Flügel; sie ist die Tochter des Herrn v. Meneval, der ein Freund des Kaisers war. Fortwährend kamen neue Gäste aus Florenz. Das Gerassel der Räder, das Stampfen der Pferde, die pomphaften Ankündigungen der toscanischen Aristokratie, nichts besänftigte diese Dilettantenwuth. Niemand kümmerte sich um das, was außer ihm vorging. Es war der Dilettantismus in seiner göttlichen Raserei, wie ich ihn mir oft gedacht hatte; hier war von keiner Gefälligkeit der Künstler mehr die Rede, von keinem auferlegten Geheimzwange, die Ge-

sellschaft der Sieste oder der langen Weile durch Musik entrücken zu wollen, von keinen Intermezzo's, wobei Danksagungen gegen fade Komplimente eingetauscht werden; kein Programm hatte unsere Genüsse uns vorgezählt; das Vergnügen wurde nicht durch Präludien und Entschuldigungen der Kokketterie erstickt; Alles kam aus voller Brust, und entquoll der reinsten Kunstliebe: Cavatine, Cantilene, Polonaise, Duo, Trio, Romanze, Alles wurde im Fluge ergriffen. Der Flügel ließ dem Gesange, der Gesang dem Flügel keine Ruhe. So machte man Musik in der Villa Catalani.

Nicht auf dem Thabor will ich eine Hütte bauen, sondern in dieser frischen Oasis der Ebene des Arno. Noch wiederhallen jene Klänge in meinem Gehöre, und am südlichen Strande des Meeres, wo ich diese Erinnerung aufschreibe, scheint es mir, als trüge der Wind melodiöse Reste jenes florentinischen Sonntags zu mir herüber. Eine Sieste im Lenze hat mir nie lieblichere Träume bescheert, als jener heitre Tag in der Wirklichkeit.

Aber dieser einzige Tag sollte auch vollkommen schön seyn; ich begann ihn in einer Villa, wo das königliche Talent seine Krone abgelegt hatte, und beschloß ihn in einem Pallast, wo eine andere Königswürde, in edler Verbannung, das Schicksal des größten Namens der neuern Geschichte ruhig erträgt. Die Schwester Napoleons, die Wittwe des ehemaligen Königs von Neapel, erzeigte mir die Ehre, mich bei ihrer Soirée zu empfangen. Welche Gastfreundschaft fand ich in diesem Palaste! keine Etikette fragt hier nach dem Stande und der politischen Meinung des Reisenden; die ganze Welt wird in dem Salon der Gräfin L i p o n a repräsentirt; ein jeder Staat sendet seine Gesandten hieher, ganz ohne politische Absicht; die Schwester des Kaisers hat keine Gnaden mehr zu verschenken, man naht sich ihr nur, um sie zu sehen, zu bewundern, ihr zuzuhören, und mit ihr zu empfinden, denn keine Frau übte wohl je eine solche Macht der Rede. Gott hatte sie erschaffen, um auf dem Thron der Villa Reale zu herrschen, Angesichts jenes himmlischen Golfs von Neapel. Auch hier haben zwar Jahre und Schicksale Spuren zurückgelassen, aber der blendende Glanz der Jugend ist noch nicht ganz unter Thränen verschwunden. Welche Familie! Ein Fremder, der zum erstenmal in diesen Saal voll der schönsten Frauen von Florenz tritt, wird sogleich Die aus allen herausfinden, die einst Königin war. Es scheint immer, daß die zwei großen Namen, die sie trägt, mit siegenden Strahlen sie umschimmern.

Jeden Abend wird auch im Salon der Gräfin Lipona gesungen; sie bedarf der Musik, denn sie liebt sie leidenschaftlich; Alle Napoleoniden sind Künstler; dies war vielleicht in neuerer Zeit die einzige gekrönte

Familie, die einen entschiedenen und wahren Trieb zu den schönen Künsten hatte; sie war aber auch nicht auf dem Throne geboren.

Madame Catalani besucht die Gräfin oft, in Gesellschaft ihrer Tochter. Alle Dilettanti von Florenz freuen sich, wenn sie sich hier hören lassen können; alle neuen Partituren kann man stets hier finden.

Während man nun sang, überreichte mir die Gräfin Lipona ihr Album, und bat mich einige Verse hineinzuschreiben. Nach einem solch' poetischen Tage, und dieser erhabenen Frau gegenüber, hätte ich erröthen müssen, wenn mir die Begeisterung ausgeblieben wäre. Ich öffnete das Album, und indem ich auf die Cavatine Casta Diva hörte, die eben gesungen wurde, schrieb ich an einem Gueridon in dem Konzertsaale selbst einige Verse: „die Verbannten in Florenz," betitelt. Ich las sie der edeln Frau vor und bat sie nun, mir einen Gegenstand aufzugeben, und mir zugleich den Rhythmus vorzuschreiben; ich wollte auf der Stelle das Gedicht entwerfen. „Nun wohl," sagte sie mit königlicher Anmuth," dies sey Ihr Gegenstand. Ich trage zwei Namen, auf die ich stolz bin; ich bin die Schwester Napoleons, und die Gattin Murats. Ihr Gedicht heiße: Bonaparte und Murat.

In stürmischer Glut flog eine Ode auf das Blatt. Nachdem ich fertig war, las ich meine Arbeit der Schwester Napoleons vor, und ich war so glücklich, Thränen in ihren schönen Augen zu erblicken; dies einzige Mal fühlte ich tief das Glück, einige Verse improvisiren zu können. Einen solchen Tag erlebe ich aber nie wieder!

Spanien.

Spanischer Lenz 1835.

Armes Land! wie schön müßte dein Frühling seyn, am Guadalquivir oder am Tajo! aber Blut röthet die Orangenhaine von Sevilla; das Heulen des Tigers hat die Nachtigallen von Aranjuez vertrieben; deine Sycomoren trauern, deine Gärten sind verödet; der Ocean, der an den Pforten des Estamento stürmt, hat die Maulthiere zurückgetrieben, welche mit lustigem Schellengetön edle und schöne Frauen von Madrid hieher tragen sollten. — Der Baske hat sein Tamburin zerschlagen; er pflückt keinen Thymian mehr auf seinen Bergen, um den Markt von Elizundo damit zu durchdüften; er ladet sein Rohr unter den Tannen der Sierra, und tödtet, im Namen der Religion, irgend einen seiner Nebenmenschen, den Geiern zum Fraß.

Was machen sie nun wohl in der Abendkühle dieser holden Jahreszeit, die göttlichen Weiber von Andalusien, die Herrlichen! die schon Wonne gewähren, wenn man sie unter den Jasminlauben einherschreiten sieht! Ach, sie horchen keinen Serenaden mehr; sie träumen nicht mehr von Liebe, hinter den Gittern ihres Balcons; die Mandoline ruht auf ihren Knien, ihre Saiten sind schlaff; sie lächeln nicht mehr bei der schäckernden Saynete; sie horchen ängstlich dem fernen Donnerton des Geschützes, denn in der nächsten Nacht schon werden sie der Verzweiflung des Besiegten, oder der Wuth des Siegers als Opfer gefallen seyn.

Spanien, wo sind deine Tage des Glanzes? wie trübe bist du heute! Gedenkst du nicht mehr des Bolero, jenes wollüstigen Tanzes, zuckend vor Begierde und Liebe? die aufheiternde Castagnette ist der lebhaften Castilianerin aus der Hand gesunken; Stille herrscht auf der Wiese; Stille auf dem schattigen Platze, wo die lustigen Akazien rauschen; Stille auf den Altanen des verliebten Beisammenseyns. Die jungen und schönen Schüler von Salamanka haben den galanten Codex der maurischen Sagen vergessen, und grübeln bei dem Studium ernster Gesetze. Arme Kastilianerinnen! schmachtet denn hinfort mit der Konstitution der Cortes! —

Und du Granada! lustwandeln noch viele Liebende unter den Bäumen, denen du den Namen gabst, mit den goldenen Aepfeln, welche sich spalten, wie Lippen von Korallen? Die lauen Winde, welche die schönen Fälle deines Stromes hauchen, haben sie viele Rosen in diesem Lenz erschlossen an den gothischen Spalieren, des anmuthreichen Generalife? Ach, Granada, du bist traurig wie dein Löwenhof! Beweinst du noch die Abencerragen? Nein, nein, sondern neue Trauer siehst du voraus an deinem Horizonte. Was kannst du aber noch fürchten? Alle deine Denkmale sind Schutt und Trümmer; du hast nur noch Menschen zu verlieren; Menschen! wie wenig — wenn man den Alhambra verlor!

Dort, du wunderbares Sevilla! jetzt so ernst und feierlich wie die Nonne, die in's Kloster geht. Einst erfrischtest du deine Krone von Jasmin in den Wellen des Guadalquivir, und lachtest mit so heitrer Lust, als wenn immerfort die Galionen von Lima ankämen. Sevilla, das spielte, sang, liebte, und von der Welt beneidet wurde; nun spricht es leise auf dem Marktplatze, und liest das Blatt l'Abeja aus Madrid, voll der entsetzlichsten Berichte. Armes Sevilla! l'Abeja hat dein Herz verwundet! —

Cadix! Cadix! der Sturm, der von den Pyrenäen zu den Herculessäulen weht, erschüttert dich selbst auf deinem Ozean, wo du daliegst, wie ein schönes Schiff, das an üppigen Wiesen geankert hat. Deine blühenden Terrassen erheben sich wie eine ungeheure Krone über den Zinnen deiner Paläste. Deine Gebäude erbeben nun unter dem geschändeten Schmucke ihrer Orangenbäume. Die Freiheit hatte dich jederzeit zur Wiege oder zum Grabe ersehen, und du empfindest die Wehen der Geburt, wie die Schmerzen des Begräbnisses, großmüthige Stadt!

Schöner, spanischer Lenz! weißt du warum die Lüfte zweier Meere dir zuströmen? Damit sie durch die Städte den Dampf des Blutes treiben können, das geflossen ist und fließen wird, denn eine Stimme ward vernommen in der schwärzesten Kluft der Sierra Morena.

Der Fluch weilt in den Lüften; Trauerflöre fallen vor Murillos Madonnen nieder; Kerzen und Lampen verlöschen in den Heiligthümern; Gras wuchert auf den Schwellen der Klöster; unsichtbare Dolche zerschneiden die Stränge der geweihten Glocken; die colossale Giralda auf dem höchsten Thurme Sevillas streckt nach Norden den rechten Arm aus; Aechzen herrscht in der Luft; Beben auf der Ebene; überall Tod und Verderben! Sevilla tanze deinen letzten Fandango! Saragossa stimme zum zweitenmale deine eigene Todtenmesse an! Altes Spanien, du mußt sterben! Dein König oder die Freiheit, Beide verlangen es von dir! —

Ein Blick nach Navarra.

Mai 1835.

Seitdem die carlistischen Banden ihre abenteuerlichen Gezelte in den holzreichen Gebirgen von Navarra aufgeschlagen hatten, erschien uns diese Gegend interessanter. Zum Theil war es Furcht oder Neugier, was dies Gefühl erregte, zum Theil aber auch die finstre und geheimnißvolle Färbung, welche diese nackten Pics an sich tragen, während das flache Land mit einer kräftigen und reichen Vegetation prangt. Schon ein flüchtiger Blick, den man auf diese ungeheure Brücke wirft, welche, nach der Seite von Ainhoa hin, Frankreich mit Spanien verbindet, wird genügen, um alle geheime Schrecknisse und offene Gefahren eines Bürgerkrieges zu enthüllen. Diese reißenden Sturzbäche, diese bewaldeten Klüffe gehören sicher nur den gelenken und behenden Leuten mit sicherem Rohre und ausdauernder Kraft.

Von dem Wunsche gestachelt, wenn auch nur in der Vogelperspective, einen Winkel der spanisch-baskischen Provinzen zu erblicken, und einige Quadratfuße von Navarra zu durchziehen, das jetzt so viel zu leiden hat, begaben wir uns an einem schönen Maimorgen auf den Weg. Von Larressorre bis Espelette gingen wir, oder wateten vielmehr durch dicken Schmutz, auf einem Kommunalwege, den erst ganz kürzlich noch die Millionen des Ardouin'schen Anlehns verdorben hatten. Wenn wir aber einen Augenblick von der Mühseligkeit des Marsches ausruheten, so erfreueten sich unsere Blicke einer so frischen und grünen Landschaft, daß selbst minder enthusiastische Köpfe davon entzückt worden wären.

Der Marktflecken Espelette zeigt sich am Ende eines kleinen Thales, von Gebirgen eingeschlossen, die aus der Ferne gesehen, unbebaut und unfruchtbar erscheinen. Obgleich man schon so viele Beschreibungen von dem Ursprunge der Sprache und Sitten der Basken hat, so wünschte ich doch stets dieses männliche Volk selbst zu sehen, mit dem festen Blick und dem geraden Nacken, der das tiefe Gefühl verräth, welches die Basken noch immer von ihrer alten Herrlichkeit hegen. Ich weiß nicht, ob sie in ihrer Gastfreundschaft eine Wahl vorherrschen lassen, so viel ist aber gewiß, daß sie gegen die meisten Fremden stets entgegenkommend sind, und daß die Tugend, die wir vergebens in unsern civilisirten Provinzen suchen, hier, von alten Zeiten her, immer noch gepflegt wird.

Espelette liegt eine kleine baskische, das heißt eine große französische Stunde von Ainhoa. Wir mußten über eine isolirte Höhe, von welcher man eine weite Aussicht genießt. Zuerst eine Menge bas-

lischer Dörfer, dann das Meer, Biarits, Bayonne; endlich führt der Weg wieder abwärts, schlängelt sich durch ein Thal, dann an der Seite eines Berges wieder hinan, immer wechselnd, immer malerisch. Jetzt gelangten wir nach Ainhoa; dieß ist die Gränze. Ein Bach (ein Arm der Nivelle), eine alte schlechtgepflasterte Brücke; ein Douanierposten, ein Schilderhaus und ein französischer Wachtposten von der einen Seite; von der Andern Navarra, mit dem Bürgerkrieg, mit den bewaffneten Banden, den Feuersbrünsten, den Verbannungen und den Kriegsgerichten, mit leeren Dörfern, und Elend und Graus überall! Hier wohnt das friedlichste und zerrissenste Leben neben einander, und doch sind die Menschen gleich gekleidet und reden dieselbe Sprache und beten zu demselben Gott. —

Indem wir dem Laufe der Nivelle folgten, stießen wir, in der Entfernung eines Flintenschusses von der Brücke, auf den ersten Christino-Posten, der aus ungefähr 50 Chapelgorris unter den Befehlen eines Offiziers von den Carabineros (Douaniers), bestand. Sie lagen in einem kleinen, niedern Hause, von Pallisaden umgeben, die in Zwischenräumen von Schießscharten durchschnitten waren, und das drei Thüren hatte, von denen eine sich auf der französischen Seite befand. Es war ein Sonntag, und die Mütter, Schwestern, Frauen oder Liebchen der Chapelgorris hatten sich auf der Wache eingefunden, um zu essen, zu trinken, ja sogar um lustig zu seyn. Die Chapelgorris tragen keine Uniform; sie haben nur eine rothe flache Kappe, eine lederne Cartouche, und das Ordonnanzgewehr, hierin stimmen sie überein. Im Uebrigen sind sie mit Jacken oder langen Röcken, Kamaschen oder Espadrillen von allen Farben bekleidet. Um Disciplin schienen sie sich nicht zu kümmern, und man erzählte uns, daß ein Korporal einen seiner Leute zu erschießen drohte, der in der Sonne lag, und sich weigerte auf seine Wache zu ziehen. Dennoch sind dieß die einzigen Truppen, welche im Stande sind, den kleinen carlistischen Banden die Spitze zu bieten, einen kühnen Streich auszuführen und sich dann in den Schluchten zu zerstreuen, ohne auch nur die geringste Spur zu hinterlassen. Die Chapelgorris sind Alle Eingeborene des Landes, und man erkennt leicht an den gebräuntern Gesichtern voller Narben Diejenigen, welche den Unabhängigkeitskrieg unter dem Ex-guerillero Mina mitgemacht haben.

Etwas entfernt von da erblickten wir Landibar, ein weitläuftig befestigtes Haus, das an hundert Gardisten und Chapelgorris besetzt hielten. Landibar ist von einer zirkelförmigen doppelten Pallisade umringt, deren Zwischenraum, nur zwei Zoll breit, mit Erde angefüllt ist. Der Graben ist vier Fuß breit und hat mehrere Zugbrücken von Holz, die ein einziger Mensch wegnehmen kann. Ringsumher sind die Bäume auf eine

große Distanz abgehauen, welches in diesem holzreichen Lande wohl zu berücksichtigen war, da beherzte Leute sich unbemerkt bis an den Graben hinschleichen konnten. In dem Momente unserer Ankunft, drängten sich Gardisten, Chapelgorris, Offiziere und Weiber, Alles bunt durcheinander zur Pforte hin, um zwanzig Mauleseltreiber zu empfangen, welche Wein und andern Mundvorrath herbeiführten. Die fremden Uniformen, die nachlässige Haltung und Unordnung dieser Soldaten im Felde, machten auf uns einen fast komischen Eindruck. Jedoch der Ruf: „zu den Waffen!“ und ein carlistisches Bataillon, und wir hätten eine Scene erlebt, würdig des blutigen Dramas, dessen Scene dieß unglückliche Navarra ist.

Ein junger Gardekapitain machte mit vielem Anstande die Honneurs des befestigten Hauses; wir besuchten die Zimmer, das Spital im zweiten Stock, einen Raum, worin Wasser und andere Vorräthe sind, um eine Belagerung auszuhalten, ferner die inneren Fortificationen, die Ausfallpforten u. s. w. Alles dieß ist zwar in der Eile ausgeführt, aber dennoch stark und gut, um eine Zeit lang einem Angriffe ohne Geschütz widerstehen zu können. Die Mannschaft schien sich um die Zukunft wenig zu kümmern und nur der Gegenwart zu leben, und doch ist jede Aussicht in den Bürgerkriegen so traurig und beängstigend.

Von Landibar nach Urdach, dem Ziele unserer Excursion, zählt man ungefähr 20 Minuten; der Weg führt durch einen kräftigen Eichenwald; überall herrscht eine wunderbar üppige Vegetation. Urdach ist ein hübsches Dorf, das wir jedoch jetzt still und verödet fanden; es liegt an einem hohen Bergkegel, der unten terrassenförmig mit herrlich grünen Eichen bedeckt ist, während seine Spitze sich in einem grauen, verwitterten Felsen endet. Das erste Haus im Orte war von seinen Bewohnern verlassen worden; über der Thüre sahen wir das Wappen von Navarra. Der Besitzer desselben, der jetzt in Frankreich lebt, diente dem Prätendenten als Wegweiser, als er nach Spanien zurückkehrte. Weiterhin liegt die Kirche und das Kloster der Augustiner, vormals Prämonstratenser, deren Reichthümer zum Sprichwort geworden waren. Die äußere Mauer war von den Carlisten zerstört worden. Die Kirche ist schön, und in gutem Stande, welches dafür zeugt, daß fortwährend darin Gottesdienst gehalten wird. Der Choraltar macht einen schönen Effect; die Frauen knieten auf Binsenmatten oder schwarzen Decken; Stühle sah man nicht und die Bänke waren bloß für die Männer da.

Herr Elissaldo, der Superior des Klosters, zeigte uns die innere Einrichtung. Es ist ein schwerfällig-einfacher Bau, der zu der Zeit Carls des Großen entstanden seyn soll; der innere Hof ist mit Reihen von Bogen in zwei Stockwerken umgeben, auf der einen Seite liegt ein Flügel, der 1792 eingeäschert wurde, in Ruinen, von Ephen und andern Gewächsen

umsponnen; die Mönche leben still, einfach und friedlich, duldsam und gastfrei. Herr Elissaldo spricht gut französisch, scheint ein aufgeklärter Mann zu seyn, der sich gern den Fremden nähert, und selbst auf ihre neugierigen und oft vorwitzigen Fragen mit vielem Tact Antworten ertheilt. Nur geringer Hausrath ist in dem Kloster anzutreffen; einige religiöse Gemälde, einige Stühle und Tische, das ist Alles. Die Geistlichen tragen eine viereckige Mütze, und ein langes Kleid mit zugeknöpften Aermeln, von grobem, weißem Zeuge. Der Superior und ein Anderer gaben uns bis zur äußern Pforte das Geleit, und wir verließen die frommen Männer voll Dank für ihre höfliche Aufnahme.

In dem Kloster hatten wir drei carlistische Kugeln gefunden; denn man erinnert sich wohl, daß sich hier Christinos gegen Carlisten vertheidigt haben, wobei viele Kugeln gewechselt worden sind.

Deutschland.

Mit Recht ist die Aufmerksamkeit des Publikums in diesem Augenblicke auf ein Werk des berühmten Verstorbenen gerichtet, das ihm unter dem Titel:

„Vorletzter Weltgang von Semilasso,“

verheißen worden ist, und Anfangs August, in dem Hallbergerschen Verlage, die Presse verlassen wird. Wir freuen uns im Stande zu seyn, hier ein pikantes Bruchstück aus diesem geistreichen Werke mittheilen zu können. Es ist der ersten Abtheilung des ersten Bandes: „Europa“ entlehnt. Semilasso beginnt seinen Weltgang von der Heimath nach Westen. Zuerst und mit Vorliebe verweilt er in dem herrlichen Franken; die Naturschönheiten Muggendorfs und seiner Tropfsteinhölen fesseln seine Schritte; hierauf lebt er in Bamberg, Würzburg, und erscheint dann plötzlich in dem glänzenden Kreise der großen Pariser Welt, am Hofe Louis Philipps, im engen Verkehr mit Literaten und Künstlern, mit Staatsmännern und Fürsten. Seiner scharfen Beobachtung entgeht nichts; es ist bekannt, mit welcher Meisterschaft dieser Autor zu schildern versteht; bald ist es eine Landschaft, ein Park, ein Diner, eine Gesellschaft, Porträt und Genre, Alles wird uns scharf, lebendig und wahr vor Augen geführt; überall ein reiches Gemisch von Zügen, Anekdoten, Früchten reicher Belesenheit, Ergebnissen eines bunten Lebens, tiefen Gedanken, sprudelndem Witze, gemüthvollen Seiten, mit einem Worte — es ist eine entzückende Lectüre — die angenehmste Unterhaltung, die man sich wünschen kann. — Weit entfernt, das, was wir hier geben, als das Hervorragendste des Werkes bezeichnen zu wollen, dessen ganzer Inhalt uns noch nicht bekannt wurde, erschien es uns, als ächtes deutsches Genrebild aus der Gegenwart, für unsern Zweck am Entsprechendsten.

Das Volksfest in Bamberg.

(Von Semilasso.)

Den 6. Juni 1834.

Die größern Städte in Baiern feiern bekanntlich zu bestimmt wiederkehrenden Epochen ein Volksfest, und suchen es darin eine der andern hervorzuthun.

Das von Bamberg hat jetzt begonnen, und ich fuhr mit dem übrigen Troß auf die sogenannte Theresienwiese, einem todten Anger, in dem

man bis über die Knöchel im Sande watete, wie in der Berliner Hasenhaide. Obgleich man vor den Staubwolken, die den ganzen Raum bedeckten, Alles nur wie hinter einem Flor erblickte, so nahmen sich doch die vielen weiß und blauen Tribunen, Zelte und Fahnen sehr festlich aus. Eine Menge Lauben waren außerdem von Tannenreisern dicht und kunstreich aufgerichtet worden, und strotzten von Biergästen beiderlei Geschlechts, deren Lustigkeit gravitätischer war, als ich erwartete, und heute eine auffallende Disette an hübschen Frauengesichtern zeigte. Viele Glückshäfen, Spiele und Lotterien waren in Buden zwischen den Lauben vertheilt, die mich am meisten anzogen, denn hier, wo die leidenschaftliche Theilnahme an Gewinn und Verlust diese gemeinen Classen ausschließlich beseelt, sind ihre primitiven Charakternüancen am besten zu studiren, und am interessantesten zu beobachten. Die Pfiffigkeit der Betrüger, die stiere Begierde der Düpes, die Angst der Erwartung und die brutale Freude des Gelingens entfaltete sich mit thierischer Unverstelltheit, und selbst hier findet sich dennoch zuweilen neben dem Widrigen Grazie, mitten im Gemeinen ein edlerer Ausdruck. Hier mögen Maler und Schauspieler ein reiches Feld finden.

Am Ausgang des großen Quarré's sang ein wohlgestalteter junger Mann mit schöner Baritonstimme, trotz der ungeheuren Hitze, unermüdlich eine Mordgeschichte ab, die eine neben ihm aufgehängte Leinwand zugleich gräßlich ad oculos demonstrirte. Die Heldin war eine Hebamme, welche man unter andern Exploits einen Säugling bei den Beinen nehmen, und wie einen Haderlappen dergestalt von einander reißen sah, daß eine gleiche Hälfte des Aermsten in jeder Hand zurückblieb. Folgender Vers ward dazu gesungen:

Ihr Freunde hört die Grausamkeit,
Die ich mit Euch beweine,
Ein Knabe in der Jugendzeit
Mit Eltern im Vereine
Den man von grauser Mördrin Hand
Zerrissen in zwei Stücken fand!

Folgende Abbildung ist zu einem Melodram zu empfehlen. Zwei Räuber, Mann und Schwager der schrecklichen Hebamme, welche so eben durch eine List der Müllerin, die man berauben will, eingesperrt wurde, suchen ihr zu Hülfe zu kommen, und da keine Leiter bei der Hand ist, klettern sie auf dem Mühlrade nach dem Fenster hinauf, aus dem die Hebamme sie heranruft. In demselben Augenblicke aber setzt die Müllerin, der es wie man sieht, nicht an présence d'esprit fehlt, die (des Sonntags wegen, und weil ihr Mann in der Kirche ist) gehemmte Mühle in Gang. Die attrapirten Bösewichter stürzen herab und werden so kunst-

reich zermalmt, daß ihre Glieder dutzendweis gleich einer Heerde Enten auf den Fluten davon schwimmen.

In einem nahen Kieferhain fand ich ein großes Theater im Freien mit lebendigen Coulissen errichtet, auf dem Uebermorgen gespielt werden soll. Man war schon beschäftigt die Wasserfässer anzufahren, die eine Cascade in Tyrol zu speisen bestimmt sind. Die Offiziere der Garnison werden, wie ich höre, unterstützt von einer Schauspielerin aus Nürnberg, ein großes historisches Nationalstück aufführen, mit Gefechten zu Fuß und zu Pferde, Kanonendonner und vielerlei Spektakel. Weiterhin sieht man den Vieh- und Pferde-Markt, auf dem eine nachahmungswerthe Einrichtung herrscht. Jeder Kauf oder Tausch wird durch dazu aufgestellte Beamte sogleich protocollirt, und entdeckt sich später an den Thieren einer der vier vom Gesetz bezeichneten Hauptfehler, so ist der Handel ungültig. Auf diese Art wird allen Streitigkeiten und grobem Betrug gänzlich vorgebeugt.

Ganz Bamberg ist mit Leib und Seele bei dem Feste. Ueberall begegnet man nur aufgeputzten Leuten und fröhlichen Gesichtern. Die Miethwagen berennen fortwährend das Pflaster, und vor mehreren Häusern stehen magnifique betreßte Portiers mit großen Bandelieren und kleinen Degen. Ich bin dadurch um meinen Lohnbedienten gekommen, der in weiß und schwarzer Livree, mit Silber besetzt, in seidenen Strümpfen und großen Schnallen, seine Rolle als Suisse im deutschen Hause mit vielem Anstand spielt.

Der heutige Tag erweiterte meine Bekanntschaften bedeutend. Ich erwähne der mir sehr angenehmen des Buchhändlers Kunz, eines intimen Freundes des seligen Hofmanns, dessen kürzlich gehabte Erscheinung ich ihm jedoch nicht mittheilte. Dagegen erzählte er mir eine ihm selbst widerfahrne höchst sonderbare Begebenheit; ein Traum oder mehr — wer mag es bestimmen! der den Vorhang des Jenseits anziehender als die Seherin von Prevorst lüftet. Wenn ich mich enthalte, mehr darüber zu sagen, so geschieht es aus Discretion, da ich vermuthe, daß Herr Kunz uns bald selbst interessante Erinnerungen aus seinem reichen Leben geben wird. Da er sich sehr enthusiastisch für die Schriften meines Freundes Leopold Schefer äußerte, dem man überhaupt in Süddeutschland besonders zugethan ist, so gab dieß bei gleichen Gesinnungen von meiner Seite noch einen Berührungspunkt mehr zwischen uns ab, und wie gern hörte ich ihn dann so manches mir Unbekannte von Hofmann erzählen! Herr Kunz zeigte mir ein Familienbild von Hofmann gemalt, worin er sich selbst mit eingeführt und sehr ähnlich dargestellt hatte. Doch ist er mit der Feder seinem Vorbilde Callote näher gekommen, als mit dem Pinsel.

Den 8. Juni.

Mit dem Volksfeste ist eine Kunst- und Gewerbe-Ausstellung im großen Saale der Residenz verbunden. So gering diese in andern Gegenständen ausfällt, so einzig ist die Pracht, mit der sich die Gemüsewelt hier entfaltet. Solche Kolosse von Kraut-, Blumenkohl- und Salat-Köpfen, solche Könige unter den Rettichen, solche viele Ellen lange Lanzen von Süßholzwurzeln, solche Ungethüme von Artischoken, Karden und Rüben aller Art, sahen meine Augen noch nie! Die Sämereien, aus denen diese Riesenwelt erwächst, waren sinnig in zierlicher Ordnung daneben aufgestellt, und ich rathe allen Gärtnern, hier ihre Einkäufe zu machen. Eben so sehr zeichneten sich die verschiedenen Getraidearten aus, und unter den Handarbeiten die schönen Weidengeflechte, in denen man es hier so weit gebracht hat, daß alle Damen, die ihren Freiern Körbe zudenken, sie hier bestellen sollten.

Als ich nach Hause kam und auf meinem mit Blumen geschmückten Balkon Posto gefaßt hatte, begann bereits der große Festzug der Bürgerschaft, der sich zum Wettrennen der Pferde und Wagen auf die Theresienwiese begab. Obgleich er nicht zum besten angeordnet war, und Altes und Neues sich zu confus unter einander mischte, bot er doch manches gefällige und graciöse Bild dar. So nahm sich der mit Blumen ganz bedeckte, mit vergoldeten Hörnern und Hufen prangende Stier, der der Fleischerzunft majestätisch voranschritt, ganz monarchisch aus, und der kleine aus einem Baum-großen Steifstiefel hervorlächelnde Amor, der die Schuster anführte, zeigte einen Leisten an, bei dem sich jeder gern begnügen kann. In einem Wagen mit schönen Schnitterinnen, der mit verborgenen Rädern eine frische Laube vorstellte, welche hundert bunte Bänder umflatterten, wäre man gern selbst mit eingestiegen, und ein Ritter in silberner Rüstung, mit dem Wappenrock aus Scharlach, von Herold und Knappen gefolgt, würde den besten Effect gemacht haben, wenn nicht eine Magistratsperson mit schwarzem Frack auf einem Stutzschwanz neben ihm caracolirt hätte.

Was aber burlesk wurde, waren die Rennpferde, elende Rossinanten, von halbbarfußen Straßenjungen geritten, denen man nur wie Affen rothe und blaue Jacken übergezogen hatte. Etwas besser nahmen sich die Rennwagen in der antiken Form der olympischen Spiele aus, obgleich die als Hellenen verkleideten Lohnkutscher sich auch im Kostüme mehre abweichende Bequemlichkeiten gestattet hatten.

Sobald der Zug vorüber war, welches über eine Stunde dauerte, folgte ich in Gesellschaft eines fremden Barons und seiner Töchter, der die Güte hatte, mir einen vacanten Platz in seinem Wagen anzubieten. Ich selbst hatte die Zeit versäumt und konnte keinen mehr bekommen. Als

wir ausstiegen, gab ich der ältesten Tochter den Arm, der Vater folgte mit der Andern und wir drängten uns durch ein großes Labyrinth von Wagen, Pferden und Menschen hindurch. Ich beschleunigte meine Anstrengungen, da meine Begleiterin sehr, noch etwas von dem Wettrennen, das schon größtentheils vorüber war, zu sehen wünschte, und es gelang mir auch, sie glücklich an Ort und Stelle zu bringen, und auf einen Wagentritt zu placiren, von wo aus sie das siegende Gerippe eines alten Schimmels, der im kurzen Galopp vorbeikeuchte, noch in seiner vollen Glorie genießen konnte. Aber nachdem die Leidenschaft des Wettrennens gestillt war, wo war der Vater geblieben! Keine Möglichkeit ihn wieder zu finden und ich habe ihn auch nie wieder gesehn.

In dieser Noth und um die Besorgniß der jungen Dame baldmöglichst zu beschwichtigen, führte ich sie — und wahrlich es war keine Sinecure, durch das Gedränge dahin zu gelangen — auf die große Tribüne, welche, da kein Hof zugegen, von den Honoratioren der Stadt eingenommen worden war. Wir hofften von der Höhe den ängstlich ersehnten Erzeuger zu erblicken, aber wir sahen nichts als Staubwolken und undeutlich hinter ihnen wogendes Volk. Glücklicherweise ward ich meinen Vetter P... gewahr, der von F... hereingekommen, mich diesen Morgen sehr angenehm überrascht hatte, und wollte meiner reizenden Cousine eben die verlorne Tochter empfehlen, als auch diese ihrerseits einer Tante ansichtig wurde, die sofort ihre pflichtmäßige Chaperonnirung übernahm. Ich folgte nachher der Gesellschaft ins Theater. Ueber 6000 Zuschauer, die sich hier auf stufenweis ansteigenden Bänken so still und ruhig verhielten, als seyen es nicht mehr als sechs, gewährten einen schönern Anblick, als die Scene selbst; doch war auch diese sehr artig decorirt, und mein alter Bekannter, der Wasserfall, sprudelte mir wie Kühleborn entgegen. Das Stückes Titel hieß: Arco's Opfertod für Churfürst Max Emanuel, und war von einem Offizier verfaßt, der, wenn ich recht verstanden, auch selbst die Hauptrolle spielte. Man agirte gar nicht übel, nur die Schauspielerin von Nürnberg etwas affectirt, und das Ganze war mit der Menge der Figuranten, Pferde, Gefechte u. s. w. seinem Zwecke eines Volksschauspiels sehr entsprechend. Arco's Heldenmuth ward übrigens, selbst noch nach dem Tode, auf eine harte Probe gestellt, die er wirklich mit bewundernswürdiger Fassung bestand. Als er nämlich nach einem sehr langen und angreifenden Gespräch in seinem letzten Augenblicke endlich verschieden war und ausgestreckt da lag, ging, von einer zu spät entwischten Rakete erschreckt, das Pferd eines Soldaten im Hintergrunde durch und rannte direct auf den, keineswegs leblosen, Leichnam des großen Arco zu. Doch er zuckte nicht, und es gelang den herbeieilenden Generalen, das Thier zu einem Seitensprung zu bewegen,

worauf es unter einigem Gelächter und mehren Bravo's mit seinem Reiter in den Coulissen verschwand, nachdem es jedoch vorher das Gerüste des, seit der erfolgten Katastrophe des Helden, ebenfalls ausgetrockneten Wasserfalls, noch in bedeutende Gefahr brachte.

Vom eigentlichen Inhalt des Stückes kann ich nicht viel sagen, meine Gedanken waren ganz wo anders, und obgleich sie sich nicht über die 6000 Zuschauer hinaus erstreckten, so absorbirten sie mich demungeachtet so sehr, als wenn sie im Himmel selbst an seinem schönsten Stern angefesselt gewesen wären. Ja in dieser Phantasie verloren, wo ich die Kanonenschüsse nicht mehr hörte, vernahm ich doch den leisesten Hauch einer melodischen Stimme hinter mir ... aber ich träume schon wieder!

Das Theater war aus. Niemand konnte weder seiner Leute noch Wagen habhaft werden. Eine kleine Gesellschaft Ungeduldiger, zu denen ich mich gesellte, beschloß in der anmuthigen Dämmerung zu Fuß nach der Stadt zurückzuwandern. Eine höchst liebenswürdige, lebhafte, geistreiche und gesprächige Dame erbot sich, uns als Wegweiser zu dienen, und führte, da wir nicht besser verlangten, die Caravane an. Aber Gott, der nicht leicht einem Sterblichen Alles gewährt, hatte ihr den Ortsinn versagt! Zuerst dirigirte sie uns auf eine Sandscholle, die bald einen solchen Triebsandcharakter annahm, daß einige die Besorgniß laut werden ließen, hier wohl stecken bleiben zu können. Dies vermochte sie, einen Fußsteig über die Wiesen einzuschlagen, und ich muß sagen, wir folgten Alle mit der größten Ergebung. Sie war mit meinem Vetter in ein lebhaftes Gespräch gerathen. Wir hörten deutlich ihr Lachen, und die verschiedenen Modulationen ihrer Stimme leiteten uns, wie Signale die Cavallerie. Aber nach und nach ward das Gras immer höher, verdächtige Sumpfblumen ließen sich blicken, Moderduft verbreitete sich um uns, ja Einige wollen sogar Irrlichter gesehen haben. Schon ertönten leise Wehklagen in der Arrieregarde, welche von den älteren Damen gebildet worden war — da entstand auch vorne Unruhe und Tumult, das Erdreich gab nach, hie und da ward ein rebellischer Schuh seinem hübschen Füßchen untreu, kurz wir waren wirklich in Sumpf gerathen und standen nun vor einem breiten Graben.

„A moi Auvergne!“ rief mein Vetter, und ich eilte hinzu. Wir sind Beide groß. Gleich zwei Kolossen von Rhodus stellten wir uns fest über den Graben, ein kräftiger Schwung der Arme, und einem Zephir gleich, schwebte unsere leichte Führerin hinüber. Die nymphenschlank Gebauten folgten schnell, eine Korpulente aber jammerte und wollte umkehren. „Nur niemals rückwärts, Madame, ermahnte ich, drüben wird die Wiese wieder trocken.“ Hier hatte ich aber schlecht prophezeit, denn es ward immer nässer, neue Gräben versperrten uns den Weg, ja Dornhecken

selbst, bei deren Escaladirung man uns gewiß gezwungen haben würde, die Augen zu verbinden, wenn nicht bereits die Nacht uns in ihren dunkeln Schleier eingehüllt hätte. Vieles still getragene Ungemach ward in dieser merkwürdigen Nacht erlebt. Endlich hatten wir wieder gebahnten Boden erreicht. Es war nunmehr ganz in der Ordnung, daß alle Vorwürfe uns arme Männer allein trafen, welche zu diesem abscheulichen Weg verleitet haben sollten. Aber ach! unsere große Schuld war noch nicht zu Ende; schon früher hatte der Himmel über uns gemurmelt, jetzt öffnete er seine Schleusen und nun ward unsere Lage critisch, denn so viel verheerte Toiletten zu verantworten zu haben, wäre keine Kleinigkeit gewesen. Ich begreife noch jetzt nicht, wie es gegangen ist, aber im Nu hatte sich Alles in Paare abgetheilt, und jedes Paar hatte auch einen großen Parapluie, von denen ich vorher durchaus nichts bemerkt hatte. Der Regenschauer, wie durch unsere gute Bewaffnung abgeschreckt, ließ bald darauf nach, und bis auf das beschädigte Schuhwerk, kam Alles noch leidlich unter Dach und Fach.

Mein Vetter, der gleich mir gern wacht, leistete mir noch Gesellschaft, und erzählte mir bei einigen Cigarren von seinen Kriegsschicksalen in des großen Napoleons Dienst, seinem Duell mit dem Liebling des seligen Königs von Würtemberg, seinem Schloßbau und jetzigen Friedensleben, und als auch hie und da eine Klage mitunter lief, die bei mir selbst ein starkes Echo fand, sagte ich ihm gute Nacht mit eines alten Pappenheimers Sprichwort: Lieber Freund, Freud oder Leid — in fünfzig Jahren ist Alles eins.

Den 11. Juni.

Bei weitem der angenehmste Theil des Volksfestes war für mich, aus mehr als einem Grunde, die gestrige Regata der Fischer auf der Regnitz, in der reizenden Gegend des Dorfes Buch. Die schön geschmückten Kähne mit flatternden Wimpeln, die geschmackvoll und elegant costümirten Fischer, meist schöne junge Leute von militärischem Anstand, die Kraft und Grazie ihrer Evolutionen, der groteske, wasserspeiende Wallfisch in der Mitte, und die mit bunten Volkes unzähliger Menge bedeckten Ufer und gegenüberliegenden Anhöhen — es war gewiß ein glänzendes Schauspiel. Nach der Wettfahrt bestanden die Kämpfer eine Art Turnier, und Wenige waren, die man nicht genöthigt hätte, ihre Schwimmkunst in Anspruch zu nehmen. Oft sanken vom Lanzenstoß getroffen Beide zugleich in die blaue Flut. Zuletzt vereinigten sich Alle, einen Mast zu erklimmen, auf dem verschiedene Preise hingen. Auch ein Carricaturschiff machte sich bemerkbar, auf dem eine Bauernhochzeit ziemlich erotisch dargestellt wurde.

Den andern Festlichkeiten mußte ich entsagen. Meine gezwungene Abreise ist vor der Thür, es war noch viel zu ordnen, kaum blieb mir die nöthige Zeit übrig. Ich habe Bamberg lieb gewonnen und verlasse es ungern — der Abschied an der Regnitz thut mir weh. Ich sagte ihr Lebewohl, als sey sie ein schönes Mädchen, und eine Blume in ihres Busens Wellen sinken lassend, rief ich: Denke mein!

Denselben Abend erfreute mich noch Herrn v. Pfeufers Besuch, der, als ich ihn wegen meines Jägers, welcher dem Tode nahe schien, consultirte, mir das Räthsel mit einemmal löste, indem er erklärte, dieser Mensch habe den stärksten Anfall von Heimweh, und werde nur durch schnelle Rücksendung geheilt werden. Nie hatte ich vorher Gelegenheit gehabt, eine so sonderbare Krankheit zu beobachten, die in der Schnelligkeit und Heftigkeit ihrer Wirkungen etwas fast Wunderbares zeigt. Kaum hatte ich dem Jäger angekündigt, daß er, sobald er sich stark genug dazu glaube, nach Hause reisen solle, um dort einen Posten im Forst zu bekleiden, so verwandelte sich zusehends sein hippokratisches Angesicht. In einer Stunde schon fühlte er Appetit, und am andern Morgen traute ich kaum meinen Augen, als ich ihn angezogen, noch sehr blaß zwar, aber ganz vergnügt, in meine Stube treten sah, mit der Bitte, ihn doch noch heute mit der Diligence abgehen zu lassen, seine Sachen seyen schon gepackt.

In wenigen Stunden war er fort, nicht viel nach mir fragend, und so schwach er auch war, im Trab der Diligence zulaufend, die ihn seinen Tannenzapfen zuführen sollte. Ich bin überzeugt, hätte ich ihn in ein Paradies gebracht, nach vier Wochen hätte er auch darin den Geist aufgegeben. Das ist eine glückliche Disposition! Mir Unruhigem, den das Fernweh plagt, kommt es wenigstens so vor.

Bei der Unmöglichkeit, meine Weiterreise länger aufzuschieben, ist mir diese Defection auch sehr empfindlich. Ich wollte hier einen jungen Menschen annehmen, vor Thorschluß läßt mir aber eben seine Mutter sagen, sie könne ihn so weit nicht von sich ziehen lassen. Es scheint, daß ich in dem Reiche der Dienenden hier auf lauter Sensitiven stoße, und werde mir daher wohl wieder einmal selbst und allein durch die Welt helfen müssen. Ich bin ohnedieß dieser weitläuftigen Art zu reisen, dieser Unbehülflichkeit, dieser Menge unbequemer Bequemlichkeiten, überdrüssig — so sey es, morgen wollen wir die Gestalt verändern, und als leichter Schmetterling aus der schwerfälligen Puppe fliegen.



Feuilleton.

Literarische Uebersichten.

SAPHIRA ou PARIS ET ROME par M. de Kératry.

Der Verfasser hat Rom in diesem Romane mit einem großen Blicke umfaßt; er hat es durch alle seine Phasen verfolgt, durch alle seine socialen und artistischen Bewegungen, und geschichtliche Erinnerungen überall in reichen Gruppen angebracht. Das Einzige, was dem Buche vorzuwerfen wäre, ist ein Anstrich von Mysticismus, der darin herrscht, aber man kann nicht in Abrede stellen, daß es einen lebhaften Eindruck mache und Veranlassung zum Nachdenken biete. Die Fabel ist hier wie in den frühern Romanen des Hrn. v. Kératry ziemlich befremdend und bizarr, sie nimmt aber nur einen kleinen Raum in dem Buche ein, und verliert sich so sehr unter wichtigen Nebensachen und Abschweifungen, Bemerkungen und Theorien, daß sie nur wie ein Vorwand erscheint, wie ein erstes Glied einer kunstvollen Kette, die der Verfasser vor uns aufrollen wollte. Die Scene eröffnet der unglückliche Ball des Fürsten von Schwarzenberg 1811, der unter Blumen begann, und in Flammen endigte. Ein junger Künstler rettet hier Saphira. Sein Herz verzehrt von nun an das Element, dem er sie entrissen; er liebt sie, und darf ihren Besitz nie hoffen, weil er arm und ohne Namen ist. Da verlangt ein edler, italienischer Duca Saphira's Hand, der zugleich ein zärtlicher und ergebener Freund des Künstlers

ist. Er wird ihr Gatte dem Namen nach, während es sein Freund in der That ist. Sie reisen nach Rom. Der Duca wählt hier eine Geliebte, aber der Künstler, überdrüssig des ruhigen Besitzes, verliebt sich in des Freundes Geliebte, während in diesem nach und nach ein zärtliches Gefühl für seine Gattin entbrennt. Die hieraus entstehenden Begebenheiten bilden den Roman, dessen Katastrophe wir hier nicht verrathen wollen. —

DEUX MARTYRS.
1833. Par Fulgence Girard.

Das neueste Werk eines zwanzigjährigen Dichters. Bald rennt die feurige Einbildungskraft mit dem Plane, bald mit dem Style davon. Es ist in diesem Romane, welcher sich der „Ehescheidung" von Paul Lacroix, und der „Valentine" und „Indiana" von Georges Sand, anschließt, ebenfalls ein Manifest gegen die Ehe enthalten. Girard hat jedoch seiner Heldin Giulia ein neues und interessantes Verhältniß zu schaffen gewußt, indem er sie als Pflicht personificirte. Auch dieses Buch beginnt mit einem glänzenden Ball, und entwickelt sich bei den Schlägen der Sturmglocke des Klosters St. Mery. —

LE MARI DE LA REINE,
par E. L. Guèrin.

handelt von der sechsten Ehe Heinrichs VIII. mit der Wittwe Latimor's, den Heinrich hinrichten ließ. Herr Guèrin schreibt einen energischen Styl, die Charaktere sind bestimmt gezeichnet, und das Buch hat schnell Leser gefunden.

UN TOUR EN SICILE,
par M. de Nervo.

Eine neue, von einem jungen, bereits viel gereisten Manne entworfene Beschreibung dieses Landes. Unter Andern ist auch die Besteigung des Aetna darin enthalten. Die Schilderungen sind warm und kräftig, die historischen Züge reichlich eingestreut, und der Styl einfach und klar.

ENGLISCHE ZEITSCHRIFTEN.

Die Engländer selbst beklagen sich über die Dürre ihrer Reviews: die Politik nimmt dort alles Interesse in Anspruch. Das letzte Stück des Edimburg Review beginnt und endet mit einem Artikel über die Stellung der Parteien in England. Das Quarterly Review beklagt den Sturz des Tory-Ministeriums. Daneben kritisirt das Edimburg Review die Amerikanischen Dichter, blickt nach dem Halley'schen Kometen, richtet Spindlers Romane mit großer Strenge, und kommt dann auf die Unsittlichkeit der englischen zurück. Das Quarterly läßt den französischen Werken von Toqueville und Beaumont über die Vereinigten Staaten, Gerechtigkeit widerfahren und gibt einige Artikel über des Doctors F. J. F. Meyer Reise um die Welt, so wie über die Geschichte der Baukunst und die orientalische Korrespondenz von Michaud. Lamartine's neuestes Werk hat Anklang in England gefunden; die Verse darin sind von einer Miß L. Landon übersetzt. — Von Originalwerken nennen wir die Reise des Kapitain Roß und Bulwers Studenten, die beide in Deutschland schon Uebersetzer gefunden haben. — Lord Egerton Bridges gibt eine prächtige und dabei wohlfeile Ausgabe von Milton heraus.

MAIROSEN.
Erzählungen und Novellen, herausgegeben von Friedrich v. Arth.
Stuttgart, Julius Weise. 1835.

Eine Sammlung aus der Revue de Paris, in fließender und lesbarer Uebersetzung, welche die Zahl der Unterhaltungsschriften auf eine angenehme Weise vermehrt. Die Auswahl ist sehr gut getroffen; man findet unter den Verfassern: Soulié, Gozlan, Karr, Nisard, Thierry, Guinot, Vermont und Beauvoir; Namen, die allen Freunden der neuern französischen Literatur hinlänglich bekannt sind. Die Ausstattung ist elegant. Das Buch ist erst in diesen Tagen erschienen.

— In Paris, bei Baudry verließen die Presse:

CAP. J. ROSS'S VOYAGE, in Search of a North-West-Passage, in 1829—33 1 Vol. 8. with Map, and two views. only 5 Fr.

ABBOTSFORD et NEWSTEAD-ABBEY. A new Work by Washington Irving. I Vol. 12. only 2 Fr. or I Vol. 18. 1 Fr. 50 C.

STORIA DI NAPOLI, dal 1734 Sino al 1825, del Generale Colletta. Ossia continuazione della storia di Giannone, 1835. 2 Vol. 8. 10 Fr.

Kunst.

— Die Ausstellung der Originalwerke englischer Maler hat in Somerset-House begonnen. Wie überall so findet man auch dort eine große Mannigfaltigkeit der Gegenstände und Talente nach allen Graden. —

— Der Bildhauer David ist in diesem Augenblick in Marseille, um die, nach seinen Entwürfen, von seinen Schülern ausgeführten Statuen zu dem dortigen großen Triumphbogen aufstellen zu lassen.

— In Trier begann am 1. Juni die Versteigerung einer merkwürdigen Gemäldesammlung von 150 Werken von Titian, Poussin, Dürer, Kranach u. s. w., aus dem Nachlasse des verstorbenen Domkapitular Herrn Reichelstein.

— Der Comitée des sächsischen Kunstvereins in Dresden hat den Beschluß gefaßt, „von jetzt an die Freiheit des Ankaufs von Kunstgegenständen unbeschränkt auf die dem Kunstvereine dargebotenen Arbeiten aller deutschen Künstler, jedoch stets mit besonderer Berücksichtigung der vaterländischen, zu erweitern.“

Musik.

— Rossini und Meyerbeer haben kürzlich in Paris Romanzen herausgegeben, oder man hat sie vielmehr dazu aufgefordert, man hat sie ihnen entrissen. Dieß kann sowohl von den Damen der höhern Gesellschaft gelten, welche ein Album besitzen, als auch von den industriösen Musikverlegern. Von Meyerbeer circulirt Nelly, von Rossini Nizza, Beide zeugen von dem Genie ihrer Schöpfer. Rossini war nur selten zu bewegen, solch' kleine Sächelchen zu machen. Einst, als er noch fleißig an seinen voluminösen Partituren arbeitete, sagte er zu Panseron, einem der fruchtbarsten Komponisten kleiner Romanzen, dessen Werke selten mehr als eine Seite ausmachen: „Ach, Freund, wie glücklich bist Du, Du darfst das Blatt nicht umwenden!“ —

— Das neulich eröffnete Gymnase musical in Paris, wo Konzerte aufgeführt werden, nennen die Berichte „une charmante bonbonnière, toute dorée,

toute fleurie, toute enjolivée, quoique assez étroitement distribuée.“ Das Orchester besteht aus 70 Mitgliedern, der Director ist Herr Tilmant. Die Ouvertüre aus der Belagerung von Corinth machte den Anfang. Sie wurde jedoch nicht gut executirt; die Ouvertüre der Euriantbe soll besser begangen seyn. Außer Liszt, wurde ein junger eilfjähriger Violoncellist, Batta, gehört, der Alles zum Entzücken hinriß. Man verspricht der Unternehmung gute Erfolge.

— Der bekannte musikalische Romantiker Berlioz gab am 2. Juni ein Konzert in Paris, das aus folgenden Stücken von dem Konzertgeber bestand: Harold, Symphonie in 4 Theilen mit Prinzipalbratsche; der junge Schäfer aus Bretagne; Fragment des Gedichtes: Maria; die Ouvertüre zu König Lear.

— Unter den neuesten Romanzen, welche in diesem Augenblick in Paris en vogue sind, bemerken wir: die Schifferin, die Gefangene des Seeräubers, das Gebet des Fischers, die Nonne, die Hoffnung, die ersten schönen Tage, mit Musik von Masini; ein zweistimmiges Notturno, die Kalabresin, Venedig, und A. von Gabussi; das Gebet der Räuber von Delsarte, und die Georgische Sclavin von Carulli. (Unsere nächsten Hefte werden die Vorzüglichsten davon mittheilen.)

— Borromäus von Miltitz und Ignaz Moscheles sind zu Mitgliedern der musikalischen Akademie in Stockholm gewählt worden.

Theater.

— Am 26. Mai fand Seydelmanns Benefiz in Berlin Statt. Berliner Blätter bemerken, daß „sein Auftreten der Lichtpunkt der diesjährigen Theatersaison war.“ Da nun aber in Berlin das ganze Jahr hindurch einen Tag wie den andern gespielt wird, und zwar so ziemlich dasselbe auf dieselbe Weise, so verstehen wir nicht recht, was der Referent mit der „Theatersaison in Berlin“ sagen wollte. Wir übersetzen es daher in schlichtes Deutsch: daß Herr Seydelmann auch den Berlinern gezeigt habe, was ächte Schauspielkunst eigentlich zu bedeuten habe. Ferner heißt es in den Berliner Blättern: „das Publikum zeigte sich erfinderisch in seinem Enthusiasmus und suchte die Gelegenheit, ihn ausströmen zu lassen. Hr. S. wurde an dem letzten Abende drei Mal gerufen, und nachdem ihm, unter einem Regen von Gedichten, ein „Hoch“ gebracht worden war, sprach er seine Abschiedsworte. Andre Blätter erzählen, daß ihm ein Kranz zugeworfen wurde, den ihm Mlle. Hagen aufsetzte. Die Thatsache ist nun festgestellt: Seydelmann hat auch in Berlin wie überall, wo er bis jetzt spielte, Enthusiasmus erregt; in 24 Darstellungen konnte die Menge nicht satt werden ihn zu bewundern; die geistreichsten Beurtheiler entwickelten sein Spiel in sehr ausgeführten Kritiken, und die Intendanz, die sich nicht erinnern kann, mit dem Schauspiele solche Einnahmen erzielt zu haben, ließ es an glänzenden Anerbietungen nicht fehlen, den großen Künstler ihrer Anstalt zu gewinnen. Nur Herr Gubitz, der den Gesellschafter für Geist und Herz herausgibt, hält noch zurück Seydelmann unbedingt anzuerkennen, und will ihm erst durch einen seiner berühmtesten Mitarbeiter, dessen Namen wir vergessen haben, den rechten Platz anweisen lassen, der eigentlich

„dem fleißigen, ja selbst auf gewisse Weise ausgezeichneten, aber keineswegs genialen Schauspieler," gebühre. Herr Seydelmann konnte jedoch auf diese für ihn so wichtige Entscheidung nicht warten, und ist indeß nach Hamburg abgereist.

Stuttgart, Anfangs Juni.

Am letzten Mai ist Dem. Carl von uns geschieden, nachdem sie ein halb Jahr als Gast bei unserer Bühne zugebracht. Anna Boleyn muß als die Rolle bezeichnet werden, welche ihr den stärksten Beifall errang. Nach dem Schlusse ihrer letzten Gastdarstellung wurden Blumen und Kränze in Menge auf die Bühne geworfen. Durch seltenen Fleiß hat diese Sängerin unglaubliche Kraft in Ueberwindung musikalischer Schwierigkeiten errungen. Es fehlt der Weise ihrer Productionen nur zuweilen am Einklang und Zusammenhang. — Bei Dobler dürfte die Liebe für Frankfurt mehr in den Hintergrund treten, denn die gerechte Anerkennung seines Verdienstes, wie sie ihm dort zu Theil wurde, findet auch bei unserem Publikum mehr und mehr statt. Als Baron Waldburg in der Unbekannten hat man ihn vor einigen Tagen mit einem Beifallssturme überschüttet. — Rosner hatte Anfangs in Stuttgart einen schweren Standpunkt — die Folgen vorangegangener Krankheit einer Seits, seine mehr den Italienern nachgebildete Vortragsweise anderer Seits, machten unser Parterre zu lauen Zuhörern. Aber seine markvollen Töne drangen durch, schöne Manier und geschmackvolle Verzierung zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und Rosner, der sich, wie wenig deutsche Tenore, mit Wild vergleichen läßt, hat festen Fuß gefaßt. Unter seinen ausgezeichnetsten Partien jüngster Periode ist Lord Percy in Anna Boleyn zu zählen. — Das Repertoire des recitirenden Drama hat uns nichts Erhebliches gebracht. Die Versandung in den Repertoires ist freilich jetzt nicht mehr streng den Directionen zur Last zu legen. Seydelmann geht uns überdieß ab — wir werden ihn erst nach den Ferien wieder sehen. Von classischen Stücken muß die Mehrzahl liegen bleiben, da S. während seiner Anwesenheit selten einen Abend beim Schauspiele unbeschäftigt bleibt. Ein Zettel ohne den Namen Moritz gehört jetzt zu den Seltenheiten. Er ist ausschließlich im Besitze des Liebhaberfaches und der jugendlichen Helden; in den Rollen letzterer Gattung hat M. offenbar an Gediegenheit gewonnen; das Conversationsstück ist indessen als sein eigenthümliches Element zu betrachten. Eine jugendliche Liebhaberin Mad. Schneider hat zweimal hier gastirt. Ihre Erscheinung ist spurlos vorübergegangen. — Der bekannte Tenorist Jäger ist seit einiger Zeit wieder hier anwesend, jedoch ohne aufzutreten.

Industrie.

Herr Müller (36, rue-Dauphine, in Paris) ist jetzt der eleganteste Buchbinder, dessen Arbeiten in Hinsicht des Geschmacks, der Dauerhaftigkeit und der Zweckmäßigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Er ist der Nachfolger Thouvenins, der in diesen Arbeiten ebenfalls großen Ruf erlangt hatte. Wir wollen hier einige Einbände aus seinem Atelier beschreiben. Ein Rousseau in violettem Maroquin, mit goldener Einfassung, die aus tausend kleinen Linien besteht, eben so leicht als elegant, einfach und dabei geschmackvoll.

Das Innere der Deckel ist grün und darauf der Name des Besitzers in glänzendem Gold. Die große Octavausgabe von Walter Scott, mit Vignetten von Johannot, in olivenfarbigem Maroquin, gepreßt, ohne Gold. Das Ganze ahmt Spitzen nach. Das Innere in Moirée von derselben Farbe, von einer spitzenähnlichen Einfassung umgeben. Eine Flora, mit colorirten Abbildungen, einfach braun gebunden, mit einem breiten Goldrande. Das Innere in eben solchem Atlas; die Chiffre in mattem Gold. Mehre Bände Memoiren, roth mit schwarzen Strichen, Rücken mit schwarzen Zierathen, darauf: Oben das Wort: Memoires, in der Mitte der Name des Autors, unten die Jahreszahl. Das Innere ist schwarzer Moirée und Bänder von verschiedenen Farben dienen dazu, mehre Stellen auf einmal in dem Buche zu bezeichnen. Werke, die mit größter Pracht gebunden werden, erhalten im Innern weißen Atlas mit Gold. Besonders zeichnen sich alte, seltene Handschriften aus, die Herr Müller sehr charakteristisch einzubinden versteht. Z. B. sah man eine Legendensammlung, in einfachem rothem Maroquin, innen mit geglänztem Leder von blaßgrüner Farbe und geschlagener Goldmosaik darauf. Ein Gebetbuch in gepreßtem violettem Sammet, auf dessen erhabenen Punkten hin und wieder ein einziger Goldpunkt angebracht ist; in der Mitte ein goldenes Schloß. Auch das Album für die Königin von Belgien hat Herr Müller verfertigt. Es ist von granatfarbigem Maroquin, und ganz mit dem kleinen Eisen geschlagen. Eine Bordüre mit kaltem Eisen läuft am Rande herum, in einiger Entfernung erhebt sich eine andere, um einige Linien, als Mosaik in den belgischen Farben. In der Mitte ein Schild mit dem L in Gold und der Königskrone. Die Ecken sind in der Art des ciselirten Goldes. Das Innere ist von granatfarbigem Moirée mit Gold, und von Maroquin eingefaßt. Jedes Blatt des Albums ist mit Seidenpapier gefuttert; denn das bloße Einkleben des Seidenpapiers genügt nicht, weil es sich leicht verschiebt und in Falten legt, und so den Zeichnungen mehr schadet als nützt. Das Schloß ist von schwarz emaillirtem Golde. Das Etui ist von gleichfarbigem Maroquin mit Kalbleder gefuttert und seine Seitentheile klappen auseinander, wenn man den Deckel aufhebt, um durch das Hinein- und Herausschieben des Albums den Einband desselben nicht abzunützen. Die neueste Arbeit Müllers ist ein Werk über Indien, welches Griechenland dem Sultan zum Geschenke bestimmt hat. Es ist in blauem Sammt gebunden, und hat auf jedem Deckel eine in Gold geschlagene Pagode. Das Ganze ist mit goldenen Agraffen à jour umgeben, und inwendig ist es mit Silbertaffet bezogen. —

— Die Gewerbeausstellung in Hannover zählt in diesem Jahre an 1700 Gegenstände. Von ausgezeichneten Arbeiten nennen wir — nach einer detaillirten Musterung in der Hannöver'schen Posaune — zuerst die Fabrikate des Messerschmieds Clemens in Goslar, die Arbeiten des Schlossermeisters Cotti in Hannover, sowohl wegen ihrer Eleganz als ihrer ingeniösen Einrichtung, die Gewehre der Fabrikanten Angerstein in Clausthal, Welkner in Herzberg u. s. w. Diese Arbeiten wetteifern mit englischen und fremden auf das Rühmlichste. Die Gold- und Silber-Franzen, Treffen und Stickereien aus der

Fabrik des Hoffabrikanten Hausmann, sind sehr sehenswerth, weniger die massiven Arbeiten von edelm Metall, das nur in geringer Masse vorhanden war. Uhrmacher, Dreher und Mechaniker zeigten sich in vollem Glanze. An Thonwaaren, Holzschnitzereien, Tischlerarbeiten, fand sich eine ebenso große als elegante Auswahl vor.

M o d e.

Paris, 28. Mai.

Der Miscredit, welcher in diesem Augenblicke am finanziellen Horizonte Frankreichs schwebt, der Zustand der Ungewißheit, der die Gemüther beherrscht, die Unzufriedenheit, die Aufregung des Volkes, Alles dieß ist nicht im Stande, Luxus und Industrie zu befördern, daher denn auch ein besonders starker Umschwung in den glänzenden Erscheinungen dieser Bereiche mangelt. Alles was bemerkt werden konnte, waren einige feine Toiletten, die erst während der schönen Tage der letzten Woche, sichtbar wurden. Auf den Promenaden war der gedruckte Musselin vorherrschend; in den Tuilerien waren die in Grün bei der bessern Gesellschaft gewöhnlich. Das Muster bestand aus kleinen Eichenzweigen, woran Eicheln sind. Junge Mädchen tragen die Kleider hoch und gefältelt, ohne Pelerine oder Echarpe; ein einfacher Kragen von brodirtem indianischem Musselin vollendet den Anzug.

Im Bois de Boulogne sah man die Gräfin N... in schöner Halb-Toilette. Sie trug einen Ueberrock von weißem Musselin, unten und vorn mit breiten Säumen, durch die ein himmelblaues Grosdenaples Band gezogen war. Der Leib, der Kragen, der Hut, u. s. w. waren fein gefältelt. (S. unser Kupfer.)

Auch trägt man häufig gedruckte Jaconets, die sich besonders in diesem Jahr sowohl durch Zeichnung, wie durch Farben bemerkbar machen. Das Neueste ist, unten an den Kleidern einen einzigen großen Besatz en rideau anzubringen.

Die Schirme an den Hüten werden jetzt rechts länger als links geschnitten, was recht pikant und graziös aussieht. Die Blumen auf den Hüten müssen den Geruch der natürlichen haben, die sie nachahmen. Man wählt keine andern mehr.

Als niedliche Toilette-Requisiten verdienen noch die Sacs-chinois Erwähnung, die zugleich wegen ihrer ingeniösen Einrichtung Sicherheit vor Dieben gewähren.

Herren tragen himmelblaue Ueberröcke, mit sehr kurzen, engen, Schößen, und mittelgroßen Klappen ohne Knopflöcher. Die Fracks sind von blaßgrünem Tuche mit einer kleinen Rundschnur eingefaßt. Pantalons von englischem Zwillich. Gilet von kleingeblümtem Atlas. Morgentoilette: Reitjacke von hellgrünem Sammt, mit einer Reihe Knöpfen und abgerundeten Schößen; Pantalon von weißem Sammt und Gilet von Fil d'Ecosse mit kleinem Muster.

Hüte mit breiten Rändern; die Stiefel sehr zugespitzt.

Aus der höhern Gesellschaft.

— Man bemerkte bei der vorletzten Reunion in den Sälen des Präsidenten der Deputirtenkammer, Herrn von Talleyrand, dessen gutes und frisches

Aussehen alle Anwesenden überraschte. Er sprach stehend mit Herrn Dupin, und ein großer Kreis von Zuhörern hatte sich sogleich um ihn versammelt.

— Den 30. Mai besah der Graf v. Syrakus das militärische Gymnasium, in Begleitung des Generals v. Rumigny.

— Während der Sitzung des Pairshofes am 30. Mai bemerkte man auf einer der Tribünen einen jungen Menschen, in einem schwarzen Sammetrocke, in welchem man bald die unter dem Namen Georges Sand bekannte Schriftstellerin, Madame du Devant erkannte. Sie war von einem jungen Vaudevilledichter begleitet. Die verkleidete Dame hat schöne, schwarze Locken, die sie mit einer überaus zierlichen Hand oft auf der feingewölbten Stirne, sehr wirksam zu ordnen weiß. Dies und die Galanterien und Aufmerksamkeiten, welche ihre Umgebung ihr zollten, hatten bald das Incognito verrathen, das sie wählen mußte, weil die ungalanten Pairs den Damen Zutritt zu den Sitzungen verweigert haben. Die Gläser einiger Pairs, namentlich der Herrn Barthe und Argout, richteten sich oft nach dieser Tribüne, und während einer Pause sah man Herrn Berryer sich mit dem räthselhaften jungen Menschen unterhalten.

— Unter den vornehmsten Gästen, welche in diesem Jahre Karlsbad besuchen werden, war der Großfürst Michael schon für den Monat Mai angesagt.

— Lord Granville kam den 29. Mai in Paris an, und wurde den Tag darauf mit seinem Gefolge in prächtigen Hofwagen nach Hofe gefahren. Herr von Talleyrand blieb von zwei bis fünf Uhr Abends in den Tuilerien.

— In London macht ein romanhaftes Abenteuer großes Aufsehen, nämlich die Entführung der Tochter des Generals Sir Colquhoun Grant durch Herrn Brinsley-Sheridan, den Sohn des berühmten Schriftstellers. Die junge Dame hat 4000 Pf. St. Privatvermögen, und außerdem noch eine große Erbschaft zu erwarten.

Anecdoten.

— Ein Günstling Talleyrands hatte lange um eine Stelle nachgesucht, die der Minister des Innern zu vergeben hatte, bei dem sich T. für ihn verwenden wollte. Eines Morgens kommt Jener ganz bestürzt zu seinem Gönner und meldet ihm, daß die Stelle schon besetzt sey. „Desto besser," ruft Talleyrand aus, „gestern hatten Sie noch dreißig Mitbewerber, heute haben Sie nur noch Einen. Ihre Sache steht gut." Und am andern Morgen war er wirklich ernannt. —

— Jemand kam bei Talleyrand um eine Stelle ein. „Es ist ein Unglück", sagte er, „sie ist vacant." — „Und wo wäre da das Unglück?" fragte der Andere erstaunt. „Wissen Sie nicht," erwiderte er, „daß eine vacante Stelle immer vergeben ist?" —

— Eines Tages fragte Madame Staël Talleyrand: „Wenn Madame Grant und ich zugleich in's Wasser fielen, welche würden Sie zuerst retten?" — „Sie, Madame! schwimmen vortrefflich," erwiderte der Gefragte trocken. —

Vermischtes.

— In Hannover wurde am 2. Juni ein Concert zum Besten

des Schiller-Denkmals gegeben, und von der Liedertafel, der Singacademie und der Hofcapelle ausgeführt. Der Hofcapellmeister Dr. Marschner dirigirte. Außer mehren Solopiecen hörte man „das Lied von der Glocke“ mit Rombergs Musik, und die Sinfonia eroica von Beethoven.

— Die ausgezeichnetsten Mitglieder des königlichen Theaters in Berlin veranstalteten am 28. Mai, ihrem scheidenden Gaste Seydelmann zu Ehren, ein Festmahl im Jagor'schen Saale. Auch Mitglieder der Oper waren zugegen. Gesänge und eigens für diese Gelegenheit verfaßte Gedichte wurden vorgetragen. Ein Künstler gab eine mimisch-plastische Darstellung. Der Berichterstatter in der Vossischen Zeitung freut sich darüber, daß sich bei dieser Gelegenheit „keine Spur kleinlichen Beneidens“ gezeigt habe.

— Man liest fortwährend in den kleinen Pariser Journalen folgende Ankündigung:

„In dem alten Hause Foy & Co., rue-Bergère Nr. 17. Einziges Etablissement zur Bewerkstelligung von Heirathen, ohne Honorar für die Damen, und ohne Vorschuß von Seiten der Männer. Man bittet Anfragen zu frankiren.“ —

— Chateaubriand hat seine Uebersetzung von Miltons verlorenem Paradies, den Buchhändlern Gosselin und Furne in Paris, für 40,000 Francs verkauft. Milton erhielt bekanntlich für das Original etwas weniges mehr als 200 Francs. —

— In der Breslauer Zeitung vom 14. Mai liest man folgende Anzeige: „Eine Pharaonsratze, ein Kakadu, ein trächtiges Eichhörnchen, weiße Mäuse, zwei junge Flöhe an goldenen Kettlein, ein parlirender Staar, eine muntere Otter und eine reiche Auswahl wohl dressirter Maikäfer, lagern Ohlauer-Straße Nr. 74 eine Stiege hoch billig zum Verkauf. Auch ist ein New-Foundländer zu haben.“ — Die Einwohner jenes Hauses wurden in Folge dieser Ankündigung so behelligt, daß sie nicht nur einen Widerruf einrücken ließen, sondern sogar Schritte unternahmen, um den Erfinder des muthwilligen Scherzes zu entdecken und zur Strafe zu ziehen.

— Die Versammlung der französischen und belgischen Naturforscher ist auf den 7. Dez. zu Douai festgesetzt. —

— Die ersten Stücke der Juli-Säule sind bereits aufgestellt worden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Moscau, 1. Mai.

Wir entlehnen der Nordischen Biene: Am 30. April begaben sich der Kaiser und die Kaiserin, begleitet von einer ungeheuern Volksmasse, nach der Auferstehungskirche. Der Metropolitan von Moscau und drei Bischöfe empfingen JJ. MM. mit dem Kreuze, dem Paniere und dem Weihwasser an den Thüren der Kirche. Nachdem der Metropolitan eine Anrede gehalten und den Segen gesprochen hatte, beteten der Kaiser und die Kaiserin die Reliquien und Heiligenbilder an. Dann folgten Audienzen und feierliche Paraden. Am 1 Mai fuhr der Monarch mit seiner Familie in zwei offenen Wagen, unter dem „Hurrah“ der Menge, in dem Walde von Sokolniki, einer an diesem Tage stark besuchten Promenade spa-

zieren. Das Volk hielt den Wagen an, um seinen Herrscher länger betrachten zu können. Nichts vermag den Enthusiasmus zu beschreiben, der sich auf die verschiedenste Art äußerte. Ein Greis machte drei Kreuze in die Luft und als man ihn um die Ursache fragte, sagte er: „Ich danke Gott dem Allmächtigen, daß er mich mit 80 Jahren begnadigt hat, noch einmal den Kaiser, unsern Vater, und unsere Herrscherin zu sehen.“ Die Menge verläßt selbst während der Nacht nicht den Platz vor dem Kreml.

Petersburg, 7/19. Mai 1835.

Ende Aprils wurde die Rhede von Kronstadt vom Eise befreit, und die Flagge auf die Mauern der Festung gesteckt; das Meer war auf Gesichtsweite leer; kein Schiff sichtbar. Erst später erschien ein dänisches Schiff, mit Ladung aus Palermo, das in Reval überwintert hatte; in See gingen in den ersten Tagen der Wiedereröffnung der Schiffahrt 10 Schiffe. Unterwegs war das dänische Schiff auf viele schwimmende Eisblöcke gestoßen und verkündete die nahbevorstehende Ankunft von hundert Fahrzeugen und darüber, die aus verschiedenen Richtungen heransegelten. Zwischen der Hauptstadt, Reval, Helsingfors, Abo und Stockholm werden regelmäßig Dampfschiffe gehen. Am 5. Mai wurde die Dampffahrt nach Travemünde für dieses Jahr eröffnet. — Die „nordische Biene“ enthält ein Schreiben, aus Jerusalem datirt, an den Erzbischof des Berges Thabor zu Moscau, worin es unter Anderm heißt: „Ibrahim Pascha hat uns bevollmächtigt, alle Zerstörungen, die kürzlich durch ein furchtbares Erdbeben die heilige Grabeskirche heimgesucht haben, auszubessern; eben so auch die Fenster der Auferstehungskirche eröffnen zu lassen, welche seit 648 Jahren, nämlich seit der Herrschaft des Sultan Saladin von Aegypten, vermauert waren. Hiedurch wird die heil. Grabeskirche nicht nur mehr Licht erhalten und prächtiger erscheinen, als auch die Andacht aller orthodoxen Christen, in höherm Maaße erregen, u. s. w.“ — Den 4/16. d. M. wurden die Schüler des Instituts für Straßen und öffentliche Arbeiten, unter dem Vorsitz des Kaiserlichen General-Adjudanten Grafen Toll, geprüft. Eine eben so zahlreiche als ausgezeichnete Versammlung hatte sich eingefunden. Viele Zuschauer legten den jungen Leuten Fragen vor. Der Graf machte die Ehren der Anstalt und führte selbst die Anwesenden in die Säle, wo Zeichnungen, Plane und Andere der Art zur Besichtigung aufgestellt worden. — Während der Sitzung sprach der Generallieutenant Potier, Director des Instituts, über die Grundsätze, die bei den Studien in Anwendung gebracht werden. Alle überzeugten sich von dem unmittelbaren Einfluß, den diese Anstalt auf die Entwicklung der Industrie und öffentlichen Wohlfahrt ausüben müsse.

— Die glänzendste Vorstellung des russischen Theaters ist in diesem Augenblick noch immer Robert der Teufel; auf dem deutschen macht schon seit einem Jahre Fenella (die Stumme von Portici), das meiste Glück. Das deutsche Schauspiel hat durch den Abgang der Dem. Bauer bedeutend verloren. Eine neuliche Vorstellung des Auber'schen Liebestranks erfreuete sich keines besondern Erfolgs. Herr Carl Devrient aus Dresden erregte in seiner zweiten Gastrollenreihe viel weniger Theilnahme, als in der ersten, welche er vor den großen Fasten gab. Fräulein

Auguste von Hagen, eine Schwester der Berliner Hofschauspielerin, ist als Gast aufgetreten und hat gefallen. Mad. Haizinger wird von Riga, wo sie jetzt eben spielt, hier erwartet, obgleich sie von der Direction nicht berufen worden ist; man weiß daher noch nicht ob sie auftreten werde. —

Athen, April 1835.

Seit einer dreimonatlichen Abwesenheit bin ich mit dem Admiral Mianlis nach Athen zurückgekehrt. Ich vermag nicht, Ihnen die Stadt zu schildern, wie ich sie wiederfand. Stände das Parthenon nicht noch, so würde ich zweifelhaft seyn, ob es derselbe Ort sey, den ich wiedersehe. Alles hat sich verändert; eine neue Stadt, neue Einwohner; eine Menge von Arbeitern, die mit Herbeischaffung des Materials, oder mit dem Bau der Häuser beschäftigt ist; drei Hauptstraßen sind abgesteckt, man erkennt deutlich ihre Ausdehnung durch herrliche Gebäude, die hie und da schon emporstreben. Die Arbeiter werden durch stärkern Tagelohn aufgemuntert; viele Kaufleute speculiren in Baumaterialien; die macadamisirte Straße nach dem Piräus wird bald beendigt seyn; eine Gesellschaft hat sich gebildet, um eine Eisenbahn zwischen der Stadt und dem Hafen anzulegen, mehr als zur Hälfte besteht sie aus Griechen; in 20 Minuten wird man hin- und zurückfahren können; diese Unternehmung wird eine Million Drachmen erfordern. Ein Neffe des Grafen Dundonald, vormals Lord Cochrane, hat sich verpflichtet, der Regierung vier Dampfschiffe zu liefern, welche einen beständigen Verkehr mit den mittelländischen Häfen unterhalten sollen. Die Regierung hat Zollbureaux und Magazine im Piräus angelegt; auch Privatleute haben dort bereits sehr schöne Magazine bauen lassen. Die Grundstücke sind ungemein gestiegen. Wer hier vor 4 Jahren ein Grundstück um 200 Piaster kaufte, erhält jetzt 1500 dafür. Man kann hieraus auf die großen Hoffnungen schließen, welche die Einwohner von der künftigen Wohlfahrt ihrer Hauptstadt hegen.

(Ein griechischer Marine-Offizier.)

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte eine Abbildung des Schlafgemachs der Maria Stuart, in dem Schlosse Holy-Rood zu Edimburg, welches überaus reich an geschichtlichen Schätzen ist. Dieß ist das Bett der unglücklichen Königin, diese Sessel sind mit ihren eigenhändigen kunstvollen Stickereien bekleidet. Der Greis, den der Künstler als Staffage angebracht hat, ist Walter Scott, der in diesem Gemache vielleicht über den Plan seines Abtes sann. Man muß gestehen, daß in der Haltung der kleinen Figur und selbst im Kopfe eine Aehnlichkeit nicht zu verkennen ist.

Das Modekupfer, welches wir beilegen, zeigt eine Dame in einer Robe von indischem Musselin, aus den Ateliers der Mde. Düwavran in Paris, rue-feydeau, Nr. 16, mit gefälteltem Leibchen und durchgezogenen farbigen Bändern, wovon im heutigen Stücke die Rede ist. Diese neue, zierliche Mode scheint ihren Ursprung in Ostindien zu haben, woher wir jetzt auch unsere glänzendsten Stoffe beziehen. Die zweite Dame erscheint in einer Robe von gros d'été, in einem italienischen Strohhut, mit Aehren und wildem Mohn verziert, und in einer Schärpe von broschirtem Grenadin. Der Blumentopf ist aus getriebenem Eisen, wie sie jetzt beliebt sind.

Die musikalische Beilage enthält eine Romanze: Abschied von Italien, von Herrn Doctor S. Darenberger in München, componirt von Herrn Lenz, Königl. Bayer. Hofsänger, daselbst.

Herausgegeben von August Lewald.



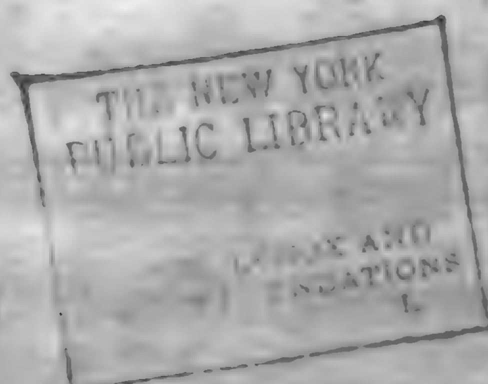
Schlafgemach der Maria Stuart.

J. Scheible's Buchhandlung in Stuttgart.



Europa.
Chronik der gebildeten Welt




THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ged. v. Dr. S. Daxenberger.

cresc. - - - - - - - - - - - - - - - - - - tr

in du sel _ _ _ ger Auf _ _ _ ent halt

hin du won _ _ _ ne vol _ _ _ le Zeit

Haus mit wein _ _ _ be laub _ _ _ tem Dach

in wo bist _ _ _ du theu _ _ _ res Land?

nur Nebel ziehn um die _ se Alpen _ _ throne nur

ge _ liebtes Kind mit sehnsuchtsbleichen Mienen mit

der drinen Klang sanft wechselnd bei dem Feste sanft

das Ide _ al ver _ rauscht an diesem Strome

Bucht das blaue Meer die wun _ _ _ der volle

Welt hoch überm Grabe . ei _ _ ner größern

valt, da stand im Saal die herr _ _ _ liche Ge _

nin! das Sonnenreich des Lie _ _ des ist da _

sf

marc.

Thal der Fels der A _ _ pe _ ni _ _ _ _ _ nen

Menschen Thräne mehr be _ feuch _ tet

sah ich frommen Geist sam _ _ san _ _ _ _ gen

Zweige der Zypres _ sen tra _ _ _ _ gen

von hin _ _ _ _ _ _ _ _ nen.

nen leuch _ _ _ _ _ _ _ tet.

der pran _ _ _ _ _ _ _ _ gen.

er ra _ _ _ _ _ _ _ _ _ gen!

expr.

Spanien.

Die Schreckensnacht von Valencia. — Das Stiergefecht.

(Von Joseph Freiherrn v. Auffenberg.)

Wir geben hier Bruchstücke aus einem Buche, das in einiger Zeit die Presse verlassen wird, und das zu den interessantesten gehört, die wir seit langer Zeit gelesen haben. Es enthält eine Reise nach Granada und Kordova, eine „humoristische Pilgerfahrt," wie sie der Verfasser, der als dramatischer Dichter vielbekannte Herr v. Auffenberg, benennt. Das erste Fragment enthält die umständliche Schilderung jenes mörderischen Anfalls auf die Person des Verfassers, von dem die Zeitungen vielfach berichteten, das zweite liefert das Bild eines Stiergefechtes. Die Darstellungsweise ist dramatisch, spannend und charakteristisch, der Styl leicht und ungezwungen, und es ist eine solche Fülle von Leben, Wärme und Farben über das Ganze ergossen, daß man Alles mit eigenen Augen sieht, mit eigenen Ohren hört. Wir glauben nicht zu viel zum Lobe dieses Werkes gesagt zu haben; das Folgende wird unsern Ausspruch auf das Vollständigste bekräftigen.

I.

Ein trüber, wolkenschwerer Tag folgte dem heitern Osterfeste. Ich besuchte noch mehrere der zahllosen Kirchen und Convente dieser Stadt, welche einen vollkommenen Begriff von den unerschöpflichen Reichthümern der spanischen Geistlichkeit gewähren. Der Himmel verdüsterte sich immer mehr. Finster, als habe mich der Hauch des Samums berührt, ging ich an die Table d'hôte der Funda, wo mir gleich ein von Barcelona neuangekommener französischer Kaufmann auffiel. Ein hagerer, langer, dunkelgekleideter Mann, mit einem Bocksbart, trauervollen Zügen und todtbleichem Gesicht. Er kam mir vor wie der unglückliche Peter Schlehmihl, schatten- und spiegelbild-losen Angedenkens. Er sprach von nichts als Krieg, — Erdbeben — Cholera und Selbstmördern. Er roch stark nach Kampher, und da ihm Niemand zuhörte, wendete

er sich an mich. Er befragte mich um die Merkwürdigkeiten der Stadt, die ich bereits gesehen, und sagte: „Was! Sie waren noch nicht im Hospital? Es ist ja die größte Merkwürdigkeit Valencias.“

Ich notirte mir das in die Schreibtafel und erwiederte: „Bon! so werde ich morgen Vormittag hingehen.“ Hierauf fing er an von neuem zu jammern, tadelte alle Speisen als ungesund oder schlecht zubereitet, und — verstummte endlich. Beim Dessert erhob er sich, trat an's Fenster, sah den Himmel an und sprach mit schneidender Stimme: „Wer einen tüchtigen Sturm sehen will, muß heute Abend an das Meer hinausgehen. Wehe den Schiffen unterwegs! Wir werden von neuen Banquerotten hören rc.“ — Nun entfernte er sich ohne Gruß, und „Valgate Satanas!“ (Hol' dich der Teufel!) brummte ihm ein gallengelber Spanier nach. — Wir hatten — Carlos und ich — bisher noch keinen Meeressturm gesehen, und gingen auf einem schönen, mit alten Bäumen verzierten Wege nach Villa nueva de Santa Maria — wie das eine halbe Stunde von Valencia entfernte Küstendorf heißt. Es führt auch den Namen: El grao. Wir kamen Abends gegen 6 Uhr dort an. Die Bucht von Valencia ist immer unruhig — sehr den Winden ausgesetzt, und nun hatte sich eine förmliche Burrasca erhoben. Das Meer war erdfarbig; — von Zeit zu Zeit kamen wie haushohe, oben beschneite Dämme, die Wogenberge, herangerollt, und immer wüthender bekämpfte der Ostwind das majestätische Element. Alle Donnerstimmen der Tiefe schienen losgelassen. Eine fern stationirte Fregatte stritt wie ein dunkles Seegespenst mit dem wachsenden Sturme. Kein Wunder, daß dieser furchtbar erhabene Anblick uns alles Andere vergessen ließ. Ich deklamirte; Carlos sang in den Sturm hinein und fing an Muscheln zu sammeln, die in großer Menge an den Strand flogen. Mit dem Dunkel wuchs der Zorn der Elemente; der Wogenschaum schien zu leuchten. — Die dumpfen Wuthtöne des Abgrunds brachen wie aus höllischen Tiefen empor, und erst bei völligem Einbruch der Nacht ward es uns möglich, dieses große Naturschauspiel zu verlassen. Der Grao war bereits ganz verödet — einzelne Küstenfeuer glänzten matt in die zornige Meeresnacht hinüber, und auf der Straße flogen im Gallopp etliche Reiter und einige Tartanen, wie mit ängstlicher Eile heimwärts. Es mochte 9 Uhr seyn, als wir an das Seethor kamen und es geschlossen fanden. — Als wir um Einlaß baten, sagte eine heisere Stimme, wir sollten nur links hinübergehen (à la 'zguierda!), dort mache man uns vielleicht noch auf, hier in keinem Falle, denn es sey die strengste Ordre, niemanden mehr nach Thorschluß einzulassen, und wäre es S. Vicente selbst. Wir wurden nun etwas nachdenklich, folgten jedoch der Weisung und schritten

der **Puerta réal** zu, und ich sagte: „Carlos, was thut's? Wir versäumen höchstens den Fandango heute Abend und schlafen im Freien.“ — Kaum hatte ich es gesagt, als ich etwas schleichen hörte, und wie vom Himmel herabgefallen, oder aus der Hölle emporgestiegen, stand ein breitschultriger, untersetzter Kerl neben uns, ganz in der wildromantischen Tracht der **Labradores**, und sagte mit seltsamer Demuth und unter vielen Bücklingen: „Die **Caballéros** (Ritter) haben sich verspätet. „**O Madre de Deu!** Ich auch, ich auch! Aber **Chi! Chi!** ich kenne die Schildwache am Thore; ich werde mit ihr sprechen, sie muß uns noch einlassen. **Chi! Chi! Vamos juntos.**“ (Gehen wir zusammen.) Carlos brummte: „O das verfluchte Meer!“ In mir stieg noch kein Verdacht auf, und ich wußte, daß in Spanien E i n e r selten Z w e i angreift. Jetzt kamen wir an die **Puerta réal.** In ihrer Mitte ist ein langer, zwei Zoll breiter Spalt — vielleicht ein Thürchen für Contrebande-Cigarren. Durch diese Oeffnung unterhandelte nun der **Labrador** mit der Schildwache. „Zwei **Caballéros** sind da — vornehme Herren — **Chi! He! Centinela!** (Schildwache) Oeffnen Sie doch! Die **Caballéros** sind fremd — dankbare Herren!“ — „Zwei **Duros** (Piaster) gebe ich, wenn wir hineinkommen“ lispelte Carlos dem Unterhändler zu; da bemerkte ich ein unwillkürliches Zucken am Letztern und eine Veränderung der Stimme; er unterhandelte nämlich fortan so, als sey es ihm nicht ernst. Nun sagte er: ich solle mich für den Hafen-Capitain ausgeben, dann müsse die **Centinela** öffnen. Ich merkte die Falle und die Absicht, dann mich als Betrüger festzuhalten und Geld zu erpressen; ehe ich aber noch antworten konnte, rief Carlos: „O verflucht!“ und gleich darauf tönte es neben uns: „**buenos tardes Caballéros!** (Guten Abend) und zwei andere Kerls in derselben Tracht kamen an; ein himmellanger und ein kleiner, welcher eine Bouteille voll Wein trug. „Wir sind verloren!“ flüsterte Carlos — „o das verfluchte Meer!“ Der langverhaltene Verdacht stieg mir nun auch mit einemmale gewaltig auf; ich sagte: „Wir müssen **à tout prix** hinein, Carlos — sonst kömmt eine lange — lange Nacht — aber nicht im Freien über uns;“ — das sah ich klar ein, denn eben begannen die drei Kerls ein heimliches, leises Gespräch, aber immer unter dem cordialsten Gelächter, als redeten sie von Tanz und Mädchen; Carlos sagte: „Jetzt rathschlagen sie über uns, **siamo perduti!** O meine Braut!“ — In diesem Moment ließ der Kleine seine Bouteille auf einen Steinhaufen hart am Thore fallen, verwünschte scheinbar das Unglück, und steckte rasch, während er sich bückte, mehrere Steine in die dunkelrothe Manta, und der Lange postirte sich auf die andere Seite, weil sie glauben mochten, wir würden entrinnen. Der Erste sprach wieder mit der Schild-

wache, die immer barsch: „Noda! Noda!“ *) rief. Es schlug halb 10 Uhr. Tief aufathmete der Erste, streckte sich höher und sagte lustig: „Es noda, Caballéros!“ (es ist nichts). Um diese Zeit werden die Stadt-Schlüssel in die Hände des Commandanten gelegt; aber um 4 Uhr früh kommt die Post, da wird geöffnet. „Kommen Sie, Sennores, einstweilen mit uns!“ — „Tengo una buena casa“ — (ich habe ein gutes Haus), lispelte mit Hyänenstimme der Kleine, und ich glaubte nun, sie würden uns in die Vorstadt führen wollen, um dort in ihren Häusern den Angriff sicherer zu unternehmen.

Man denke sich unsere und besonders meine Lage! Wir waren ganz waffenlos, sogar meinen großen, bleibeschlagenen Reisestock hatte ich nicht bei mir, und nichts als ein kleines Taschenmesser mit einer zwei Zoll langen Klinge. Auf dem Leibe trug ich achtzig Napoleonsd'or in Gold und in einem Beutel das nach Madrid bestimmte Reisegeld, ungefähr 200 Gulden, auch in Gold, da ich in der Funda keinen Schrank hatte und nicht einmal meine Thüre gut schließen konnte. Eine goldene Uhr hatte ich auch bei mir, deren Band der Kleinere schon mehrmals betrachtet hatte. Jetzt schrie die Schildwache: „Fort da außen in des Teufelsnamen!“ — „Vamos juntos!“ — riefen die Drei. — Es ist mir noch unbegreiflich, welch ein schreckliches Fatum uns vermochte mitzugehen, und nicht lieber, trotz dem Geschrei der Wache, am Thore sitzen zu bleiben! — Einerseits aber schämten wir uns solcher Feigheit, und andererseits entwarfen wir nun auch leise den Plan, uns wo möglich durch die Fenster der Mörderhäuser zu retten. Noch fiel mir wieder ein, unser Heil wieder am ersten Thore zu versuchen, und da die Schildwache immer ärger fluchte, gingen wir. Ein zweifelhafter, öder Dämmerschein fiel vom graubedeckten Himmel; — furchtbar donnerte das nahe Meer, und in schrecklicher Lebendigkeit trat wieder die Alte aus der Todtenkapelle von Mailand vor meine Augen. — — Es ist mir nicht möglich, mein unheimliches Vorgefühl zu beschreiben! — Es war mir fast drückender als alles, was folgte. Ich ging rasch mit dem Ersten voran; der Große bildete das Centrum, und der Kleine hatte sich an Carlos gemacht — mit stetem: „Vamos! Vamos!“ — Nun gewahrte ich, daß die Kerls uns bereits vom Thore weg und an die große Brücke geführt hatten. — Friedlich schimmerte jenseits ein Kloster der Trinitarier, das ich am Tage wohl bemerkt hatte, und ein neuer Rettungsgedanke entflammte meine Kraft; ich wollte nämlich rasch zur Seite springen und am Klosterthore Hilfe rufen, (Ayuda al Rey) das gewöhnliche Nothgeschrei. Nun weigerte

*) Nichts.

sich Carlos plötzlich, über die Brücke weiter zu gehen. Der Erste veränderte seinen Ton und sprach hochfahrend: „Für wen halten Sie uns, **Sennores**? Wir sind gute Leute, (**hombres de bien**) und verflucht sey, wer uns nicht traut!“ Ich winkte dem Carlos, auf das Kloster deutend, und stellte mich lustig, um die Kerls irre zu führen. „Gehen wir doch mit diesen braven Männern; es sind ehrliche Valencianer; wir werden in ihren Häusern eine fröhliche Nacht haben. Es sind brave Spanier, und morgen können die Herren mit uns in die Funda gehen, wo wir doppelt die Zeche bezahlen wollen, da wir wenig Geld heute bei uns führen. **Vamos!** wir wollen singen, trinken und guter Dinge seyn im Hause eines wackern Spaniers. Wir sind keine Franzosen — ein Deutscher und ein Schweizer vertragen sich sehr gut mit den ehrlichen **Caballéros. Vamos! Vamos!**“

Mit Beklemmung bemerkte ich, daß der Erste mir ganz einsilbig und trocken mit **si, si!** antwortete und stark eilte. Unter uns brauste schon das Mittelwasser des Guadalaviar — bald standen wir jenseits — da schlug ich für den Verzweiflungsfall mein Messerchen auf und näherte mich stets seitswärts dem Kloster. Aus Leibeskräften sang ich: „**Amis! la matinée est belle!**“ Da tönte ein dreifaches, schlangenartiges **Chi!** Die Springfedern der Navajas knackten hell auf — und der Erste rief dumpf: „**Aura pezetas paur la pobreza!**“ (jetzt Geld her für die Armuth.) Hell blitzte das lange Messer in der braunen Faust. Kaum fünfzig Schritte von uns entfernt lag das Kloster, und rasend vor Wuth und Verzweiflung, wagte ich's, und sprang wie ein gehetzter Stier gerade auf den Labrador los, in der Hoffnung, ihm mit dem Messer die Augen zu treffen. Aber wie vom Blitz zerschmettert, sank ich, von einem Steinwurf des Mittlern getroffen, der Länge nach zur Erde nieder. Ich war halb ohnmächtig, erwachte aber gleich — denn schon spürte ich die kalten Messer, die in meinem Leibe wühlten. Es folgte Stich auf Stich. Dieses förmliche Hinschlachten setzte mich in die unbändigste Raserei der Verzweiflung. Ich brüllte und biß mit den Zähnen um mich, wie ein wildes Thier. Alle drei waren über mich hergefallen, und Carlos hatte sich gerettet, da er weiter zurück war; mir hätte er doch nicht helfen können, weil er nicht einmal ein Messer bei sich führte.

Zeitlebens werde ich diese Teufelsbilder nicht vergessen, die dunkel über mir gegen den grauen Himmel abstachen! Am entsetzlichsten kam mir die Höflichkeit des Kleinen vor, der ganz mild sagte: „**Callese Vd.** (schweigen Sie.) **Mire Vd. la santa pobreza!** (sehen Sie da die heilige Armuth!) Schweigen Sie, lieber Herr! Das Geld, lieber Herr! O ich bitte, schweigen Sie!“ und jeder Rede folgte ein Stich.

Instinktmäßig hatte ich mich auf die linke Seite geworfen, so lange als möglich das Herz zu retten. Mit dem rechten Arm und Fuß parirte ich eine Menge Stiche ab, die größtentheils nach Brust und Unterleib zielten. Es war offenbar, sie wollten mich eilends abschlachten, weil sie fürchteten, der Entsprungene werde Lärm am Thore machen. Der Erste stand jetzt vor mir mit geschwungenem Messer und rief heiser: „Las unzas, Demonio! Las unzas Ladron! El dinero paur la pobreza!“ *) — Der Große riß mir indessen die Uhr weg; da kam mir ein Gedanke, der mich rettete. Ich warf den Teufeln die Geldbörse zu und schrie: — „Aqui! aqui! mi todo! (Da! da! mein Alles!) O santa Virgen!“ — War es der Anblick des Goldes, oder der Anruf an die Jungfrau — aber sie ließen einen Augenblick ab und sahen gierig in die Börse; da bemerkte der kleine Teufel einen Ring an meinem kleinen Finger der rechten Hand; da er nun nicht gleich lassen wollte, zog er ein Gartenmesser vor und wollte mir den Finger sammt dem Ring abschneiden. Ich wehrte mich auf's neue; endlich riß er mir den Ring mit einem Stücke Fleisch zugleich ab. Nun übermannte mich die letzte Wuth eines Sterbenden, und ich brüllte: „Maldito seas con padre, madre y hyos, punnatero!“ (Sey verflucht mit Vater, Mutter und Kindern! —) Der größte Fluch in Spanien, dem sie dämonische Kraft zuschreiben: punnatero — ist ein National-Schimpfwort und unübersetzbar. Jetzt aber raubte mir ein neuer, tiefer Stich die Besinnung —! ich fühlte noch, wie alle Muskeln sich krampfhaft spannten, und das letzte: „Maldito!“ brüllend, sank ich, mich zum Tode ausstreckend, röchelnd in Ohnmacht!

Wohl zehn Minuten mochte ich so gelegen haben, als meine Sinne sich wieder belebten. Im ersten Augenblicke wußte ich gar nicht, was mit mir vorgegangen war. Im Kopfe fühlte ich ein Brausen, als ströme mir der ganze Turia durch das Hirn; noch konnte ich kein Glied bewegen, und soll ich bildlich sprechen, so stand damals meine Seele auf den Fußspitzen auf meinem Körper und rüstete sich gerade zum Aufflug. Ganz unerklärlich ist mir, daß in einem Moment, wo ich mich kaum auf meinen Namen besann, wo das Ich schon halb von der unsichtbaren Todessichel getheilt war, mir deutlich das Zimmer vorschwebte, in welchem ich geboren ward, und in welchem ich meine Knabenzeit zubrachte. Es war mir, als liege ich darin, und geraume Zeit verging, ehe mein Bewußtseyn völlig wiederkehrte. Nach und nach traten mir alle Umstände meines Unglücks wieder vor die Augen. Hell

*) Unzen (die große Goldmünze). Die Unzen, Dieb! Das Geld für die Armuth!

und friedlich glänzte mich das nahe Kloster an, aber kein Pförtchen öffnete sich. — Da lag ich unter Cypressen, Rosenbäumen und Platanen — im Paradiese auf das schändlichste von Teufeln geschlachtet, und die taube, fette Kirche stand dabei, vernahm mein Gebrüll und rührte sich nicht, und meine Mörder hörten vielleicht in ihr morgen die Messe und beichteten: sie seyen über eine Leiche gestolpert, und waren so unschuldig wie früher. Ich will gar nicht beschreiben, was ich damals dachte, denn es passirte beinahe die Censur meines Gewissens nicht; — doch dachte ich's!!

„Denn uns beherrschen die gewaltigen Stunden!“ —

und diese Stunde, beim wahren Gott! die war gewaltig!! —

Ich empfahl dem Himmel meinen Geist — der Hölle die Seelen meiner Mörder — streckte mich krampfhaft aus und — erwartete den Tod.

Bald darauf hörte ich rascheln vor mir in einer Entfernung von 30—40 Schritten, und bemerkte mit neuem Entsetzen, daß die christkatholischen Karaiben wiederkamen! — Vermuthlich hatten sie sich versteckt, um zu erforschen, ob alles ruhig bleibe und dann die Leiche zu bestatten. Es war ein Glück für mich, daß Espina mein catalonischer Sprachmeister gewesen, denn deutlich hörte ich die kleine Hyäne brummen: „**L'echarmos nel aïgue!**“ — (wir wollen ihn in's Wasser werfen.)

Mit der ungeheuersten Kraft und thierischem Instinkt raffte sich nun mein halbzerstörtes Leben wieder auf. Gehen konnte ich nicht — wohl aber noch kriechen, und so kroch ich denn wie eine Schlange, bis zur Brücke. Die Mörder schlichen mir suchend nach. Nur der gräßliche Gedanke war mir gegenwärtig, daß sie mich erreichen, erst noch total ausplündern und dann zwei Häuser hoch in den Guadalaviar herabwerfen würden, wo ich spurlos untergegangen wäre. Die Bestien waren zwanzig Schritte hinter mir; ich konnte kaum mehr fort und hielt mich stöhnend an der Brüstung der hohen Brücke. — Ich will mich nicht klüger machen, als ich bin; wo die Katheder-Weisheit jedes Professoren, die Diplomatik jedes Weltmanns, der Glaube — selbst eines Christen endet — da rettet noch der thierische Erhaltungstrieb; da fällt ein Instinktblitz in die verzweifelnde Seele, und ein solcher — und nichts mehr — war es, was mir den Gedanken eingab, in der äußersten, zweiten Todesgefahr zu schreien: „Hierher! Schildwache; hierher! ihr lieben Männer; da sind die Mörder! — Hierher, Carlos! schnell! Da sind sie! Da! Da! — **Ayuda al Rey! Ayuda!**“ — Trotz der Angst erfaßte mich grimmiger Hohn, als

die Mordschlächter wie feige Hunde davonliefen, wähnend: die Gerechtigkeit sey erwacht! — Das war aber nicht der Fall, sie schlief so tief, wie immer, und mich hatte die unwillkührliche Eingebung des Instinkts gerettet, die den verfolgten Hirsch belehrt, daß er seine Fährte wechsle, um die Hunde irre zu machen —; die dem Fuchs Kraft gibt, daß er sein Bein abbeißt, wenn er in's Eisen gerieth —; die dem getroffenen Wallfisch sagt: tauche unter —; und dem bedrohten Adler: flieg' auf! —

Jetzt kroch ich über die Brücke, versuchte mich an der Brüstung anzuklammern, und taumelte von einem Steinheiligen zum andern. Jenseits fielen mich zwei große, durch das Gebrüll herbeigelockte Hunde an, waren aber viel barmherziger, als die Menschen, und begnügten sich, mir das Blut von den Stiefeln zu lecken. — Nun kam unter Wehgeschrei — todtenblaß und entstellt — Carlos mir wieder entgegen. Noch hör' ich sein: „O povero Giuseppe!“ Er hatte an beiden Thoren umsonst geklopft. Nun schleppte er mich mühevoll wieder zu der Puerta réal und schrie: „sie möchten doch — um Gottes Barmherzigkeit! einem Sterbenden öffnen.“ Er setzte mich auf den Stein an dem Thore. Noch fühlte ich keine Schmerzen, aber eine zunehmende Schwäche und brennenden Durst. Er steckte meine Brieftasche mit dem Aufenthaltsbillet, was ein Auszug aus dem Paß ist, durch die Spalte; sie kam zurück, es ward aber nicht geöffnet. Innen wurde eine Serenade vor einem Pallast gespielt! — Er schrie, man solle zum Commandanten schicken. „Der schläft,“ war die tröstliche Antwort. — „So will ich denn zu eurer Schande auf euerem Thorsteine sterben!“ stöhnte ich —; da riß mich Carlos auf, denn er hatte jenseits dieser Brücke in einem Hause Licht bemerkt. Dorthin schleppte er mich und bat um Einlaß für einen Sterbenden. Beim Worte: „Moribundo“ wurde das Licht gelöscht und Alles blieb todtenstill. Nun trug er mich halb zum Thore zurück und schrie auf's neue — umsonst! man öffnete nicht. Ich wäre auch rettungslos auf dem Thorsteine verschieden, hätte Carlos nicht zwei Männer auf der Brücke erblickt. „Bleib' da!“ stammelte ich — „sie kommen wieder!“ Er eilte aber zu ihnen und fand zwei bewaffnete Wächter — hombres de armos — die sich nach der Ursache des Getöses erkundigten. Sie kamen mit ihm an das Thor und trugen mich in die Vorstadt Ruzzaffoh, in eine Mühle. Die Frau, die ankam, fiel fast um, als sie meine blutige Gestalt erblickte. Sie rathschlagten nun, was zu thun sey? und beschlossen, mich in das Haus des Chirurgen der Vorstadt zu tragen. Unterdessen bemerkte ich in einer Ecke eine Flasche voll Wein; der gräßliche Durst trieb mich an, unbemerkt näher zu kriechen, ich

erhaschte sie und trank gierig den Inhalt. Die fürchterliche Mischung von Wollust und Schmerz, die ich beim Trinken empfand, ist nicht zu beschreiben. Als es die Wächter sahen, tadelten sie mich heftig, aber ich brüllte: „Quiero morir!“ (ich will sterben). Trotz der Schwäche durchflammte mich nun wilde Glut; sie gaben mich für verloren, trugen mich aber dennoch sanft und schonend weiter in das Haus des Chirurgen, wo ich in einen großen, hölzernen Lehnstuhl niedergesetzt ward. Der Chirurg kam. Es that mir wohl, wieder unter freundlichen Menschen zu seyn. — Ich ward entkleidet, untersucht; man zählte die Wunden, und seufzend sagte der Chirurg: „Veinti tres!“ (23). So viele Stiche hatte ich, und von zwanzig kann ich jetzt nur noch zu deutlich die Narben zeigen! — Drei waren leichte Picaduros, wie man sie in Spanien nennt. Der Genuß des Weins hatte meinen Geist zu einer halbwahnsinnigen Ironie gereizt, und ich stöhnte: „da sitzt der travestirte Cäsar,“ und brach in ein gichterisches Gelächter aus, das mir die ersten eigentlichen Schmerzen weckte. Brieftasche und Geldgurte warf ich dem Carlos hin. Während mich der Chirurg für den Moment en gros verband, kamen mehrere Leute aus der Vorstadt. In ihrem Beiseyn wurden die achtzig geretteten Napoleons gezählt, und die Männer warfen seltsame Blicke des Verdachts auf — Carlos. Er war fast so übel daran, als ich. Mich konnte ein schneller Tod befreien; starb ich aber, so galt er für meinen Mörder, und sah jedenfalls nur mit größter Mühe und Aufopferung des halben Vermögens sein Vaterland und seine Geliebte wieder. Er sagte mir später oft, er habe mich in diesem Augenblicke beneidet. — Die Kannibalen hatten sichtlich auf die Gurt gestochen, und sie mich in so weit erhalten, weil die Messer nicht durchdrangen. Ich hatte eine tiefe Brustwunde über dem Herzen und 2 Stiche neben einander im Unterleib, 13 im rechten Arm, 2 im Fuß, 2 hinter dem rechten Ohr und 3 leichtere Ritze und Picaduros im Hals und der rechten Seite — facit 23. — Gegen Mitternacht begannen meine Schmerzen. Als man mich auf eine Matratze legen wollte, schrie ich die ganze Vorstadt wach. Es war die höchste Folterpein, und nur im Stuhle, gebückt, konnte ich aushalten. Der Wein hatte natürlich die Wunden noch verschlimmert. Bald ward mir der Athem kürzer, und bei jedem Zuge fühlte ich Stiche. Mit Wollust hätte ich Gift genommen. — Carlos betete die ganze Nacht durch; ich wandte die letzte Kraft an, seine Unschuld zu bezeugen. Der Chirurg wollte mir den Tod erleichtern und gab mir in Zwischenräumen starke Cordiale mit Opium; die Erleichterung war jedesmal nur kurz, und so — in jeder Minute den Tod erwartend — brachte ich eine wahre Höllennacht auf dem Stuhle zu. Mor-

gens 4 Uhr eilte Carlos in die Stadt, von vier Männern begleitet. Ein herrlicher Frühlingstag folgte dem gestrigen Sturme. Klar beschien die Sonne meine blutige Gestalt, und zum Erstenmale erfaßte mich unendliche Wehmuth. Das Grauen der Verzweiflung wich vor dem ewigen Himmelslichte, und wie es meine Schmerzen nur gestatteten, dachte ich schmerzlich an das ferne Vaterland und an die Meinen.

Um 6 Uhr erschien der Alkaide mayor mit vier Schreibern und zwei Wundärzten. Alle gaben mich verloren. Einer, der glaubte, ich verstände ihn nicht, ließ mich vom Cordial trinken, und als ich gleich darauf vor Schmerzen aufschrie, sagte er: „Es un sennol de la muerte!“ (ein Zeichen des Todes). Das Gericht hatte den Carlos schon zu Protokoll verhört, nun nahm man meine Declaration, wie es hieß, gleichfalls auf, und ich gab sie in langen Pausen. Jetzt kam Heinrich Elch mit mehreren Franzosen und Deutschen. Der brave Landsmann, der mich nur einmal gesprochen — hatte mir bereits die Aufnahme im großen Hospital erwirkt; ich war aber nicht mehr zu transportiren. Eher wollte ich sterben, als mich in eine Tartane mit solchen Schmerzen legen lassen. Da hüllte man mich in meinen getreuen Schlafrock, den Carlos mitgebracht, band mir gelbe Spitaltücher um den Kopf, und sechs Labradores trugen mich in dem Lehnstuhle, unterm Nachlaufen der halben Vorstadt, nach Valencia. In Tartanen folgte das Gericht sammt den neuen Freunden. Zum letzten Male glaubte ich nun den blauen Glorienhimmel zu erblicken, die balsamreiche Frühlingsluft einzuathmen; und voll Wehmuth sah ich das rothe Kreuz an der vermauerten Puerta del Cid — hart neben dem Thore, durch welches man mich trug. Die nachströmenden Menschen wurden zurückgewiesen, und auf Seitenwegen trug man mich in das Hospital — auch Casa de la misericordia genannt, wo ich in der großen Sala de los heridos (Saal der Verwundeten) niedergelegt wurde. Mit dieser Anstalt, zu deren Lobe ich nicht genug sagen kann, steht ein Nonnen-Kloster in Verbindung, um die Kranken besser zu verpflegen. Die Nonnen heißen: hyas de la caridad (Töchter der Barmherzigkeit), und machen diesem edeln Namen die größte Ehre. Unter unsäglichen Schmerzen und in Anwesenheit von vier Aerzten und allen Chirurgen des Hospitals, wurden nun meine Blessuren sondirt und sorgfältig en détail verbunden. „So kam noch Keiner,“ sagte ein alter Chirurg. Ein Jüngerer, den ich gleich lieb gewann, Don Bernardo mit Namen, rief bei jedem Stich, den er entdeckte: „Ah los picaros!“ (die Schelme!). Ueber eine Stunde lang dauerte das Verbinden, dann traten die Aerzte ab, das Weitere verordnend, und in ihren Mienen las ich:

daß ich verloren sey! — Nun kamen zwei Jesuiten und fragten: „ob ich beichten und kommuniziren wolle?“ Ich bejahte es. Heinrich mußte sich nun mit meinen andern neuen Freunden entfernen. Jetzt kam die Superiorin des Klosters, eine würdige Dame, Sor Paula Figuero genannt, aus andalusischem Geschlechte, mit zwei Nonnen — tröstete mich sanft, verwies mich an Gottes ewige Vaterhuld, und hing mir eigenhändig, unter Gebeten, die Virgen del carmen um, deren Bild der letzte Trost der Sterbenden (el oltimo consuelo de los agonizantes) genannt wird. Dieses machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich. Bald darauf erschien ein Beichtiger, der, weit entfernt, mich am Grabesrande mit Donnerreden zu erschrecken, milde und gewichtige Worte des Trostes sprach, mich absolvirte und zur letzten Oelung vorbereitete. Nun kam der Trauerzug mit dem Hochwürdigen, unter Vortretung von Sakristanen, mit brennenden Kerzen. Ich empfing das Sakrament und die letzte Oelung, und dumpf sprach der Priester-Chor über mich das: „requiescat in pace!“ — Wie dieses hat mich noch nichts erschüttert! — Die Schmerzen milderten sich nach und nach, und regungslos starrte ich nach einem schönen Krucifix, das am Ende des Saales hing, wo ehemals eine Kapelle war. Ich verlangte, man solle mein Bett dorthin tragen. Es geschah unter sichtlicher Zufriedenheit der Nonnen. Viele Verwundete lagen noch im Saale; ich achtete nicht auf ihr Geheul, und starrte immer das von der Sonne erhellte Bild des Erlösers an. — — —

— Der Leser fürchte nicht, daß ich ihn mit widerwärtigen Spital-Scenen quälen werde; ich will die sieben Wochen, die ich, oft zwischen Leben und Tod schwebend, in der Casa de la misericordia zubrachte, möglichst kurz zusammenfassen; doch kann ich nicht ganz darüber wegeilen, weil mir diese herrliche, menschenfreundliche Anstalt noch in lebendiger Erinnerung vorschwebt, und auch nicht jeder Reisende in den Fall kömmt, Spanien von dieser Seite betrachten und tiefere Blicke in das Hospital- und Kloster-Wesen werfen zu können.

Die Ordnung in diesem schönen Hospitale, das eine Menge geräumiger Säle, viele Laboratorien, eine große, wahrhaft königliche Küche, ein anstoßendes Kloster sammt Kirche, ein Irrenhaus und Wohnungen für ausgesetzte Kinder enthält, ist musterhaft! — Früh fünf Uhr sah ich immer die erste Cura ankommen. So heißt die Ronde, welche die Chirurgen und Aerzte drei Mal des Tages machen. Erst traten zwei Chirurgen an mein Bett, in Begleitung von vier Adjunkten und einem Spitaldiener. Der ältere, Don José (Joseph) genannt, besichtigte sorgfältig die Blessuren und sprach immer leise mit dem Andern, weil er merkte, daß ich mich anstrenge, ihn zu verstehen; dem

Letzteren lag dann die Besorgung und der Verband ob. Es war dieser der erwähnte Bernardo, der Einzige, der mich nicht ganz verloren gab. Nach den Chirurganos kam der Medico, in Gesellschaft von sechs Adjunkten, deren zwei stehend das Protokoll führten. Die Darreichung der Arzneien und Kühltränke (Refrescos) liegt dann den Nonnen ob, die immer ab- und zugehen. Die Superiorin besucht oft zehnmal des Tages die Krankensäle und etliche Male während der Nacht. Da die Nonnen noch ihren religiösen Uebungen neben diesem Dienste obliegen müssen, so kann man sich einen Begriff von der Anstrengung und Aufopferung machen, welche dieses ruhelose Geschäft der Barmherzigkeit veranlaßt.

Am zweiten Tage zeigten sich an den penetranten Stichen im Unterleibe Symptome des nahen Brandes. Ich hörte, daß man mir noch zwölf Stunden Leben zutraute. Trotz meines ungeheuern Blutverlustes, diktirte der Arzt eine starke Aderlasse, und ich vernahm, wie er unter der Saalthüre sagte: „elso es el oltimo remedio“ (das ist das letzte Mittel). Beim ersten Schlage erschien gar kein Blut, und die Spitaldiener schüttelten die Köpfe und meinten, es sey unnöthig, den Halbtodten da noch lange zu quälen. Nach langer Vorrichtung endlich bewirkte Bernardo eine Aderlaß und sprach theilnehmend: „so lange ich nicht sage, er stirbt — darf er nicht sterben.“ Dieses Schweben zwischen Trostlosigkeit und Lebenshoffnung ist fast peinvoller, als das Gefühl des sicheren Unterganges. Alle Abende betet eine Nonne im Hauptsaale den Kranken den Rosenkranz vor, und die Thüren der Nebensäle werden geöffnet, daß wie Geisterstimme von allen Seiten das dumpfe: ora pro nobis tönt. Ein Jesuitenkaplan hat mit vier Brüdern die Nachtwache; am Tage sind immer acht gegenwärtig. Von Zeit zu Zeit vernahm ich den Schall der kleinen Glocke, die dem letzten Sakrament vorangetragen wird, und die tieftönenden Gesänge der versehenden Priester. Wenn sie auf dem Heimwege das miserere anstimmten, war der Kranke in der höchsten Gefahr. Die Todten werden immer mit enthülltem Gesicht bei der Seelenmesse in der Hospitalkirche ausgestellt.

Als am dritten Tage mein Wundfieber etwas nachgelassen, trat in großer Begleitung von Gerichtsmännern der Alkaide, ein ruhiger, besonnener Mann, ein, und ihm folgten auch Carlos, Heinrich, über acht Deutsche, größtentheils Handelsleute, einige Franzosen und der edle, menschenfreundliche französische Consul — Gauthier d'Arc. — Ein herrlicher Mann, und werth, daß er einen berühmten Namen trage. Ich wurde gefragt, ob ich mich stark genug fühle, diejenigen zu sehen, welche man als verdächtig hierher gebracht habe. Trotz meiner

gänzlichen Schwäche, stieg das flammende Entzücken der gehofften Rache in mir auf; dieß bemerkten meine Freunde, und warnten mich heimlich, die Thäter nicht zu nennen, wenn ich noch die geringste Lebenshoffnung habe. Würde ein Valencianer wegen mir auf die Galeere geschickt, oder gar garrottirt (die Garrotte ist statt des Hängens eingeführt), so könne ich, im Falle der Rettung — mich auf sichern Tod gefaßt machen, und die ganze Zunft der Labradores stünde dann mit ihren Messern und der Blutrache gegen den Fremdling. Da ich nun gleichfalls Blutrache wünschte, nickte ich dem Bernardo zu und fragte ihn leise: er solle mir, beim Haupte des Erlösers dort oben, sagen, ob noch Hoffnung für mich sey, ich stürbe gerne, also möge er mir die reine Wahrheit verkünden. — „Hay todavia esperanza," (es ist noch Hoffnung) flüsterte er mir beschwörend zu, und auf mein Jawort wurden nun die Verdächtigen in den Saal geführt. Es waren an 36 Labradores und Gärtner der Alameda darunter in gleicher Tracht, denn der krumme Schnitt am Finger ließ ahnen, daß einer von den bei der Alameda zum Baumschneiden angestellten Labradores dabei thätig war. Furchtbare, neunfach confiscirte Galgen- und Garrotten-Gesichter erschienen an meinem Bette; Kerls, deren Frömmster schon fünf Jahre auf der Galeere gewesen war. Die Polizei hatte den Abschaum Valencia's zusammengerafft, in der Ueberzeugung, einer der Räuber wenigstens müsse darunter seyn. Die Unschuldigen fand ich gleich heraus, denn sie betrachteten mich starr, mit funkelnden Dolchblicken, und knirschten vor Wuth und Haß, und strichen sich die langen, schwarzen Bärte und stampften mit den halbnackten Füßen. Es war freilich nicht besonders empfehlend für sie, von solchem Verdachte beschwert, am Bette eines Aufgegebenen zu stehen. Die Sonne beleuchtete grell diese braunen Salvator-Rosa-Gesichter. Das höchste Schweigen herrschte. Alle Augen sahen auf mich, und die Schreiber standen mit erhobenen Gerichtsfedern da, wie schwarze Strafegeister, bereit, drei Namen in das Buch der Verdammniß einzutragen. Ich, von Haß, Wuth und Rache gleichfalls bestürmt, starrte keuchend einen nach dem andern an, und entdeckte bald einen kleinen, ziemlich jungen Mann, der stolz wie ein Eber schnaubte, stark schwitzte — immer die Fußstellung wechselte und mich nicht ruhig ansehen konnte. „Der ist es!" Dieser Gedanke durchschnitt wie ein Messer mein Inneres. Die Freunde winkten. Der Alkaide und alle Gerichtsmänner starrten ihn mit dem valencianischen Glutblick an und sahen dann wieder voll Erwartung auf mich. Ich bat, man solle den Sennor da reden lassen. Der Richter sprach ihn an; ich hörte eine süße, höfliche Stimme, die wankend aus einer gefolterten Brust stieg; ich meinte, ich vernehme

wieder das: callese Vd! Caro Sennor etc. etc. Ich war nahe daran, trotz Blutrache und Tod, meinen Gedanken Worte zu leihen; die anderen zwei fand ich nicht heraus. Man ließ nun die Gesellschaft zwei Mal ihre Hüte und Manta's wechseln und sie dann wieder vortreten; immer entdeckte ich den Kleinen, der mich durchaus nicht ansehen konnte. Gott allein kann wissen, ob er wirklich unter den Räubern war, denn allerdings hätte die schon erwähnte Aehnlichkeit der valencianischen Gesichtsbildung hier zu großem Unrecht verleiten können; auch war gedenkbar, daß ihn mein immerwährendes Anstarren aus der Fassung bringe, und Carlos erinnerte sich nicht mehr klar auf sein Aussehen. Dieses, so wie die Einwendung meiner Freunde, überlegte ich wohl, fühlte den größten Seelenkampf, und ließ den Verdächtigen über fünf Minuten in der peinvollsten Lage, endlich sagte ich: „Nein, Herr! Ich kenne keinen;“ — da athmete der Kleine tief auf und sah heiter umher. Alle wurden nun wieder abgeführt und entlassen. —

II.

In Valencia sah ich zwei Stiergefechte. Diese ganz eigenthümlichen Volksfeste haben hier das Hospital zum Unternehmer. Es kauft die Stiere an, läßt die Fechter (Quadrillas) kommen und vereinigt die Darstellungen gewöhnlich mit der Zeit des Frohnleichnamsfestes. Sechs Wochen vorher wird von gar nichts Anderem gesprochen, und schon die Nacht, wo vom Rincon de los marlises *) aus die Toros in die Stadt getrieben werden, ist eine Nacht der Freude und des zügellosen Jubels. Jeder Stier hat seinen Namen, und sein Nationale ist sorgfältig gefertigt. Für die Afficionados **) werden kleine Karten gedruckt, wie für die Rouge et Noir Spieler, auf denen sie mit Nadeln die Stiche bemerken, die der Stier bekömmt; wie viel Picadures, wie viel Banderillos, und ob er auf den ersten oder zweiten Stich des Matadors bleibt. Der Lector amigo ***) und die Lectora hermosa †) haben bestimmt schon mannigfache Beschreibungen dieser in ihrer Art ganz eigenen Funktionen gelesen. Ich wünschte aber, sie ihnen recht zu vergegenwärtigen, und wähle deßhalb die dramatische Form; conque — Vamos!

---

*) Eine Stelle am Turia.
**) Die für das Stiergefecht leidenschaftlich Eingenommenen.
***) Freundliche Leser.
†) Schöne Leserin.

Ich hebe in dieser Scene die zwei interessantesten Episoden heraus, welche zugleich vom Ganzen den deutlichsten Begriff geben, und schildere alles genau, wie ich es sah.

Der Vorhang geht auf.

Der sonnenhelle 20. Junius bestrahlt ein großes, kunstvoll von Holz erbautes Amphitheater. Auf Bänken, Stühlen und in Logen (Tertullias) sitzen zehntausend Menschen.

Es ist Nachmittags ³/₄ auf 2 Uhr.

In der Sonne sitzen die Handwerker: Fischer, Schiffer und ungefähr 2000 Labradores, denn von allen Dörfern der Huerta, selbst von Murviedro und San Felipe, ist die Menge hereingeströmt. Im Schatten (à la sombra) sitzen die Vornehmeren; der weibliche Blumenflor von Valencia strahlt in Nationaltracht, reich geschmückt, in den Tertullias. Cortejos gehen ab und zu mit Erfrischungen. Die Hitze ist afrikanisch; das Amphitheater gedrückt voll; keine Erbse könnte auf den Boden fallen. Ein Detachement Uhlanen hat so eben den Circus unten geräumt. Ein altes Weib springt nach der Thüre zu; —

(allgemeines Gebrüll und Gezisch und Gepfiff).

Ah la viejah! Hinaus! Hinaus! Chi! — Chi! Vaya! Vaya! Chi! — Silencio! Silencio! — Chi!

(Wüthender Lärm! und dumpfes Getöse der Stampfenden.)

Silencio! Chi! — —

Große Fässer werden auf Karren geführt und mit Hülfe von langen Lederschläuchen wird der Platz benetzt.

Der Corregidor erscheint in seiner Loge.

Viele. Viva! viva! viva!

Andere. Chi! — Chi! — er kömmt immer zu spät.

Viva! — Chi! —

Es un afrancesado! *) — Silencio! carai! — Chi! — Chi! — Silencio!

Die Verkäufer der Erfrischungen klettern umher, mir steht einer auf dem Kopfe. Geschrei: Orgiata! Quien — quiere orgiata? — (wer will?) Agua! Agua! fria la Agua! (frisches Wasser) — Quien, quiere agua?!

Viele. No hay plaza (es ist kein Platz mehr).

Agua fria! Fria la agua! — A — — gu — — a!

Plötzliches, wüthendes Gezisch und Gepfiff. Ein flammenroth gekleideter Kampfrichter ist eingetreten, ihm folgen, in Offiziantentracht,

---

*) Ein französisch Gesinnter.

acht Bediente mit Degen und Claque-Hüten. Er geht vor die Loge des Corregidors und will das Kampfgesetz ablesen.

Alle Labradores. Fuera! (Hinaus!) Fuera con el cangrejo! (Hinaus mit dem Krebs!)

Die Adelichen. Silencio! Caballeros!

Große Rätschen fangen an zu toben:

Fuera! Fuera! Vaya! Vaya! Chi! Chi! Orgia — ta — a! ya empezon (sie fangen an). Agua! Agua! — fri — a! Orgiata! Fuera! — Fuera! — Silencio! — Chi! — —

Einige tausend strahlende Damenfächer sind in der stärksten Bewegung.

Chor der Grazien. O que calor! (o welche Hitze!)

Orgia — ta! — — Fuera! — Fuera! — trom! — trom! — trom! — rätsch! — rätsch! — rätsch! — Chi! — Chi! Chi! —

Der Unglückliche, dem es immer so geht, wandelt grimmig ab, ihm folgen die Offizianten.

Alle Bauern. Bien! bien! Vayan Ustedes? bien! (Einer mit Trompetenstimme) Ah los cuervos! (die Raben!)

Großer Volkschor.

Los cuervos! Malditos sean los cuervos! (Verflucht seyen die Raben!)

Der Adel. (schwitzend.)

Silencio! — Caballeros! —

Die Grazien.

O Dios, que gente! (Gott, welch' ein Volk!)

(Es schlägt 2 Uhr von der Kathedrale.)

Silencio — o — o — o!!!

(Die Stille der Erwartung tritt ein.)

Der Corregidor wirft einem andern Richter einen Schlüssel zu, der aber zur Erde fällt.

Volkschor.

Si! — Schi! — Ssi! —

Mal hecho! (schlecht gemacht)

Viele. Er kann den Schlüssel nicht fangen!

Einige Tausend. Reventete Grulla!

(Zerberste Kranich.)

Der Adel. Silencio Sennores! Silencio — o — o — !

Die Grazien.

O que gente! que gente! que calor! o Dios! —

Der Richter steht an der Thüre, die zu dem Stierbehälter führt.

Einer. Steh' gerade, Grulla! — Silencio! — —

Trompetenstoß.

(Tiefe Stille.)

Die entgegengesetzte Thüre öffnet sich; unter ungeheurem: **Viva!** und Applaudissement tritt die **Quadrilla de Toréros** (Quadrille der Stierkämpfer) ein.

Eh viva! viva! — — — —!

Viva! — — — —!

Viva — Montes el divino! (Es lebe Montes, der Göttliche!)

Der Adel. **Viva la estrella de Sevilla!** (Es lebe der Stern von Sevilla!)

Viva — — — **a** — — — **a!**

Viva — — — — — — — —!!!

Die **Matadores** — auch Schwerter (**espadas**) genannt — treten der **Quadrilla** vor; ihnen folgen die vier **Banderilleros**; dann kommen sechs **Capistos** und **Chulos** mit Tüchern und rothen Fahnen; dann die **Picadores** zu Pferde, ganz in gelbes Leder und Eisen gehüllt, mit langen, dicken Lanzen, die oben eine drei Zoll lange, eiserne Spitze haben; mit blauen, golдverzierten Jacken und breiten, braungelben, band- und blumengeschmückten Hüten. Die ganze Quadrille ist in gold- und silberstrahlender, andalusischer Nationaltracht, und gewährt einen poetisch chevaleresken Anblick.

Endloses Viva!!!

Der Reserve-Picador reitet ab; die zwei andern sprengen im **Carrière** links an die Planken neben der **Toro**-Thüre. Hinter ihnen stehen die **Banderilleros** *) und **Capistos**, und weiter zurück die **Matadores**. Alle Angestellte (**Empleados**) eilen in den Raum zwischen dem Publikum und dem Circus.

(Tiefe Stille der gespanntesten Erwartung tritt ein. Die Herzen der Fremden pochen hörbar.)

In der Loge des Hospitals zeigt sich der Geistliche, der das Sakrament für die Verunglückten mit sich führt, und es erscheinen viele Wundärzte, Träger und Diener.

Nun kann man eine Nadel fallen hören.

Drei Trompetenstöße.

Die **Toro**-Thüre geht auf.

Der Stier, **Tormento**, nachtschwarz und hochgehörnt, stürzt wüthend herein und geht auf den **Picador Sevilla** los; dieser setzt das Pferd auf die Groupe, rettet es vom Horn und sticht den Stier in den Hals, ohne im Sattel zu wanken. Das Thier steht einen Augen-

*) Diese führen die **Banderillos**, lange, geschmückte, mit Eisenhaken versehene Stäbe.

blick auf den Hinterfüßen, vom riesenstarken Sevilla abgedrängt, und eilt dann auf die Mitte des Platzes, wo es blutend und staunend um sich blickt.

Ungeheurer Beifallsdonner.

Bien! bien! — Bravo Sevilla! — Bravo Sevilla! — Bien! Viva — —!

Viva! — — — —!

Die Picadores wechseln im Carrière die Plätze; die Capistos reizen den Stier mit den Fahnen, die er schnaubend angreift, und wie er ihnen folgt, springen sie über die Planke.

Großes Gelächter.

Bien Goloudrinos! (gut, ihr Schwalben!)

(Alle Damen schreien hell auf.)

Ai! ai! Sennor!

Tormento hat den Rodriguez sammt dem Pferd umgeworfen; das letztere stirbt auf dem Platze — Rodriguez liegt todtbleich mit halbem Körper auf der Brüstung — der Stier stürzt auf ihn los — ein Capistos lenkt ihn noch glücklich ab.

Geschrei.

Mal hecho, Rodriguez! (schlecht gemacht) Chi! Chi!

Andere. Silencio! es muerto! (er ist todt!)

Volkschor.

Muerto!

Die Damen.

Ai Sennor!

Tormento hat einen Capisto auf's Horn genommen und schleudert ihn klafterhoch.

Alle. Mire! mire! mire! (sieh! sieh!)

Die Damen.

Ai Sennor! Ai Dios!

Die Labradores.

Muerto! — Carajo! Bueno el Toro! (der Stier ist gut) — Bien Toro! — — Bien! Bien! —!

Rodriguez und der Capisto werden fortgetragen. Der Stier stürzt auf Sevilla, der ihn wieder sticht und glanzvoll abparirt.

Ungeheurer Jubel.

Bravo Picador! — Bien Sevill — a!

Bie — - — — n!!!

Die Labradores, stampfend und brüllend: El picador de la reserva! (der Reservist!)

Andere. Silencio!

El picador de la reserva!

Der todtgeglaubte Rodriguez reitet auf einem andern Pferde herein und ist noch todtblaß.

Chor.

Bravo Rodriguez! Bien! —

Andere. Wo ist der Capisto?

Ein Empleado schreit: Muerto!

Alle Damen und die Fremden schreien auf.

Tormento hat das Roß des Rodriguez wieder auf den Hörnern. Rodriguez hält sich kunstvoll im Sattel; das Pferd schlägt über, er rettet seine Brust; der Stier stürzt auf ihn, die Capistos fliegen vor — Rodriguez reißt das Pferd wieder in die Höhe, seine Eingeweide hängen ellenlang heraus; er spornt es, und das gequälte Thier hinkt — ein Bild der galloppirenden Schwindsucht, und, Blut in Strömen vergießend, unter dem Reiter.

Die Labradores mit diabolischem Gebrüll.

Ahai! Heaqui! — —

los tripos! — (die Eingeweide).

Allgemeiner Chor.

Los tripos! los tripos!

Die Weiber halten die Fächer vor.

Einige. Steig ab, Rodriguez!

Andere. Bleib! Bleib!

Gebrüll. Steig ab, Demonio!

Andere. Bleib! Bleib!

Das Pferd stürzt zusammen und stirbt unter wilden Zuckungen. Der Stier ist mit dem ersten todten Pferde beschäftigt, das er wieder auf die Hörner nimmt.

Rodriguez wankt ab.

Chor.

Bien Toro! es bueno el Torito! bien Toro! bien!

Trompetenstoß.

Die Banderilleros springen dem Stier entgegen, rufen: hup! hup! wenn er angreift, lassen ihn tollkühn unterm Arme weglaufen und setzen ihm die buntgeschmückten Banderillos in den Hals ein.

Das Thier wird rasend; springt ellenhoch mit allen vier Füßen in die Luft; Staubwolken fliegen auf, mit dem Rauch des Blutes vermischt.

Großer Jubel.

Bien hecho!

Hup! hup! Bravo! Bien! bien! Viva! viva! hup! hup! Das Thier hat nun acht Haken im Halse zu den Picadures, wird vollkommen rasend, eilt einem Capisto nach und springt über die sechs Schuh hohe Brüstung.

Geschrei.

Rettet euch!

Andere. Bleibt!

Die Damen.

Ai Dios! Ai! —

Alle Empleados springen in den Platz hinein; der Stier kommt auch gleichfalls wieder durch eine der vielen Thüren, und in diesem Moment stehen die Empleados wieder außen.

(Allgemeines Gelächter und Gerätsch und Gestampf.)

Plötzliches: Aha — — — — !

Aha — — — — !

Viva Montes!!!! Eh viva! — — !

Montes hat nämlich ein Meisterwerk geliefert. Er nahm eine lange Stange, attaquirte den Stier, und wie dieser rasend angriff, sprang er ihm, mit Hülfe der Stange, über die hohen, blutigen Hörner weg.

Ueberschwenglicher Beifall.

Trompetenstoß.

Das Thier ist mit dem todten Pferde beschäftigt. Montes tritt als Matador vor die Loge des Corregidors.

Geschrei.

Silencio! Silencio!

(Stille tritt ein.)

Montes.

So werde ich denn mit Gottes Hülfe und unterm Schutze der heiligen Jungfrau den Stier Tormento tödten, und es lebe der König und das ganze königliche Haus!

(Er wirft die Montera (Mütze) in die Luft.)

Chor.

Viva el Rey! nuestro Sennor Fernando setteno! (Es lebe der König, unser Herr Ferdinand VII.!)

(Stille tritt ein.)

Montes, dem die Fuß-Quadrille folgt, steht bereits vor dem Stier, der ihn brüllend anstarrt. Tormento attaquirt das rothe Tuch des Matadors. Montes weicht geschickt aus. So geht es unter: hup! hup! sechsmal.

Leisere Stimmen.

Bueno el Toro!

(Tiefe Stille.)

Plötzlicher, mit Donnergewalt losbrechender Beifallssturm. Auf einen Stoß hatte Montes den Stier sin sangue — (ohne daß das Thier Blut auswirft) — getödtet, und ihm die espada bis an das Heft in den Nacken gestoßen. Tormento stürzt im edeln letzten Kampf auf die Kniee, wie ein sterbender Held.

Gebrüll.

Muerto! Muerto!

Kränze, Blumen, Gedichte regnen auf den berühmten Matador herab, während der todte Stier von vier mit Schellen behangenen Maulthieren im Galopp fortgezogen wird.

Unterdessen hat sich schon die Quadrille wieder wie oben aufgestellt. Die todten Pferde wurden von Empleados fortgezogen. Trompetenstöße tönen, die Thüre fliegt auf und der zweite Stier erscheint.

Mit mehr oder weniger Veränderungen wurden nun sechs Stiere gehetzt. Es fiel kein Unglück mehr vor, auch blieben wenig Pferde. Man hatte, wie gewöhnlich, um sich des ersten günstigen Eindrucks zu versichern, einen der besten Stiere im Anfange herausgelassen. Solches ist auch am Schlusse jeder Funktion der Fall, und ich nehme vor dem Erscheinen des letzten Stiers den Faden wieder auf.

(Es ist bereits Dämmerung eingetreten.)

Nach Abschleifung des siebenten Stiers steht die Quadrille wieder kampffertig.

Einige. Wer kömmt noch?

Andere. El Sarco. (Der Name des achten Stiers.)

Viele. Ist er gut?

Schiffer. Wir sahen ihn herführen; der muß Wunder thun.

Mehrere. Der Tormento war der beste. —

Orgiata! — Orgiata! — Agua! — Aber die Picadores lassen immer den besten zuerst heraus.

Schiffer. Es bueno el Sarco! Ihr werdet's sehen. Es wird aber dunkel.

Einige Bürger und Weiber.

Mala Hora! (Böse Stunde!)

Drei Trompetenstöße.

El Sarco, ein prachtvoller Andalusier, schwarz und weiß gefleckt, springt herein — sieht sich um und geht ganz feierlich in die Mitte.

Geschrei. O! O! Vaya la cabra! (Fort Ziege!) O vaya! Chi! Chi! Si! —

(Es wird heillos gepfiffen.)

Aergeres Geschrei.

O! O! la cabra! O la vaca! la vaca de la boda! (die Hochzeitskuh!) Silencio! Silencio — o! —

Die Picadores wechseln die Plätze.

(Der Stier trabt ihnen entgegen und kehrt um.)

Geschrei.

Maldita sea la vaca; — O! — O! — la cabra! —

El Sarco steht in der Mitte. Sevilla reitet auf ihn los.

Viele. Bravo Sevilla!

Andere. Mos adelante! (mehr vor! *) Mos adelante carajo!

Neue. Que es eso Sevilla? (was ist das?)

Viele. Es ist nicht der Alte mehr!

Rasender Chor.

Mos adelante!

Der räthselhafte El Sarco steht ruhig da, schüttelt mit dem Kopfe und will nicht in's Eisen.

Chor.

Adelante Sevilla!

Sevilla glaubt sein Mögliches gethan zu haben nach dem Kampfgesetz und reitet, die Lanze anziehend, zurück. Jetzt wird der vorhin bis zu den Sternen Erhobene, auf das gemeinste gelästert. Man sieht es ihm aber an, daß er sich nichts daraus macht. Es wird gepfiffen, gerätscht und ein Fächer zwei Klafter hoch und ein Klafter breit wird geöffnet; er ist mit allerhand Fratzenbildern bemalt.

Infernalisches Geschrei.

Que es eso Sevilla? Vaya! Vaya fantastico! (der Phantast!) O el Fantastico! O el embustéro! (der Betrüger!) O el maulon! (der falsche Kerl) Adelante punnatero! O! O! — Trom — trom, trom! rätsch! rätsch! O! O! Chi! Chi! Adelante demonio! Adelante maulon! Asi no se gana el dinéro. (so verdient man kein Geld) Adelante Fantastico! O! O! O el pejepalo! (Stockfisch) Vaya! Vaya! Asi no se gana el dinéro, punnatero de Sevilla! So geht es eine Minute lang. Sevilla's andalusischer Stolz erwacht furchtbar. Er schüttelt den Kopf — schwingt rasend die Lanze — wirft Blicke des Zorns selbst zu den Damen empor, die ihn bedauern, und reitet von neuem, stark das Roß spornend, auf den ruhigen el Sarco ein.

Viele. Bien Sevilla! mos adelante! hombre! Bien hombre!

Er reitet weiter vor. Der Stier weicht, schüttelt und scharrt.

---

*) Je weiter der Picador dem Stier in den Circus folgt, desto gefährlicher ist es für ihn.

Sevilla treibt ihn von der Mitte des Platzes weg und hält ihm die Lanzenspitze unter die Nase *).

Ungeheurer Jubel.

Bien Sevilla! Viva! Eh viva! Bien! Bien! Viva! Bien hombre! Viva! viva!

Die Damen schreien auf.

Die Labradores.

Mire! mire! carajo!

El Sarco unterspringt plötzlich das Pferd, hebt es sammt dem Reiter in die Luft und schmettert es nieder, daß es sterbend auf Sevilla fällt. Letzterer hat abermals mit der größten Kunst die Brust gerettet. Die Capistos wollen den Stier ablenken, er bleibt aber ruhig und wandelt sehr gemächlich an die Planken, wo er die Versammlung betrachtet.

Jetzt entsteht ein Doppelchor.

Einige rufen: viva Sevilla! Andere lästern den phlegmatischen el Sarco und ironisches Gesindel schreit ihm, dem Stier, zu: „asi non se gana el dinéro Sennor Don Sarco!“ als ob er etwas anders dabei gewiß hätte, als den Tod.

Einige hundert Labradores:

Fuego! Fuego! **)

Die ganze Zunft, unter Stampfen, Trommeln, Rätschen und Pfeifen: Fuego! Fuego! Fuego! paur la cabra! — Fue — go! Einige Andalusier, denen wahrscheinlich die neuen Gesetze unbekannt sind, und die stark aguardiente (Branntwein) getrunken haben:

Los perros! los perros! ***)

Die Labradores.

No hay perros; (es sind keine Hunde da)

Einer der Betrunkensten:

Los perros carajo —!

Andere.

Silencio hombre!

Derselbe.

Los perros Sennor Don Corregidor!

Viele.

Silencio borracho! (Vollsäufer)

---

*) Ein großes Wagstück.

**) Feuer! damit verlangten sie, daß dem Stier Raketen gesetzt werden sollen, ihn zu animiren.

***) Die Hunde, die früher den Stier zerfleischten, wenn er nicht an's Eisen gehen wollte; jetzt sind sie abgeschafft.

Derselbe (mit Posaunenstimme)

Aha! Es un afrancesado el Sennor Corregidor! los perros!

Die Labradores.

Fuera! fuera!

Derselbe.

Tragala perro! *)

Er wird mit großer Gewandtheit von einer Bank zur andern und dann eine Treppe hinabgeworfen, immer Tragala perro brüllend.

Der Stier stand immer ruhig; — jetzt aber setzen ihm die Banderilleros Raketen und wahre Kanonenschläge an den Hals. Unter Donnergekrach steht er bald in Rauch-, Dampf- und Staubwolken, geht von der größten Ruhe zur gräßlichsten Raserei, über und springt an Rodriguez so hoch empor, daß er ihm mit dem Horn die Seite verletzt. Der Picador stürzt.

Geschrei.

Ah! Ah! Ah! Miro! Heaqui! — Ah! Ah! Ah!

Das ledige Pferd springt herum, el Sarco stößt ihm die Eingeweide aus dem Leibe, daß sie auf dem Boden wie rothe Bänder nachflattern.

Ah! Ah! Ah! Bueno el Toro! Ah! Ah!

Es wird immer dunkler und die Gefahr für die Quadrille größer. Rauch und Staub umwölken fortwährend den Platz.

Die Labradores.

El Picador de la reserva. Ah! Ah! Ah!

Kaum ist Rodriguez abgetragen, liegt Sevilla wieder unter dem Roß, mühevoll von den Capistos gerettet.

Der Picador de la reserva José Fabré reitet ein.

Gebrüll.

Buenos tardes Sennor! (Guten Abend Herr) Der Stier stürzt auf ihn los und wirft Roß und Mann nieder.

Gränzenloser Jubel.

Bien! Bien! Bravo Sarco! Bien! bien! — Bereits liegen drei todte Pferde da. Fabré hat eine Brustquetschung und wird fortgeführt. Sevilla ist allein und noch hat der Stier keine Picadur empfangen. Er stürzt sich rasend auf die Leichen — die Rosse; da meldet sich ein Afficionado von der Labradores-Zunft unter allgemeinem Jubel. Ein baumstarker Kerl, der schon lange mit Mühe zurückgehalten wurde. Sevilla bringt unterdessen dem Stier einen Stich bei mit großer Ge-

*) Friß Hund! — das bekannte Lied aus dem letzten Kriege der Unabhängigkeit.

fahr und bald erscheint der Afficionado mit Fabré's Jacke und Hut zu Pferde, greift den Sarco an und wird zusammt dem Roß niedergeworfen. Mit abgekühlter Passion wird er fortgetragen; da stürzt auch Sevillas Pferd zusammen und jetzt kennt der Beifall keine Schranken mehr. Im halben Dunkel greift der Matador Montes den noch unerschöpften Sarco an, der 5 Pferde umgebracht und 2 Picadores unthätig gemacht, und erst nach 5 Minuten gelingt es ihm, ihn kunstgerecht zu treffen, worauf sich unter donnerndem viva die Funktion beschließt.

Der Vorhang fällt.

Es ist schon viel für und wider die Stiergefechte geschrieben worden; so viel ist wahr, daß sie, besonders beim ersten Anblick, alle Erwartung übertreffen. Ich kenne nichts, was jeden Augenblick die Aufmerksamkeit und die Theilnahme so spannt, wie dieser Kampf, denn troß aller Kunst ist doch stets ein Menschenleben auf dem Spiele.

In Sevilla ist eine Schule der Tauromachia, und bereits ein Werk erschienen in 6 Bänden, worin der Kampf, streng systematisch geordnet, gelehrt wird. Obiger Picador Francisco ist so berühmt, daß er den Namen der Stadt erhielt, und Montes gilt für den ersten Espada Spaniens. Es werden mehr Gedichte und Sonnette auf ihn gemacht, als bei uns auf die Sonntag geschmiedet wurden. Die Junta hatte diese Quadrille eigens von Madrid verschrieben. Das Hospital bezieht großen Vortheil von den Stiergefechten. Der geringste Eintrittspreis ist ein Piaster, denn man muß die Entrada (Eintritt) und den Platz bezahlen. Die besten Tertullia's Plätze sind sehr theuer. Im Jahre 1832 warfen die drei ersten Funktionen bestimmt einen Gewinn von 12,000 Francs ab. — Psychologisch merkwürdig ist, daß Damen, die keine Taube können bluten sehen, diese Gefechte mit der größten Attention und innerer Lust betrachten! Die Spannung, in der sie sind, verschönt ihre Gesichter, die dunkeln Augen leuchten, der volle Busen wogt, und wenn sie auch laut über die Unglücksfälle klagen, sie bleiben doch nie davon weg. Die Männer toben sich aus und man geht ganz matt und erschöpft von solch' einer sechs- bis siebenstündigen Funktion nach Hause. Selbst einer mildern Regierung wäre nicht zu rathen, die Stiergefechte abzuschaffen; es liegt eine gewisse politische Barbarei darin, die Spanien noch lange nicht entbehren kann. Die Hörner der Stiere sind Blitzableiter für manche zügellose Leidenschaft. Die Labradores z. B. trinken da Blut mit den Augen und gehen gesättigt heim; auch ist es ein offener, edler Kampf; nur die armen Pferde mit den verbundenen Augen dauern mich. In dieser Hinsicht ist der Picador ein Bild eines Welteroberers, der auf Mil-

lionen reitet, welchen er sämmtlich die Augen verband. Der Stier dagegen hat viel vom spanischen National-Charakter. Man kann den Spanier leicht einmal betrügen — zweimal aber sehr schwer. Den Stier darf man nur einmal hetzen. Es wurden schon Versuche gemacht einen zweimal rennen zu lassen, sie fielen aber bös für die Quadrille aus, denn der gewitzigte Toró attaquirt dann nicht mehr die Fahnen, sondern den Träger, und statt auf das Roß, springt er auf den Mann.

Italien.

Eine Nacht in Venedig.

Una barghetta in mar
Soclando va,
Vi suon due Sposi....

— He! Gondolier! Es wird Nacht! deine Gondel!

— Unmöglich, Herr, ich bin schon gemiethet.

— Ich muß deine Gondel haben. Erkennst du mich denn nicht? Der Mann, der dies sprach, öffnete hier seinen Mantel und lüftete den breiten Hut ein wenig.

— Corpo di bacco! Ich wußte nicht, daß Ihr es seyd, Eccellenza!

— Hier sind zwei Zechinen, und nun marsch fort!

— Eccellenza! Ich kann nicht. Der junge Deutsche, den Ihr Gestern selbst nach Murano geführt habt und dann wohlbehalten zurückbrachtet, hat mich gedungen. Er will diesen Abend wieder hin.

— Das weiß ich.

— Und mir scheint, daß er Heute seine Schöne nach Venedig mitnehmen will, denn —

— Von wem weißt du das?

— Von Niemand. Ich denk's blos so. Der junge Deutsche fragte mich Heute, ob in der Gondel noch eine Person mehr sitzen könne.

— Er fragte dich — gut — hier nimm noch zwei Zechinen und nun fort!

— Aber Ihr, Herr, seyd kein Gondolier — wenn sich etwas ereignete, so käm' Alles über mich.

— Sey ruhig und gehe!

— Gebt aber wohl Acht, Herr!

Der Mann im Mantel sprang hier voll Ungeduld in die Gondel; dann warf er Mantel und Hut ab und streifte nach Art der Schiffer, die Hemdsärmel in die Höhe und setzte eine Mütze auf, die er fast über die Augen zog. Hierauf unternahm er noch einige Veränderungen mit

seinem Aeußern, offenbar sich unkenntlich zu machen, und legte sich, wie zum Schlafen in der Gondel nieder. Er schien aber in der That nur in tiefem Nachdenken versunken.

Man konnte nur den Namen: Nanna, und die Worte: Verfluchter Deutscher, zwischen den knirschenden Zähnen vernehmen.

— Gondolier, hörst du nicht die Glocke von San Marco herunter tönen? rief eine rauhe Stimme. Es ist spät! Auf, nach Murano!

— Gleich, Herr, ich bin bereit.

Der verkleidete Gondolier warf einen scheuen Blick auf den jungen Menschen, der in diesem Augenblicke in die Gondel stieg. Es war ein schlanker, blonder Jüngling, mit großen, blauen Augen. Er trug ein flaches Käppchen auf den reichen Locken, und der beim Einsteigen halb geöffnete Mantel ließ eine blendend weiße, eng anliegende Kleidung erblicken, die ihm, neben der finstern Gestalt des Italieners, eine höhere Schönheit verlieh. In den Augen des Letztern zuckte ein wildes Feuer und er blieb unregsam und stieß nicht vom Lande ab.

— Nun, wird's bald?

— Gleich, gleich, Herr! erwiderte der Finstere, indem er ein rührsames Wesen anzunehmen schien.

— Die Nacht ist schön.

— Sehr schön, Herr. Dort hör' ich eine Serenade. Welch schöne Stimmen, welch herrliche Instrumente! Es ist eine große Barke mit Musikern, welche den großen Kanal herunterschwimmt. Ihr wißt ja wohl, Herr, daß Heute Maskenball in den Theatern ist.

— Ich werde auch hingehen.

— Aber in Murano ist Keiner! bemerkte lachend der Gondolier.

— Wir kehren bald nach Venedig zurück.

— Wohl, ich erinnere mich; Ihr sagtet mir's ja schon Heute, wie Ihr mich gemiethet habt. Ihr werdet nach Venedig zurückkommen mit Eurer —

— Nun — mit Eurer? was soll das heißen?

— Eccellenza versteht mich schon, sagte boshaft der Gondolier.

— Unverschämter!

Der vermeinte Schiffer ruderte stärker und verbiß seinen Zorn. Aus seinen Augen schossen Blitze. Endlich hatte er wieder Fassung gesammelt und fuhr fort:

— Wir Gondoliere, Herr, sind solche Abenteuer und Geschichten schon gewohnt. Wir sprechen davon wie von ganz gewöhnlichen Dingen, sollt Ihr wissen. Wir sind aber deshalb weder unverschämt noch neugierig. Es erheischt ja schon unser Vortheil, Alles zu verschweigen, was wir sehen. Denn wer wollte wohl einen plauderhaften Gondolier

wieder miethen? Ein solcher müßte bald sein Geschäft mit einem andern vertauschen, oder verhungern.

— Beim Teufel, du bist ein Philosoph.

— Zu gütig, Herr Cavalier!

Nun schwiegen sie. Die Gondel flog eilig dahin: bald war sie in Murano.

— Zur Stelle, Herr.

— Gut. Du gibst mir also dein Wort, daß noch eine Person ohne Gefahr —

— Ihr habt ja selbst gesehen, wie schnell das Schiffchen ging; auch vier können darin seyn.

— Gut. So erwarte mich hier. Aber entferne dich keinen Augenblick, damit, wenn ich wiederkomme —

— Schon gut, schon gut, Herr!

Der Jüngling sprang leicht an's Ufer und richtete seine Schritte auf ein Haus, das nur wenig entfernt war. Er klopfte zweimal ziemlich stark an die Thür, die nun mit Vorsicht geöffnet wurde. Auch der Gondolier war an's Land gestiegen und folgte dem Andern mit den Augen. Er vernahm eine leise Stimme, welche zu dem Jüngling sagte:

Nur herein, Herr Kavalier, die Signora erwartete sie schon. — Und die Thür ward von Innen verschlossen.

Der Gondolier spazierte unter den Fenstern dieses Hauses, das ihm wohlbekannt zu seyn schien. Und in der That, es war das Casino, welches der reiche Graf C... seiner Gattin zum Sommeraufenthalte gekauft hatte; hier lebte sie, während er selbst in seinem alten Palaste in Venedig wohnte. Der Gondolier blickte nach einem Lichterscheine, der durch die Fenster fiel; dort war das Zimmer der jungen Gräfin. Dieses Licht schien ihm ihr Tugendwächter zu seyn. Es war eine Art jenes Aberglaubens, der uns beherrscht und dessen sich Niemand zu Zeiten erwehren kann: lischt dieses Licht, so dachte er, dann bricht die Gräfin ihrem Gatten die Treue. Und so heftete er fest und unverwandt sein Auge auf das Fenster. Nach zweistündigem Harren zeichneten sich zwei Schatten auf den erhellten Vorhängen. Der eine Schatten näherte sich dem Lichte, und die tiefste Dunkelheit herrschte in der Gräfin Gemach.

Der Gondolier schauderte zusammen. Mit diesem Lichte war das Loos der Gräfin gefallen. Er maß das Ufer mit weiten Schritten; man konnte es ihm ansehen, daß ein Heer wilder Gedanken ihm durch das Hirn zog. Er stieß die Worte: Mord — Feuer — Schlüssel —

Meer — in Zwischenpausen aus tiefster Brust hervor. Endlich sagte er dumpf und kalt:

Ich will sie nach Venedig zurückführen. —

Er schien erschöpft; mit Mühe schleppte er sich zur Gondel, warf sich hinein, wie ein Zermalmter, Vernichteter. Erst das Geräusch, welches das Oeffnen der Thüre des Casino's verursachte, brachte ihn wieder zum Leben; er erhob sich mit seiner gewöhnlichen Kraft und nahm den früheren, heiteren und sorglosen Ton an.

— Komm, Nanna, komm! Verbanne die Furcht, sagte der junge Mensch zu einer schwarz verschleierten Frau, die er am Arme führte.

— O, mio Caro!

— Dieser Gondolier ist ein wackrer Mann, obgleich er finster schaut und Mütze und Tuch ihm das halbe Gesicht verdecken. Dabei ist er discret, mein Gondolier, und gar nicht neugierig. Nicht wahr, Freund?

— Wohl, wohl, Eccellenza!

— Nun fort! —

Die Gondel entfernte sich vom Ufer.

— Ist es nicht herrlich, Nanna, bei Sternenschimmer im Golf von Venedig zu schiffen? Sieh, wie das Meer ruhig und schön ist. Seine stralende Fläche zeigt nur die Furchen, die unsere kleine Gondel darauf zieht; und der leichte Wind, der uns zum Lande treibt, scheint uns die Wohlgerüche der südlichen Küsten zuzuwehen. Venedig ist die Stadt der Liebenden. Wie still es ringsumher ist. Nie kostete ich ein holderes, ein entzückenderes Vergnügen. Aber warum erwiderst du nichts, Nanna? Warum findest du keine Worte, für dieses überschwängliche Gefühl, das auch dich umgibt, in dieser herrlichen Nacht, voll stralender, göttlicher Poesie? Was fürchtest du, Geliebte?

— Nichts, nichts, Theurer! Was sollte ich an deiner Seite wohl fürchten? Liebe ich dich denn nicht vor Allen auf der Welt? Bin ich nicht dein — ganz dein — seit wenigen Augenblicken?

Hier stand die Gondel still. Unter der Mütze des Schiffers glüheten ein Paar zornige Augen.

— Also diese Nacht löschten sie das Licht zum ersten Male? — tönte es gepreßt aus seiner Brust.

— Bist du müde, Schiffer?

— Nicht doch.

Und er ruderte weiter.

— Sey vorsichtig; wir sind hier auf der Hälfte des Weges, am weitesten von beiden Ufern entfernt. Wenn uns hier etwas begegnen sollte, ich kann nicht schwimmen.

— Wie, Eccellenza, Ihr könnt nicht —

— Nein. Du verwunderst dich darüber, weil das Wasser dein Element ist. Je nun, du rettetest mich wohl.

Nanni drängte sich, wie aus einer unerklärlichen Angst, an ihren Geliebten.

— Du kannst also nicht schwimmen! schrie der Gondolier mit wildem Lachen, und stand in seiner ganzen Länge auf, wie ein finsteres Rachegespenst. Ha! Ha! Du kannst also nicht schwimmen, Fremdling!

Er warf seine Mütze in's Meer und zeigte seiner Gattin das zürnende Antlitz.

— Erkennst du mich? brüllte er. Nun, nun, fürchte dich nicht, du sollst nicht lange leiden. Hier, auf der Stelle, wirst du mit ihm sterben.

— Mein Gatte! schrie Nanna entsetzt.

Der junge Deutsche griff nach dem Dolche, aber der Graf legte sich schnell mit der ganzen Wucht seines Körpers auf den Rand der Gondel; sie schlug um und alle Drei stürzten in's Meer.

Der Graf hatte sie bald wieder erreicht und schwang sich hinein, dann blickte er zufrieden auf die Beiden, welche mit den Wogen vergebens kämpften.

Er lachte hell auf.

— Nicht wahr? es ist schön, beim Sternenschein auf dem Golf zu schiffen! Du hattest Recht, junger Mensch, nie kostetest du ein beglückenderes Gefühl. Nun, Nanna, warum wirfst du dich ihm nicht an die Brust? Du hast ja nichts zu fürchten an seiner Seite; liebst du ihn nicht mehr als Alles auf der Welt? Gehörst du ihm nicht ganz an, seit wenigen Augenblicken?

Während dieser Worte betrachtete er alle vergeblichen Anstrengungen, die ganze Todesangst der Ertränkten; er hörte ihren Hülferuf; er sah ihre letzten Zuckungen, ihren entsetzlichen, furchtbaren, letzten Kampf. Und als sie verschwunden waren, verschlungen von den Wellen, sagte er:

— Nun bin ich gerächt! —

Und er ruderte nach Venedig zurück.

Frankreich.

Die Tuilerien.

(Von Paul Vermond.)

Es gibt nichts so Parisisches in Paris, als den Garten der Tuilerien. Das Palais-Royal konnte seine Vogue verlieren und sein Leben den Boulevards abtreten. Diese Vogue „die unbeständige Göttin" wie sich ein Akademiker ausdrücken würde, kann ihre Launen bald da bald dorthin treiben lassen, kann ihren Neigungen von heute die von gestern zum Opfer bringen, alle unsere Leidenschaften, Schauspiele, Monumente, Spaziergänge kann sie unter die Geschöpfe ihrer Tyrannei zählen, aber es gibt Etwas, was über ihren Gesetzen, über ihrer stets beweglichen, in ewigem Wechsel begriffenen Fantasie steht — das ist der Garten der Tuilerien.

Paris mag sich schmücken und vergrößern; Luxus, Mode, Aristokratie mögen im jähen Sprunge die Seine messen und vom Faubourg Saint-Germain zum neuen Athen, von der Chaussée-d'Antin zum Faubourg Saint-Honoré fliegen — die Tuilerien werden bei diesen Umwälzungen keinem Verluste ausgesetzt seyn.

Ich spreche nicht vom Schlosse, ich kümmere mich nicht um das Schloß — seine Façade ist dem Garten nachtheilig. Es ist nichts Reizendes, nichts Proportionirtes an diesem schmählich langen, lächerlich ungehobelten, traurig symmetrischen Gebäude; deßungeachtet gibt es junge Künstler, die es im Herzen tragen, die nicht Vergötterung genug in ihrer Brust, nicht Ausrufungszeichen genug in ihrem Style finden können, wenn einmal eine Maurer-Leiter an diese Façade gelegt wird und eine Kelle einen Angriff auf die alten Steine wagt. Jeder Schlag des Hammers an die ehrwürdigen Wände tönt in den Eingeweiden dieser Antiquare wieder. Jeder Aberglaube hat etwas achtungswerthes, die Anhänglichkeit an alte Denkmäler, ihre Beschützung verdient unser Lob, aber die Tuilerien scheinen mir eines Anspruchs auf diese Theorie doch nicht würdig. Im Anfange mag das Gebäude ein ziemlich hübsches Schlößchen gewesen seyn, aber man hat es seit langer Zeit mißstaltet; man hat zwei ungeheure,, mit riesigen Dachperücken und einer

Masse gigantischer Kaminbouquets versehene Blockhäuser angebaut, um es mit den Flügeln des Louvre zu verbinden. Welches Meisterwerk der Kunst vermöchte solch seltsamen Kopfputz zu ertragen? Setzt dem Apoll von Belvedere einen Filzhut auf — sieht er nicht aus, wie ein junger Mensch in der Schwimmschule, der sich vor dem Sonnenstiche fürchtet? Leiden die Tuilerien seit geraumer Zeit unter diesen schwerfälligen Anbauten, diesen ungestalteten Dächern, diesen Kaminen, welche den Palast einer Tuch- oder andern Fabrik ähnlich machen, diesen nach dem Himmel gezückten Schwertern, den Blitzableitern, — was liegt daran, daß man jetzt noch ein Hauptgebäude zufügen, einen der Flügel ausdehnen und die neue Façade mit einer alterthümlichen Schminke bestreichen will, die im Regen doch verschießen wird. Was liegt an einer Warze mehr oder weniger an diesem Gesichte, was an einem Höcker unter so vielen Mißstaltungen? Das Uebel ist von lange her. Ein Gegenstand ärgert mich noch ganz besonders an der Façade der Tuilerien — ein kleiner, hölzerner, von zwei Oeffnungen durchbrochener Schuppen, der eine ziemlich unschickliche Bestimmung verräth.

Nicht von höherer Bedeutung erscheinen mir die neuen Anordnungen im Garten. Es ist nicht Plan und Vertheilung was ich am Garten der Tuilerien liebe; Le Notres Entwurf mag schön und gut gewesen seyn; ich verstehe mich nicht auf diese Linien, die man im grünen Rasen gezogen, ich verstehe nicht und schätze nicht diese auf Blumen angewandte Geometrie. Le Notre gehört nicht zu den Heiligen meines Kalenders. Ich finde sogar diese kleine Verschanzung von Rosen, Strauchwerk, Blumen und Statuen, womit man das Schloß zu befestigen gesucht hat, recht geschmackvoll und auf gefälligen Eindruck berechnet. Mag man immerhin Le Notre verbessern und zerstückeln — ich werde keine Klage darüber führen. — Für mich gibt es nur einen Angriff, gegen den man sich erheben müßte — wenn man dem Volke sein wohlerworbenes Recht auf den Garten der Tuilerien entziehen wollte.

Dieser Garten ist in der That ein National-Eigenthum, nicht durch Kriegsrecht und Revolutionen mit gewaffneter Hand gewonnen, er gehört uns auf friedlichen, gesetzlichen Titel, kraft des bürgerlichen Codex und durch das Recht verjährter Servitute: er ist unser, gehört uns allen, die wir keinen eigenen Garten besitzen; es ist ein Park, der mit unsern erbärmlichsten Mansarden zusammenhängt. Der Garten der Tuilerien gehört jedem Bürger, der einen Hut auf dem Kopfe und keinen Pack in der Hand trägt *).

Früher, und wohl noch unter der Regierung Ludwig XVIII., zu

*) Leute in der Mütze, und Päcke tragend, dürfen den Garten nicht passiren.

seinen Lebzeiten le Desiré genannt, repräsentirte das Palais-Royal, Paris im Miniature. Jetzt muß man einen Tag im Garten der Tuilerien zubringen, will man ganz Paris im Verlaufe von ein Paar Stunden vor sich vorüberziehen sehen. Zu jeder Stunde des Tags bietet dieser Garten einen neuen Anblick; zu jeder Stunde erneuert sich sein Publikum und die neuen Spaziergänger unterscheiden sich von ihren Vorgängern stets auch in Gang, Physiognomie und Zweck ihres Erscheinens.

Welche Reize bietet ein schöner Morgen in den Tuilerien, wenn die Bäume einmal belaubt sind. Düstere und lichte Gänge, Farbenpracht und Duft der Blüthen, Ueppigkeit und Einsamkeit reizen und beleben die Einbildungskraft. Die Tuilerien sind am Morgen auch von artistischem und literarischem Geruche durchweht. Der junge Mann dort, der die Hände auf dem Rücken mit unverwandtem Auge gemessenen Schrittes unter dem Kastanien-Dome sich ergeht, ist ein Dichter! Achtung vor seinem Nachdenken! Jene in einen weiten Shawl gehüllte Dame mit dem farblosen, längst aus der Mode gekommenen Hute ist eine Schriftstellerin; ihr Gang ist unbestimmt; ihre Gesichtsfarbe blaß; ihr Auge geröthet; sie trägt kein Corset, denn es hemmt die Begeisterung; sie hat keine Handschuhe und kaut an den Nägeln; das muß eine Schriftstellerin seyn. Seht an ihren Fingern die verrätherische Dinte! seht wie sie ihr Binsenkörbchen (eine offenbare Erfindung der Schriftstellerinnen) durchwühlt, und nun den feuchten Probebogen hervorzieht, den sie so eben von ihrem Buchhändler erhalten. Um zu lesen, bewaffnet sie ihre Augen mit einer Brille, um ihre Gedanken zu erschließen, wird sie aus mächtiger Dose schnupfen, das muß ja doch wohl eine Schriftstellerin seyn! Diese Classe ist in unsern Tagen sehr zahlreich geworden. — Was nun die dramatische Literatur betrifft, so gibt sich diese auf der Seite der Petite-Provence ihre Rendezvous; hier finden sich die bureaukratischen Vaudevillisten ein; auf und abgehend arbeiten sie gemeinsam und vertheilen die Geschäfte, welche sie dann im Ministerium auf Papier der Regierung, mit Federn vom Budget vollends fertigen. Die äußersten Enden des Gartens, die erhöhten Terrassen mit der Aussicht auf die Champs-Elysées und den Seine-Strom, sind vorzugsweise von unsern Bühnenkünstlern gesucht. Hier pflegte Talma seine Rollen zu studiren; noch heute ergehen sich hier die Veteranen unserer Schauspieler; zwei Sterne der Varietés, Brunet und Tiercelin, treffen hier häufig zusammen.

Die Orangen-Allée ist des Morgens nicht besucht. Auf der Terrasse, welche sich den königlichen Garten entlang erstreckt und gleichsam eine Straße bildet, findet man keine Müßiggänger, wohl aber Leute,

welche ihre Geschäfte vorbeiführen. Hier gewahrt man keine literarischen Handwerker, keine Schriftstellerinnen, dagegen sehr oft gar frische, hübsche Frauen in zierlichem Morgenneglígé. Unter der Restauration durften die Frauen nicht in Haarwickeln in die Tuilerien eintreten, dagegen gab es einen Befehl der Etikette, und die Schweizer Schildwache an den Gittern war unerbittlich in diesem Punkte. Der Schweizer ist jetzt in einen minder schauerlichen Liniensoldaten verwandelt, und dieser wird wieder gemildert durch einen Nationalgardisten, den bürgerlichen Mitarbeiter der militärischen Schildwache. Der Nationalgardist hat eine Frau, eine Schwester, eine Tochter, ist mit allen Banden an das schöne Geschlecht gefesselt, und läßt so die Haarwickeln passiren. In natürlicher Folge der neuen Ordnung der Dinge ist überdieß jener Befehl aufgehoben worden. Die Damen, welche durch die Tuilerien gehen, pflegen das Bad des Herrn Vigier zu besuchen; dieser Mann, der seit **1830** am Hofe in Rang und Ansehen steht, verlangte von der Juli-Revolution keine andere Wohlthat, als freien Durchgang für die Haarwickeln bei Allen Jenen, die eine Abonnementskarte zu seinen Bädern vorweisen könnten. Herr v. Montalivet ging weiter — er dehnte diese liberale Maaßregel so weit als möglich aus und gestattete den Durchgang allen Haarwickeln ohne Unterschied, er konnte dieß um so leichter, als zwischen der Achtung, welche man der Majestät zu zollen hat, und der Unehrerbietigkeit, die in den Haarwickeln liegt, der Graben der Tuilerien gezogen worden war. —

Künste und Wissenschaften weichen aus dem Garten der Tuilerien mit zunehmendem Tage, und an ihre Stelle treten die politischen Naturfreunde, die unter schattigen Bäumen in frischer Luft Europas Horizont studiren. Gegen Mittag erblickt man eine Anzahl Deputirter in der Richtung zum Thorwege, welche nach der Statuenbrücke führt. — Diese schlendern sorglos, gesättigt, in den Zähnen stochernd hin, um auf den gesetzgebenden Bänken zu verdauen, die Andern, die das Wort verlangen müssen, wiederkäuen ihre Beredsamkeit, wägen ihre Logik ab und überlesen ihre Improvisation. Zur selben Stunde langen die Bonnen mit den kleinen Kindern an. Die Petite-Provence hat ihre Rechte auf die muntere Gesellschaft der Kleinen, auf Kinderwärterinnen und alte Militärs verloren. Die ausgedienten Voltigeurs ziehen nicht mehr ihre strategischen Linien auf dem Sande, wo so oft, wie die Chronik erzählt, der Stock eines Invaliden den Plan der Schlacht von Fontenay dargestellt haben soll. Der lachende Schwarm der Kinder verbreitet sich von dieser Zeit an durch den ganzen Garten, dessen sich jetzt Reife, Schnüre, Bälle und das ganze jugendliche Spiel und Scherz-Arsenal bemächtigen. Die Tuilerien sind nun von Heiterkeit,

hellem Gelächter, lustigem Lärmen umgeben; reizend, entzückend, betäubend. —

Von drei bis vier Uhr gewähren die Tuilerien wieder einen andern Anblick — zu dieser Stunde strömt die schöne Welt herbei. Zahlreiche Equipagen halten am Gitter in der Straße Rivoli; im Winter sieht man auf der Terrasse der Feuillans eine Masse eleganter Spaziergänger sich umhertreiben, im Sommer aber sind es die schattigen Alleen, die sich ihres zahlreichen Besuches erfreuen. Unsere Schönen enthüllen dort die neuen Moden, geschmackvolle Herbaut-Hüte, Stoffe von Pradel und Gagelin; in ihrer Nähe stolziren die Elegants, deren Mittel nicht bis zu einer Fahrt nach dem Boulogner Wäldchen ausreichen, die Incroyables ohne Tilbury, ohne Reitpferd, die Dandis zu Fuße, die Infanteristen der Fashion. Die Herren, welche zweimal des Jahres, bei den Festen von Longchamps und an Fastnacht auf Miethpferden reiten, sind an den langen Sporen und an der zierlichen Reitpeitsche von Verdier zu erkennen, welche sie mit einer ungemeiner Grazie handhaben.

Um fünf Uhr wirft der Schluß der Kammersitzung einige ernste, repräsentative Gestalten unter diese Müßiggänger. Die Abgeordneten spazieren in Gruppen, und setzen die abgebrochenen Discussionen fort. Berühmte Männer werden den Neugierigen von dienstfertigen Ciceronen bezeichnet, welche nicht ermangeln, mit lauter Stimme und frechem Tone auszurufen: Sehen Sie hier: Herrn Odilon Barrot! Herrn Berryer! Herrn v. Lamartine! Die Celebritäten des Centrums erkennt man leicht nach ihren Porträts im Charivari, und in der Carricature. Manchen von den Letztern hat die Lithographie eine unermeßliche Popularität verliehen.

Schlägt endlich die Stunde des Diners, so tritt eine große Leere im Garten der Tuilerien ein; aber gegen sieben Uhr kehren die Spaziergänger zur Sommerszeit wieder. Abermals ein ganz neues Publikum. Es kommen Leute, die den Tag über ernstlich und anstrengend beschäftigt waren, und nun eine gesunde Luft athmen und die vergönnten Mußestunden süßem Nichtsthun widmen wollen.

Der Garten der Tuilerien, der nun nach und nach literarisch, politisch, lärmend, modisch gewesen, wird jetzt melodisch. Nach Poesie, Zeitschriften, Spielen, Fashion übt die Musik ihre Herrschaft aus. Der Garten der Tuilerien ist in den Jahrbüchern der Harmonie glanzvoll eingezeichnet, weil hier bei Gelegenheit der Julifeste eines von jenen Riesen-Conzerten gegeben worden ist, von denen Paris bis dahin noch kein Beispiel vorzuweisen hatte, diesem folgte ein anderes von geringerem, aber mehr geeignetem Maaßstabe, und zwar eine Militärmusik, welche

jeden Tag vor dem Schlosse spielt und eine Menge Dilettanti versammelt. Diese Serenade nennt man jetzt nach der in der Nähe befindlichen Statue von Foyatier „das Spartacus-Conzert!"

Beim Eintritte der Nacht erscheinen die Schloßwächter im himmelblauen Gewande, größtentheils mit der Ehrenlegion geschmückt und laden mit einer vier Mann und einen Corporal starken Höflichkeit zum Weggehen ein. Für jetzt muß man wohl den Garten verlassen, aber man kann den andern Morgen wiederkommen.

Bringt man einen ganzen Tag in den Tuilerien zu, so sieht man auf diese Weise die Schriftsteller, Politiker, Abgeordneten, Kinder und Dandis, die Schönen, Dilettanti, Liniensoldaten und Nationalgarden von Paris. Ist dieß also nicht ganz Paris?

Der Garten der Tuilerien ist, außer den genannten Kategorien, noch jede Stunde des Tages von Neugierigen und Ausnahm-Spaziergängern besucht — als da sind die Gartenliebhaber, die sich mit den Ellbogen auf das Geländer an den Rabatten stützen, Balsaminen, Levkojen und Gichtrosen bewundern; calculirende Rentenbesitzer, welche die kleinen Vögel am Boden und die rothen Fischchen in den Bassins mit Brod-Krumen füttern; und eine Menge anderer Originale. Eine beständige Anziehungskraft äußern die zahlreichen Statuen im Garten. Wahre Künstler halten sich vor einigen alten Statuen auf, während bloß kunstliebende Weltmenschen den neueren Arbeiten ihre Aufmerksamkeit schenken. Junge Mädchen schielen nach Apoll und Meleager hinauf; Frauen, die bereits bei den Jahren der Discretion angelangt sind, wagen es, die muskeligen Formen des farnesischen Herkules zu lorgniren. Die Anhänger der Petite-Provence bewundern die vier Flüsse, welche selbst nach den Schwänen im großen Bassin hinblicken. Den Nil erkennt man an seinen Krokodillen, die Tiber an ihrer Wölfin, den Rhein an seinen Karpfen; die Rhone hält die Saone auf ihren Füßen; — die schlammige, dicke, wilde Saone ist als ein süßes, zartes, lächelndes Jüngferchen dargestellt. Kurz, im luftigen Museum des Tuilerien-Gartens gibt es Kunstwerke für jeden Geschmack, Statuen für jeden Menschen.

Man muß sich wohl hüten, den Sonntag zu wählen, wenn man den Garten der Tuilerien in seiner ganzen poetischen Herrlichkeit genießen will. An diesem Tage ist Alles in Unordnung und Aufruhr. Literatur und Politik wagen sich dann nicht hin, die Deputirten-Kammer hat nichts da zu thun, Kinder fürchten, sie könnten sich verlieren, und die Mode befürchtet, erdrückt zu werden. Die ordentlichen Spaziergänger machen dem Haufen guter Leute Platz, die an solchem Tage Ferien haben. Die ganze Straße Saint Denis zieht majestätisch

ein; der festtägliche Handelsmann führt seine reizende Hälfte spazieren. Das Beste, was man alsdann dort zu sehen bekommt, ist der Altbürger von Paris, mit der gutmüthigen, zufriedenen Miene, mit dem kastanienbraunen Rocke und den perlgrauen Beinkleidern, seine Frau an der Seite in reicher Parure, mit dem fünfundvierzigjährigen, kupferrothen und bärtigen Antlitze, das sich, eingerahmt in eine frische Guirlande von Rosen, Perlen und allerlei Flitterkram, zeigt; neben dem Ehepaar ein Söhnchen in Artillerie-Uniform, und ein Paar hinreißend linkische, gleich gekleidete Töchter, den Hals vorgestreckt und die Augen niedergeschlagen! — Doch nicht in den Tuilerien allein findet diese Umgestaltung, diese feindliche Störung an den Sonntagen statt. Ueberall herrschen an diesem Tage die Saturnalien, auf den Boulevards, wie im Boulogner Wäldchen, bei den Restaurateurs, wie in den Theatern. Hat man nun einigermaßen einen bessern Geschmack und etwas reizbare Nerven, so muß man am Sonntag in Paris zu Hause bleiben.

England.

London.

Madame Malibran auf dem Covent-Garden-Theater.

Dieser Aufsatz ist deßhalb interessant, weil die Nachrichten von dem ungeheuern Enthusiasmus noch in zu gutem Andenken sind, welchen die Künstlerin im letzten Winter in Italien erregte. Hier wird sie zum ersten Male von dem Standpunkte eines englischen Kunstrichters gewürdigt, der sie in englischer Sprache auf einem der ersten Theater Londons singen hörte.

Man klagt Bellini einer melodistischen Reaction an. Wahr ist es, er hat an die Stelle der Rossini'schen Figuren einfachere, in minder raschem Rhytmus gehaltene Phrasen gesetzt. Darum darf aber dem Componisten der Semiramide nicht bange werden. Er konnte getrost bei der ersten Vorstellung der Puritani aus Leibeskräften Beifall klatschen. Bellini gebricht es durchaus an Kraft, gegen Rossini's legitimen, festgegründeten Ruhm zu reagiren. Wäre Weber in den Kampf getreten, so hätte die Sache eine ernstere Seite gewinnen können, von Bellini aber hat Rossini nicht einmal eine leichte Schramme zu befürchten. — Man wundere sich nicht, daß die Damen in Anpreisung des Componisten der Sonnambula wetteifern, — die heitere, lächelnde, sanft erregende Musik beleidigt selten den Geschmack und die Gewohnheiten der Zuhörer. Man nennt Bellini's Musik ausdrucksvoll — bleibt sich aber dieser Ausdruck nicht immer gleich, ob es sich von Liebe, Eifersucht, Rache oder Bitte handelt? Ist bei Bellini Erhabenheit bemerkbar? Und wenn man sie zu finden glaubt, unter welchen Bedingungen ist dieß der Fall? Nur, wenn seine Arien von einer Pasta oder Malibran gesungen werden, weil er der Prima donna freien Spielraum gestattet. Bellini könnte übermüthig werden — seine Oper: La Sonnambula, wird zu gleicher Zeit in London auf drei Theatern gegeben, englisch von Miß Romer und Madame Malibran, italienisch durch Julie Grisi. Madame Malibran besitzt noch heute, wie in ihren glänzenden Perioden zu Paris, stets denselben Naturreichthum, dasselbe Ueberspruden der Erfindung, dieselbe Kindlichkeit der Coquetterie, aber auch dieselbe Unvorsichtigkeit in Anwen-

dung der Mittel, um auf das Auditorium zu wirken. Madame Malibran war ihres Erfolges gewiß, als sie die Rolle der Amina in der Sonnambula wählte; aber es war keine leichte Aufgabe für die Künstlerin, die Musik bis zum Niveau ihrer Größe zu erheben. Sie war in Italien und Frankreich in Mozart's, Cimarosa's und Rossini's Werken aufgetreten, und mußte sich daher zu leicht, zu luftig in einer Operette, wie die Sonnambula, vorkommen. Diese unbestimmte Musik reicht kaum bis an ihre Taille; aber es geht ihr, wie den meisten Virtuosen vom ersten Range, sie zieht ohne Zweifel secondäre Musik vor, weil sie in Behandlung derselben nicht so sehr gebunden ist, weil sie sich bei ihrem Gesange mit einer dreisteren Freiheit bewegen darf. Will Madame Malibran mit Julia Grisi und Miß Romer in die Schranken treten, daß sie die Amina wählt, sie, die reizende, neckische Rosine, die in ihrem Kummer bewunderungswerthe Ninette, die zuweilen kindische Desdemona, kindisch, wie ein geschmähltes Mädchen, dann aber wieder voll Erhabenheit und pathetischer Tiefe? Es läßt keinen Vergleich zu zwischen Madame Malibran und der schönen Mailänderin. Mll. Grisi besitzt ein angenehmes Talent, ist reizend und eifrig beflissen für die Kunst, aber der Beifall, der ihr gezollt wird, kommt auch ein wenig auf Rechnung ihrer Jugend und Schönheit. Miß Romer hingegen ist eine anmuthige Erscheinung, ihrem musikalischen Talente geht jedoch alle Consequenz ab. Wir glauben daher, daß Madame Malibran die in das Englische übertragene Rolle der Amina unter ihr Protectorat genommen hat, um zu beweisen, daß Nichts der Allgewalt ihrer Fähigkeiten zu widerstehen vermöge, und in der That wußte sie auch den vermehrten Consonanten der englischen Amina einen eigenthümlich melodischen Charakter zu verleihen. In der Art und Weise, wie sie die Worte ausspricht, zeigt sie eine Leichtigkeit, die zwar nicht eben genau mit dem englischen Accente harmonirt, aber jedenfalls an keiner Silbe anstößt; so unterwirft sie sich durch die Frische und Jugendlichkeit ihrer Intonation die widerspenstigsten Worte. Sie vermehrt den Reichthum der Prosodie, und keine Stimme im Publikum läßt sich vernehmen, die ihr die Gesetzlichkeit ihres Accents streitig machen würde. Für Madame Malibran spricht weder bildnerische, noch malerische Schönheit. In ihren Attituden und Bewegungen ist eine beinahe männliche Raschheit bemerkbar, welche von Anfang an eben nicht sehr für sie einnimmt. Aber sie besitzt mehr als Schönheit, sie besitzt eine Ueberschwänglichkeit von Talenten, die — in ihrem Antlitze wiederstrahlend — sie weit erhebt über ihre ganze Umgebung. Ihr Blick ist so lebendig, ihre Stimme so leidenschaftlich, ihre Lippe zuckt so fieberhaft, ihr Athem fliegt so eilig, daß

sie jede Minute eine Stunde gemeinen Lebens zu leben scheint. Ihre Eigenthümlichkeiten möchten an andern Frauen mißfallen, ihr gewähren sie einen hohen Reiz. Als Amina entwickelte sie bewunderungswürdige Feinheit im Dialoge, hinreißendes Feuer in den Eifersuchts-Scenen, Erhabenheit in den ernsten Theilen der Rolle. Was konnte diese große Sängerin deßungeachtet aber bewegen, dennoch die Schranken der Mäßigung zu verlassen? Mangel an Takt und Einsicht? Gewiß nicht! Der Grund ist einfach darin zu suchen, daß sie in Covent-Garden singt. Madame Malibran weiß zu unterscheiden. Im Theater Favart, in San-Carlo und a la Scala würde sie nicht thun, was sie in Covent-Garden thut, denn Frankreich, Italien und England urtheilen sehr verschieden über dramatische Kunst. In Paris herrscht die größte Strenge; die gefeiertsten Sängerinnen von Neapel fürchten sich vor dem italienischen Theater zu Paris; man verlangt von den Virtuosen eine Correctheit, welche nicht den leisesten Tadel zuläßt; der wichtigste Moment ist hier nicht der, wo die Aufregung den Zuhörern Thränen entlockt. Bei den Gesprächen im Foyer entwickelt sich erst das unbestechliche Urtheil; man ist da stolz darauf, nicht mehr Mensch, sondern nur Ohr zu seyn. Das Auditorium von San Carlo ist gutmüthiger, es will nur unterhalten, aufgeregt seyn. In Mailand urtheilt man strenger, als in Neapel. Leonardo's Vaterland ist nicht so leicht zufrieden gestellt, als das des Salvator Rosa. Mailand setzt indessen die Kunst über die Discussion; es übt eine väterliche Nachsicht bei den Sängerinnen. Das Publikum von Covent-Garden glänzt weder durch Einsicht, noch durch Melomanie. In dieser Unterscheidung soll für England nichts Beschämendes liegen. In Poesie und Industrie steht es in so hohem Range, daß es sich leicht trösten kann, wenn es nicht zu urtheilen versteht, wie Favart, nicht zu klatschen, wie die Scala. Madame Malibran dürfte sich die Schwierigkeiten, Parterre und Logen in Bewegung zu setzen, übertrieben gedacht, vielleicht auch die musikalische Gleichgültigkeit der Seelen in Betracht gezogen haben, mit denen sie es zu thun hatte. Daher das gezwungene Spiel, die Unmäßigkeit der Bewegungen. Diese Uebertreibungen, die man in Covent-Garden beklatschte, während die Künstlerinn selbst ihnen wahrscheinlich im Innern die Billigung verweigert haben mag, konnte sie nur hier wagen. England heißt Händels adoptives Vaterland, denn es hat seiner Asche eine Ruhestätte in Westminster gegönnt. Ein wahres Vaterland aber ist es für Bishop und Barnett. Dieß Wort zur Ehre der Madame Malibran, die lange noch bewunderungswürdig bleiben möge. (London. Ende Mai.)



Feuilleton.

Literarische Uebersichten.

LIEBESBRIEFE,
Novelle von Heinrich Laube.
(Leipzig, Otto Wigand. 1835.)

Wir freuen uns, wieder ein Lebenszeichen dieses liebenswürdigen jungen Schriftstellers in dem vorliegenden Werke zu erhalten. Diese Liebesbriefe, voll Feuer und übersprudelnder Laune, würden uns jedoch noch freudiger überrascht haben, wenn wir sie als ein Ergebniß der jetzigen Gemüthsverfassung des Dichters betrachten könnten. Ein Vorwort belehrt uns jedoch, daß sie schon längst entstanden waren, und eben dieses Vorwort erwähnt auf eine höchst rührende Weise seine Gefangenschaft. Die Ansichten von Liebe und Ehe, die Schilderung zweier weiblichen Charaktere, der Comtesse und Franzisca, die Gruppirung der vornehmen Badegesellschaft, der alte Onkel mit seiner verunglückten Liebesgeschichte, die Erfindung der Fabel, Alles dieses ist originell und pikant, und dennoch bleibt alles in den Grenzen der Wahrheit, keine Spur von Carricatur und Uebertreibung. Wir können uns nicht enthalten, unsern Lesern ein paar Stellen aus dem interessanten Buche selbst anzuführen:

„Was die Welt erweitert, ist Cultur, nicht blos was sie verschönert. Und wenn sie dir sagen, das Männliche herrsche in der ganzen Schöpfung, so sage du, das Weibliche solle nicht herrschen, aber es solle mitherrschen. Die Natur sey ein großer, schneller Gedanke, und die Cultur sey seine Er-

gänzung. Aber mit der kindischen Galanterie hat's seine Richtigkeit, und das Eifern gegen sie ist nicht nur männlich liebenswürdig, sondern auch gerecht. — Daß die Weiber nicht schreiben sollen, ist eine Idee, über welche ich gar nichts zu sagen weiß; sie liegt außerhalb des Kreises meiner Gedanken und Vorstellungen; ich kann nicht glauben, daß gescheidte Leute sie unbedachtsam geäußert und ein ganzes Leben hindurch behauptet haben; aber ich finde durchaus keinen Zugang in dieser Gedankenfolge. Denn die gewöhnlichen Gründe: daß die Frauen auf Stricken, Kochen und Kinderwaschen angewiesen seyen, sind doch gewiß nur täuschende Außenwerke dieser männlichen Festung, und kluge Männer werden nicht verlangen, daß man solche oberflächliche äußere Dinge, solche alberne Vorwände gelten lassen soll. Wie bei den meisten wichtigen Fragen der Gesellschaft liegt wohl auch hier ein unausgesprochenes esoterisches Raisonnement im Hintergrunde, was mehr oder minder nur auf einer unbefragten Antipathie beruhen mag. Sogenannte Kraftgenie's behalten immer einige barbarische Reste eines gewissen Geschlechts-Fanatismus an sich, der auf dieser oder jener Seite mit seinen grellen Zügen hervortritt. Es gleicht diese Erscheinung oft einem alten heidnischen Opfer, was sie der ursprünglichen rücksichtslosen Natur bringen. Eine Civilisation, die alle innern Theile des Menschen gleichmäßig durchdringt, verträgt sich wenigstens sicher nicht mit dieser vehementen Ausschließung, welche die Harmonie der Verhältnisse störte. Civilisation ist aber Harmonie der Verhältnisse, sie ist die Schönheitsregel für das Kunstwerk „Gesellschaft." —

„Ich vergebe alle activen Sünden, aber die der Langenweile nicht. Es ist ein leider gar ja gewöhnlicher Fehler unserer Geselligkeit, daß die Leute sich nicht zu trennen wissen, wenn ihre gesellige Kraft erschöpft ist. Und sie erschöpft sich bei dem bedeutendsten Menschen, die größten Fähigkeiten in uns sind nur verhältnißmäßige, endliche; wir gleichen in allen Dingen einem Brunnen, dem man Zeit lassen muß, sich wieder zu füllen. —"

„Ein Mann aus den höhern Classen, der seine Muttersprache verunstaltet spricht, kommt mir immer wie ein geputzter Herr mit schmutziger Wäsche vor."

„Ich bin kaum im Stande, ein mittelmäßig hübsches Frauenzimmer, das nur die kleinste unschöne Abnormität hat, eine Zeitlang mit gewöhnlich humanem Wohlwollen anzusehen — euer Element ist Schönheit und Reiz; alles Garstige ist an euch doppelt. Das sollten sich namentlich die alten Frauen merken, und mit Geschick ihre ursprüngliche weibliche Bestimmung verläugnen. Sie müssen gar keinem Geschlecht mehr angehören, verhüllt mit Hauben und Tüchern bis an das Kinn gehen, und sich eine unparteiische Stellung zwischen Mann und Weib gründen. Wir sind nicht da, um zu gefallen, aber die Frauen sind's; wenn man die Waffen verloren hat, kann man nicht mehr Soldat seyn, wenn man nicht mehr gefallen kann, muß man's verstecken, daß man eine Frau ist. —"

„Es regt sich bei den meisten, auch nur halb wohlen Menschen hie und da eine plötzlich rasche Empfindung wohliger Behaglichkeit, sie ist das schönste Erinnerungszeichen, daß wir leben, und ebenso fliegen oft plötzlich durch unsern Geist die bunt befiederten Vögel der Hoffnung, und ohne

daß wir eigentlich wissen warum, sind wir wieder voll Lebenslust. Das ist ein weises Geheimniß der Schöpfung, es ist der Reiz. Ohne diese Schwungkraft gäbe es für den Menschen keine dauernde Existenz. —

„Und es ist ein Hauptreiz der höhern Gesellschaft und ein Hauptgrund, warum sie schwere Menschen so leer macht, daß nichts tiefe Wurzeln schlägt, und der Mensch wie auf schnellem Wagen vorüber rollt, —"

Wir schließen hier diese Auszüge, die immer kein genügendes Bild von dem reizenden Ganzen geben werden, wohl aber im Stande sind, ihm Leser zu gewinnen.

TASSO.
Dramatisches Gedicht von Andreas Brummer.
(Mannheim. Heinrich Hoff. 1834.)

Der Verfasser zeigt Talent, die Sprache wird von ihm mit Gewandtheit gehandhabt, jedoch ermüden die Kreuzreime sehr, und verleiten zu großen Umschweifen. Eine große Liebe für Göthe scheint den Dichter zu dieser Arbeit begeistert zu haben, seine Kraft reicht indeß nicht aus, sich jener vollendeten Dichtung würdig anzuschließen. Sein Schauspiel ist kein Schluß zu dem Göthischen Tasso, und läßt daher ganz unbefriedigt. Wir wollen hoffen, ihn auf einer andern Bahn selbstständiger und freier wieder zu finden.

— J. B. Beraud hat so eben ein wichtiges Werk in Paris herausgegeben: Geschichte der Herren und Herzoge von Bourbon, von Karl dem Großen bis auf Louis Philipp, und von Archembaud, erstem Baron von Bourbon, bis auf den Prinzen von Condé. (Wir werden später auf dies Werk zurückkommen.)

Kunst.

— Die Kunstwelt wurde in diesen Tagen lebhaft durch den Zwiespalt angeregt, der sich zwischen Herrn Thiers und dem Maler Delaroche ereignet hatte. Bevor der Letzter nach Rom reiste, wurden ihm von dem Minister alle Malereien, zur Ausschmückung der Magdalenenkirche übertragen. Während er nun aber in Rom war, kam man mit Herrn Ziegler überein, auch eine Kuppel zu übernehmen. Delaroche war hierüber bei seiner Rückkehr sehr gereizt und beklagte sich bei dem Minister. Nicht der Abbruch an Gewinn war es, der ihm den Zorn erregte, sondern seine Klage hatte lediglich die Kunst im Auge. Die Werke eines Andern in diese Kirche bringen, hieß die Harmonie zerstören, die er beabsichtigte, und dabei führte er Michel Angelo, Raphael und viele andere italienische Meister als Beispiel an. Der Minister hätte darauf antworten können, daß jene Meister eine Schule hatten, und daß ihre Schüler selbst große Künstler waren, daß man aber Heutzutage einen zu großen Unterschied bei den Talenten wahrnehme, und daß es sich darum handle, entweder Alles selbst zu machen, oder sich von Handlangern helfen zu lassen. Aus diesem Grunde müßten solche öffentliche Arbeiten unter die ersten Talente der Zeit vertheilt werden. Herr Thiers jedoch führte von Allem diesem nichts an und suchte nur die gekränkte Eigenliebe des Malers zu beschwichtigen, aber dieser sandte den Kontrakt, so wie den erhaltenen Vorschuß dem Minister zurück. Dies glückte ihm vollkommen. Herr Thiers entschädigte Herrn Ziegler durch andere Arbeiten im Pantheon, und Delaroche bleibt

die Ausführung der sechs Kapellen und der großen Kuppel der Magdalenenkirche allein überlassen. Dies trägt ihm 100,000 Thaler ein, während viele seiner talentvollsten Kollegen sich ihren Unterhalt mit Staffeleiarbeiten kümmerlich verschaffen müssen. Ein Monopol ist aber im Gebiete der Künste doppelt verwerflich.

— Baron Gros, Napoleons berühmter Maler, starb am 26. Juni in Paris. Seine großen Blätter: die Schlacht von Abukir, und die Pestkranken in Jaffa, sind durch den Stich Gemeingut geworden; nächst ihnen zählt man die Fresken im Pantheon zu seinen schönsten Arbeiten. Man hat seinen Körper in der Seine gefunden, und ein Brief, den er seiner Familie hinterließ, giebt die traurige Gewißheit, daß er sich das Leben genommen.

Musik.

— Die „Gondoliere von Constantinopel“ heißt ein neue, zweistimmige Barcarole, von Penseron und Crevel de Charlemagne, die in diesem Augenblicke in Paris Alles entzückt. (Wir werden sie einem unserer nächsten Hefte beilegen).

— Unser ehrliche Landsmann Graffel ist mit seinen 7 Kindern — die bekannte Salzburgische Bauernfamilie — in Paris angekommen, um sich dort hören zu lassen. Möge es ihnen gut ergehen! —

— Am 27. Juni hat in Toulouse ein großes Musikfest Statt gefunden.

Theater.

— Die italienischen Sänger machen viel Glück in London. Jedes Stück des Athenäums bringt ein Gedicht, worin sie gefeiert werden. Wir geben hier eine Huldigung an Lablache, aus der Feder einer jungen, zärtlichen Dilettantin; unsere Uebersetzung ist wörtlich:

„Wenn alle Männer liebend und sehnsüchtig für die Grisi und Brambilla seufzen, so wäre es hart, wenn ein junges Mädchen nicht auch die Gefühle ihres Herzes laut werden lassen dürfte.

„Es sey mir daher vergönnt, meine Liebe zu preisen für den Sänger ohne Tadel und Makel, es sey mir vergönnt, durch die Stäbe meines Fächers zu lächeln und meine heiße Liebe für Lablache zu gestehen.

„Wenn meine Mutter von irgend einem andern Sänger sprechen will, so könnte ich sie aus Aerger schlagen . . . . und wenn sie sagt, daß der kleine Iwanoff groß sey, so rufe ich: ist Lablache, der große Lablache, nicht viel größer?

„Alle Sänger der Oper müssen gestehen, daß er sie verdunkle; wenn sie sich hinter ihn stellen, so wird er sie alle unsern Blicken entziehen.

„Ihre Anmaßungen werden leichter befunden, wenn sie sie in die Wagschale legen; Lablache allein drückt die Schale nieder, wenn sie alle sein Gegengewicht bilden wollten.

„Während der Nacht, sobald ich eingeschlafen bin, erscheint mein geliebter Riese; und des Morgens, wenn ich aufstehe, höre ich noch seine Stimme in meinen Ohren wiederhallen.

„Was hat der Donner Wunderbares, was das Dröhnen des Geschützes Kräftiges, was die berühmte Glocke von Lincoln Feierliches und Hohes gegen die Kehle von Lablache.

„Der Fall des Niagara heißt mit Recht das große Orchester der Natur. Aber nun urtheile man von meiner Liebe für Den, dessen Stimme stärker ist wie der Donner, die Kanone, die Glocke und der amerikanische Wasserfall."

„Ich seufze für Signor Lablache, ich sterbe aus Liebe für Signor Lablache, ich wollte, daß der Signor Lablache aus mir die Signora Lablache machte!" — Das wäre stark, wenn's kein Scherz wäre! —

Stuttgart, 30. Juni 1833.

* — Gestern ist unsere Bühne auf 2 Monate geschlossen worden. Ein festlicher Ende, eine regere, von so allgemeiner Theilnahme begleitete Feier ist nie gewesen, so lange hier ein Theater besteht. Seydelmann trat, nach einer Abwesenheit von drei Monaten, noch einmal als Abbé de l'Epée auf. Ein überfülltes Haus bei einem Stücke, das den Reiz der Neuheit vor vielen Jahren schon verloren hatte, an einem Tage, wo jeder Schwabe es gleichsam für unerläßliche Pflicht hält, hinaus zu eilen auf seine Hügel, und zu schwelgen im prangenden Blüthen-Meere, das jetzt durch das üppige Land wogt, bezeichnete im Voraus die Liebe für den großen, uns angehörenden Künstler, bezeichnete die Freude, ihn wieder in unserer Mitte erscheinen zu sehen. Als er auftrat, wiederhallte das Haus von ungemessenem, lange anhaltendem Beifallsrufe. Alles wurde mit in den Sturm hineingerissen — unsere Damen wetteiferten, mit zarten Händen den Tribut der Achtung dem geliebten Mimen zu zollen; die eisgraue Ruhe verwandelte sich in glühende Feuerfunken des Beifalls. In einem Momente glichen die Bretter einem bunten Teppich, überdeckt von Kränzen und reichen Bouquets, ein Blumenregen strömte von den Gallerien, Gedichte flatterten herab. Die erste Pause benutzte Seydelmann, um Worte gerührten Dankes auszusprechen. „Ich fühle es," sprach er, „es ist die Heimath, die mir entgegentritt. Die Ehre, die ich auswärts genossen, erhält durch diese Liebe erst den vollen Werth." Nach langer Unterbrechung erst konnte das Stück seinen Fortgang nehmen. Auch im Verlaufe wurde Seydelmann mit allgemeinem Applaus überschüttet. Seine Person war von auffallend begeisternder Wirkung auf die Mitspielenden. Dieß einer der Hauptgründe, warum wir ihn so ungern missen. — Relationen in der Europa können es nur mit den hervorstechenden Erscheinungen der Bühne, mit ausgezeichneten Gästen, mit Darstellungen von allgemeinem Interesse, und mit Stücken zu thun haben, welche die Aufmerksamkeit des Publikums nach ihrem innern Werthe, oder nach einer äußern Prätension anregen. Zur Kategorie der Letzteren gehört der vor wenigen Tagen hier gegebene „Metastasio," Lustspiel nach dem Italienischen von C. Blum. Der Name des Stückes klingt, aber das Stück selbst klingt durchaus nicht. Es ist in der That ein trauriges Lustspiel, dessen Spitze der historische Umstand bildet, daß Pietro Metastasio von Kaiser Karl VI. auf Recommandation als Hofpoet nach Wien berufen wird. Eine Engländerin, deren Aufgabe offenbar gewesen seyn sollte, in des Dichters Leben hereinzustrahlen, wie Leonore in das des Tasso, schimmert nur mit dem Glanze ihrer Nation, mit dem Goldglanze, mit dem großmüthigen Anerbieten einer Unterstützung. Neapels größter Advokat ist

als die engherzigste Schreiberseele bezeichnet, dagegen wird einem Stuben-Mädchen eine Theilnahme gestattet, als ob sie der Lady jüngere, muthwillige Schwester wäre. Die Italiener sprechen französisch mit der Engländerin. Herr Moritz und Dem. Stubenrauch spielten Titelrolle und Engländerin mit allem Fleiße, Mad. Schmidt gab das Stuben-Mädchen noch mit einer Zuthat ihrer angebornen Munterkeit, das konnte aber das Stück doch nicht vom Falle retten. Zu den bedeutendern Erscheinungen, die uns in jüngster Zeit geworden, gehört Bellini's Oper „Montecchi und Capuleti." Der dankbare Stoff erhob hier den Tondichter. Die schauerliche Katastrophe riß Bellini zu Effecten hin, die sich bei seinen Compositionen in der Regel nur nach und nach entwickeln, und selten nur in einzelne Stellen zusammengedrängt hervortreten. Den Instrumental-Melodien gebührt volle Achtung, minder preiswerth erscheinen zuweilen die Gesangsmelodien ihrer vielen Reminiscenzen wegen. Die Aufführung muß man äußerst gelungen nennen. Präcision und dynamische Ausbildung unseres Orchesters, unter Lindpaintner's Führung, sind so bekannt, daß es von dieser Seite kaum mehr einer Erwähnung bedarf. Die Männer-Chöre waren von besonders ergreifender Wirkung. Die glänzendste Partie der Oper war auch in der Aufführung die überwiegendste; Dem. Haus entwickelte als Romeo eine tragische Kraft, die an keiner Stelle hinter der Aufgabe zurückblieb, ja zuweilen stärkere Lichter einsetzte, wo der Tondichter der Tiefe des dramatischen Stoffes nicht völlig entsprach. Ein gediegenes Spiel verband sich mit dem gewichtigen Gehalte des Gesanges. Mit allem Aufwande von Fleiß, mit sichtbarer Anstrengung gab Madame Walbach-Canzi die Julia. Die Mittel wollten nur nicht immer völlig zureichen. Herr Rosner stattete seinen Tebaldo, namentlich bei der ersten Vorstellung, mit einer Gluth der Leidenschaft aus, die, verbunden mit einer so klingenden, mächtigen Stimme, tief ergreifen mußte; seine Coloraturen umgaben seine Leistung als blendender Schmuck, ohne der Häufung wegen gegen das Gefühl anzustoßen. —

Unter den Gästen der letzten Periode habe ich nur Herrn Jaskewitz aus Grätz aufzuführen. Dieser trat als Engländer in Fra Diavolo, als Don Juan, als Figaro im Barbier, als Taddeo und als Zampa auf. Herr Jaskewitz besitzt einen kräftigen, klangreichen Bariton, eine nicht gemeine Kehlfertigkeit und seltene Deutlichkeit der Aussprache. Als Resultat der Wahrnehmung stellt sich ein vorleuchtendes Talent dieses Sängers für das komische Fach heraus. Sein Spiel ist frei, sein Wesen voll Leben und Beweglichkeit; auf die rechte Bahn gestellt, dürfte Herr Jaskewitz — jetzt noch im frischesten Alter — eine bedeutende Stufe erreichen.

Aus der Gesellschaft.

— Herr Guizot, der Minister, wird sich zum drittenmale mit der Wittwe des Barons August v. Stael, Sohnes der berühmten Schriftstellerin, verheirathen. Die zwei Millionen, welche diese von Ludwig XVIII. für alte Gehaltreklamationen ihres Vaters Necker, erhalten hatte, erbten ihre Kinder, August von Stael und die Herzogin von Broglie. Der Sohn

starb bald, und seine Wittwe bringt nun sein Vermögen dem Herrn Guizot zu. Das heißt gut speculiren!

Vermischtes.

— Von den Tauben, welche die Gesellschaft der Taubenliebhaber, zwischen Paris und Antwerpen hin- und herfliegen läßt, um Wetten zu gewinnen, heißt eine: der große Napoleon, die bereits seit dreizehn Jahren diesen Dienst versieht.

— In Paris hat sich ein Rechtsstreit eigener Art erhoben. Mehre Friseure sind übereingekommen, den stets mehr und mehr herabgesetzten Preisen ihrer Arbeiten, durch Einige ihrer Kollegen auf gewaltsame Weise zu steuern, und haben sich durch ein Circular hiezu verbunden. Die von dieser Maßregel Betroffenen klagten, und alle 948 Friseure, die Paris zählt, belebten die Sitzung des Gerichtshofes. Die Vorträge der Advokaten waren lebhaft und interessant; besonders erregten historische Details über die Barbiere, welche der Advokat der Klagepartei vorbrachte, allgemeine Ausbrüche der Heiterkeit.

— Herr von Balzac bleibt noch in Wien, um ein Zuschauer der Feierlichkeiten zu seyn, die sich dort bei Gelegenheit der Erbhuldigung drängen, und sie dann für seine Landsleute zu beschreiben.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte zwei Abbildungen aus Stücken, welche in diesem Augenblicke den größten Succeß in Paris erleben, und, wie verlautet, auch schon in Uebersetzungen vorliegen, um auf die deutsche Bühne gebracht zu werden.

Das eine Blatt versinnlicht die wirksamste Scene aus dem Vaudeville »Vater Goriot,« worin Vernet in der Hauptrolle den höchsten Grad von Gefühl und Kraft erreicht. Der Künstler hat den Moment gewählt, wo Vernet sich auf seine dritte Tochter und ihren Geliebten stützt, die Einzigen, die ihn nicht verlassen haben, um seinen beiden ältern Töchtern und ihren Gatten zu fluchen, für die er sich in's Elend stürzte, und die ihn nun auf das Gerücht, er habe den Verstand verloren, aus seiner bescheidenen Zurückgezogenheit reißen, um ihn nach Bicêtre bringen zu lassen. Die rechtsstehende Figur ist der Glücksritter Vautrin. Der interessante Roman von Balzac, welcher den Stoff zu diesem Stücke gab, ist in einer wohlgelungenen Uebersetzung im Hallberger'schen Verlage erschienen, und verdient allen Freunden der Lectüre recht sehr empfohlen zu werden.

Auf dem zweiten Blatte sehen wir eine Scene aus dem Vaudeville: »Das goldene Kreuz.« Eine artige, besonders lebhaft erzählte Novelle eines jungen, noch wenig bekannten Schriftstellers, erfuhr die seltene Auszeichnung fast zu gleicher Zeit von verschiedenen Theaterdichtern, zu drei Vaudevilles, einer Oper für die Académie-Royale, einer für die Opéra-comique und einem Stücke für die Folies-dramatiques verarbeitet zu werden. Also sechs Bearbeitungen desselben Stoffs auf einmal. Die Novelle heißt: L'if de Croissey (der Taxusbaum von Croissey), und ihr Erfinder: Maurice St. Aguet. In dieser Scene ist der alte Sergent dargestellt, wie er Christinen (Mlle. Dejazet) das goldene Kreuz zurückgibt, das sie, als Verlobungszeichen, dem Stellvertreter seines Bruders einst einhändigte. Die Figuren sind sehr charakteristisch, besonders ist die liebenswürdige Dejazet, der Liebling der losen jungen Welt, und die Perle des Palais-royal-Theaters, treu aufgefaßt. Bei der zunächst hier stattfindenden Vorstellung werden wir Seidelmann und Mad. Schmidt in dieser Scene erblicken.

Die Romanze ist von zwei ausgezeichneten Dilettanten gedichtet und componirt, welche der höchsten Pariser Gesellschaft angehören, und dadurch, daß sie ihre Inspirationen veröffentlichen, einer in diesem Augenblick dort herrschenden Mode huldigen.

Herausgegeben von August Lewald.



Vater Goriot.



F. Elias lith.

Das goldene Kreuz!

J. Scheible's Buchhandlung Stuttgart



A. Lem... Worte von Mme de la BESGE.
...ik von Mme LAURE de LAGOANÈRE.

Schluss.

Kind

Zum Schluss das Ritornell

Seht, wie der
Schon sinkt die
Ein Stückchen

ab, die käl - te
her und Niemand er -
wiss der klei - nen

let. Ach gebt mir nur ein Stückchen Brod!
gen, Und spiñet und weinet um mich.
ren. Und mir eine Gabe ver_leihn.

D.
al
S

2.

Voici la nuit: depuis l'aube naissante
J'erre pieds nuds sur l'aride coteau;
A la maison ma mère est dans l'attente
Et pleure en tournant son fuseau!
Dame si douce
Aux yeux rêveurs!
Vois sur la mousse
L'enfant en pleurs!

Die Klosterfrauen von Brügge.

Lustspiel.

Personen: Max. — Kapitän Rampelberg. — Küraſſier Benedikt. — Honora. — Celia.

Die Scene ist zu Brügge, im westlichen Flandern.

Saal bei Honora.

Honora allein. (Eine Frau von 40 Jahren. Sie ſitzt an einem Tiſch, in einer auffallend einfachen Kleidung.)

Ja, ja, mein Spiegel räth es mir; es iſt Zeit, die Welt aufzugeben, ehe die Welt mich aufgibt. Das Leben einer ſchönen Frau gleicht der Laufbahn eines Siegers, oder noch beſſer, der Exiſtenz eines Sängers oder Balletänzers. Sieht der erſte ſeine Sonne untergehen, oder die letztere ihre Scala ſchwankend werden, oder ihre Zephyrbeine dem Podagra anheim fallen, ſo iſt es, als wenn eine Frau das erſte weiße Haar mit Entſetzen auf ihrem Kopfe erblickt — dann iſt der beſte Theil der Rolle geſpielt; dann heißt es abtreten und dem Publikum die Verbeugung machen. Jetzt flößt man noch Bedauern ein, ſpäter wird man Mitleid erregen. Mein Entſchluß iſt unwiderruflich, noch heute gehe ich in's Kloſter. (Mit einem Seufzer.) Es iſt hart, ſich mit eigenen Händen zu begraben und alle Lebensluſt zu verabſchieden, wie man einen ungeſchickten Diener verabſchiedet. Bin ich denn aber auch recht ſicher, daß mein Teint alle Tage ſchlechter wird, und daß ein wenig Bleiweiß und Karmin nicht im Stande ſeyn ſollten, mir das Verlorene zu erſetzen! Sind meine Schultern nicht noch weiß, mein Arm nicht noch zierlich geründet? Soll man über alles dieſes ſchon jetzt ein Nonnengewand wie ein Sterbehemd werfen? Ach ja! man kann nicht mehr jung erſcheinen, wenn man neben ſich eine zwanzigjährige Tochter ſieht. Glückliche Celia! Du kennſt noch nicht die Qualen der Koketterie! Die Liebe hat noch nicht Dein Herz zum Leben erweckt. Wie ſie mit Freuden einwilligte, ſich mit ihrer Mutter in das Kloſter zurück zu ziehen, das unſchuldige Kind! ach, wäre ich noch ſo friſch und ſchön wie ſie!

Celia tritt ein.

Honora (küßt ihre Tochter auf die Stirne).

Guten Morgen, Celia!

Celia (mit träumeriſcher Miene).

Guten Morgen, meine Mutter!

anvertrauen will. Unter dem weißen Schleier der Beguine muß ich den Weg zu dem Herzen meiner Celia wiederfinden, denn ich fühle wohl, wenn dieß unmöglich ist, so werde ich wohl auch in ein Kloster gehen müssen.

Voriger. Benedikt.

(Benedikt, als Kürassier gekleidet, den Helm auf dem Kopf, Schleppsäbel, den Küraß auf dem Rücken. Unter dem rechten Arm trägt er mehre dicke, schwarz gebundene Bücher, und auf dem linken eine Kapuzinerkutte.)

Benedikt.

Gott zum Gruß, mein ehrwürdiger Vater!

Max (bei Seite).

Was will der Narr?

Benedikt.

Bei Eurem ehrwürdigen Bart, ich faste noch seit diesen Morgen, und habe doch von der Kaserne bis hieher ein tüchtig Stück laufen müssen. Erlaubt also, mein Vater, daß ich mich ein wenig setze. (Er thut es.) Wißt Ihr wohl, daß Euer Kloster schön möblirt ist und daß Euch das sehr der Versuchung aussetzen muß, wenn Ihr dabei an Gott denken wollt.

Max (bei Seite).

Der Kerl ist närrisch oder betrunken. (Laut.) Ihr irrt Euch, Freund, Ihr seyd hier nicht, wo Ihr zu seyn wähnt.

Benedikt.

Das sage ich mir selbst schon seit heute Morgen, mein würdiger Vater, denn ich meinte steif und fest, einst in der Haut eines guten, ehrlichen Kerls gesteckt zu haben, der bei seinen Lebzeiten Benedikt hieß und Kürassier im ersten Regimente war; aber mein Kapitän — dem der Himmel seinen Verstand wieder geben möge — macht von dem Sohn meiner Mutter einen Sacristan, ein geistliches Maulthier mit Andachtsbüchern und Mönchskutten behangen, so daß ich nun immer in meinen Functionen irre werde: ich antworte Amen meinem Wachtmeister und Kreuzdonnerwetter meinem Pfarrer; ich vermische Katechismus und Commando, und die Haubitzen der Citadelle mit dem Glockengeläute der Kirche.

Max.

Kurz und gut, wo hat man Dich hingeschickt und bei wem glaubst Du zu seyn.

Benedikt.

Seyd Ihr nicht, ehrwürdiger Vater, der Guardian des Kapuzinerklosters?

Max.

Bei Dir ist's nicht richtig, Kamerad, und, wie ich glaube, wird es mit Deinem Kapitän nicht anders seyn.

Benedikt.

Dem Letztern will ich nicht widersprechen. Aber wer Ihr auch seyn mögt, wenn Ihr ihn von seiner Narrheit heilen könntet, so wäre ich Euer auf Tod und Leben. Stellt Euch nur vor, seit einigen Monaten bildet er sich ein, daß die Welt untergehen müsse, weil wir an

gar nichts mehr glauben. An einem schönen Morgen hat er seine ganze Bibliothek verbrannt. Mir that es leid, wie er die schönen Bücher in's Feuer warf und immer dazu rief: „In's Feuer mit dem Voltaire, in's Feuer mit dem Rousseau, in's Feuer mit der Encyklopädie!" Die andern Namen hab' ich mir nicht merken können, aber diese hab' ich oft genug hören müssen, um sie zu behalten. Die Encyklopädie, sehen Sie, das war gewiß einmal seine Geliebte, und die andern, die glaub' ich einmal in unsern Regimentslisten gelesen zu haben. Das waren sicher solche Hunde, wie wir's nun Alle sind. Gewiß haben sie ihm auch einmal einen Streich gespielt. Nachdem er mit dem Verbrennen fertig war, sahen wir ihn fleißig zur Messe gehen; erst des Sonntags, dann alle Tage, und dann beichten, und dann communiciren und hoch und theuer schwören, daß, um den wahren Glauben zu finden, wir Alle in die Kapuziner-Schwadron uns anwerben lassen müßten. Und nun sind's acht Tage, da hat unser armer Kapitän seinen Abschied genommen, und heute wird er Mönch. Hier ist seine Kutte, sein Gürtel, seine Sandalen und seine Gebetbücher. Das Alles muß ich ihm in's Kloster bringen. Alle Wetter, Herr, das geht einem in's Herz, wenn man so etwas von seinem Rittmeister erleben muß.

Max.

Es wäre unmöglich, wenn nicht Liebe dabei im Spiele seyn sollte. Man entschließt sich nur, allein zu leben, wenn man nicht zu zwei mehr leben kann. Wie alt ist Dein Kapitän?

Benedikt.

Vierzig Jahr.

Max.

Das rechte Alter. Ein Feuer, das unter der Asche glimmt. Wie heißt dieser tugendhafte Einsiedler?

Benedikt.

Kapitän Rampelberg, zu dienen.

Max.

Ich erinnere mich eines Offiziers dieses Namens, der vor 6 oder 7 Jahren Celia's Mutter zu besuchen pflegte. Wohnte er nicht in der spanischen Straße?

Benedikt.

Ganz richtig.

Max.

Ein schöner Mann zu seiner Zeit: schwarze Haare, dicker Backenbart, Schultern, ganz für den Küraß gemacht. Ein Mann für Liebesabenteuer geschaffen.

Benedikt.

Ihr malt ihn auf ein Haar.

Max.

Es ist unmöglich, daß er nicht einst, wie alle Andere, der Frau vom Hause den Hof gemacht hätte. Ich erinnere mich in der That, daß er Händel suchte, als ein junger Mensch sich bückte, um den Blumenstrauß der Frau von Nuwens aufzuheben. Ich hab's! Mit

einer kleinen Anstrengung ihres Gedächtnisses muß auch Honora sich ihres jetzt etwas übertragenen Seladons noch erinnern. Der Hauch der Zeit hat ja ohnedieß die Reihen ihrer Anbeter gelichtet. Ich betrüge mich nicht, wenn ich glaube, daß es mir glücken wird, diese Fäden wieder zu knüpfen, die der Zufall allein zerriß. Komm, Benedikt, auch ich habe ein Opfer zu retten! Ich führe Dich in's Kloster zu Deinem Herrn.

(Sie gehen ab.)

Ein Saal im Kloster, einfach möblirt. Seitwärts ein Flügel.

Honora, als Beguine. Kleid von schwarzem Stoffe, weißer Kopfputz, ein Rosenkranz im Gürtel. Hierauf der Kapitän Rampelberg, als Kapuziner gekleidet.

Honora (einen Brief in der Hand).

Max meldet mir in diesem Schreiben die Bekehrung des Kapitäns Rampelberg, der seinen Abschied genommen hat, um Kapuziner zu werden. Ich erinnere mich, einst in der Welt den guten Rampelberg gekannt zu haben; ein guter und sehr verständiger Mann, ungefähr in meinem Alter. Max sagt mir ferner, daß der Kapitän von meinem Entschlusse bis zu Thränen gerührt worden sey und mir selbst dazu Glück wünschen wollte. Er läßt mich um die Erlaubniß bitten, Abschied von mir zu nehmen, ehe das Kloster mich für immer von der Welt trennt. Noch ist er Noviz, und die Brüder seines Ordens haben sein Gelübde noch nicht empfangen. In der That, die Religion wirkt Wunder! Was konnte den Kapitän in seinen Jahren zu diesem Schritte treiben? Es ist ein trauriges Leben, das Klosterleben. Ich glaubte nicht, daß die Einsamkeit so lästig sey. Aber horch! Geräusch auf dem Gange! Das ist er gewiß! Und ich bin noch nicht gekleidet, ihn zu sehen. (Sich besinnend.) Ich Thörin! Ich vergesse, daß dieses Kleid das einzige ist, das ich in Zukunft tragen darf.

(Sie setzt sich und blättert in einem Gebetbuch. Rampelberg, als Kapuziner, tritt ein.)

Rampelberg (der sich allein glaubt, für sich).

Erhabene Beredtsamkeit des heiligen Kirchenvaters! Speise des geistigen Lebens! Du milder und reiner heiliger Augustin, den ich mir zum Beispiel erkoren habe auf dem Dornenpfade, den ich wandle, bestärke meine Seele in diesen lobenswerthen Vorsätzen. Ersticke in mir den Instinkt des Fleisches! Und Du, trügerischste und erbärmlichste Täuschung der Menschen — Weib — (er erblickt Honora) ewige Erbarmniß! ein Weib hier! Wucherisches Unkraut, das überall wächst, selbst auf den Stufen des Altares. Ich will mich zurückziehen, um dem Bösen nicht das kleinste Härchen zu lassen. (Sich besinnend.) Doch ha! — Sie ist es! Ich hab' es ihr versprochen. Meine Stimme soll ihren wankenden Entschluß befestigen. Auf ihre Bitte hab' ich mich hieher verfügt.

(Er macht einige Schritte gegen Honora, welche aufsteht und ihm eine ganz weltliche Verbeugung macht.)

Honora (für sich).

Mein Gott! Wie die Andacht ihn bleich gemacht hat und wie übel ihn das Costüm kleidet.

Rampelberg (ebenso).

Ist dies die schöne Frau von Ruwens, die die Kokettetrie zu ihrem Altar machte, auf welchem Jeder ihr opfern mußte? Pulvis in pulverem! (Laut.) Gott sey mit Dir, meine Schwester!

Honora.

Und mit Deinem Geiste, mein Vater! (Für sich.) Gott wolle diesen Wunsch erhören, denn der arme Mann scheint es wirklich nöthig zu haben. Wie liebenswürdig, wie artig war er sonst. Wir wollen doch sehen, ob er mich anreden wird.

Rampelberg (für sich).

Die Bekehrung ist vollendet. Ihre schönen Augen sind jetzt nicht mehr gefährlich und das feine Lächeln ihrer Lippe, welches sonst so viel Unheil anrichtete, ist jetzt stiller und kälter, als der Todtenkopf an meinem Rosenkranze. (Laut.) Alles ist Eitelkeit in dieser Welt, meine Schwester, und wenn wir uns einem ewigen Vergessen gewidmet haben, dürfen wir jene vergänglichen Geschenke, welche der Herr uns geraubt hat, nicht bedauern. Wozu dienen die Schönheit des Körpers und des Gesichtes, der feine Anstand und die Subtilitäten des Verstandes? Nicht wahr, man begreift nur dann, wie unwesentlich dies Alles ist, wenn man es für immer verloren hat.

Honora (bei Seite).

Was spricht er da? Wahrhaftig, der arme Mensch ist zu beklagen!

Rampelberg.

Denk' einmal zurück, meine Schwester, und vergleiche mit der gegenwärtigen Ruhe Deiner Seele jene Zeit der Irrthümer und Thorheiten, jene dahin geschwundene Zeit, wo Du so übermüthig warst, weil man Dich für schön hielt und Dein weltlicher Putz die Huldigungen der Menge empfing; damals wurdest Du dahin gerissen in den Strudel der Vergnügungen, deren Seele Du zu seyn schienest, damals sah man Dich jeden Abend auf den Bällen mit Trabanten und Hofgesinde gleichsam die Flut der Bewunderer durchschneiden, die sich stets vor Deinen Schritten ebnete; wenn Du dann still standest, einen Blick fallen ließest, wie stritten sich zwanzig Nebenbuhler darum und hundert andere wollten verzweifeln, wenn ein Lächeln auf Deinen Lippen sichtbar wurde.

Honora.

Wenn ich mich noch gut erinnere, mein Vater, so befandet Ihr Euch selbst zuweilen unter den Letzteren.

Rampelberg.

Ich muß es gestehen, meine Schwester! Einer der gröbsten Irrthümer meines Lebens war der, zu glauben, daß jene mystische Blüthe, welche der Pöbel Liebe benennt, in dem Herzen einer Frau keimen könnte. Eine solche Auserwählte hatte ich in den Träumen meiner Sinne erblickt, mit allen Vollkommenheiten ausgestattet, die im Stande sind, unsere niederen Organe zu verführen. Ich beurtheilte die Seele nach dem Körper, den Himmel nach der Hölle.

Honora (sich vergessend).

Und wußte diese Frau jemals, mein Herr, daß Sie sie liebten; gaben Sie sich wohl die Mühe, es ihr zu sagen? Sollte sie sich Ihnen etwa an den Hals werfen? War diese Frau es nicht werth, daß man um ihren Besitz ernstlich ringe? Und wenn das erste Verhältniß dieser Art mißlang, soll ein Mann von Herz und Gemüth deßhalb jede Hoffnung des Sieges aufgeben? Wäre ich an Ihrer Stelle gewesen, mein Herr, ich glaube, ich würde mich anders benommen haben, meine Flamme wäre vom ersten Hauch nicht erstickt worden, ich würde dieser Frau Manches zu sagen gewußt haben, ich würde gesucht haben, sie mir geneigt zu machen um jeden Preis — durch meine Sorgfalt, durch meine Bitten, ja selbst durch kleine Quälereien, die man einer wahren Neigung zu Gute hält, und weder Verachtung, noch Zeit, noch tausendfach erlittene Unbill hätten meine Gefühle für sie geschwächt. Und früh oder spät müßte sie mich erhört haben; sie hätte nachgegeben, glauben Sie es mir, sie wäre die Meine geworden, wenn ihre Hand noch frei oder wenn sie Wittwe gewesen wäre, wie ich — oder wie so viele Andere. Ihre Discretion, die mich zur Vertrauten macht, hat es ja noch nicht über sich gewinnen können, mir den Namen derjenigen zu enthüllen, die Sie liebten.

Rampelberg.

Wenn eine mitleidige Seele sich vor Jahren die Mühe genommen hätte, mich so zu belehren, so zweifle ich nicht, daß diese Worte mächtig auf meine Zukunft eingewirkt haben würden. Aber damals, in den Zerstreuungen der Welt, die mich umgaben, waren Freunde seltener und zurückhaltender. Die Zeit verändert uns nach Innen wie nach Außen, und es ist nicht selten, daß eine Kokette sich in eine vortreffliche Freundin verwandelt, gleichsam wie die Bäume in unserem Garten, welche erst dann Früchte bringen, wenn die Blüthen abgefallen sind.

Honora.

Gibt es aber nicht edlere Gewächse, welche Blüthe und Frucht auf demselben Zweige tragen, wie der Orangenbaum zum Beispiel.

Rampelberg.

Entschuldigen Sie, Madame, ich kenne nicht das Land, wo die Citronen blüh'n und im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n.

Honora (bei Seite).

Aha, das war ein Stich; schon gut, der Kapuziner wird doch nach und nach menschlicher. Je mehr ich darüber denke, je deutlicher wird es mir, daß ich damals Unrecht hatte, ihn zu entmuthigen.

Rampelberg (bei Seite).

Wie bei dem Ton dieser Stimme wieder Gedanken erwachen, die ich erstorben für immer wähnte, die aber nur eingeschlummert waren. Längerer Kampf brächte Gefahr. Hervor mein Lieblingsbuch! Heiliger Augustin, beschütze mich! (Laut.) Madame — meine Schwester, wollte ich sagen, ich werde später wiederkommen, um unsere fromme Dissertation zu beendigen. Erlaube indessen, daß ich mich entferne, weil eine andere Pflicht mich ruft....

Honora.

Frommer Vater, ich hätte noch über viele Dinge mich mit Dir zu berathen. So zum Beispiel über diese neuen Gesänge, die ich mir in der Abschrift verschafft habe; so eben setzte ich mich zum Flügel, aber sey es, daß Dein bevorstehender Besuch mich zu sehr abzog, ich war wirklich nicht im Stande, vom Blatte zu lesen. Du bist ein so gründlicher Musiker, wie ich weiß, und erzeigst mir gewiß die Gefälligkeit, meine Studien zu leiten. (Sie setzt sich zum Flügel und präludirt.)

Rampelberg.

Ich weiß in der That nicht, meine Schwester, ob mein Stand es erlaubt....

Honora (sich vergessend).

Ach, Kapitän! die heilige Cäcilia spielte Violine, und Sie, der Sie noch lang kein Heiliger sind, wollten mir es abschlagen, ein Lied auf dem Flügel zu accompagniren?

(Rampelberg setzt sich nach kurzem Weigern zum Flügel, und fängt zu präludiren an.)

Honora.

Wie leicht er anschlägt! Bezaubernd in der That! Aber was spielen Sie denn da? Irre ich nicht, so ist es ja die Begleitung des Duetts von Don Juan und Zerline! Ach, erinnern Sie sich wohl, wie oft wir das zusammen gesungen haben — Eines neben dem Andern sitzend! Wie zärtlich ist das Motiv, wie ein jeder dieser Accorde zur Seele spricht! Mozart fühlte gewiß tief, was er so glücklich auszudrücken verstand. (Sie singt) Là ci darem la mano — (sprechend) aber so accompagniren Sie doch! (Singt) Là mi dirai di si.

(Der Kapitän singt auch.)

Honora.

Gut, schön, vortrefflich, lieber Kapitän! Ihre Stimme hat nichts verloren. Und nun einmal zusammen und con fuoco.

(Sie singen zusammen.)

Andiam, andiam mio bene
A ristorar la pene
D'un innocente amor.
Tralalala u. s. w.

(Hier tritt Celia ein. Rampelberg springt beschämt auf. Honora, der im Feuer des Taktirens der Nonnen-Kopfputz abgefallen ist, fährt noch ein Weilchen fort: Tralala und so weiter.)

Celia. Honora. Rampelberg.

Celia (kindisch in die Hände schlagend).

Ach, wie komisch! Ein Kapuziner, der Klavier spielt! Und das schöne Lied, das die Frau Superiorin der Mutter gegeben hat! Ich darf es wohl auch lernen? Aber Mutter, Dein Schleier, Dein Kamm, Alles hast Du verloren! Sieh doch einmal, ich könnte eifersüchtig werden. Deine Haare sind länger und schöner, als meine.

Rampelberg
(der einen scheuen Seitenblick auf Honora's Haare wirft).

Mein armes Herz gleicht einem Kriegsschiff, das, auf seine Kraft vertrauend, sich von den Piraten überrumpeln ließ. Schon ist es durchlöchert von allen Seiten, es ist leck, das Wasser dringt ein

— nur schnelle Flucht kann es retten — es muß schnell zusehen, einen Hafen zu erreichen, oder es ist unwiederbringlich verloren!

(Er läuft unbemerkt ab.)

Celia. Honora (Letztere zerstreut und nachdenkend, später Benedikt).

Celia.

Ich muß den Kapuziner schon irgendwo gesehen haben, meine Mutter! Irr' ich nicht, bei Dir! Es ist schon lange her, und ich war damals noch sehr jung. Damals trug er ein Schnurrbärtchen und Ringe auf den Fingern, tanzte Galopp wie ein Engel, und sang zum Entzücken.

Honora (die aus ihren Träumereien erwacht).

Du erinnerst Dich seiner, meine Tochter? Er ist ein liebenswürdiger Mann! und obgleich in vorgerücktem Alter, so würde er doch in einem andern Kostüm noch gefallen können.

Celia.

Warum hat er denn so plötzlich seine Besuche bei uns eingestellt?

Honora.

Wer weiß, eine Laune.

Celia.

Und wie ist er nun gar Kapuziner geworden! Vielleicht aus unglücklicher Liebe?

Honora.

Das glaub ich fast. Der Kapitän hat ein zärtliches, gefühlvolles Herz; nie hab' ich dies, wie heute empfunden. Er ist geschaffen, eine Frau zu beglücken. Und wäre die, für welche er Liebe fühlte, etwas weniger leicht, ein wenig minder kokett gewesen — kurz, hätte sie, statt auf das Sumsen der Schmetterlinge zu hören, welche eine Modedame stets umflattern, die soliden Eigenschaften des Kapitän Rampelberg zu schätzen gewußt, so würde er nicht dahin gekommen seyn, wo er jetzt ist; und sie — sie hätte einen Freund — sie hätte einen Gatten erhalten; ach, die Frauen — denken nie an ihre Zukunft. Die Jahre kommen, und dann ist man allein. Niemand ist um uns, der uns gegen die gräßliche Vergessenheit in Schutz nimmt, die uns unbarmherzig und ohne Ausnahme trifft, wenn wir älter werden, Niemand der es nicht verschmähn will, durch kleine Zuvorkommenheiten den Durst nach Schmeichelei zu befriedigen, der in einem Weiberherzen nie aufhört. (Sie ergreift Celiens Hand) Siehst Du, meine liebe Tochter, darum sind die Ehemänner erfunden worden.

Celia.

Aber weißt Du wohl, liebe Mutter, daß Deine Gedanken über diesen Punkt sich seit gestern sehr verändert haben? Was Du aber auch davon halten magst, ich bleibe dabei, daß alle Männer Betrüger sind, und daß ich ein Kloster allen Freunden vorziehe, welche ihre Gesellschaft uns bieten kann.

(Hier tritt Benedikt ein. Eine Nonne kommt, zündet das Licht an, und zieht sich dann wieder zurück.)

Honora.

Was will dieser Soldat?

Benedikt (scheint erschrocken).

Ich bin der Bediente des Kapitän Rampelberg! Ach, was ein Unglück! Mein armer Herr!

Honora (ungeduldig).

Was ist ihm zugestoßen?

Benedikt.

Warum ist er doch in dies Haus gegangen? Er wollte sich nichts sagen lassen. Nun hat er's davon! Ein so guter Herr, ein so frommer Kapuziner, ein so tapferer Kapitän von der Kavallerie!

Honora.

Aber so erklärt Euch doch! Ihr seht, wie ich erschreckt bin!

Benedikt.

Ach, wenn Sie erst wüßten, wie er die Schwadron manövriren ließ! Was für ein Auge! Welche Accuratesse! Und wie er das Morgenlied sang und die Vesper! Der hatte Talente! Ich wollte wetten, er wäre in einem halben Jahre zum Bischof avancirt, und bis zu nächstem Ostern hätte er die Epauletts gehabt und wäre Pabst geworden!

Honora.

Der Mensch ist ein Narr!

Benedikt.

Ja wohl ist er ein Narr! ein Narr, den man binden muß, ein Narr aus Liebe! das ist mein Herr geworden, und in diesem Augenblick, wie er aus dem Kloster kam, hat es ihn gepackt!

Honora.

Ach, nun athme ich wieder. Aus Liebe! hm! davon stirbt man nicht.

Benedikt (mit Absicht).

Das heißt, wenn der Doctor den Kranken nicht aufgibt.

Honora (auf die Erde sehend).

Das verbietet die Menschlichkeit.

Benedikt (leise zu ihr).

Wenn mir also die gnädige Frau für seine Cur stehen will, so wird sich mein armes Herz schon beruhigen.

Honora (laut).

Ihr seyd ein braver Mann. Ich sehe, daß Ihr Eurem Herrn aufrichtig ergeben seyd! (leise) Kommt in einer Stunde wieder: ich muß Euch allein sprechen.

Celia (die indeß am Fenster stand).

Was sind denn das für Lichter drüben in dem großen Hause? Die Leute drängen sich ja in den Sälen, als wenn ein Fest gefeiert würde. Ach, meine Mutter! Welche Damen! welch schöne Musik! ein Ball! wie schön man das Alles von hier sehen kann. Ach! wie lange ich schon auf keinem Ball war! Aber wer mag ihn denn geben? Das ist gewiß eine vornehme Gesellschaft.

Benedikt (bei Seite).

Jetzt haben wir sie. Noch einen Sturm gewagt, und die Bastion ist unser. (laut) Ich kenne den jungen Mann, der jenes Haus bewohnt.

Celia.

Es ist also ein junger Mann?

Benedikt.

Und sehr liebenswürdig dazu. Unter uns, der Hahn im Korb bei allen jungen Weibern in Brügge. Ich bilde mir ein, daß diese Ball die erste Sprosse auf der großen Leiter zu seinem Glücke ist, wa man so im gemeinen Leben die Hochzeit nennt. Die Braut ist schön der Bräutigam gleichfalls, und sie sehen sich an, wie ein paar Zweig im Monat Mai.

Celia (innen am Fenster).

Ich glaube, ich sehe da viele bekannte Gesichter. Das ist ja unse ganzer Cirkel, Mama! Was Amalie für ein schönes Kleid anhat Und Madame van Beneden hat eine herrliche Toque mit Federn auf Die hat sie gewiß aus Paris kommen lassen. Nun, ich bitte, wie is der Name des Bräutigams?

Benedikt.

Herr Max.

Celia (sehr ergriffen).

Mein Gott, ist es möglich! Schon! nein, denn noch kann er meine Cousine nicht lieben. Und gestern schien er verzweifeln zu wollen! (bei Seite) Der Undankbare! Welche Entwürdigung für mich! Er hat mich beim Wort genommen. Bin ich jetzt genug gestraft!

Benedikt.

Also Ihre Cousine heirathet er? Da wirds ihm recht Leid seyn, daß Sie nicht auf dem Ball sind. Er hat so ein gutes Herz, der liebe Herr Max. Sie sollten nur hören, wie zärtlich er von seiner Zukünftigen spricht.

Celia.

Genug — schon gut — genug! Ich muß jetzt auf mein Zimmer gehen, um meine Andachtsübungen zu beginnen. (für sich) Ich will meinen Schmerz verbergen; er soll nicht erfahren, daß ich geweint habe. Ach, wie werde ich seine Untreue überleben können! —

Honora.

Komm, meine Tochter, wir wollen beten für der Neuvermählten Heil!

(Sie gehen ab. Honora gibt Benedikt ein Zeichen.)

Benedikt. Max (im Ballkostüm).

Benedikt.

Victoria! Victoria! Die Mutter lacht! Die Tochter verzweifelt! und der Kapitän will Alles zusammenhauen! Er flucht, daß es eine Art hat. Der Kapuziner ist auf und davon, und der Kürassier ist wieder da; also completter Sieg! —

Max.

Und Celia — Celia — sprich mir von Celia! Wie hat sie die Nachricht von meiner Verheirathung aufgenommen!

Benedikt.

Wie Sie die Nachricht von ihrer Beerdigung aufgenommen hätten.

Max.

Der erste Schritt ist gethan. Nun befolge meine Vorschriften auf's Genaueste, und verlasse Dich im Uebrigen auf mich (schnell ab).

Rampelberg. Benedikt.

Rampelberg

(macht eine unruhige Bewegung, indem er Benedikt erblickt).

Tausend Donnerwetter, Benedikt, was machst Du hier?

Benedikt.

Ich geh' ein wenig spazieren, Kapitän! (bei Seite) Er hat geflucht, jetzt ist er wieder ganz vernünftig geworden.

Rampelberg.

Wer war eben hier?

Benedikt.

Ein schönes, liebenswürdiges Weib, verführerisch, wie die Sünde, und Respect einflößend wie das ewige Leben.

Rampelberg.

Hör' auf zu scherzen, Kerl.

Benedikt.

Aber, Kapitän, ich bin ja noch nicht in dem Tonsur-Regiment enrolirt.

Rampelberg.

Sprich, wer war das Frauenzimmer?

Benedikt.

Es schien mir eine Klosterfrau zu seyn, eine Novize mit ihrer Tochter, die aber wie ihre Schwester aussah.

Rampelberg (für sich).

Das war sie, das war Honora! (laut) Und was sagte sie Dir?

Benedikt.

Sie sprach mit mir von der Kriegskunst im Allgemeinen und von dem ersten Kürassier-Regiment insbesondere. Sie scheint ganz expreß unsere Compagnie ins Auge gefaßt zu haben. Einer unserer Offiziere beschäftigt sie wie ich glaube. Es ist keine gute Eigenschaft in der Welt, die er nicht in ihren Augen besäße. Ich denke fast, es ist eine alte Bekanntschaft. Sie beklagt sich über seine scheinbare Kälte, und daß er ihr Dinge verschwiegen hat, die er ihr früher hätte sagen sollen. Dieser Umstand allein — so scheint es mir nämlich — hat die arme Dame zur Klosterfrau gemacht.

Rampelberg.

Und das Alles hat sie Dir wirklich gesagt?

Benedikt.

Ich will in meinem Leben kein Glas Wachholder mehr trinken, wenn das nicht ihre innersten Gedanken waren.

Rampelberg (bei Seite).

So hatte ich denn Honora wirklich verkannt! Sie liebte mich, sie liebt mich noch, es ist kein Zweifel. Das Räthsel des Lebens soll für mich nun eine andere Bedeutung erhalten.

Benedikt (ebenso).

Unmenschliche Kreatur, Du wähnst Alles zu commandiren, wa auf der Erde athmet und sich reget, aber welch ein Vieh bist Du wenn die Liebe Dich gesattelt hat, und auf Dir davon galoppirt.

Rampelberg.

Benedikt, höre! Ich habe Dich immer für einen Burschen vo Takt und Verstand gehalten, sage mir also Deine Meinung über di Geheimnisse jener Novize, hinsichtlich des Offiziers von unserer Com pagnie, von dem Du so eben gesprochen hast.

Benedikt.

Wenn ich frei von der Leber sprechen soll, so muß ich sagen, da das Frauenzimmer ganz gräulich das Gebot übertritt: Du sollst dei nen Nächsten lieben, wie dich selbst. Und da nun ein Gebot übertrete von allen militärischen Gesetzbüchern wie ein Subordinationsfehle bestraft wird, so schließe ich daraus, daß jene Klosterfrau, die ihre Nächsten mehr, als es erlaubt ist, liebt, vor Amors Kriegsgerich gestellt werden soll. Dixi!

Rampelberg.

Bravo! Du bist ein trefflicher Richter. Es gibt aber Vergehungen welche Verzeihung verdienen.

Benedikt.

Das kann wohl auch hier der Fall seyn. Durch 'ne Hochzei etwa — (schmunzelnd).

Rampelberg.

Möglich! Frau von Nuwens hat noch kein Gelübde abgelegt. Si kann die groben Nonnenkleider wieder mit Atlas und Blumen vertauschen

Benedikt.

Grade wie Sie, Herr Kapitän! Der König hat Ihren Abschie auch noch nicht angenommen, und Ihr schöner Küraß hängt am Nage in meiner Kammer, und Ihr Säbel dabei, blank und geschliffen, al sollte es ans Einhauen gehen.

Rampelberg.

Leider, leider!

Benedikt.

Im Vertrauen hat mir Frau von Nuwens gesagt, daß sie ent schlossen sey, morgen wieder das Kloster zu verlassen, um ihre Salon der Gesellschaft zu öffnen; so weit haben Ihre weisen Rathschläge ihr frühern Gesinnungen zum Wanken gebracht. Doch muß ich sie no einmal darüber hören. Aber zu einer solchen Unterhaltung ist hie der Ort nicht. Die böse Welt würde schwatzen, und es ist noch nich Zeit, ihr dazu Veranlassung zu geben. (Näher zu ihm, leise.) Ich besitze abe einen gewissen Schlüssel, der ein Pförtchen im Nachbarshause öffnet neben diesem Pförtchen ist ein verschwiegener Diener, der Ihre Han ergreifen wird, wie der Engel an der Paradiesespforte — der führ Sie ohne Aufsehen in ein einsames Gemach, wo die empfindsam Nonne Sie erwarten will, damit Sie ihre letzten Gewissensscrupel auf heben mögen.

Rampelberg (entreißt Benedikt den Schlüssel).

Gib! gib! Warum sagtest Du es nicht früher! Ich laufe hin, der Himmel selbst zeigt mir den Weg; o möchte er mich diesmal zum Glücke leiten, das ich bis jetzt vergebens gesucht habe (ab).

Benedikt.

Und ich schwöre bei Gott, daß, wenn diese Bekehrung glücklich Statt findet, wie ich es hoffe, ich auf meine Kosten auf das Wohlseyn eines jeden der 365 Heiligen, die in meinem Kalender figuriren, ein Gläschen Rhum trinken will! Jetzt fort zur Frau von Ruwens, damit sie sich entschließe. Doch Halt! da kommt ihre liebenswürdige Tochter mit rothgeweinten Augen. Das ist der Instinkt, der sie gerade hieher führt, oder vielmehr es ist die Liebe, die große Herzensfischerin, die sie am Angelhaken hat. — (Lachend) Wie sie zappelt — sie kann nicht loskommen!

Celia. Benedikt.

Celia (ohne Benedikt zu erblicken).

Noch immer dieser Ball! Sie tanzen bis zum hellen Tage. Und ich — sie wissen nicht, daß ich sterbe — daß ihre Freude mich tödtet. Himmel! was ist doch die Eifersucht für ein schreckliches Uebel! Sonst wenn mein Ungetreuer sich über meine Koketterie beklagte, dachte ich nicht, daß er so leiden müßte, denn sonst hätte ich ihn geschont. Welche entsetzliche Folter! Luft! Luft! (Sie öffnet das Fenster.) So also vergißt er mich — so schwelgt er im Glücke! (Sie weint.)

Benedikt (unbemerkt).

Man sagt, Weiberthränen gleichen dem Regen im Herbste. Sie erweichen die Gefühle, wie diese die Früchte am Spalier. Wir wollen sie also immerhin fließen lassen.

Celia (immer für sich).

Mein Gott! Seh' ich ihn nicht selbst? Tritt er nicht aus jener Thür, wo ihn Alles bewillkommt? Wie geckenhaft er diese Grüße erwidert! Ist das nicht Olivia, die ihm folgt? Ja, sie ist es! Ich will mich in den Saal stürzen, ihr den Kranz vom Kopfe reißen — mein Blut, mein Leben, mein Alles dem, der mich auf diesen Ball führt.

Benedikt (vortretend).

Ich bin dazu bereit!

Celia (sinkt in einen Stuhl).

Himmel!

Benedikt.

Besorgen Sie nichts von mir. Ich will Ihnen ein dienender Engel seyn. Die Dunkelheit der Nacht kommt uns zu Statten, der Carneval, der so eben endet, begünstigt Sie so, daß Sie Alles sehen können, ohne gesehen zu werden. Sie sollen sogleich eine Maske in Ihrem Zimmer finden. Begeben Sie sich dorthin, ich sorge für Alles, und bin verschwiegen, wie das Grab.

Celia.

Mein Wohlthäter, Sie erwerben ewige Rechte an meine Dankbarkeit. Dank für Ihr Mitleid! Ihn einen Augenblick nur sehen, ihm seine Niedrigkeit vorwerfen, und dann sterben. Das ist Alles, was mir auf dieser Welt zu thun bleibt.

Benedikt.

Unsere Existenz auf dieser Erde ist ein seltsames Theaterstück. Die Rollen sind unter einander geworfen, wie die Haare in dem Bart eines Kapuziners. Greise wollen leben, junge Mädchen wollen sterben. Leben und Tod sind geschickte Schauspielerinnen, welche die Kostüme vertauschen, und kein Zuschauer vermag die Entwicklung der Intrigue voraus zu sehen. (Sie gehen ab.)

Bei Max. Hell erleuchteter Saal.

Honora. Benedikt.

Benedikt.

Ich wiederhole es Ihnen, das Ganze ist eine höllische Machination der Liebe, aber bald sollen Sie mit eigenen Augen ihre geheimsten Federn entdeckt haben.

Honora.

In der That, Benedikt, nur mit Mühe kann ich Euch Glauben schenken. Meine Tochter, meine Celia, die ich wie ein Muster unschuldiger Gleichgültigkeit betrachtete, sollte sich so weit vergessen haben! Das übersteigt die kühnste Einbildungskraft.

Benedikt.

Ei, gnädige Frau, die einfältigsten und reinsten Kinder werden zu Tigern, Füchsen und Basilisken, wenn die Liebe einmal die Garnison unter der Gaze ihres Halstuchs bezogen hat.

Honora.

Was will sie aber von Max, da er bereits einer Andern seine Hand gab? Nein, ich kann es nicht zugeben, daß meine Tochter sich so wegwerfe. Sie soll nicht zu diesem Rendezvous gehen; ich werde sie daran hindern.

Benedikt.

Und nichts, was Sie unternehmen könnten, würde sie davon abbringen. Die Hochzeit des Herrn Max ist übrigens noch nicht vollzogen. Sie ist so zu sagen eigentlich nur erst projectirt. Es könnte seyn, daß er sich von den Thränen dieses interessanten Mädchens rühren ließe, und der junge Mann könnte dann zu seinen ersten Gesinnungen wieder zurückkehren.

Honora.

Ihr glaubt also, daß sie Max schon lange liebe? Warum hat sie aber dann mit solchem Ungestüm in's Kloster verlangt? Denn nur sie ist schuld daran, daß wir hier sind. Ich habe sie nur aus mütterlicher Nachgiebigkeit begleitet.

Benedikt.

Was sie antrieb? Uebermaaß der Leidenschaft, Schmollen, Eifersucht, Wuth, Verzweiflung, was weiß ich Alles? S'ist eine böse hitzige Krankheit; ein chronisches Uebel, eine Art Entzündung, die das Klosterleben erhöhen würde, und die Ehe allein curiren kann. Das ist meine ärztliche Meinung. Ach, ich verstehe mich darauf, denn dieselben Symptome hat mein armer Herr, der Kapitän Rampelberg.

Honora.

Und glaubt Ihr, daß in beiden Fällen dasselbe Mittel wirksam wäre.

Benedikt.

Auf Tod und Leben. Aber die Zeit verfließt, Ihre Tochter wird bald hier im Saale seyn, und auch Herr Max muß bald erscheinen. Sie dürfen nicht wissen, daß Sie hier sind. (Er öffnet eine Seitenthür.) Treten Sie hier ein, ich rufe Sie, wenn die Zeit da ist, und Sie sollen dann selbst über meine Aufrichtigkeit urtheilen können.

Benedikt. Max (auf den Zehenspitzen).

Max (leise).

Nun, welche Neuigkeiten?

Benedikt.

Die Besten.

Max.

Mein Plan zur Schlacht?

Benedikt.

Pünktlich befolgt. Wir occupiren das Terrain. Während ich die beiden Flügel des Feindes beschäftige, greifen Sie lebhaft das Centrum an. Schonen Sie nichts, und lassen Sie sich weder durch Thränen, noch Bitten, in die Flucht schlagen. Dann aber, nach erfochtenem Siege, Säbel in die Scheide, und verzeihen Sie, wie ein großmüthiger Feldherr, dessen eigenes Interesse ihm die Milde zum Gesetze macht.

Max.

Vortrefflich. Und unser verliebter Kapuziner — was hast Du mit dem gemacht?

Benedikt.

Er wartet hier nebenan auf seine interessante Beguine, deren liebende Sorgfalt das Werk des Heiles an ihm vollbringen soll. Ich habe so eben die Schöne, ohne daß er's weiß, zu ihm hinein spedirt. (Er horcht an der Seitenthür.) Wahrhaftig! Sie arbeiten schon recht tapfer an ihrer Bekehrung. Möge die Gnade sie erleuchten! Sie aber, mein Herr, denken Sie an Ihre Rolle: Festigkeit, kaltes Blut, selbst etwas Unverschämtheit kann nicht schaden. Sehen Sie dort im Gange den kleinen grünen Domino mit der Rosa-Larve, der an der Mauer hinstreicht, wie die Schwalbe vor dem Gewitter? das ist Ihre schöne Gleichgültige, der die Eifersucht die Flügel wachsen ließ. Sie will Sie auf den Ball suchen gehen, und erwartet nicht, Sie hier zu finden. Komm, mein süßes Vögelchen, mit dem freudefarbigen Gesichtchen und dem hoffnunggrünen Gefieder, komm, die Liebe ist ein Lockvogel, der Dich zum Käfig Hymens zieht. Bald flatterst Du vergebens; hier entkommst Du nicht mehr. (Er läuft ab.)

Max.

Gott möge mir den Muth verleihen, aus diesen Augen, die ich vergöttere, Thränen zu entlocken. Ich wollte jede derselben mit einem Tropfen meines Herzblutes erkaufen. Ach, da ist sie!

Celia (maskirt). Max.

Celia (ohne Max zu sehen).

Noch einen Schritt, dann bin ich auf dem Ball. Wie kommt es, daß ich so nahe dem Gelingen meines Planes vor der Ausführung zittere? Bin ich denn wirklich so erniedrigt, daß mein Herz für eine solche Beleidigung nur Thränen hat? Sollte das Gefühl meiner Würde

mir nicht kräftige Verachtung, Stärke zu Thaten einflößen? So lange mein Geliebter zu meinen Füßen lag, glaubte ich, daß meine Koketterie ohne Gefahr den Schein der Gleichgültigkeit annehmen könnte; jetzt, da ich ihn verlor, kehren sich die schmerzlichen Gefühle, die ich einflößte, gegen mich selbst. — — Nein! ich gehe nicht auf den Ball. Was soll ich dort? Hat der Undankbare das Maaß seiner Untreue nicht gefüllt? Ist er nicht Olivia's Gatte? (Sie wendet sich um und sieht Max). Wer ist hier? Er ist es — O mein Gott!

Max.

Schöne Unbekannte, willkommen in diesem Hause! Das Fest war traurig und einförmig. Mein Herz sagt mir, daß mit Ihnen Lust und Heiterkeit dort einkehren werden. Seyn Sie also doppelt und von ganzem Herzen willkommen.

Celia (für sich).

Er erkennt mich nicht. Ich will meine Stimme verstellen, um seine geheimsten Gedanken zu erforschen, und aus seinem eigenen Munde zu erfahren, was ich leider nur zu gut schon weiß.

Max.

Folgen Sie mir auf den Ball, wo alle meine Freunde mich erwarten. Kommen Sie, ich beschwöre Sie. Ich will, daß der ganze junge Adel von Brügge mich an Ihrer Seite beneide.

Celia.

Besorgen Sie nicht, mein Herr, daß Ihre junge Gemahlin eifersüchtig werde?

Max.

Und weshalb, Madame? Die mir heute die Hand gab, ist nicht von jener leichten Art, die sich der Eifersucht wie einer Toiletten-Requisite bedient; sie setzt Vertrauen in meine Verheißungen, sie weiß, daß für Alles in der Welt ich nicht das Bündniß brechen werde, welches ich heute aus freiem Willen vor Gott mit ihr geschlossen, daß ich mein Wort heilig halte, sie glücklich zu machen und sie mehr zu lieben, als mich selbst.

Celia.

Wenn man jedoch Gerüchten trauen wollte, so ist es nicht der erste Schwur dieser Art, (mit Zögern, und mit gebrochener Stimme) den Sie gebrochen hätten.

Max.

Liebesversicherungen sind Wechselbriefen vergleichbar, die nur dann Werth haben, wenn sie acceptirt sind. Ich erinnere mich wohl, einst ein Mädchen geliebt zu haben — ich versprach ihr Alles, was ich heute einer Andern halte; das war aber ein Mädchen, dessen Herz von dem bösen Beispiel der großen Welt verdorben war. Sie war schön und verführerisch, sie wußte aber nur zu gut, daß sie es war. Ihr einziges Vergnügen war sich von Huldigungen umgeben zu sehen, jeder Blick ihrer schönen Augen bettelte darum. Der, den sie zu lieben vorgab, zog, gleich wie die andern Sclaven, an ihrem Wagen, und wenn sie ihn dann und wann auszeichnen wollte, so ließ sie ihn alle Erniedrigung, alle Quälereien empfinden, welche die Koketterie eines Weibes nur zu ersinnen vermag. Nun bitte ich Sie, hätte man einen festen Bund mit einem solchen Charakter schließen können?

Celia.

Und — Sie gaben dieses Mädchen gänzlich auf?

Max.

Meine Ruhe verlangte dieses Opfer.

Celia.

Ich wünsche Ihnen Glück, mein Herr, so gut Ihre Neigungen beherrschen zu können, und wahrscheinlich denken Sie nun nicht mehr an jene abscheuliche Kokette, die Sie verlassen haben?

Max.

Nie mehr.

Celia (bei Seite).

Und dieser Mensch gab vor, mich zu lieben!

Max.

Das Weib, dessen Schicksal nun mit dem meinigen so eng verknüpft ist, besitzt eben so viel gute Eigenschaften, als die andere Lächerlichkeiten und Fehler.

Celia (bei Seite).

Es ist nicht zu ertragen!

Max.

Sie ist schön, wie der blaue Himmel, gefühlvoll, liebenswürdig, zuvorkommend, sie hat der Koketterie und den eiteln und hohlen Freuden der Welt für immer entsagt, denn auch sie konnte für einen Augenblick den täuschenden Lockungen der Welt nicht widerstehn. Aber sie wollte aus eigener Kraft ihr früheres Leben vernichten. Sie hat nämlich einige Zeit in einem Beguinenkloster zurückgezogen gelebt.

Celia.

Wär' es möglich?

Max.

Ja, Madame! Sie werden es nicht glauben, aber ich schwöre Ihnen, daß es so ist. In der Ruhe der Einsamkeit sind alle Täuschungen geschwunden; sie ist aus dieser Prüfung gereinigt hervorgegangen, wie die Engel aus Gottes Schöpferhand. Wie edel und bescheiden sind jetzt ihre Reden, ihre Haltung; ihr gutes und gefühlvolles Herz erkennt nun den Umfang der Pflichten, die ihr neues Daseyn ihr auferlegt. Sie liebt die Vergnügungen mit Mäßigung, Ehre und Tugend mit Leidenschaft und setzt ihren Werth über Alles. Ihr Gatte ist ihr einziges Glück und Gut. Alle ihre Gedanken, alle Wünsche ihres Herzens streben nur nach ihm. Soll ich Ihnen nun noch sagen, daß meine Liebe zu ihr eine unerschöpfliche Quelle von Glückseligkeit, ein Wunder, ein köstlicher Schatz ist!

Celia.

Es scheint mir, mein Herr, daß dieses zauberische Bildniß in keinem Stücke Olivien gleicht.

Max.

Und wer hat Ihnen denn gesagt, daß Olivia meine Gattin werden soll?

Celia.

Werden soll? und nicht ist? — nicht schon ist?

Max.

Ich sprach hier nur von meinem zukünftigen Glücke, Madame; noch bin ich nicht verheirathet, und meine Freunde, die in dem Nebensaale mich erwarten, kennen noch nicht einmal meine Zukünftige.

Celia (rasch für sich).

O mein Herz, erliege nicht unter dem fürchterlichen Gewicht dieser Ungewißheit. Olivia ist es nicht! Und wen liebt er denn? Darf ich mich der Hoffnung hingeben, die ihren bleichen Schein in mein krankes Herz fallen läßt? Wenn ich mich betrüge! Dieser Irrthum könnte mich tödten.

(Benedikt geht unbemerkt über das Theater und tritt in das Zimmer, wo er Honora hineingehen ließ. Einige Damen und Cavaliere treten aus dem Ballsaal, bleiben aber im Hintergrunde stehen, und sprechen heimlich mit einander, wie sie Max und Celia erblicken.)

Max.

Der Ball geht bald zu Ende, Madame; ich habe meinen Freunden versprochen, daß sie den Gegenstand meiner Liebe noch heute kennen lernen sollen. Erlauben Sie mir wohl Ihren Arm, damit wir hier nicht so allein bleiben, während Alles in freudiger Erwartung schwelgt.

Celia (reicht ihm die Hand).

Gern, mein Herr. Seyn Sie versichert, daß ich in der Zahl Ihrer Freunde nicht die Letzte bin, welche Ihre Zukünftige sehnlichst zu kennen wünscht.

(Hier tritt eine große Menge maskirter und unmaskirter Herren und Damen auf die Scene.)

Max (der Celia's Hand ergriffen hat).

Meine Freunde, bis jetzt war mein Plan Allen ein Geheimniß. Es ist Zeit, daß ich es Ihnen enthülle, und ich bitte um Vergebung, daß ich so lange gezögert habe. Aber die Zeit war noch nicht da. Die, welche ich von ganzem Herzen liebe, war mir bis jetzt unerreichbar. Ein Dämon verbarg ihre Anmuth, ihre Vollkommenheit unter der Larve von Koketterie und Gleichgültigkeit: der Zauberbann, der mich von diesem himmlischen Weibe trennte, ist endlich gelöst. (Indem er Celia die Maske entreißt.) Sehen Sie hier den Engel, den der Himmel mir schenkte; knieend verehr' ich ihn. (Er sinkt zu Celia's Füßen.)

Celia

(in Thränen ausbrechend, sinkt in seine Arme).

Ja — Dein — Dein, Geliebter auf ewig!

(Benedikt führt Honora, als Beguine gekleidet, und den Kapitän als Kapuziner herein. Wie Beide die Gesellschaft erblicken, wollen sie schnell entfliehen, Benedikt aber führt sie, trotz ihres Sträubens, auf die Vorderscene).

Benedikt.

Wir aber, um den Fasching würdig zu beschließen, wollen hier die Hochzeit der Beguine und des Kapuziners feiern. Nach dem Hochzeitsmahl will ich einen kleinen alten Schwank erzählen, den ich einmal in Kriegszeiten hörte. Er ist betitelt: Der Teufel im Weihkessel. Dann mag ein Jeder von uns sich ruhig schlafen legen, und gegen den Autor und sein Werk nichts Böses im Herzen tragen.

England.

Newstead Abbey.

(Von Washington Irving.)

Im zweiten Theile seines neuesten Werkes, Abbotsford and Newstead Abbey, aus dem wir bereits in unserm ersten Stücke einen Artikel gaben, erzählt Irwing, was er bei einem Besuche in der alten Abtey, dem ehemaligen Besitzthume Lord Byrons, gehört und gesehen. Wir entnehmen die interessantesten, mit unverkennbarer Treue gegebenen, Schilderungen und Bilder, in Fragmenten angereiht, ohne uns bei architektonischen Details aufzuhalten.

In der Mitte jenes Gartens liegt einer jener Fischteiche aus den Zeiten der Mönche, ein längliches Wasser zwischen grünen, abhängigen, mit Rasen bedeckten Ufern. In des Teiches kristallenem Busen spiegelt sich die dunkele Masse eines benachbarten Wäldchens und bildet einen der reizendsten Anblicke des Parkes. Das Wäldchen steht in zweideutigem Ansehen in der Umgebung; es führt den Namen, des „Teufels Wald“. Der „gottlose Lord“, Byrons Großoheim, hatte es in früherer Zeit, da er die Abtey bewohnte, ehe er noch seinen Gutsnachbar Chaworth im Zweikampf erschlagen, angepflanzt. Er mochte einigen classischen Geschmack besitzen, und hielt es daher für nothwendig, an jedes Ende des kleinen Gehölzes schwerfällige Statuen von Satyrn oder Faunen aufzustellen. Wie alle Dinge, die den alten Lord betrafen, so unterlagen auch diese Statuen dem Argwohne, welcher ihn in seinen letzten Lebenstagen überschattete. Das Landvolk, in Unwissenheit über heidnische Mythologie und ihre Waldgötter, betrachtete die Idole mit ihren teufelischen Attributen von Hörnern und gespaltenen Füßen nur mit innerem Grauen. Ohne Zweifel hielten sie dieselben für Gegenstände der Anbetung des düsteren Menschenfeindes und berüchtigten Mörders, und gaben ihnen sodann den Namen: „des alten Lords Teufel.“ — Zu diesem Wäldchen zogen mich aber sanftere Erinnerungen. Als Byron der Abtey Lebewohl sagte, nachdem er sich ihres Besitzes entäußert hatte, brachte er noch einige Zeit mit seiner Schwe-

ster hier zu, bewegt von trüben Gefühlen, da er zum Letztenmale die Gegenstände umher betrachtete, die seiner Seele der Jugend-Erinnerungen wegen gleich theuer waren. Zum letzten Andenken grub er seinen und seiner Schwester Namen in die Rinde einer Ulme, welche zwei Stämme hatte, die aus einer Wurzel entsprungen nebeneinander aufwuchsen und oben in Verschlingung ihrer Zweige sich umarmt hielten. — In einiger Entfernung davon stand ein anderes Andenken an Lord Byron, eine Eiche, die er als Knabe bei seinem ersten Besuche in der Abtey selbst gepflanzt hatte. Mit dem abergläubischen, ihm anklebenden Sinne verband er sein eigenes Geschick mit dem dieses Baumes. „Wie es ihm ergeht, darnach wird sich mein Gestirn richten," sprach er. Als ein Jüngling, kaum zur Mannheit herangereift, doch wie er meinte, in Laster und Thorheiten über sein Alter hinaus versunken, kehrte er nach mehren Jahren zur Abtey wieder, und fand seine Eiche beinahe erstickt von Strauchwerk und Unkraut. Thränen netzten den Boden des emblematischen Baumes, „dessen Verfall das Unkraut umher nicht zu bergen vermocht." —

Des Dichters wunderliche Absicht war es gewesen, mit seinem treuen Hunde in dem Monumente begraben zu liegen, das er im Garten von Newstead-Abbey errichtet hatte. Von besserem Gefühle geleitet, ließen die Executoren seine Asche nach der Familiengruft bringen, daß sie sich mische mit der seiner Mutter.

Seine Sterbestunde verwirklichte einen Wunsch, den Byron wenige Jahre zuvor in einem seiner schwermüthigen menschenfeindlichen Anfälle aussprach. Kein Trupp von Freunden und Erben möge den letzten Athemzug erwarten, kein Mädchen mit aufgelösten Haaren möge ein ungefühlt' Weh heucheln, kein Dienstfertiger möge Leid tragen an seinem Grabe. Er starb unter Fremden in fernem Lande, doch er starb nicht unbeweint, wenn ihm auch keine verwandte Hand die Augen zudrückte. Bei all seinen Fehlern und Irrthümern, bei all seinen Leidenschaften und Capricen besaß Byron die besondere Gabe, in seinen Dienern eine warme Anhänglichkeit an seine Person hervorzurufen. Einer von diesen, ein armer Grieche, geleitete seine Ueberreste nach England und folgte ihnen zu Grabe. Während des Leichenbegängnisses stand er in tiefen Schmerz versunken an einem Stuhle in der Kirche sich haltend; als Alles vorüber, schien es, als wollte er mit dem Leichname seines Herrn in das Grab hinabsteigen. Eine Natur, die solche Liebe zu erwecken im Stande ist, muß edel und wohlwollend gewesen seyn. — — —

Die Anekdoten, welche man mir von der ehemaligen Haushälterin des Lord Byron erzählte, bewogen mich diese zu besuchen. Ich fand

Nanny Smith am Kamine; ihre Lieblingskatze saß auf ihrer Schulter. Dieses gutmüthige Weib liebt über die Abtey und ihren ehemaligen Herrn zu plaudern. Sie scheint eine freundliche Erinnerung an Lord Byron in sich zu erhalten, obgleich sie durch manche von seinen Einfällen beunruhigt worden ist, namentlich durch die Mittel, die er gegen seine Neigung zum Beleibtwerden anwandte. Zu diesem Behufe schlug er mancherlei Wege ein, zuweilen lag er lange Zeit in warmen, schweißtreibenden Bädern, zuweilen lief er bis oben zugeknöpft, in dichte Kleider gehüllt auf die Berge und im Parke umher — „eine traurige Geschichte" setzte Nanny hinzu, „für den armen, lahmen Jungen."

Seine unregelmäßigen, sparsamen Mahlzeiten scheinen Nanny's besonderes Bedauern auf sich gezogen zu haben, namentlich die Maccaroni und leichten Puddings.

Sie widersprach den Gerüchten über das ungebundene Leben, das er in der Abtey geführt haben soll, besonders wollte sie Nichts von den Geliebtinnen wissen, die ihn die Sage von London hieher bringen ließ. „Den größten Theil des Tages brachte er lesend, auf dem Sofa ausgestreckt, zu," erzählte sie. „Zuweilen sah er junge Herren seiner Bekanntschaft bei sich, da trieben sie denn tolle Possen, aber Nichts, was jungen Herren vom Stande nicht geziemt, und Nichts, was Andern zum Schaden gereichen möchte." — „Wahr ist es," fügte sie hinzu, „einmal hatte er einen schönen Knaben als Page bei sich, von dem die Hausmägde behaupteten, es sey ein Mädchen; ich, meines Theils, weiß Nichts hierüber. Arme Seele! Er war so schwach, und konnte wenig mit den Männern ausgehen. Die einzige Freude, die er genoß, bestund darin, daß er sich unter die jungen Mädchen mischte. Die weiblichen Dienstboten wurden jedoch sehr eifersüchtig; Eine in's besondere gerieth darüber in gewaltigen Aerger. Sie hieß Lucy, war sehr in Gunsten bei Lord Byron, und fing dieser Auszeichnung wegen an hohe Begriffe von sich zu bekommen. Sie hatte sich um eine halbe Krone von einem schieligen Kerle wahrsagen lassen; dafür sagte er ihr, sie solle den Kopf nur hoch tragen, denn sie würde zu großen Ehren gelangen. Da träumte denn das arme Ding von nichts anderem, als daß sie eine Lady und Herrin der Abtey werden würde und versprach mir freundlich zugethan zu bleiben, wenn ihr solch Glück widerfahren sollte. Lucy's Träume gingen nie in Erfüllung — aber sie fand ein besseres Glück — jetzt ist sie verheirathet und Besitzerin einer Schenke in Warwick."

Nanny war im Zuge und erzählte uns noch von den Gespenster-Sagen, die in der Abtey spielten. Niemand zweifelte dort an der Wahrheit dieser Erscheinungen. —

Lord Byron trug viel dazu bei, die mährchenhaften Sagen, welche mit dem Schlosse verknüpft waren, in Umlauf zu bringen, um die Gläubigen in ihrer Meinung zu bestärken, indem er selbst glaubte oder wenigstens zu glauben vorgab. Manche waren der Ansicht, sein Geist sey wirklich von Aberglauben befangen gewesen; diese angeborene Schwäche sey noch dadurch sehr vermehrt worden, daß er viele Zeit einsam über den Schädeln und Särgen der frühern Bewohner brütend in den öden Hallen und Zellen der damals noch in dem verwüsteten, Schwermuth erregenden, Zustande befindlichen, Abtey zugebracht habe. Eher möchte ich denken, er habe in diesen übernatürlichen Themen ein poetisches Vergnügen gefunden, es habe seine Einbildungskraft ergötzt, das dunkel-romantische Gebäude mit allen Arten von Schatten-Figuren zu bevölkern. So viel ist gewiß, daß der Anblick des Hauses unter dem wechselnden Einfluß von Zwielicht und Mondlicht, von bewölktem Himmel und Sonnenschein, wie er sich auf seine Hallen, Gallerien und Kreuzgänge äußert, hinreichend alle Arten von Phantastereien in den Gemüthern der Bewohner, besonders wenn sie zur Poesie oder zum Aberglauben geneigt sind, zu gewähren vermag. Unter den fabelhaften Besuchern der Abtey hat Lord Byron dem Goblin Friar — dem bösen Geiste eines Mönches den größten Einfluß zugeschrieben. Er wandelte bei Nacht durch die Kreuzgänge; hie und da erblickte man seine Gestalt auch in andern Theilen der Abtey. Seine Erscheinung soll das Vorzeichen eines, dem Herrn des Gebäudes bevorstehenden Unglücks gewesen seyn. Lord Byron behauptete, das Gespenst einen Monat, bevor er die unselige Heirath mit Miß Milbanke schloß, gesehen zu haben.

Drei Meilen von Newstead Abbey liegt Annesley Hall, ein altes Familiengut der Chaworths. Familien und Güter der Byrons und Chaworths waren bis zu dem unglücklichen Zweikampfe der Repräsentanten beider Häuser verbunden. Die Neigung zweier jugendlichen Herzen sollte der Fehde ein Ziel setzen. Als Lord Byron noch ein Knabe war, fing er schon an, Mary Ann Chaworth, ein reizendes Geschöpf und die einzige Erbin von Annesley, zu lieben. Bei der Empfänglichkeit für weibliche Reize, die er beinahe schon von den Kinderjahren an, an den Tag legte, hatte der Liebesstrahl augenblicklich in ihm gezündet. Einem seiner Biographen zu Folge scheint die Neigung gegenseitig, ja sogar heimlich gewesen zu seyn. Der Vater der Miß, damals noch am Leben, mag noch einen Rest der Familien-Feindseligkeit

behalten haben; Mary Ann kam mit Lord Byron bei einem Thore zusammen, das von ihres Vaters Besitzungen nach Newstead führte, beide waren noch so jung, daß die Zusammenkünfte als bedeutungslos betrachtet werden durften; beide waren noch Kinder an Jahren, — doch seine Gefühle waren dem Alter vorangeeilt, wie Lord Byron selbst von sich sagte. Die früh gefaßte Leidenschaft brach in des Dichters Brust zu Flammen aus, als er mit seiner Mutter die sechs Wochen langen Ferien in Nottingham zubrachte. Unter den schönen Sommerlauben von Annesley flogen diese Wochen wie ein Traum hin. Byron war kaum fünfzehn Jahre, Mary Chaworth zwei Jahre älter, aber sein Herz stand über seinem Alter und seine Zärtlichkeit überwallte von Leidenschaft. Solche Liebe ist, wie das erste Aufspringen einer noch unzerdrückten Traube, die süßeste und stärkste Strömung des Herzens. Mögen später andere Neigungen darüber hinwallen, die Erinnerung wird stets zu der ersten Flamme zurückkehren und mit zärtlicher Inbrunst bei ihr verweilen.

Seine Liebe für Miß Chaworth war, um Lord Byrons eigene Worte zu gebrauchen: „der Roman der romantischsten Periode seines Lebens.“ Die Spuren ihrer Wirkung können wir durch all' seine Schriften verfolgen; sie taucht da und dort auf, wie das verborgene Thema, das durch ein zusammengesetztes Musikstück fließt und das Ganze in einer fortlaufenden Kette von Melodien verbindet.

Mit dem Ende der Ferien endigte auch der kurze Roman. Byron kehrte von Liebe erfüllt zur Schule zurück. Hatte er wirklich Eindruck auf Miß Chaworths Herz gemacht, so ging dieser jedenfalls nicht tief genug, um die Probe der Abwesenheit auszuhalten. Sie war in dem Alter, wo man bald vom Mädchen zum Weibe übergeht und solche knabenhafte Liebhaber weit hinter sich zurückläßt. Während Byron mit seinen Schulstudien beschäftigt war, traf sie Musters, einen Mann von ausgezeichneter Schönheit in Gesellschaft. Der erste günstige Eindruck entschied. Als Byron wieder mit ihr zusammentraf erfuhr er zu seinem Schmerze, daß sie die verlobte Braut eines Andern sey. Mit dem Stolze des Geistes, der ihn stets auszeichnete, seine Gefühle bemeisternd, vermochte er eine heitre Stimmung zu beobachten. — —

Mary Chaworth war mit ihrem Gatten weggegangen. Alles Leben in Annesley Hall war erstorben. Ich fand das Gebäude in bedauerlichem Zustande, als ich von Newstead Abbey zum Besuche hinüberritt. Eine siebenzigjährige Schließerin führte uns. Als wir vor dem Schlosse hingingen, schlich unser vierfüßiger Diener, Boatswain sachte nach, als hätte er die Prämissen zu beaufsichtigen. Ich drehte mich, um ihm seine Aufdringlichkeit zu verweisen; da die alte Schlie-

ßerin aber hörte, er habe Byron gehört, so schien ihr Herz ihm entgegen zu springen.

„Nein, Herr!“ rief sie, „lassen Sie ihn gehen, wohin er will; er ist willkommen; ach! lebte er nur hier, ich wollte trefflich Sorge für ihn tragen, es sollte ihm an Nichts mangeln. „Ach wer hätte geglaubt,“ fuhr sie fort, indem sie dem Thiere schmeichelte, daß ich einen von Lord Byrons Hunden noch in Annesley Hall erblicken sollte.“

„Ihr werdet Euch wohl noch einiger Umstände von des Lords Besuchen erinnern?“ sprach ich.

„Gottes Segen!“ entgegnete die Alte. „Ganz gewiß! Er ritt herüber und blieb dann gewöhnlich drei Tage und schlief im blauen Zimmer. Armer Junge! Er war sehr verliebt in meine junge Herrin. Auf den Terrassen und im Garten wandelten sie zusammen und er schien den Boden zu lieben, auf den sie getreten. Er pflegte sie seinen glänzenden Morgenstern von Annesley zu nennen.“

Das schöne dichterische Wort drang tief in mein Inneres.

„Ihr scheint das Andenken an den Lord zu lieben!“ sprach ich.

„Wohl Herr! Warum sollt' ich auch nicht. Er war immer so gut gegen mich, wenn er kam. Die Leute sagen auch, es sey Schade, daß der Lord und meine junge Lady sich nicht geheirathet, die Mutter hatte es gewünscht. Der Lord war immer ein willkommener Gast. Doch es sollte nicht seyn!“

Die gute Seele führte uns nun in das Lieblingswohngemach der Miß Chaworth mit dem kleinen Blumengärtchen zu ihrer Ergötzung unter den Fenstern. Hier pflegte Byron zu sitzen, ihrem Spiele und Gesange zu lauschen, und unverwandt sie anzuschauen mit der leidenschaftsvollen, fast schmerzlichen Verehrung eines liebeskranken Jünglings.

Der einsame, abgelegene Garten, sonst eine kleine, stille Welt voll Liebe und Romantik, war, obwohl jetzt verwildert und verworren, doch selbst in seiner Zerfallenheit noch reizend. Das Bild seiner Vernachlässigung und Verlassenheit stand im Einklange mit dem Geschick zweier Geschöpfe, die in Jugendfrische, in Schönheit und Hoffnung hier wandelten. Der Graben war, wie ihre Herzen, in wüste Trümmer gegangen.

Bei unserer Rückkehr zu der Halle besuchten wir ein Gemach, das über der großen Einfahrt gebaut ist. Wir fanden es wie alles Uebrige in verdorbenem Zustande. Die Decke war eingefallen, das Estrich gesprungen. Dieses Gemach ist jedoch seiner poetischen Verknüpfung wegen von Interresse. Es soll das Betzimmer seyn, auf welches Lord Byron in seinem „Traume“ anspielt, wo er seine Abreise von Annesley

erzählt, nachdem er von der Verbindung gehört, welche Mary Chaworth eingegangen.

In einem seiner Tagebücher beschreibt Lord Byron seine Gefühle, nachdem er sich entfernt hatte. Auf der Höhe eines Hügels angekommen, der die letzte Aussicht nach Annesley bot, drehte er sein Pferd und schaute mit einer, von Schmerz und Liebe gemischten Empfindung, nach den Baumgruppen hinab, welche die Halle umschlossen, und dachte an das geliebte Wesen, das dort wohnte, bis sich alle seine Gefühle in Zärtlichkeit auflösten. Endlich drängte sich ihm die Ueberzeugung wieder auf, daß sie nie die Seine werden könne; er erhob sich aus seinen Träumereien, gab seinem Rosse die Sporen und jagte vorwärts, als wollte er durch schnelle Flucht die trüben Gedanken hinter sich lassen.

Einst besuchte er Annesley Hall wieder. Es waren indessen Jahre verflossen. Lord Byron war zum Manne gereift; er hatte die Feuerprobe von Zerstreuungen und tobenden Leidenschaften durchgemacht und die Wirkung anderer Reize empfunden. Seine Geliebte war indessen Gattin und Mutter geworden. Auf ihres Gemahls Einladung speiste er in Annesley Hall. Er traf den Gegenstand seiner frühern Anbetung auf dem Schauplatze seiner zärtlichen Verehrung, den ihm, wie er sagte, ihr Lächeln zum Himmel umgeschaffen. Er stand da, wo er so oft dem Silberlaute ihrer Stimme gehorcht hatte — dieselben Instrumente, dieselbe Musik, dasselbe Blumengärtchen vor den Fenstern, dieselben Gänge, die er in der Schwärmerei jugendlicher Liebe durchwandelt hatte. Was Wunder, daß unter den zarten Erinnerungen, welche jeder Gegenstand umher in ihm erwecken mußte, die tiefe Leidenschaft aus seinen Knabenjahren in seinem Herzen wieder in vollem Strome auffluteten! Er war selbst überrascht von diesem jähen Anschwellen der Gefühle; aber er hatte sich in der Gewalt und konnte seiner Empfindung Herr werden. Doch seine Festigkeit mußte sich noch einer harten Probe unterziehen. Während er neben dem Gegenstande seiner geheimen Anbetung saß und in seiner Brust alle Erinnerungen wogten, brachte man die kleine Tochter herein. Der Anblick des Kindes machte ihn erstarren; die zögernden Reste seines Traumes waren zerstört. Byron bekannte später, daß es das Schwerste an seiner Aufgabe gewesen sey, in diesem Augenblicke seine Bewegung zu unterdrücken.

Das Wiedererwachen der frühen Leidenschaft, die schwermüthige Farbe, die sich dadurch über die Scenen in der Nachbarschaft von Newstead verbreiten mußte, bezeichnete er als die Hauptursache seiner ersten Abreise nach dem Kontinente. Im folgenden Juni trat er die Pilgerfahrt zu Wasser und zu Land an, die ihm den Stoff zu seinem

unsterblichen Gedichte lieferte. Daß ihm Mary Chaworths Bild, wie er es sah, und als Knabe liebte, zur Küste folgte, das beweisen die glühenden Stanzen, die er zur Zeit seiner Einschiffung an sie richtete. Das schmerzvolle Wiedersehen in Annesley Hall prägte sich seinem Gedächtnisse mit unüberwindlicher Gewalt ein; dieser Umstand scheint ihn zu all' seinen Wanderungen durch entfernte Erdstriche getrieben zu haben; er hoffte hierin ein vernichtendes Gegengift zu finden.

Zwei Jahre später, als er seine berühmte Pilgerfahrt vollendet hatte, wohnte er wieder einmal in Newstead Abbey. Die Nachbarschaft von Annesley Hall brachte die ganze Scene wieder lebendig vor sein inneres Auge. Zu dieser Zeit betrauerte er den Verlust theuerer Jugendfreunde, der Genossen aus den lustigen Schulknabenjahren. Alle Erinnerungen an die todten Freunde mischten sich in seinem Gemüthe mit dem Bilde der Geliebten, die, obgleich noch am Leben, für ihn ebenso verloren war, als Jene, und das verbreitete ein allgemeines Gefühl von Weh und Liebe durch seine Seele, das sich in Gedichten Luft machte. Es war die Mischung beider Leidenschaften in Gedächtniß und Einbildungskraft, was den idealen, die besten Züge von beiden umfassenden, Gegenstand schuf, und Byron jene schwermüthigsten und zärtlichsten Gedichte entlockte, in denen wir alle Tiefe und Innigkeit wahren Gefühles, übergossen mit solchem Lichte finden, wie es selbst die Wirklichkeit kaum jemals ausgestrahlt.

Während seines späteren Herumschweifens im Osten, als Zeit und Entfernung den „frühen Roman“ in die Erinnerung an einen lieblichen Traum umgewandelt hätte, empfing er Kunde von dem Gegenstande desselben, die diesen noch in der väterlichen Halle unter den Lauben von Annesley, umgeben von einer schönen, blühenden Familie, aber als Opfer einer geheimen, verzehrenden Schwermuth schilderte. Der Grund ihres Kummers gab den Nachbarn von Annesley und Newstead zu verschiedenen Deutungen Anlaß. Er war ohne alle Beziehung zu Byron; man schrieb ihn dagegen hauptsächlich dem rohen, eigensinnigen Benehmen eines Mannes zu, an dessen freundliches Wohlwollen die Arme ein heiliges Recht hatte. Lange nagten häusliche Sorgen an ihrem Herzen, endlich griffen sie ihren Geist an und der „glänzende Morgenstern von Annesley“ war für immer erloschen.

Trotz Zeit und Ortsveränderung, trotz einer Reihe üppiger und erschütternder Scenen in verschiedenen Ländern scheint der stille, edle Schauplatz seiner ersten Liebe den magischen Zauber über Lord Byrons Inneres erhalten und Mary Chaworths Bild sich wie eine übernatürliche Vision seinem Geiste eingeprägt zu haben. So geschah es bei seiner Vermählung mit Miß Milbanke. Annesley Hall und was in

zarter Verbindung damit stand, schwamm wie eine Erscheinung vor seinen Augen vorüber, und zwar selbst noch in dem Augenblicke, da er vor dem Altar im Begriffe stand, das eheliche Gelübde auszusprechen.

Byrons Ehegeschichte ist zu bekannt, als daß es noch einer Erzählung bedürfte. Die nachfolgenden Täuschungen, Demüthigungen und Mißhelligkeiten vermehrten noch das Andenken an seine frühe Neigung und quälten ihn mit dem Gedanken, daß Beide ein günstiger Geschick getheilt haben möchten, würden seine Bewerbungen um die liebreizende Erbin von Annesley von glücklichem Erfolge begleitet gewesen seyn. In einem seiner Manuscripte, das er lange nach seiner Heirath verfaßte, hatte er Miß Chaworth als „Meine M. A. C." erwähnt: „Ach!" ruft er hiebei in raschem Gefühlsausbruche aus. „Warum sage ich m e i n e? Unsere Verbindung würde eine Fehde geschlichtet haben, in welcher durch unsere Väter Blut vergossen worden; sie würde reiche, weite Ländereien, sie würde zuletzt e i n Herz und zwei Personen, in Jahren nicht schlimm gepaaret, verknüpft haben; und — und — und — was ist die Folge gewesen!"

Doch genug von Annesley Hall und den poetischen, damit zusammenhängenden Stoffen. Ich fühlte, daß ich Stunden in seinen zerstörten Gemächern und stummen Hallen und verwilderten Garten weilen, und Phantasien und Träume ausspinnen könnte, bis Alles um mich her zur idealen Welt würde.

Nahe bei Newstead Abbey liegt ein reizender, von frischem Flußwasser durchzogener, See, den die Mönche in alter Zeit dadurch gebildet hatten, daß sie den Lauf eines Baches dämmten. Hier pflegte Lord Byron seinen Lieblingsneigungen, dem Schwimmen und Rudern nachzuhängen. Der „gottlose alte Lord" hatte in seinem Zerstörungssystem alle Bäume niederwerfen lassen, die einst den See zierten; Lord Byron suchte sie wieder herzustellen und ein prächtiger Wald, von ihm gepflanzt, rauscht am Gestade und deckt den Hügel der Abtey gegenüber. Der See hat einen Theil von den Fabeln und Traditionen geerbt, die mit allen Gegenständen in und außerhalb der Abtey verknüpft sind. Er war ein kleines mittelländisches Meer, auf dem der „gottlose alte Lord" die Launen seines nautischen Geschmackes befriedigte. An seinen Ufern hatte er mimische Castelle und Fassungen, auf seinen Wassern mimische Flotten und Seegefechte. Die kleinen Befestigungen regen noch heute die Neugierde der Besucher an. In einem seltsamen Anfalle ließ er einst ein Schiff von der Meeresküste auf Rädern herbeibringen

und in den See stoßen. Das Landvolk war erstaunt, als es ein Schiff über trocken Land segeln sah, und erinnerte sich einer Sage der Mutter Shipton, der berühmten Volksprophetin, wonach Newstead aus den Händen der Byrons kommen sollte, wenn je ein Schiff mit wilden Wicken befrachtet durch Sherwood Wald fahren würde. Die Landleute verwünschten den alten Lord und waren ängstlich bedacht die Prophezeiung wahr zu machen. Sie häuften Wicken auf die Schicksalsbarke, daß sie voll befrachtet in Newstead ankam.

Die bedeutendsten Geschichten erzählt man sich von den Schätzen, die in der Tiefe des Sees begraben liegen sollen; sie mögen ihre Enstehung einer Thatsache zu verdanken haben, die sich wirklich zugetragen hat. Wo der See am tiefsten ist, fischte man einst einen großen Adler von gegossenem Messing, weit ausgebreiteten Schwingen, auf einem Piedestal oder einer Stange von demselben Metalle stehend. Ohne Zweifel hatte er als Ständer oder Lesepult in der Kapelle der Abtey gedient, um eine Foliobibel oder das Meßbuch zu halten. Man sandte die geheiligte Reliquie zum Reinigen in eine Werkstätte. Als der Meister an der Arbeit war, entdeckte er, daß das Fußgestell hohl und aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt sey. Er zerlegte diese und zog eine Anzahl, auf Pergament geschriebener, Vollmachten und Freiheiten hervor, welche der Abtey gehörten und die Siegel von Eduard II. und Heinrich VII. trugen. Auf solche Weise hatten die Mönche ihre Papiere verborgen, und am Ende in den See versenkt, um Recht und Titel auf diese Domänen in künftigen Tagen geltend zu machen. Eine von den aufgefundenen Pergamentrollen wirft ein, aber nicht sehr günstiges, Licht auf das Leben der Brüder in Newstead. Sie enthält einen, den Mönchen auf eine Anzahl von 8 Monaten bewilligten, Ablaß, der volle Vergebung im Voraus für alle Arten von Verbrechen zusichert, wobei einige der schwersten und sinnlichsten besonders aufgeführt sind. — Der messingene Adler wurde nach der Parochial- und Collegiat-Kirche von Southall gebracht, wo er im Chore wie zu alten Zeiten einer mächtigen Bibel zur Unterlage dient. — —

Im Verlaufe meines Aufenthaltes in der Abtey verlegte ich mein Quartier aus dem prachtvollen, alten Staatszimmer in einen entfernten Winkel des alterthümlichen Gebäudes zunächst den Ruinen der Kapelle. Es besaß in meinen Augen höheres Interesse, weil es Lord Byrons Schlafgemach während seines Aufenthaltes in Newstead gewesen war. Die Geräthschaften standen, wie zu seiner Zeit. Die vergoldeten Pfosten am Bette mit den Adelskronen darauf legten Zeugschaft ab von des ehemaligen Besitzers aristokratischem Sinne. Hier waren noch der Sopha, den er vom Colleg mitgebracht; die Porträts von seinem Lieb-

lings=Mundschenk, dem alten Jon Murray; von seiner „Phantasie-Bekanntschaft" Jackson, dem Däumling, nebst den Gemälden der Schule von Harrow und dem Collegium von Cambridge, wo er erzogen worden. Man nennt dieses Gemach die Krähenzelle von seiner Nachbarschaft mit dem Krähengeniste, das seit undenklichen Zeiten den an der Kapelle liegenden Wald inne hat. Mein neues Quartier erfreute sich ehemals seltsamer Besuche; Lord Byron erklärte, daß er hier mehr als einmal um Mitternacht von geheimnißvollen Erscheinungen gequält worden sey. Eine schwarze unförmliche Gestalt habe ihn eine Zeit lang auf dem Bette kauernd mit stieren Augen angeschaut, habe sich dann umgedreht und sey verschwunden. Dasselbe Gespenst soll einst den Schlaf eines neuvermählten Paares gestört haben, das in diesem Gemache die „vier guten Wochen" zubrachte.

Zu der Krähenzelle führt eine spiralförmige, steinerne Treppe, als ginge es in einen Thurm, über den Kreuzgängen, wo zur zwölften Stunde der Nacht der Goblin Friar seine Wanderung beginnt. Den Phantasien, die sich im Gehirne an einem so abgelegenen Orte, bei den abergläubischen Sagen über die Abtey entwickeln mußten, verdanken wir ohne Zweifel die Geisterscene im Don Juan.

Es läßt sich indessen nicht leicht bestimmen, ob Byron wirklich in dem Aberglauben befangen war, den man ihm zuschrieb, oder ob es ihm nur Vergnügen gemacht, die Sagen unter seinen Dienern und Leuten in Umlauf zu bringen. In der That nahm er nie Anstand, den Glauben an übernatürliche Erscheinungen mündlich und in Briefen auszudrücken. Durchwachte ich eine Nacht, so vernahm ich alle Arten geheimnißvoller, seufzender Töne aus der benachbarten Ruine; entfernte Fußtritte und das Schließen von Thüren in abgelegenen Theilen der Abtey sandten dumpfen Wiederschall und hohles Echo herüber. Einst erweckte mich ein seltsamer, kläglicher Ton vor meiner Kammerthür. Ich öffnete, und eine Gestalt „schwarz und unförmlich mit stieren Augen" stand vor mir. Es war kein Geist und kein Mönch, sondern mein Freund Boatswain, die große Neufundland=Dogge, die eine kameradliche Neigung für mich gefaßt hatte, und mir gelegentlich einen Besuch in meinem Zimmer abstatten wollte. Solchen Visiten, wie meinem ehrlichen Boatswain, wollen wir einige von den wunderbaren Spuckgeschichten zuschreiben.

(Schluß der Fragmente im nächsten Hefte.)

Frankreich.

Hundekampf
(mit einer lithographirten, nach der Natur in Paris gezeichneten Beilage).

Wir verdanken England unbestritten viele Verbesserungen in nützlichen Dingen, neue Schöpfungen, deren Resultate Macht, Reichthum und Glück der Gesammtmasse der Bevölkerung der Erde verschafft haben. Zu jenen Institutionen, welche einen wohlthätigen Einfluß üben, zählen wir vor Allem die Pferderennen, die für die Zucht dieses nützlichen Thieres viel Gutes beigetragen haben. Aber auch als bloßes Schauspiel betrachtet, müssen wir ihm den Preis zuerkennen, es ist ein eben so edles als angenehmes Schauspiel und verdient bei allen civilisirten Völkern national zu werden. Nicht so dankbar können wir uns aber für jene barbarischen Vergnügungen bezeugen, welche die Laune Einzelner hie und da auch auf dem Festlande einzuführen gedenkt, wie z. B. die Hundekämpfe, welche in Paris vor der Barrière-du-Combat, und die Hähnenkämpfe, wie sie vor einigen Jahren in Hamburg vor dem Steinthore Statt fanden. Solche Belustigungen sollten nur für Völker da seyn, welche sich auf der niedrigsten Stufe der Civilisation befinden, oder für solche, welche bereits anfangen in Abspannung zu versinken, indem sie von ihrer Höhe herabsteigen. Diese letztere können durch nichts mehr bewegt und gerührt werden, als durch das Außerordentliche; nur das Blutige, Heftige, Grausame, vermag ihre Nerven zu kitzeln.

Hahnen- und Hunde-Kämpfe und Boxer-Gefechte können und werden nie einheimisch bei uns werden. Nur Wenige unter uns werden Vergnügen dabei empfinden, und selbst diese nur bedingungsweise unter Ach und Weh! und mit halb weggewandten Gesichtern.

Diese Betrachtungen kamen uns bei der Kunde von dem Kampfe, der in Paris zwischen zwei herrlichen englischen Bulldogg's stattgefunden.

Der eine dieser Hunde hieß Stumpy und gehörte dem ersten Stallmeister des Lord Henry Seymours; er war erst kürzlich aus England gekommen; der andere hieß Sevère und gehörte einem Herrn Rivière.

Schon lange vorher wußte man, daß der Kampf beschlossen war, und daß die Eigenthümer der armen Thiere auf ihren Tod gewettet hatten. Der Kampfplatz war die Manège in der rue-Cadet. Gegen zwei Uhr erschienen dort glänzende Wagen und eine ziemliche Menge anständiger Leute zu Fuß. Die hölzerne Einfassung um den Raum von 15 bis 16 Quadratschuhen war bald dicht mit Zuschauern umgeben. Mitten in dieser Einfassung lag ein Teppich, und hier war es, wo das edle Hundeblut fließen sollte. Nach einer Pause der Erwartung wurden die zwei Gegner, welche man seit lange schon zu diesem Kampfe auf Tod und Leben vorbereitet hatte, hereingeführt. Sie wurden Jeder in einem besondern Winkel, der mit Kreide bezeichnet war, zurückgehalten; Stumpy von seinem Wächter, Sevère von seinem Herrn selbst.

Auf ein gegebenes Zeichen wurden beide Thiere, die von Natur schon böse und wild sind, und die man jetzt noch anhetzte, losgelassen. Sie stürzen auf einander los, und bald färbt ein furchtbarer Kampf die beiden Streiter und den ganzen Platz mit Blut. Sie wälzen sich, mit unentschiedenem Erfolge, hin und her. Die kräftige Bildung und das große Feuer Stumpy's lassen vermuthen, daß er Sevère's Sieger werden würde, obgleich dieser eine Hartnäckigkeit ohne Gleichen zeigt und seinen Gegner bei der Kehle packt, ohne einen Augenblick loszulassen. Man kann sich schwerlich eine Idee von dem Muthe, der Gewandtheit und der Wuth dieser Thiere machen, die sich während einer vollen Stunde jetzt entfalteten. Von Zeit zu Zeit, etwa immer nach 10 bis 15 Minuten, forderten die Kampfrichter, mit der Uhr in der Hand, daß die Kämpfer getrennt werden. Dann eilten die beiden Männer herbei, welche die Hunde stets anfeuerten und anhetzten, rissen sie aus einander und brachten sie wieder in die bezeichneten Winkel zurück. Sie gebrauchten dann stets die Vorsicht, den einen Gegner den Blicken des Andern zu entziehen, um sie halten zu können. Man benutzte diese Augenblicke der Ruhe, den blutenden Rachen der unglücklichen Thiere mit einem feuchten Schwamm zu erfrischen, und ihnen das Blut abzutrocknen, das aus ihren vielen Wunden reichlich strömte. —

Nach drei oder vier wiederholten Angriffen schien Stumpy schwächer zu werden; ohne jedoch dem Kampfe ganz zu entsagen, vertheidigte er sich nur träge; sein Feuer war nicht mehr das frühere, und obgleich sein Gegner auch schon sehr erschöpft war, so zeigte dieser noch immer großen Muth und gleiche Ausdauer. Hier hätte man den Kampf enden sollen, ohne Stumpy, der sehr übel zugerichtet war,

vollends tödten zu lassen. Aber daran war nicht zu denken! Beträchtliche Wetten zwangen die vollständige Besiegung des Einen oder des Andern abzuwarten, die nur aus dem Erlöschen aller Kräfte wahrgenommen werden konnte. Stumpy's Partei hoffte, er werde noch ein seiner würdiges Aufgebot aller Kräfte versuchen, um seinem ebenfalls schwer verwundeten Feinde den Sieg zu entreißen. Es mußte daher ein letzter Gang gewagt werden. Die Hunde wurden losgelassen; aber Stumpy leistete keinen Widerstand mehr; er fiel, ohne sich wehren zu können, und wurde sterbend fortgetragen. So endete ein scheußliches Schauspiel, das nie unserm Geschmacke zusagen wird, wobei man aber den Muth eines Thieres bewundern mußte, das erst dann besiegt ward, als alle Lebenskraft es verlassen hatte.

A. v. M.

Genrebilder aus Holland.

Physiognomie der Hauptstädte.

Für die, welche nach dem ersten Eindrucke urtheilen, hat Holland eine auffallende Aehnlichkeit mit China. Der häufige Verkehr zwischen beiden Völkern, ihr reger Tauschhandel, ihre Sympathien des Handels und der Lebensweise, selbst ihr Land, das mit dem Wasser gleiches Niveau hat, und den schwimmenden Gärten von Nan-King gleicht, mußte dazu beitragen, das Aeußere der Länder ziemlich übereinstimmend zu machen.

Dies ist um so auffallender, wenn man, aus Flandern kommend, in Holland eintritt. Man sagt dann Lebewohl den alten Denkmälern des spanisch-catholischen Glaubens; Lebewohl allen Kirchen, Kapellen und Portiken! Lebewohl den alten Wundern des stolzen Gent, den grauen Thürmen Brüssels, denn man befindet sich auf dem kalten, bilder- und kunstarmen Boden, den die Reformation zu ihrem Sitz erwählt hat. Man hat zuerst zehn tödtlich lange Stunden über Haideland zurückzulegen, wo man nur elende Dörfer, aus schmutzigen Hütten bestehend, findet, und erbärmliche Fuhrwerke antrifft, die mit dem Namen Kaleschen beehrt werden. Bis Breda trägt das Land noch den brabantischen Charakter. Nur die geradlinichten Straßen der Stadt, und die rothe Ziegelfarbe der Häuser fällt uns hier auf. Statt des plumpen niederländischen Vorpostens, sieht man jetzt junge blonde Gestalten, militärische Douaniers von neuem Schlage, flinke Inspectoren, die nach der Erlaubniß des Prinzen von Oranien fragen und den Reisenden Cigarren präsentiren. Man denke sich diese modernen Batavier jedoch nicht in weiten Stiefeln, dreieckigen Hüten und dicken Schnurrbärten, wie ihre Voraltern in den Schlachten von Erkeren, Hachstel und Gibraltar trugen. Mir schien der holländische Soldat geschaffen, alle Strapazen des Waffenstandes zu ertragen; er hat mir oftmals Bewunderung abgenöthigt.

Wenn wir gleich Abschied von großen Monumenten genommen haben, so müssen wir doch gestehen, daß in Breda noch eine schöne Blüthe gothischer Baukunst angetroffen wird. In der Kapelle der Jungfrau, die man sonst auch den „Chor der Herren von Breda" nennt, sieht man das ehrwürdige Mausoleum aus weißem Marmor Engelbrecht II. von Nassau und der Limburge von Baden. Eine Sage, deren Ursprung mir unbekannt ist, schreibt dieses Denkmal Michel Angelo zu. Aber schon der Umstand, daß es sehr elegant und fein ausgearbeitet ist, würde diese unwahrscheinliche Angabe vollkommen widerlegen. Viel eher scheint es aus der Schule des Johann von Bologna zu stammen. Dies nun ist das einzige mittelalterliche Denkmal in diesem weiten Reiche der Wiesen und Kanäle. Es wirft seinen gigantischen Schatten auf ein kahles Pflaster, mit Kreidestaub und Schmutz bedeckt. Selbst in Italien kann nichts Schöneres als dieses Mausoleum gefunden werden. Es trägt den stolzen kastilischen Charakter; die Wappen und Armaturen sind wunderbar ausgeführt und vier knieende Figuren sind Meisterstücke zu nennen. Außerdem gibt es aber nichts traurigeres als diese Kirche von Breda, welche die „alte Kirche" genannt wird. Sie ist in einem Zustande der Vernachlässigung, der in's Herz schneidet. Zwar ist der Chor von einem Gitter aus vergoldetem Kupfer recht spießbürgerlich eingeschlossen, aber sonst ist Alles weiß und kahl und die herrlichen Bildnereien, welche das Schiff umgeben, haben viel gelitten. Die Figuren sind ohne Arme und Kopf, und die Arabesken niemals abgewaschen worden, welches hinlänglich die totale Vergessenheit anzudeuten vermag, worin dieses Denkmal bei den Holländern steht. Es sind größtentheils spottende und satyrische Gestalten, mit einer Naivität bekleidet, die für uns den Anstand verletzt, und dem berühmten oder vielmehr berüchtigten Manneken in Brüssel ähnlich sieht.

Am häufigsten findet man beim Eintritt in eine holländische Stadt einen viereckigen Thurm mit einer Uhr, die vier Zifferblätter hat, und einer Spitze wie der Kopfputz eines Zauberers. Gewöhnlich prangt das alte Stadtwappen daran und die holländischen Löwen in groteskem Style, stets mit der Devise: Je maintiendrai. Die meisten tragen die Jahreszahl 1660. Sie lassen melancholische Glockenspiele ertönen, die bei weitem nicht mit denen von Amsterdam zu vergleichen sind, welche täglich die schönsten Sonaten von Leo und Durante erklingen lassen. Die holländischen Kirchen sind in dem Style dieser Stadtthürme gebaut; statt der Gewölbe sieht man ein grobes und schwerfälliges Gebälke, die Steine sind grau und nur der Thurm dieser Kirchen hat etwas fremdartiges schlankes und nimmt sich aus der Ferne mit seiner Krone von Eisen und ihrem durchbrochenen Geflechte, recht wunderbar aus.

Es scheint als wenn die Architektur dieses Landes nur aus Windmühlen bestände; hier zeigt sich eine wahrhaft überraschende Abwechslung. Mitten unter diesen Städten und Kanälen ragt der spitze Helm dieser Riesen hervor, bald glänzend und flach wie der Helm Don Quixotte's, bald vergoldet wie die Puppe eines Schiffes, dann wieder grün angestrichen, oder geziert mit Säulen, Arkaden und Arabesken. Es gibt königliche Mühlen, Kindermühlen, Stathouder-, Müller- und Burgemeister-Mühlen. Das Sausen und Knarren ihrer großen Flügel unterbricht allein regelmäßig die große Stille, die nur selten das Brüllen der Kühe oder das Geräusch unterbricht, welches der Kahn im Wasser macht.

Holland zieht jetzt sein neues Kleid an; das Gras, welches seit dem Herbste unterm Eise lag, erhebt jetzt seine grünen Spitzen aus dem Wasser; der Teich wird zur Wiese, die Schuyt *) gleitet leicht im Wasser dahin, mit ihrem Dache von Muscheln, und erfüllt von einer lauen Tabacksatmosphäre.

Nach den Fischern von Dortrecht, mit den weißen Pantalons, kommen die Friesen, die hübschen Mädchen mit weißen Spitzen, und langen goldnen Ohrgehängen, und mit dem holländischen Incarnàt des Mieris auf den Wangen. Man liegt allein auf dem Deck der Schuyt und läßt dieses Genrebild an sich vorüberziehen, so trefflich ausgeführt in allen seinen Theilen, und immer duftig und von sanften Reflexen. Besonders übt diese Natur Abends, im zitternden Mondlicht, einen wunderbaren Zauber auf das Gemüth aus. Bei den ersten sanften Stralen des aufgehenden Mondes zertheilen sich die Nebel, welche auf der Landschaft ruhen, wie ein weißes Netz; die flachen, ebenen Wege fassen die Landschaft ein, mit den kleinen Hütten, deren Fenster sich erleuchten; die Fernen verschwimmen in starken Okertinten wie bei Vanderneer; noch ruht der Mond auf dicken Wolkenschichten. Nach und nach wächst diese harmonische Trauer des Bildes; das Licht versilbert diese Wassermassen, diese Schifferdächer, diese Segel und die schönen Schwäne, welche paarweise auf dem Ysselflusse einherschwimmen. Um die Monotonie dieses Traumes zu stören, hört man das Aechzen kleiner mit Gold und Silber befrachteter Wagen auf der Straße, oder das Klatschen einer Peitsche. Ich weiß nicht zu sagen, ob diese Einsamkeit Glück genannt werden kann, aber sicherlich ist es die Vernichtung eines jeden Gedankens.

Das erste ächtholländische oder chinesische Haus erblicken wir in Dortrecht. Wir schifften auf dem schmutzigen Kanal von Moerdeick,

*) Ein Fahrzeug auf den Kanälen, das von Pferden am Ufer gezogen wird.

den Backhuysen so treu wiederzugeben wußte. Bis hieher mußten wir wahrlich das Land noch viel mehr englisch als chinesisch finden. Die Wege mit kleinen Ziegeln gepflastert, auf denen man wie auf den macadamisirten Straßen von London fuhr; das grüne Land, die Kühe und Pferde, die Schlagbäume, die gemalten Schilder und Dortrecht selbst mit seinem belebten Hafen und seinen Jalousien und seinen hübschen Frauen, die sich hinter den Blumentöpfen vor ihren Fenstern verbergen, Alles dieß erinnerte uns an Plymouth. Wir müssen bezeugen, im „goldenen Löwen" einen abscheulichen Wein getrunken und eine merkwürdige Uhr in Carton gesehen zu haben, ferner ein Bild, das die Ueberschwemmung von 1421 darstellte, wodurch diese Stadt von Brabant losgerissen und 72 Dörfer zugleich überschwemmt wurden. Die drei Fenster des Wirthshauses gingen auf die Maas; den Hintergrund bildete eine Reihe origineller Häuser. Unter Andern bemerkte ich eines zu meiner Linken, das ich beschreiben will. Es war mit einem Pavillon, mit grauen Muscheln bedeckt, geziert, auf dessen Vorderseite Sonnen mit goldenen Strahlen gemalt waren; auf den Fensterläden sah man Vögel in baroken Farben und Gestalten.

Das Haus selbst war mit einer Farbe abgeputzt, die dem Weinhefen gleich kam; die Fenstergesimse waren von schwarzem Marmor, die Treppe vor der Thüre von grünem Granit; als Wetterfahne prangten vier Reiterfiguren auf dem Dache. So lag dieses Haus von Kanälen eingeschlossen; dessen ungeachtet hatte es aber einen kleinen Garten, mit Bäumen, die bis zu den ersten Zweigen roth und weiß angestrichen, mit kleinen Alleen und schönen Zeichnungen, die mit dem Rechen in den Sand gemacht waren. Mitten unter Abtheilungen von rothem und schwarzem Sande lagen ungeheure Muscheln zu zierlichen Felsenpartien angehäuft und daran dicke Glasperlen von allen Farben mit Drath befestigt. Eine Yacht, bunt und glänzend, lag in dem Schilfe des Ufers. Eine tiefe Stille herrschte, ich glaubte in der That auf dem kaiserlichen Kanal in China zu seyn. Es war wie in einem Feenlande ..... Die wie Löschhütchen zugespitzten Taxusbäume sahen uns fragend an, und die Schäfer von gemaltem Gyps und die Hunde mit blauen Emailaugen wollten uns anreden und anbellen, wie es schien. Statt des Mandarins erschien aber eine lange hagere Frau, von der nur das Gesicht und die Spitze der Finger sichtbar war; sie war in schönen Stoff von hellen Farben gekleidet; ihr Kopfsputz bestand in einem schweren Madras, und in der Hand trug sie eine große Spritze. Man sagte mir, dieß sey das Costum der Frauen von Mockeren; sie hatte darin weder Taille noch Brust, und sah wie eine groteske Fee aus einem Kindermährchen aus. Sie bespritzte das Dach

aus gefirnißten Ziegeln, obgleich in demselben Augenblicke ein sanfter Regen ihren Bemühungen zu Hülfe kam. Der Regenbogen — eine in Holland seltene Erscheinung — der in diesem Augenblicke sichtbar wurde, beschillerte mit seltsamen Farbentönen diese große Maskeradenfigur, welche nun, nachdem sie die Spritze aus der Hand gesetzt hatte, mit einem blumenbemalten Besen ihr Werk vollendete. Nichts, was ich bis dahin erblickt hatte, schien mir mit dieser ungewöhnlichen Erscheinung, mit diesem ganz unerhörten Hause vergleichbar. Ich war nicht mehr in Dortrecht, sondern in Ho-Nan! —

— Amsterdam ist zu dieser Stunde unbestritten der Mittelpunkt des holländischen Handels und Reichthums. Die berühmte Allegorie von Weynings auf den Tod J. de Withs schildert trefflich Amsterdams Zustand. Es ist der Streit eines Schwans, der sieben Eier gegen einen Hund vertheidigt, auf welchen die Namen der vereinigten Provinzen geschrieben sind. Seit Weynings hat der belgische Hund ungestraft den Korb mit Eiern umgeworfen, aber der Schwan entfaltet noch immer seine blutenden Schwingen schirmend über Amsterdam. Er bedeckt sorglich, was noch von Industrie, Patriotismus und Erinnerungen dort im Volke lebt. Es ist eine seltsame Stadt; ungeheuer, umschleiert, ungekannt, als läge sie in Indien; das Bürgerthum des alten Bataviens mit seinen Gebräuchen und Gewohnheiten, der wankende Christenglaube und das Judenthum neben der Reformation haben hier Schutz gefunden. Eine stille, glückliche, ruhige Stadt heute, morgen in Aufruhr, ihre Rechte laut vertretend; eben so volkreich, wie Venedig traurig ist, strenge wie Rom, reich wie London, deren Kanonen selbst die neue Welt erschütterten und deren schönster Titel immer bleiben wird: die erste Bürgerin der Welt! — Amsterdam ist eine einzige Stadt, ein eben so eigenthümlicher als großer Ausdruck der holländischen Geschichte und Gesellschaft.

Man muß gestehen, daß der Einfluß der großen religiösen Revolutionen noch heute Amsterdam einen strengen und trüben Charakter gibt. Die Kirchen sind feucht und leer, und wenn die holländische Sprache schon auf dem Theater einen komischen Anstrich hat, so hat sie ihn noch viel mehr im Munde der Domines oder Geistlichen auf der Kanzel. Diese Herren sprechen nicht, sondern pfeifen ihre Predigten im eigentlichen Sinne von einem Ende zum andern unisono ab. Gewöhnlich hört die ganze Versammlung einstimmig schlafend zu. Die große Kanzel von geschnitztem Holze und eine Menge kleiner Triangel, mit Lichtern besteckt, sind die ganze Pracht bei allen Festen, und die Frauen sitzen hinter schweren Gittern von Kupfer wie Nonnen da.

Als wir nach Amsterdam kamen — es war in der Charwoche — erblickten wir in langer Reihe Wagen ohne Räder, die man Slee nennt, mit magern Kleppern bespannt, die mit rothem Federbusch prangten. Der Eingang zum Voorburgwall war ganz verstopft mit Schleiern, Mänteln und Nonnentüchern; die berühmte Kanzel dieser Kirche, ein Meisterstück Vinkenbrinck's, wiederstrahlte von tausend Kerzen, und der heiligen Woche zu Ehren ließ man die große und kleine Orgel ertönen. Der Prediger sprach an diesem Abend französisch, das er nur sehr schlecht konnte. Das blaue und rothe Costüm der Waisenkinder und die bunten Röcke einiger friesischen Bäuerinnen stachen angenehm unter der Menge schwarzer Kleidungen ab. Diese holländischen Büßenden und Andächtigen saßen gerade und geschniegelt da, wie Lady Western in Tom Jones; die jüngsten ließen nicht mehr wie zwei Locken von ihren Haaren sehen, die zwar weich und seiden schienen, aber geschmacklos wie Korkzieher längs der Backen herunterfielen. Trotz dieser Steifheit waren einige dennoch ganz göttlich, „ein Päckchen Lilien und Rosen“, wie Carmontelle sagte. Die Mütter und Alten klebten eben so zwei Locken an ihre Schläfe, aber nicht von Haaren, sondern von weißem Draht, welches ihnen ganz das Ansehen von Hexen gab. Ich habe nie den Ramadan mitgemacht, aber dieser Einzug in Amsterdam während der heiligen Woche schien mir so etwas Aehnliches zu seyn.

(Im nächsten Hefte die Fortsetzung.)



Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Paris.

— Man sagt mit Gewißheit, Talleyrand werde in diesem Sommer Theil an der mineralischen Wasser-Politik nehmen, das heißt unserm Badecongreß beiwohnen. Er hat sich den Reizen des Landlebens entrissen, um in Paris seine Anstalten zur Reise zu treffen. Die Herzogin von Dino ist bereits in Baden eingetroffen, um dort Alles zu seinem Empfange vorzubereiten. Zur Unterhaltung fährt der alte Diplomat indessen drei Mal in der Woche nach Neuilly, um in dem Hause zu Mittag zu speisen, wo er unter dem Konsulat gewohnt hat und die Ehre hatte, Napoleon Bonaparte zu einer Kaninchenjagd einzuladen. Jetzt wohnt bekanntlich der König dort.

Prag.

— Die Nachricht von der Abnahme der Kräfte Karls X., dem die Aerzte nur noch ein kurzes Leben verhießen, setzte bereits die hier lebenden Franzosen in die größte Trauer, als die Kunde von dem Kränkeln des Herzogs von Bordeaux diese noch bedeutend vermehrte. Das Kind von 15 und der Greis von 78 Jahren, Beide sollen von den Aerzten aufgegeben worden seyn. — Der Tod und die Politik ließen hier keinen Unterschied der Jahre gelten.

Danzig.

— Ein Schiff mit russischen, zur Revue nach Kalisch bestimmten Kanonen, ist in der Mitte Juni auf der Danziger Rhede angekommen. Die Kanonen sind bereits in Oderkähne übergeladen worden, von denen jeder

Einzelne, wegen des niedern Wasserstandes der Weichsel, nur wenige hat einnehmen können. So werden die Kanonen bis Dobrzyn gebracht, und haben von dort nur noch 15 Meilen bis Kalisch.

Kopenhagen, 23. Juni.

Vor einigen Tagen schloß der Schauspieler Nielsen (auch in Deutschland bekannt) den Cyclus von öffentlichen Vorträgen, in denen er eine Sammlung ausgezeichneter parlamentarischer Reden (z. B. von Courrier, Colard, Constant, Foy, Dupin, Thiers, Chateaubriand) in trefflicher dänischer Uebersetzung rezitirt hatte. Bei einem höchst ausgezeichneten Publikum haben diese Studien der politischen Beredsamkeit anhaltend großen Beifall gefunden, und ein ähnlicher Cursus, besonders von englischen Reden, ist schon für den nächsten Winter angekündigt.

Literarische Uebersichten.

VITA DI GIORGIO LORD BYRON.

Das Leben Lord Byron's, von Joseph Niccolini, ist in 4 Bänden bei Truffi und Comp. in Mailand erschienen. Der Verfasser desselben hat sich schon früher durch eine treffliche Uebersetzung von Byrons Werken bekannt gemacht.

OUTRE-MER.
von Louis de Maynard.

Ein merkwürdiges Buch, dessen Inhalt wir hier kurz angeben wollen. Ein Menschenfreund läßt einen jungen Mulatten von la Martinique in England erziehen. Ein seltsames Geschenk für ein armes Kind, das ursprünglich dazu bestimmt ist, in den Zuckerrohrfeldern unter der Peitsche des Aufsehers zu keuchen. Marius, dies ist der Name des 23jährigen Mulatten, kehrt nach seiner Insel zurück, nachdem er die englischen Universitäten besucht hat. Kaum hat er den Boden seiner Heimath betreten, so fühlt er, wie verderblich die vermeinte Wohlthat seines Beschützers ihm wird. Marius hat die Einsicht eines Weisen, aber die Farbe eines Mulatten, und nur die Farbe entscheidet hier! — Dies erregt die furchtbarsten Leidenschaften in ihm, die wie eine Schlangenbrut in seinem Herzen ruhen, von der warmen Sonne der Intelligenz ausgebrütet. Seine Liebe ist zu edel für die Weiber seiner Kaste, die sich den Ausschweifungen der jungen Pflanzer überlassen, und den weißen Frauen scheint seine Liebe wiederum eine Entwürdigung zu seyn. Marius entschließt sich endlich eine Frau zu kaufen. So wird er der Gatte einer Negerin von 15 Jahren; allein diese verzweiflungsvolle Ehe kann ihm kein Glück bringen, Geist und Herz finden keine Befriedigung, und die Schwarze betrügt ihn, um Ringe und Halsbänder zu erhalten, weil das arme afrikanische Weib nicht weiß, was die Untreue in der Ehe ist. Hier bricht nun in Marius die wildere Natur desto heftiger hervor, je länger und stärker sie in ihm zurückgedrängt worden war. Er tödtet den Verführer, den er bei seinem Weibe überrascht. Es ist der Sohn des alten, ehrwürdigen Marquis von Longuefort, seines Wohlthäters, der keine Ahnung davon hat, daß er der Mörder seines Sohnes seyn könne. Marius sieht nun die Tochter des Marquis, und eine verzehrende Liebe ergreift ihn. Man muß das Buch des Herrn de Maynard selbst gelesen haben, um zu begreifen, welche Schrecken die Liebe eines Mulatten zu einer Weißen begleiten. Sie

endet mit dem Verderben Aller, die Kolonie wird eingeäschert, geplündert, ein Negeraufstand entsteht, Marius mordet seine Geliebte und zuletzt sich selbst. Doch bevor er sich dem Tode weiht, enthüllt sich das Fürchterlichste: der Mulatte ist der Sohn des alten Edelmanns. — Der Verfasser ist lange an Ort und Stelle den Debatten jenes großen Prozesses der gesammten Menschheit gefolgt, und hat die Charaktere und Orte genau studirt. Ein herrliches, kühnes Bild ist der alte Marquis, ein Greis aus dem vorigen Jahrhundert, streng und gerecht, ein Herz von Eisen, den selbst das Unglück nicht beugen kann. Die Localfarben sind oft reizend, das Leben der Sclaven, die Zuckerernte und dgl. wechseln mit den erschütternden Scenen des Romans.

THEATER.

Lustspiele von J. v. Plötz.

(München. Franz. 1835.)

Stolz der Geburt und Stolz des Glücks. Die Choleramanen. Abenteuer in der Neujahrsnacht.

Herr v. Plöz in München, ein gewandter Schriftsteller in diesem Fache, gibt uns hier gut angelegte und rasch dialogisirte Lustspiele, die schon deshalb empfehlenswerth sind, weil sie diesseits des Rheins entstanden.

Zwei davon, das erste und dritte, haben sich auch schon bei der Aufführung bewährt; namentlich ist das letztere über 50 mal in Berlin gegeben worden. Der Verfasser soll hierin eine Aufmunterung finden, bis zur Erscheinung eines zweiten Bändchens seinem Talente keine Quarantaine aufzulegen. Er würde jedenfalls in diesen Zeiten der Noth mit einer neuen Spende willkommen seyn.

Lustspiele von J. R. Lenz-Kühne,

Mitglied des Stadttheaters in Hamburg.

(Mainz. Kupferberg. 1835. 2 Bde.)

Der erste Band enthält: Die Nacht der Irrungen; Katharina II. und ihr Hof; die vornehme Welt in der Bedientenstube; Carl II. oder ein fürstliches Abenteuer in der Taverne, das auch den Titel führt, der lustige Monarch.

Im zweiten Bande finden wir: Margarethe v. Valois und die Mißvergnügten im Jahr 1579 und Hochmuth kommt vor dem Fall. Es ist zu verwundern, wie Lenz, ein gebildeter Mann, und seit Jahren mit dem Theater vertraut, in der Wahl seiner Stoffe so irre greifen konnte, daß keines seiner Stücke je und irgend das Licht der Lampen erblickte. Es sind übrigens nur Uebersetzungen französischer und englischer Stücke. Der lustige Monarch ist von Iffland unter dem Titel: Jugendjahre Heinrichs IV. auf die Scene gekommen. Die Prosa in den vorliegenden Arbeiten ist gewandt; die Verse hingegen gezwängt.

Der Nasenstüber. Der Zeitgeist. Der Müller und sein Kind. Drei Stücke von Raupach. (Hamburg. Hoffmann und Campe. 1835.)

Alle drei, hinlänglich durch die Aufführung bekannt, erscheinen nun gedruckt. Es läßt sich nicht viel mehr darüber sagen, da das Kapitel „Raupach“ vor dem lesenden und zuschauenden Publikum hinlänglich erschöpft ist. Wahr bleibt es, Er ist der einzige, der jetzt das Theater beherrscht. Der Nasenstüber ist zwar lustig, aber oft trivial, und machte keine besondere Wirkung bei der Darstellung. Der Zeitgeist ist vielleicht die beste

Posse, die in neuerer Zeit geschrieben wurde, und verfehlt ihre Wirkung, bei guter Darstellung, nie. Der Müller und sein Kind hat gute Elemente, die Sprache ist einfach, natürlich und rührend, aber der Hauptcharakter des Müllers mit seinem gemeinen Geiz, und den persönlichen Beigaben der Schwindsucht, wirkt im höchsten Grade abstoßend, und wurde dem Ref., selbst von Devrient dargestellt, unerträglich. Die Franzosen haben dieselbe schlesische Volkssage in ein obscönes Vaudeville „la nuit de Noël" hineingebracht, das aber sonst keine Aehnlichkeit mit Raupach's Schauspiel hat.

L'ENDROY'S DICTIONAIRE.

— Das neue französisch-deutsche, und deutsch-französische Wörterbuch von J. Lendroy, bei Sauerländer in Frankfurt, verdient die regste Anempfehlung. Der beste Prüfstein des Werthes eines solchen Werkes ist der Gebrauch. Wenn nun dieses Wörterbuch Aufschluß ertheilte, wo viele andere ältere und neuere Wörterbücher den Suchenden im Stiche ließen, so spricht dies wohl hinlänglich für den ausgezeichneten Werth desselben. Hiezu kommt noch, daß der Preis nur gering ist, und die Ausstattung zwar nicht übermäßig elegant genannt werden kann, jedoch auch nicht so eng zusammengedruckte kleine Lettern zeigt, die den Augen schädlich sind. Man wird auch in dieser Hinsicht befriedigt werden.

L.

Kunst.

— In Magdeburg hat sich ein Kunstverein gebildet, dessen Protectorat der Prinz Albrecht von Preußen übernommen hat. Die Aufforderung zum Beitritt und das Statut theilt das „Museum von Dr. Kugler" mit. (N. 27. 28. 6. 13. Juli.)

Theater.

— ** Am 16. Juni gab die italienische Operngesellschaft in Wien ihre letzte Vorstellung. Sie bestand aus dem zweiten Akt des Elisir d'amore, dem Final Sextett des Furioso (Beides Donizetti'sche Opern), und dem ersten Akt von Bellini's Sonnambula. Das Publikum nahm von den scheidenden Künstlern einen selten erlebten enthusiastischen Abschied. Die beliebtesten Sängerinnen waren die Schütz-Olbosi und die Tadolini; unter den Sängern gefielen besonders der Tenor Poggi, der Bassist Cartagenova und der Buffo Frezzolini.

— In Italien machen in diesem Augenblicke folgende deutsche Künstler Aufsehen: Madame Schütz und der Tenor Winter, in Bergamo; Dem. Louise Gned in Pavia, und Herr Schober in Ravenna.

— Die 130ste Vorstellung des „Robert" von Meyerbeer hatte das große Opernhaus in Paris, trotz der ungeheuern Hitze, wieder überfüllt. Man wird nicht satt diese Glanzvorstellung zu bewundern.

Industrie.

Venedigs Theriak. Wer kennt nicht den einst so berühmten Theriak, wer hörte ihn nicht preisen als bewährtes Mittel gegen alle Uebel? Er galt lange als eine Universalmedizin, unfehlbarer als jedes andere Lebenselixir. Andromachus aus Creta, Leibarzt Nero's, war der Erfinder dieser Weltarznei. Ihre Bereitung ist längst kein Geheimniß mehr, alle alten Pharmakopöen enthalten das

Recept; es besteht aus 66 verschiedenen Ingredienzien. Der zu Venedig bereitete Theriak behauptet seit lange den Vorzug vor allen andern und ward ein bedeutender Handelsartikel. Damit er es auch bleibe, hatte die Regierung der Republik für die Fabrikation desselben ganz besondere Vorschriften erlassen, und das Privilegium hiezu nur gewissen Begünstigten ertheilt. Auch jetzt noch bestehen diese Anordnungen wie zur Zeit der Republik. — Der Apotheker, der eine Quantität Theriak bereiten will, muß dazu von der Sanitätsbehörde die Bewilligung ansuchen, die ihm nur einmal, oder höchstens zweimal im Jahre ertheilt wird. Die Ingredienzien, aus denen die Arznei verfertigt werden soll, werden dann in zierlichen Gefäßen, mit goldenen Aufschriften vor der Apotheke ausgestellt, dazwischen prangen in eleganten Töpfen blühende Exemplare der Pflanzen, welche getrocknet in den Gefäßen aufbewahrt werden. Diejenigen Pflanzen, die nicht in frischer Vegetation zu haben sind, werden abgebildet, meistentheils in Oel gemalt, dazu gehängt. Diese Ausstellung dauert drei Tage. Es steht jedem Vorübergehenden frei einzutreten und sich von dem guten Zustande dieser Ingredienzien zu überzeugen. An dem zur Bereitung bestimmten Tage begibt sich ein Mitglied der Sanitätsbehörde mit mehren Aerzten und Kunstverständigen in die Apotheke, um das Material zu beaufsichtigen. Dann wird es in große Mörser vertheilt, die sich auf der Straße vor dem Apothekerladen in langen Reihen befinden. Bei jedem steht ein starker Lastträger, festlich gekleidet und auf ein gegebenes Zeichen fängt man an, mit großen eisernen Stößeln, in abgemessener Cadenz darauf loszustampfen. Der Abgeordnete empfängt nun ein kleines Geschenk an Blumen und Gewürzen, und läßt einen Unterbeamten zurück, der während der Bereitung zugegen bleibt. Dies Zermalmen dauert 8 Tage, am 9ten werden die Pulver in einen großen Kessel gebracht und mit einer gleichen Quantität Honig gemischt. Das Ganze bleibt nun einige Zeit stehen, wird hierauf in blecherne Büchsen gefüllt, diese mit einem gedruckten Umschlage versehen, und in alle Welt gesandt. Die Republik gewann durch diesen Handel jährlich 120000 Silberdukaten, ungefähr ½ Million Franken.

(Mailänder Echo.)

Aus der Gesellschaft.

— Es ist ernstlich die Rede davon, dem Prinzen von Syracus, bei seiner Rückkehr nach Paris, ein glänzendes Fest à la Louis XIV. zu bereiten. Es sind bereits mehre Vorschläge gemacht worden. Man hat sich für ein nächtliches Fackelfest entschieden, das in Versailles gehalten werden soll. Der ganze Park wird erleuchtet werden; Triumphbögen und lange Flammenfaçaden mit brennenden Inschriften, strahlenden Genien u. s. w. werden alle Boskets erhellen; in dem einen Trianon wird ein prachtvolles Feuerwerk abgebrannt; in dem andern wird eine brennende Glutpfanne, wie in den Riesenmaschinen von Birmingham, die Finsterniß verscheuchen. Von all diesen Feuerkünsten umgeben, werden die Wasserkünste springen. Mehre Orchester werden auf verschiedenen Punkten des Parks sich vernehmen lassen. Im Hintergrund der großen Allee werden Phantasmagorien, nach Art des wilden Heeres im Freischützen vorüberziehen, und ein Ballet von blitzenden Salamandern wird wie ein

Heer von Johanniskäfern auf dem grünen Rasen herumspringen. Die Tafel wird in der großen Gallerie gehalten werden, und dem Publikum der Zutritt gestattet seyn.

Vermischtes.

— Tivoli in Paris hat diesen Sommer wieder seine alte Vogue erhalten. Es hat Alles aufgeboten, um das Publikum anzuziehen. Es gibt Sonntags und Dienstags Feste, die aus verschiedenartigen Elementen bestehen. Die Letztern sind für die höhere Gesellschaft, die Erstern mehr für das Volk. Das Feuerwerk am Sonntage beleuchtet stets pittoreskere Gruppen. Ueberdieß bestreben sich die Nachbarn des Gartens, den Festen Episoden einzuschalten, von welchen die Zettel nichts berichten. Das Schuldgefängniß nämlich schaut mit allen seinen Fenstern in Tivoli hinein. Mitten im Tanzsaal erblickt man wie eine finstre Decoration jenes große Gebäude, mit seinen eisernen Gittern. Am vergangenen Sonntage, mitten im Tanzen hörte man plötzlich Heulen, Miauen und Brüllen, als wenn eine ganze Menagerie wild würde, zum großen Entsetzen der Anwesenden. Die Herrn Schuldner unterhielten sich nach ihrer Weise. Sie klebten an den Gittern ihrer Käfige, und bildeten ombres-chinoises auf dem erhellten Hintergrund derselben, während sie ihre Stimmen erprobten und von der Freiheit des Schreiens nach Kräften Gebrauch machten. Ihre Kehle ist den Zwanggesetzen nicht verfallen.

— Meyerbeer's neues Werk führt nur den provisorischen Titel: „Die Bartholomäus-Nacht." Der Stoff ist jedoch jenem traurigen Ereigniß entlehnt.

— * Deutsche Sprache in Italien. In Mailand liest man an einem Laden, wo nach festgesetzten Preisen verkauft wird, mit goldenen Buchstaben: Fixen Preußen. (Fixe Preise.) — 1830 erschien ebendaselbst eine Uebersetzung des Agathokles von Frau von Pichler, mit dem deutschen Motto: „Das Leben ist der Güter Höchstes nicht," von dem Verleger geziert. Der Setzer, der nicht deutsch verstand, verwandelte es in: Das Leben ist nichts das Hochstes das gutes, und mit diesem inhaltschweren Motto wurde die 1000 Exemplare starke Auflage in die Welt geschickt. — Ein Mann, Namens Dominicus Padoan hatte einen Zwerg, mit dem er nach Deutschland reisen wollte, um ihn für Geld zu zeigen. Da er sich bewußt war, die deutsche Sprache vollkommen zu kennen, so ließ er in Udine, einige Stunden von der deutschen Gränze, folgende Ankündigung drucken, um sie bei seinem Eintritte in Deutschland gleich bei der Hand zu haben:

Ritratto del Nano d'anni 16 di nascita Schiavo (Sclavonier), nato da madre Vecchia.

Nachricht dem Publicum:

In das Haus des Dominicus Padoan, hat die Ehre einen Zwerg der 16 Jahr seiner Alter, sehen zu lassen; wessen Kleinigkeit zeigt, ein dreijähriges Kind zu seyn.

Dieser Junge ist vieler Beschaffenheiten versehen, das ihm des Publicum Aufmerksamkeit würdig macht.

Vor daß man ihn aus-stellte, wurde von weiser Artzney-Professoren in Padova und Venedig untersucht, und haben inh Gebrechenlos gefunden, und erlassen die Beschrei-

bung seiner Persönlichkeit, welche bei ihm selbst zu finden ist.
Er blaßt etliche Instrumenten, welche in seinem Lander gebrauchen, mit der großte Genauigkeit.
Schmeichelt sich der Padoan von einem Zulauf beehrt zu werden, und einen gutigen Nachsicht zu erhalten.

Man zahlt } auf die 1ten Platzen Kr.
auf die 2ten Platzen Kr.

Ohnne einschrecken die Großmuthigkeit des Herrn.

Gedrucht beim Liberale von Wendrame.

Herr Marsano, der diese Curiosität in der Bohemia mittheilt, verbürgt die genaue Abschrift und hat das Original dem Redacteur jener Zeitschrift zur Ansicht mitgetheilt.

— In Rennes werden die Leute, welche Schmutz und Kehricht von der Straße entfernen, mit einem neugeschaffenen Ausdruck: Répurgateurs, bezeichnet.

Anecdote.

— Als Piron, der Verfasser der Metromanie, Mitglied der Akademie werden wollte, warnte Voltaire vor seiner Aufnahme, und meinte, diesem Menschen könnte es sogar einfallen, daß er in seiner Antrittsrede selbst diesen gelehrten Körper beleidige. Man schwankt nun zwischen Ja und Nein, bis man sich entschließt, den Abbé de la Ville, einen alten Diplomaten, an ihn abzusenden, um seine Gesinnungen zu erforschen. Piron ist ganz gerührt von der Ehre dieses Besuchs, und der Abbé versichert ihn, daß seiner Aufnahme kein Hinderniß im Wege stehe, wenn man nur vorerst seine Antrittsrede kennen würde. — „Meine Antrittsrede?" sagt Piron, „die soll in acht Tagen fertig seyn." — „Und Sie wollen sie mir mittheilen?" — „Von Herzen gern." — Und nach acht Tagen erschien der Abbé wieder. Piron ist fertig und versichert, daß er sich ganz kurz gefaßt habe. Der Abbé will nun die Rede sehen. Piron aber bittet ihn, ihn anzuhören. Ich denke mir das Ding so, fängt er an, am Tage der Aufnahme begebe ich mich in den Sitzungssaal. Der Präsident steht auf und spricht: „Herr Piron, die Akademie nimmt Sie zu ihrem Mitgliede auf." — Hierauf setzt er sich. Ich aber verneige mich tief und erwidere: „Herr Präsident, ich bedanke mich vielmals." — Darauf steht er wieder auf und spricht höflich: „Sie haben wahrlich keine Ursache." Aber dies Bonmot schloß ihm die Thür der Akademie auf immer.

Adolf Bäuerle.

— ** Bäuerle, Redacteur der Wiener Theaterzeitung, läßt wieder auf die bekannte Hanswurstmanier in öffentlichen Blättern für sich betteln. Diese Bettelei soll „humoristisch-jokos-satyrisch" seyn. Damit begnügt er sich aber nicht; er muß noch etwas Ernstes hinzufügen, und das ist eben das Lustigste bei der Hanswurstiade. Er spricht zu jeder deutschen Provinz insbesondere. So wendet er sich z. B. in der Breslauer Zeitung an alle verehrliche Zeitungsfreunde in Preusisch-Schlesien (die aus dem östreichischen Antheil kann er nicht brauchen), und zwar wieder nur an solche, die den heurigen (!) ersten halben Jahrgang der Wiener Theaterzeitung zu besitzen wünschen. Er macht diesen verehrlichen Herren die Proposition: sich mit 24 fl. C. M. oder 16 Thaler sächs. zu pränumeriren, und zwar vom 1. Januar bis Ende December 1835 oder vom 1. Juli 1835 bis Ende Juni 1836. Wie man sieht, etwas Nagelneues, es wäre ihm übrigens Beides ganz recht; nur je mehr, je besser! Er verspricht größte deutsche Bühnenkünstler in ganzer Figur und in Stahl, und vieles Andere noch; Referent kann aber versichern, daß seit dem 1. Jan. 1835 bis 1. Juli 1835 außer dem Komiker Nestroy kein größter Bühnenkünstler in der Th.-Z. erschienen ist. Im vergangenen Jahre kündigte der Ehrenmann ein

Pfennig-Magazin an, das nicht weniger als 30 Gulden kosten sollte. — An die verehrlichen Schriftsteller in Preußisch-Schlesien stellt er auch noch eine Bitte, und lobt, um sie zu kirren, zuerst ihre herrliche Provinz, von der dieser alte Leopoldstädter aber eben so wenig, wie vom übrigen Deutschland, einen Begriff hat. Er bietet sechs Dukaten in Gold für jeden Beitrag, der den Interessen und Wünschen der Bewohner des schönen preußischen Schlesiens angemessen ist; auch für Correspondenz-Artikel über das Theater, aber nur die wichtigsten Erscheinungen desselben und diese in humoristischer Einkleidung, weil nichts langweiliger ist, als ein langer trokkener Theaterartikel, wie er sagt. Man kann hier mit Recht hinzufügen, wie sie die Zeitung des vortrefflichen Bäuerle stets über die Leistungen der Wiener Theater zu bringen pflegt. Man begreift nur nicht, warum gerade die Theater in Preußisch-Schlesien eine Ausnahme machen sollen? Solche Beiträge werden nun — sagt er ferner — dem geistvollen Schlesier Antheil und Würdigung abgewinnen. Aber auch andere Mittheilungen, die den geistvollen Schlesier nicht interessiren, werden ihm willkommen seyn. Für jede gut geschriebene Original-Erzählung, für jeden pikanten! jokosen! und satyrischen! Aufsatz zahlt er jenes Honorar und noch mehr, schließt aber lyrische Beiträge aus, die er nun einmal platterdings nicht leiden kann; das Honorar zahlt er nicht, wie andere Redactionen, sondern immer baar — ei! Potztausend! — und nennt es dann einen Ehrensold. Einen Ehrensold von Bäuerle! Wie die deutschen Schriftsteller darnach geizen! — In unserem schwäbischen Merkur forderte er die Schriftsteller des schönen Würtembergs eben so auf, sich der Trommel seines Hanswursten anzuschließen. Nur unsern Lyrikern will er diese Ehre nicht gestatten. Und doch hat die Theaterzeitung oft recht erbauliche Lieder in der bekannten Saphir'schen Manier: „Warum — Darum." Uhland, Schwab, Pfizer, Hoffmann v. F. und die andern Lyriker werden tief gekränkt gewesen seyn, als sie Bäuerle's Abneigung erfuhren. Sie mögen sich aber trösten, denn Bäuerle kennt ihre Namen nicht einmal, und weiß überhaupt so wenig von der deutschen Literatur, wie ein Chinese. Er bildet sich ja ein, daß die Theaterzeitung ein geschätztes Blatt sey, und hat keine Ahnung davon, daß die abgedroschenen Witzeleien, der sogenannte Humor, das Weltpanorama, sein Athen in Griechenland und Kasan in Rußland, der heurige Jahrgang und die Ankündigungen mit und ohne Hanswurst, kurz die ganze ignoble Charlatan-Wirthschaft in Deutschland verlacht, von den Schriftstellern außer Oestreich unbeachtet, und von denen, die sein Treiben durch Zufall besser kennen gelernt haben, total verachtet wird. Die Bäuerle'sche Theaterzeitung erhält sich hauptsächlich in der Sphäre der kleinen Theater und schlechten Komödianten, durch den ganz gewöhnlichen Klatsch, der darin enthalten ist, und zahlt ihre meisten Abonnenten bloß durch die seltene Beharrlichkeit und Ausdauer, womit ihr trefflicher Redacteur die Zusendungen macht und den Betrag gar geschickt einzutreiben weiß. Kein Künstler kommt nach Wien, dem dieß Blatt nicht sogleich in vielen vollständigen Jahrgängen in den Gasthof geschickt wird, u. s. w. u. s. w. u. s. w. — — Und diese Schmeißfliege summt nun, wenn auch nicht in der Literatur, doch am literarischen Markte; aber es gibt noch Mittel, sie in die beschriebenen Gränzen zurückzuscheuchen, die ihr, ihrer Natur nach, angewiesen sind. Referent hat hiezu vielfach Mittel in Händen, die er ohne alle Rücksicht geltend machen wird.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) eine treue Abbildung eines englischen Hundekampfes, der Seite 128 beschrieben ist;

2) Bow-Street in Edimburg, deren sich die Verehrer Walter Scotts noch aus dem Romane: „das Herz von Middlothian" (der Kerker von Edimburg) erinnern werden, der in dieser pittoresken Straße spielt. Sie liegt in der Altstadt und führte nach Graß-Market und dem alten Tolbooth, das jetzt zerstört ist. Der Laden von Saddletree, dem rechtsgelehrten Sattler, war hier.

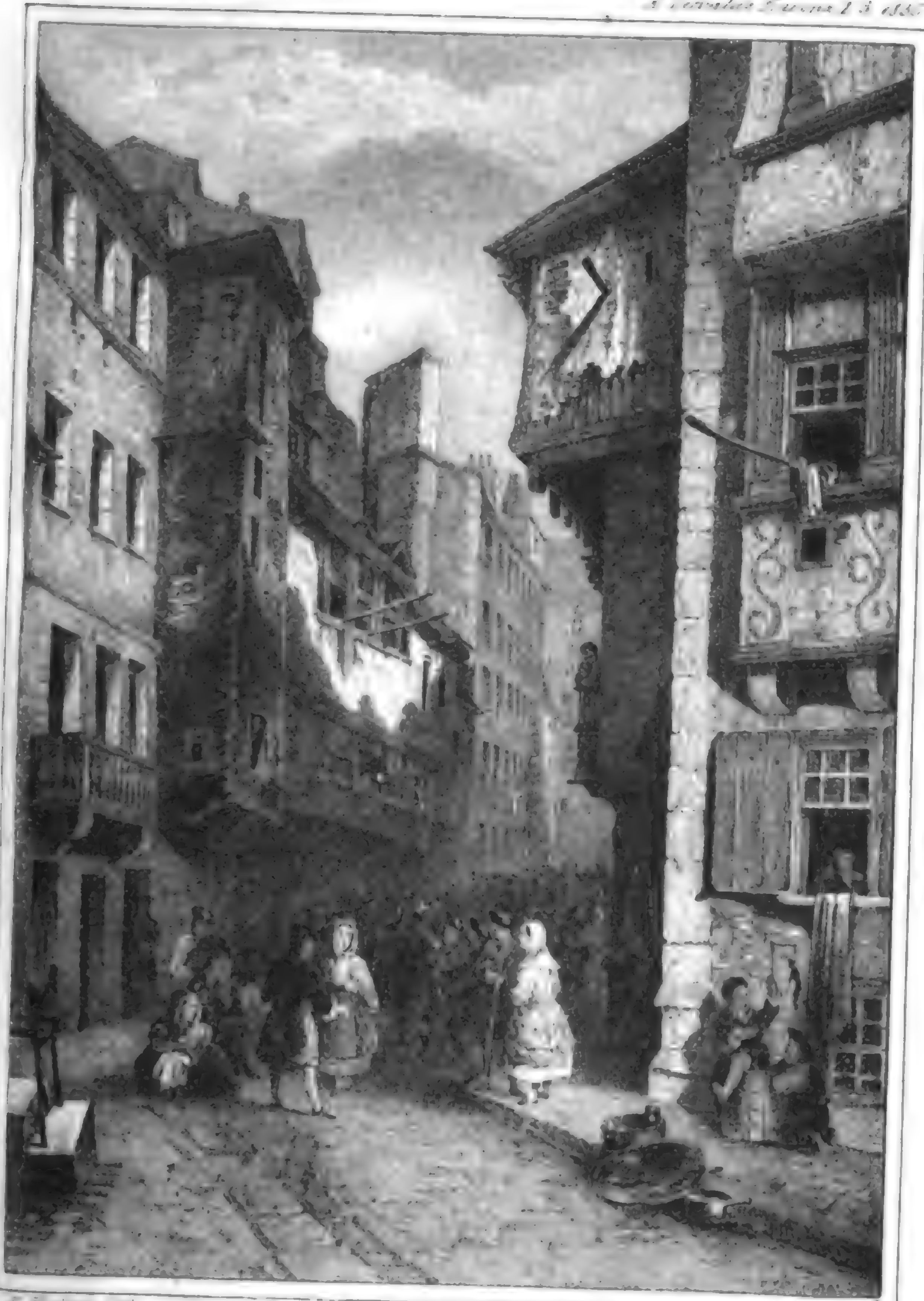
3) ein Modebild, enthaltend zwei männliche und zwei weibliche Figuren, nach dem ausgesuchtesten und neuesten Pariser Geschmack. Besonders ist der auf orientalische Weise verfertigte, offene Ueberrock der sitzenden Dame bemerkenswerth, peignoir genannt. Alle diese reichen Negligés, diese weichen, elastischen Bavouchen, diese leichten Echarpen, stammen aus dem Orient. Der Peignoir, den wir auf dem Bilde sehen, ist mit offenen Aermeln und einem Gürtel von sehr dicken seidenen Schnüren, fast wie Taue, die ganz lose geschlungen werden, so daß man das Unterkleid sieht, und die Dame unter dem reizenden Negligé im blendendsten Putz erscheinen kann. Das Andere bedarf keiner Erklärung.

Herausgegeben von August Lewald.



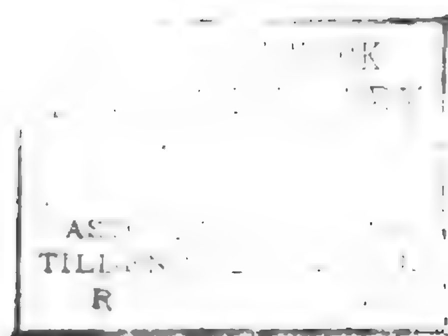
Wettkampf der beiden engl. Bull Doggen Severe & Stumpy

J. Scheibles Buchhandlung, Stuttgart



West Bow-Strasse in Edimburg

J. Scheible's Buchhandlung Stuttgart









Frankreich.

Merkwürdiger Kriminalfall.

Uns scheinen Fälle wie der gegenwärtige, die verschiedenen Interessen, welche bei den gerichtlichen Verhandlungen berührt werden, die Aussagen der Zeugen, das Benehmen des Publikums und der Richter, die Reden der Advokaten und die Aeußerungen der verschiedenen Tageblätter bei solcher Gelegenheit mehr als Alles im Stande, die Beschaffenheit der Gesellschaft und ihren Charakter in Frankreichs Hauptstadt in's rechte Licht zu setzen. Wir bitten unsere Leser, aus diesem Gesichtspunkte allein diese Mittheilung zu betrachten, nicht aber zu glauben, als setzten wir uns die Aufgabe, den oft wahrhaft peinlichen Verhandlungen der französischen Gerichte Schritt vor Schritt zu folgen, oder mit der Herzählung roher Ausbrüche entarteter Sitten unsere Blätter zu füllen. Nächst dem psychologischen Interesse bietet dieser Fall noch überdieß ein anderes, höchst wichtiges, die Geschworenen-Gerichte betreffend. Hier wurde ein Urtheil gefällt, weil die Geschworenen ihr Schuldig sprachen; die Sache selbst ist jedoch noch immer, wie es scheint, in einen Schleier gehüllt, der in hohem Grade geheimnißvoll genannt werden darf.

Was wir hier geben, ist eine einfache Erzählung der Thatsachen, die Physiognomie der Sitzungen, die Resultate des Verhörs und die verschiedenen Urtheile, welche in Paris cursirten, wie wir sie aus brieflichen Mittheilungen und den dortigen Flug- und Tageblättern zusammenzustellen vermochten.

* *
*

Ein merkwürdiger Proceß beschäftigte in diesen Tagen die berühmtesten Advokaten, den Gerichtshof und die große Gesellschaft in Paris. Nicht eine einzige Bedingung fehlte, um die öffentliche Aufmerksamkeit zu fesseln. Um diejenigen, welche gleich nach berühmten Namen fragen, nach Notabeln und Autoritäten, für diesen Proceß im Voraus einzunehmen, genügt es zu sagen, daß die beiden Hauptbetheiligten, der

Sohn eines berühmten Generals der napoleonischen Armee und die Tochter eines noch commandirenden Generals der königlichen sind. Ferner nenne ich Herrn von Semonville, den gewesenen Groß-Referendär der Pairskammer, den Baron de Ris, Pair von Frankreich, und den Baron Lenourri, Generallieutenant, als die Oheime der Betheiligten, ferner die Herrn von Mornay, Frau von Mornay und die Herzogin von Dalmatien, Herrn von St. Aignan, den schwedischen Gesandten, Madame Delphine Gay und ihre Mutter, Frau von Montesquiou, die Herzogin von Maille, die Gräfin Jobal, Orfila, den Herzog und die Herzogin von Vicenza und endlich noch Herrn von Argout, den gewesenen Minister des Innern, der trotz seines schwer zu verkennenden Aeußern lange Zeit am Eingange mit dem Municipalgardisten streiten muß, der sich streng an seine Vorschrift haltend, immer in den Bart brummt: „Connais pas.“ Zu allen diesen kommen noch als Vertheidiger beider Theile die berühmten Redner und Rechtsgelehrten Odilon-Barrot, Berryer und Chair-d'Est-Ange. Muß man nicht gestehen, daß diese Namen genügen, um unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen? —

Es ist Mitternacht. — Ein junges Mädchen nähert sich mit langsamen Schritten den Schranken. Ein halber Schleier fällt auf ihr Gesicht und entzieht es den Blicken der Neugierigen; die näher stehen, bemerken jedoch edle und regelmäßige Züge, ausdrucksvolle Augen, einen Mund, um den ein wirres Lächeln schwebt. Jetzt wird sie sprechen. Merkt wohl auf, ihrer Worte Sinn zu erfassen, denn in zwei Stunden redet sie wieder irre.

Bevor wir aber diese Worte vernehmen, die sie mit einer leisen Stimme vor sich hinhaucht, wollen wir das Urtheil hören, das die Aerzte über den Zustand dieses Mädchens fällten.

Doktor Bailly sagt von ihr: Fräulein von Morel ist wahnsinnig mit lichten Momenten; sie wird von Nerven-Affectionen heimgesucht, die sich periodisch zu bestimmter Stunde des Tages einstellen: unter vier Anfällen ist einer lang und heftig; er beginnt um vier Uhr des Morgens und endet nach vierzehn Stunden um sechs Uhr des Abends. Dann kehren ihre geistigen Fähigkeiten wieder. Aber um acht Uhr meldet sich ein neuer Anfall, der bis zehn und ein Viertel dauert, sie dann wieder verläßt und um eilf Uhr wiederkehrt, sie um Mitternacht verläßt und dann erst wieder um vier Uhr mit erneuerter Heftigkeit sie ergreift. Aber auch von zwei Uhr weniger ein Viertel bis voll zwei Uhr bemächtigt sich ihrer die Krankheit und ihre Vernunft entweicht auch noch für diese Viertelstunde. Dieß ist die Klägerin, die

den Augenblick der Abspannung und Ruhe benützt, um ihren Verführer den Richtern zu bezeichnen.

Jener junge Mensch mit angenehmen Zügen und von edler Haltung, in einen braunen Frack nach neuester Mode gekleidet, mit einem kleinen Schnurrbarte, ist Emil de la Roncièrr, der Beklagte. Seine Augen ruhen auf der Versammlung. Er drückt seinem Vater, dem alten decorirten General dort die Hand, und dieser spricht zu ihm die Worte: „Fürchte nichts, mein Sohn, Du bist unschuldig! Sey ein Mann!“

Auf allen Tribunen und Bänken sieht man eine Menge geputzter Damen, um von dem Assisenhofe sich einmal erschüttern zu lassen, wie es die Melodramenbühne auf dem Boulevard kaum mehr im Stande ist. Welche Gier in ihren Blicken, um den leisesten Umstand nicht zu verlieren, um sich keine Thräne des Angeklagten, wenn er deren vergießen sollte, kein Zucken seiner Physiognomie, keine Ohnmacht der Klägerin entgehen zu lassen.

Schon um sechs Uhr des Morgens wartet man an den Pforten des Gerichtshofes. Der Friseur war schon am Abend vorher bestellt worden, und vor Tagesanbruch war man frisirt, geputzt, parfumirt, kurz im Stande, in der größten Gesellschaft zu erscheinen. Aber noch mehr; selbst verproviantirt hatten sie sich, diese liebenswürdigen Zuschauerinnen. Eine Gräfin hatte es nicht verschmäht, ihr zierliches Körbchen mit einem gebratenen Huhn, einem Brode und einer Flasche Wein zu versehen; — ich setze voraus, daß er mit Wasser vermischt war. Eine alte Stiftsdame ging noch weiter, indem sie noch dringenderen Bedürfnissen vorbeugte; unter ihrer Bank konnte man einen Apparat von Porcellain wahrnehmen, dessen sich Herzoginnen wie Bürgerfrauen häufig bedienen, den sie aber gewöhnlich nicht zur Schau bringen. — Und dabei die Fragen, die von Mund zu Munde gehen! „Ist der Angeklagte blond, braun, jung, hübsch?“

Nur zu, meine Damen! etwas Geduld! Sie sollen ihn gleich kennen lernen, betrachten Sie ihn genau, unterhalten Sie sich, die ganze ernste Sache wird ja nur verhandelt, so scheint es, um Ihnen Vergnügen zu gewähren!......

In Saumur lebte der General von Morell als Direktor der Cavallerieschule, ein Mann von anerkannt biederem Charakter, mit Frau und Tochter von unbescholtenem Rufe. Unter den jungen Officieren jener Schule befand sich Herr de la Roncière, der, man glaubt aus verschmähter Liebe, das Fräulein von Morell durch gröbliche Aeußerungen beleidigte. Anonyme Briefe, theils mit Schmähungen gegen die Tochter, theils mit Liebeserklärungen gegen die Mutter an-

gefüllt, wurden unausgesetzt auf verschiedene Weise in das Haus des Generals eingebracht. Verschiedene Umstände machten, daß ziemlich allgemein der junge de la Roncière, dessen früherer Wandel strafbar genannt werden konnte, für den Schreiber dieser Briefe gehalten wurde. Einst in einer Abendgesellschaft (21. September 1834) beauftragt der General einen Officier des Regiments, de la Roncière aus dem Saale zu entfernen und ihm das Haus zu verbieten. De la Roncière verläßt den Saal, ohne ein Wort zu erwidern. Es wird ihm eröffnet, daß man ihn für den Schreiber jener Briefe hält. Er wird deßhalb zu einem Duell vermocht mit einem andern jungen Officier, Herrn d'Estouilly, einen Freund der Familie Morell. Endlich in einer mondhellen Nacht, vom 23. auf den 24. September vorigen Jahres, hört Fräulein von Morell, die allein schläft, ihr Fenster einschlagen. Sie springt entsetzt aus dem Bette und sieht eine finstere Gestalt in einem Mantel, die sich auf sie stürzt, ihr das Nachtgewand vom Leibe reißt, sie zu Boden wirft, da sie Widerstand leisten will, sie zu binden versucht, sie mit Schlägen überhäuft und auf jede Weise mißhandelt, sie endlich an einem verborgenen Theile ihres Körpers mit einem schneidenden Instrumente verwundet, und erst auf das Herbeieilen der Erzieherin des Fräuleins, Miß Allen, einer Engländerin, durch das Fenster ihren Rückzug nimmt. Fräulein von Morell will im Mondlicht den Herrn de la Roncière erkannt haben.

Es ist nicht möglich, daß ein Mensch, ohne Gehülfen, die Briefe in das Haus hätte bringen oder den nächtlichen Ueberfall hätte ausführen können. Man bezeichnet als solche den Kammerdiener Samuel und die Kammerfrau Genier. Beide sind bei der Sitzung zugegen. Jener ist ein Mann mit gemeinen Zügen, in ruhiger Haltung; diese sieht ängstlich und bestürzt aus, und ist auf elegante Weise in Modehut und Shwal gekleidet.

Der Angeklagte läugnet Alles auf das Bestimmteste, und nur dann und wann wird ein leichtes Achselzucken an ihm bemerkbar. Sein Vater kann sich weniger beherrschen. Er lächelt ironisch und seine Züge verrathen die innere Heftigkeit. Dreißig Zeugen wider und sechszehn Zeugen für den Angeklagten werden namentlich aufgerufen.

Der Angeklagte wird über seinen frühern Lebenslauf vernommen. Es ergibt sich daraus, daß er 1821 als gemeiner Reiter in das dritte Jägerregiment eintrat, daß er wegen Subordinationsfehler und Mangel an Eifer und Kenntnissen vielfältig Strafen erleiden mußte und daß er sieben und dreißigmal im Gefängnisse war. Seiner Schulden wegen mußte er endlich quittiren und wurde von seinem Vater nach

Cayenne geschickt. 1828 kam er nach Frankreich zurück, nachdem er in der Colonie auch nicht den besten Ruf hinterließ. Endlich kam er zur Kavallerieschule nach Saumur, die General Morell commandirte. Eine Verbindung, die der Angeklagte mit einem Mädchen von zweideutigem Rufe unterhielt, war nicht geeignet, ihn in den Augen der Leute zu reinigen. So war die Lage des Angeklagten, als Frau von Morell und ihre Tochter in Saumur den General besuchten. 1834 schien sich sein Ruf zu bessern und er wurde in das Haus des Generals eingeführt, das schon seit längerer Zeit mit anonymen Briefen, die bald vor Diesem und Jenem warnten, bald verklagten und drohten, heimgesucht worden war.

Diese anonymen Briefe drängten sich nun mit unglaublicher Schnelligkeit und forderten Frau von Morell zu Rendezvous auf, beschimpften das Fräulein von Morel, verkündeten neue Beleidigungen, sprachen von den Schulden, die de la Roncière hatte, und waren gewöhnlich mit den Anfangsbuchstaben E. R. unterzeichnet. Der Ton, worin sie abgefaßt waren, war roh und ungesittet im höchsten Grade.

Der General, theils durch die Mittheilungen seiner Familie, theils durch den schlechten Ruf de la Roncière's bewogen, läßt ihn nun eines Abends, als er Gesellschaft gibt, durch den Kapitän Jacquemin aus seinem Salon weisen. Roncière entfernt sich, ohne um eine Erklärung dieses ärgerlichen Vorfalls zu bitten.

Zwei Tage später will man ihn Abends am Hause des Generals lauernd gesehen haben, und Samuel, der zu ihm hinausschlich, um ihm zu rapportiren. Er hatte einen Ueberrock an und eine Kappé auf. Aber Andere haben ihn zu derselben Zeit im Theater in Uniform gesehen. Er hat sogar mit der Familie des Generals gesprochen.

In dieser Nacht wurde das Fräulein von Morell in ihrem Schlafzimmer überfallen. Der Mond schien und sie will, trotz des Schreckens, der ihr fast die Besinnung raubte und sie unfähig machte, zu schreien, den Lieutenant de la Roncière erkannt haben. Die Familie verschweigt jedoch den Fall und besucht eine Abendgesellschaft, wo das Fräulein sogar tanzt, ihrer Mutter zu Gefallen.

Der junge d'Estouilly, ein Freund des Generals, der sich sehr für Marie von Morell interessirt, enthält inzwischen auch einen anonymen Brief, worin er ein Feiger und Niederträchtiger genannt wird. Er erklärt Roncière für den Schreiber und fordert ihn. Dieser nimmt das Duell an und verwundet seinen Gegner. Später jedoch wird er in die Enge getrieben; man sagt ihm, daß die Untersuchung ergeben habe, daß er der Schreiber der Briefe sey, und er — wie er unter Thränen sagt — um seinen alten Vater, dem er schon so viel Kummer

gemacht, nicht noch mehr zu betrüben, bekennt, daß er die Briefe geschrieben habe, in der Hoffnung, daß man jetzt jede weitere Untersuchung niederschlagen würde. Er hoffte, daß es mit der Zeit gelänge, den wahren Thäter zu entdecken.

Auch gibt er vor, von dem Inhalte der Briefe nichts gewußt zu haben, weil er sonst sich nie als Verfasser solcher Abscheulichkeiten würde bekannt haben.

Nach diesen Vorfällen verließ Roncière Saumur, und ging nach Paris, wohin ihm Samuel, der aus dem Hause gejagt wurde, folgte. Dort will Roncière ihn erst kennen gelernt haben; er suchte ihn auf, um, wie es ganz natürlich war, Aufschluß von ihm zu erhalten. Aber selbst am Tage der Abreise und nachdem schon Beide in Paris waren, liefen noch immer anonyme Briefe ein, die zwar von Paris datirt, aber mit dem Poststempel Saumur bezeichnet waren. Die Untersuchung gegen de la Roncière wird eingeleitet, und man bringt ihn in's Gefängniß, aber noch hören die anonymen Briefe nicht auf. Einige sind unterschrieben; einer sogar mit dem vollen Namen, aber mit dem s statt des c, nämlich E. de la Ronsière. Dem Fräulein von Morell, das mittlerweile auch nach Paris gekommen ist, wird ein Brief in den Wagen geworfen, sie erhält einen heftigen Schlag auf den Arm, und die Neckereien hören nicht auf.

In einem Schreiben des Beklagten an den Kapitän Jacquemin finden wir die Stelle: „Sie ist ein Mädchen von störrischem Charakter und hatte eine Schwachheit für Jemanden. Da sie nun einen materiellen Beweis davon bemerkte (man hat mir ihre Schwangerschaft nicht verheimlicht), so mußte sie ihren Eltern Alles gestehen, welche, um die Ehre ihrer Tochter zu retten, mich eines doppelten Verbrechens anklagen.“

Er will von Streitigkeiten und Zerwürfnissen in der Familie gehört haben, woraus er sich die Muthmaßung von der Schwangerschaft bildete.

Um halb fünf Uhr wird diese erste Sitzung suspendirt, nachdem noch die beiden Zeugen Samuel und die Genier verhört wurden, welche beide ihre Theilnahme läugnen. Um acht Uhr Abends nimmt die Sitzung ihren weitern Fortgang.

Der Zudrang ist noch größer, als am Morgen. Schon von sechs Uhr Abends drängen sich die Damen hinzu und füllen den ganzen Raum bis zu den Sitzen der Richter. Es bleibt kaum Platz für die Zeugen. Der Präsident befragt de la Roncière, ob er die Absicht habe, seinen Antworten von diesem Morgen neue Erklärungen hinzuzufügen. Er verneint es. Er wolle bloß die materielle Möglichkeit bestreiten,

in das Zimmer des Fräuleins von Morell einzudringen. Der Präsident fragt ihn, ob er die bei der Instruction hingeworfenen Worte: daß die Familie Morell ihn zwingen wolle, ihre Tochter zu heirathen, zu behaupten gedenke. Er erwiedert, dieser Plan könne wohl bestanden haben, doch wisse er es nicht gewiß. Der Präsident fragt weiter: ob er einige Erklärungen den Thatsachen hinzuzufügen habe. Er verweist an seinen Advokaten. Der Präsident befragt ihn, ob er die Absicht habe, die anonymen Briefe einem Andern zuzuschreiben.

Angeklagter. Ja.

Präsident. Wem?

Angeklagter. Dem Fräulein von Morel selbst.

(Lautes Murren in der Versammlung.)

Präsident. Worauf stützen Sie diese Behauptung?

Angeklagter. Auf die Aussage des Bedienten und auf die nähere Untersuchung.

Erst nach dieser wolle er seine Erklärungen hierüber geben.

Der Präsident befragt hierauf Herrn von Morell, den Vater der Klägerin. Er ist sehr leidend und die Schwäche seiner Stimme ist so groß, daß er genöthigt ist, alle seine Antworten zu wiederholen. Auf die Frage, ob er am 24. Morgens von dem Ereignisse in dem Zimmer seiner Tochter gehört habe, erwiedert er, daß seine Frau es ihm mittheilte. Er ging in das Zimmer seiner Tochter hinauf, und fand sie in einem Zustande, der keine weitere Erörterung für den Augenblick zuließ. Auch war er selbst zu ergriffen. Ferner bezog er sich auf einen Brief, den er geschrieben habe, weil er nicht mehr im Stande sey, mündliche Aufschlüsse zu geben. Der Präsident las diesen Brief. Er war mit dem Worte „Verbrechen“ überschrieben und lautete:

„Ein Ungeheuer ist in meine Familie eingebrochen, um Schande und Schimpf über sie zu verhängen. Sein Verbrechen wird meine Familie vernichten. Werde ich Kraft haben, die Umstände hier zu wiederholen! Dieses Ungeheuer der Hölle stieg in das Zimmer meiner Tochter ein, und erschöpfte an ihr seine wildesten Begierden, ohnerachtet des Widerstandes meines unglücklichen Kindes. Der Dämon der Hölle prahlte noch mit seinem Verbrechen. Er schrieb alle hier beifolgenden Briefe. Diese Beweise konnten ihn verderben, ihn auf's Schaffot bringen, aber die Ehre meiner armen Tochter befiehlt es, ich muß Alles dies, die härtesten Beleidigungen ersticken, ich muß tausendmal den Tod erleiden. Marie, geliebte Marie, unschuldiges und unglückliches Opfer, armes Lamm, so schmählich hingeopfert, das Herz deines Vaters wird dir nicht fehlen, dort wirst du immer eine

Zuflucht finden, aber diese letzte Zuflucht wird dir auch bald versiegen, denn dieses unglückliche Herz wird der Kummer bald gebrochen haben.“

Eine lebhafte und tiefe Sensation wurde hier überall in der Versammlung bemerkt. Der General Morell selbst schien bei der Lesung dieses Briefes den fürchterlichsten Erinnerungen preis gegeben. Er verbirgt seinen Kopf in seine Hände. Die Züge des Beklagten bleiben unverändert.

Der Präsident. Man führe Frau von Morell herein. (Unruhe.) (Ein Lehnstuhl wird hingestellt. Frau von Morell nähert sich langsam. Ein schwarzer Schleier bedeckt ihr Gesicht.)

Der Präsident (sanft). Erholen Sie sich, Madame, fassen Sie Vertrauen und versuchen Sie den Herrn Geschworenen zu sagen, was Sie wissen.

Frau von Morell erzählt mit einer schwachen, zitternden Stimme den Vorfall, den die Leser schon kennen. Ihre Stimme ist so leise, daß man sie nur mit Mühe verstehen kann.

Der Präsident. Glauben Sie, daß der Beklagte sich Dinge erlaubt habe, die auf einen Mord oder auf ein Verbrechen anderer Natur hindeuten?

Fr. v. Morell. Ich weiß es nicht.

Der Präsident (mit einiger Verlegenheit). Indessen, Madame, suchten Sie nicht darüber Gewißheit zu erlangen, theils durch den Augenschein, theils durch Fragen, die Sie an ihre Tochter stellen konnten und sollten?

Fr. v. Morell. Sie begreifen wohl, Herr Präsident .... sechszehn Jahre; die Erziehung, die sie erhalten hat .... Alles legte mir Vorsicht auf .... Ich mußte ihre Jugend schonen ....

Der Präsident. Aber sagte Ihnen Ihre Tochter nicht, welche Gewalthat man eigentlich an ihr verübt hatte?

Fr. v. Morell. Sie sprach davon, daß man sie geschlagen, gebissen und verwundet hatte.

Der Präsident. Untersuchten Sie diese Wunden?

Fr. v. Morell. Nur an einem Theile, am Arm.

Der Präsident. Und was fanden Sie dort?

Fr. v. Morell. Eine Quetschung, und einen Biß.

Der Präsident. Erfuhren Sie nicht auch, daß ihre Tochter an einem andern Theile ihres Körpers verwundet war.

Fr. v. Morell. Dies erst vierzehn Tage oder drei Wochen später. Sie gestand mir, daß sie mir nicht Alles gesagt habe, um meinen Schmerz nicht zu vergrößern. Sie sagte mir .... sie sagte mir, daß sie zwei Wunden an einem gewissen Theile ihres Körpers habe.

Der Präsident. Da riefen Sie sogleich einen Arzt hinzu, nicht wahr? um die Wunden besichtigen und heilen zu lassen?

Fr. v. Morell. Ich sagte es dem Doctor Becoeur, aber er hat sie nicht untersucht.

Der Präsident. So werden Sie es wohl selbst gethan haben?

Fr. v. Morell. Nein, Herr Präsident.

Der Präsident. War Ihre Tochter nicht drei oder vier Tage später auf einem Ball und Caroussel?

Fr. v. Morell. Ja, ich forderte dies von ihr, und das arme Kind suchte Kraft dazu zu gewinnen.

Der Präsident. Hat sie getanzt?

Fr. v. Morell. Ja!

Der Präsident. Ist sie früher als gewöhnlich fortgegangen?

Fr. v. Morell. Ja, sie gieng mit mir um eilf Uhr nach Hause.

Nach einigen minder wichtigen Fragen scheinen die Frau von Morell die Kräfte zu verlassen, und sie muß sich neben ihren Gemahl niedersetzen. Miß Allen, die Erzieherin des Fräuleins, wird gerufen. Sie will weder den Einbruch der Scheibe in der Nacht des 24. Sept., noch sonst ein Geräusch gehört haben. Erst später habe sie Stimmen vernommen, wie wenn Leute leise mit einander sprechen. Sie rüttelt an der Thür, die erst nach einigen Minuten aufging. Sie habe Niemand entfliehen sehen. Das Fräulein lag auf dem Boden, aus der Nase blutend, von Wunden entdeckte sie nichts, als die Spuren eines Bisses am Handgelenk. Der Präsident fragt, ob sie Licht hatte, sie aber sagt es habe der Mond geschienen; der Präsident will wissen, ob der Mond so hell geschienen habe, daß man diesen Biß wahrnehmen konnte; sie sagt hierauf, daß sie ihn erst andern Tages bemerkt. Das Fräulein habe ihr gleich de la Roncière als Thäter genannt, den sie erkannt haben will. Der Präsident fragt, warum sie, deren Obhut das Fräulein übergeben war, nicht um Hilfe gerufen habe. Sie hätte nicht daran gedacht, sagte sie mit englischer Gleichgültigkeit. Allgemeine Verwunderung.

Es ist ein Viertel auf Mitternacht. Man macht eine Pause. Ein großer Lehnsessel à la Voltaire wird indeß hereingebracht, auf den sich das Fräulein Morel setzen soll., Es schlägt zwölf. Der Präsident ermahnt das Publikum, sich bei dem Erscheinen der Kranken ruhig zu verhalten, und eine tiefe Stille herrscht alsbald. Das Fräulein wird von einer ältlichen Dame hereingeführt. Zwei andere Damen folgen. Sie schreitet langsam, aber mit sicherem Schritte vor, setzt sich ungezwungen in den Lehnstuhl, und wendet sich sogleich nach den Geschwornenen. Ihre schwache Stimme zittert nicht. Ihre Worte verrathen keine innere Bewegung. Sie scheint bei vollkommenem Verstande zu seyn. Das größte Stillschweigen herrscht im weiten Raume, trotz

der ungeheuren Menschenmenge, die sich auf allen Plätzen drängt. Man hört mit gespannter Aufmerksamkeit zu, obgleich die meisten nicht ein Wort von der ganzen Verhandlung verstehen können. Das Fräulein berichtet den nächtlichen Ueberfall, wie wir ihn bereits kennen. Der Präsident erkundigt sich nach allen nähern Umständen, die das Fräulein mit großer Bestimmtheit anzugeben weiß. Blos auf die Frage: wie weit der Fremde gegangen sey, schweigt sie. — Als sie später nach Paris gekommen sey, habe sie einen Schlag mit einem Stock auf den Arm erhalten, der aber keine Spur zurückgelassen habe. Der Präsident befragt sie wegen des Balls, den sie besucht. Sie gesteht, getanzt zu haben.

Der Präsident (sehr ernst). Mademoiselle, sind Sie ganz gewiß, daß das Individuum, welches bei Ihnen war, de la Roncière ist?

Das Fräulein (ohne zu zögern). Ich bin es gewiß: er war es.

Der Präsident. Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu sagen, welche fürchterliche Verantwortlichkeit Sie auf den Angeklagten mit dieser Erklärung schleudern. Sie kennen die ganze Wichtigkeit Ihrer Aussage. Erkannten Sie ihn wohl?

Das Fräulein. Er ist es.

Der Präsident. Zweimal haben Sie Ihrer Mutter das Vertrauen entzogen. Erstens als Sie sie nicht gleich in der Nacht holen ließen, zweitens als Sie ihr nichts von den Wunden sagten, die Sie erhielten. Wann sprachen Sie mit ihr davon?

Das Fräulein. Als sie geheilt waren.

Der Präsident. Da Sie besichtigt wurden, waren Sie schon geheilt?

Das Fräulein. Ja.

Der Präsident (bittet de la Roncière aufzustehen). Sehen Sie de la Roncière an, und sagen Sie, ob Sie ihn erkennen?

Das Fräulein (sieht sich schnell um, blickt ihn an, und sagt mit Festigkeit) Ja, ich erkenne ihn!

(Heftige Bewegung.)

Der Präsident. Beklagter, was haben Sie zu erwidern?

De la Roncière. Ich protestire vor Gott und Menschen, und erkläre diese Aussage für falsch.

Der Präsident. Und welchen Beweggrund legen Sie der Erklärung unter, um sie als Lüge zu bezeichnen?

Der Beklagte. Ich weiß es nicht, was Fräulein Morell bestimmt, mich eines schändlichen Verbrechens anzuklagen, das ich nicht begangen habe.

Der Präsident. Setzen Sie etwa Haß voraus?

Der Beklagte. Ich habe nie der Familie Morell etwas zu Leide gethan, und kann mir nicht erklären, was sie bewegt, mich verderben zu wollen.

Der Vertheidiger des Beklagten. Fräulein Morell kennt die Wichtigkeit ihrer Aussage.

Der Präsident. Sie haben gehört, daß ich ihr diesen Punkt zu Herzen geführt habe. Bedenken Sie sich Fräulein. Könnte nicht ein Anderer, als de la Roncière zu Ihnen eingedrungen seyn?

Das Fräulein. Nein, er war es.

Der Präsident. Sie bestehen darauf?

Das Fräulein (fest). Ja!

Hier schließt das Verhör, und das Fräulein wird unter heftiger Bewegung der Menge abgeführt. Der Präsident gebietet Ruhe, die sogleich wieder hergestellt wird. Man betrachtet sie jetzt genauer. Sie ist groß, gut gebaut, und man findet sie hübscher, als man aus einigen Umständen der Debatten hätte glauben sollen. Sie grüßt mehre Personen im Vorbeigehen. Die erste Sitzung schließt um ein Uhr des Morgens.

Am andern Tage um eilf Uhr ist der Zugang noch größer, besonders sind die Damen zahlreich. Madame Dorval, die berühmte Schauspielerin, hatte den Präsidenten um ein Billet ersuchen lassen, im Interesse der dramatischen Kunst. Die Anwesenheit Victor Hugo's darf nicht erst bestätigt werden; sie versteht sich von selbst.

Der Beklagte vergießt Thränen, als ihm sein Vater im Vorbeigehen die Hand drückt. Aller Blicke sind auf ihn gerichtet. Er ist bemüht, seiner Bewegung Meister zu werder. Der General Morell scheint krank zu seyn. Seine Gattin sitzt neben ihm. Der Schleier, welcher gestern ihr Gesicht bedeckte, ist heute zurückgeschlagen, und läßt schöne Züge erkennen, mit dem Ausdrucke einer schmerzhaften Melancholie.

Man schreitet zum Zeugen-Verhör. Der erste Zeuge ist Robert von Morell, ein Kind von dreizehn Jahren. Hierauf folgt Guichet, Bedienter bei dem Doctor Becoeur: er hatte am 23. September Abends die Gattin seines Herrn zum Fräulein Morell begleitet, und wartete an der Hausthür auf sie, als er einen großen Mann im grauen Ueberrock und einer schlechten Mütze kommen sah. Er schien auf der Lauer zu stehen; er näherte sich den Fenstern der Frau von Morell, und erhob sich auf den Zehen, um besser in das Zimmer sehen zu können. Da gingen zwei Mädchen vorbei. Die Eine sagte: Sieh, das ist Herr de la Roncière; worauf die Andere erwiederte: Wahrhaftig, er ist es. Darauf näherte sich Samuel, und sagte ihm,

daß er es hören konnte: Frau von Morell fährt heute in's Theater, es ist schon angespannt; trauen Sie heute nicht! Der Wagen fuhr vorbei, und Samuel kam dann wieder auf ihn zu, und sprach: Was werden wir nun machen? Worauf ihm de la Roncière erwiederte: Ich weiß wohl ein Mittel uns zu arrangiren. — Er sagt, er habe de la Roncière nur einmal gesehen, und ihn an jenem Abend nicht erkannt, aber die Mädchen hätten es gesagt, die kannte er aber auch nicht. Samuel sagt aus, er habe an jenem Abende krank zu Bette gelegen; ein anderer Bedienter, Philibert, bezeugt es ihm; und der General Morell selbst will de la Roncière in Uniform im Theater gesehen haben. Widersprüche von allen Seiten, die nicht enträthselt werden.

Man ruft Herrn d'Estouilly auf. Eine lebhafte Bewegung wird bemerkbar. Er ist sieben und zwanzig Jahre alt, und von einem angenehmen Aeußern. Seine Haltung ist fest, und seine Aussage scheint aus voller Ueberzeugung hervorzugehen. Es ergibt sich, daß d'Estouilly ernste Absichten auf das Fräulein hatte, die ein anderer zu hintertreiben suchte. Sein Verdacht fällt auf de la Roncière, und das Fräulein bestätigt ihn darin. Später will er Saumur verlassen, weil er sich in der Geschichte mit den anonymen Briefen verwickelt sieht, aber der General bittet ihn zu bleiben.

Er beschließt hierauf de la Roncière zu fordern. Wie dieser die Ausforderung erhalten hatte, suchte er ihn bei dem Restaurateur auf, mit dem Billet in der Hand, und sagt, halb weinend, halb knieend: er sey unschuldig an den anonymen Briefen. Man habe seine Handschrift nachgeahmt. Nichts sey leichter, er wolle jede Handschrift nachmachen. Das Duell wurde nun beschlossen und angenommen. Der Secundant de la Roncière's, Berail, wollte nicht acceptiren, aber d'Estouilly bat ihn, mit den Worten: Thu' mir's zu gefallen, denn Du kennst ihn ja, und man müßte ihm sonst einen Secundanten ex officio geben. Hierauf nahm Berail es an. Nach dem Duell, am 1. December, als de la Roncière, d'Estouilly Alles gestand, sagte er unter Anderem: Obgleich ich das Fräulein schlug und marterte, wollte sie nicht sagen, daß sie Sie nicht liebe. — Ueber alle diese Aussagen erheben sich Debatten, die jedoch zu keinem Resultate führen.

Man ruft den Dragoner-Officier, Ambert, auf, d'Estouilly's Secundanten, der, in Bezug auf das Duell, nur Bekanntes wiederholt, und in die kleinsten Umständlichkeiten dabei eingeht.

Nun folgt der Dragoner-Officier Berail, de la Roncière's Secundant. Er bestätigt alles schon Bekannte.

Man hört hierauf Herrn Jacquemin, Kapitän des Unterrichts in

der Schule von Saumur, der es war, welcher de la Roncière aus dem Salon des Generals hinausweisen mußte. Er erwähnt alle nähern Umstände hiebei, und es entspinnt sich ein kleiner Zwist zwischen ihm und dem Advokaten des Beklagten, dessen Einwendungen die Wahrheit der Aussagen des Kapitäns in Zweifel zu ziehen scheinen. Der Präsident bringt Beide zur Ruhe.

Odilon-Barrot: Welches ist Ihre Meinung über die Moralität des Angeklagten?

Jacquemin (lächelnd). Ich gestehe Ihnen freimüthig, daß ich viele Nachsicht für Schulden und Maitressen habe.

(Man lacht.)

Odilon-Barrot: Ich habe noch eine Frage an diesen Zeugen zu richten, aber sie bezieht sich auf etwas so Confidentielles, daß, wenn er die geringste Schwierigkeit macht, darauf zu antworten, ich nicht darauf bestehen will. Ich frage nämlich: ob er nicht von einem der Freunde de la Roncière's gehört, daß dieser ihm eine Strickleiter geliehen oder verschafft habe?

(Geräusch und Gemurmel.)

Jacquemin erklärt nun in einem weitläufigen Verhör, zu dem auch der Lieutenant Ambert gezogen wird, daß dieser letztere eine Leiter von la Roncière erhalten habe, die dieser selbst zu verfertigen verstand. Der Präsident fragt: Zu welchem Zwecke. Statt der Antwort lacht der Officier unter seinem dicken Schnurrbart. Das Verhör wird sehr umständlich über diesen Gegenstand, und nimmt einen heitern Charakter an, der diesen Sitzungen fremd bleiben sollte. Das Publikum lacht laut in Einem fort, wie in der Comödie. Der Präsident sieht sich genöthigt, alles Ernstes zur Ruhe zu ermahnen, weil die Sache, die hier verhandelt wird, zu wichtig sey. La Roncière sagt aus, nachdem er gefragt wird, daß er solche Leitern nach einem Muster im Hause seines Vaters gemacht habe, auch habe er sie am Bord des Schiffes gesehen, das ihn nach Cayenne geführt. Nach einer Pause wird in dem Zeugenverhör fortgefahren.

Nagelschmiede werden verhört, welche die Haken zu der Strickleiter gemacht haben, welche de la Roncière für Ambert verfertigte. Man will aber eine ähnliche Leiter auch bei ihm gesehen haben.

Die Nätherin Elisa Rouaut, die in dem Anklage-Act als Vertraute des Beklagten bezeichnet ist, erklärt, er wohne bei ihr in Saumur, und sie könnte es beweisen, daß er in der Nacht vom 23sten zum 24sten, als das Attentat verübt wurde, nicht das Haus verlassen habe. Sie ist sechs und zwanzig Jahre alt, bescheiden gekleidet, und nichts weniger als hübsch. Sie sagt aus, sie habe ihre Thür verschlossen

gehalten, und er könne in jener Nacht nicht ausgegangen seyn. Dieß Alibi wird stark in Zweifel gezogen.

Die zweite Sitzung wird um sechs Uhr geschlossen. Am andern Tage ist es eben so voll. Man verhört den Glaser und den Architecten von Saumur über die zerbrochene Scheibe und die Möglichkeit des Einsteigens. Der Maire von Saumur wird vernommen über die Moralität der Schwestern Rouaut. Es wird von ihnen gesagt, sie seyen Mädchen, die von sich reden machen .... sie seyen aber nicht so außer Credit, daß man ihren Aussagen nicht Glauben schenken könnte.

Nach einer kurzen Pause werden die Handschriften untersucht; es ergibt sich, daß alle vierzehn Briefe von derselben Hand geschrieben sind. Eine leichte, geübte und schöne Handschrift. Einer dieser Briefe, der kleinste, an Herrn d'Estouilly, „Marie von Morell" unterzeichnet, ist leicht und frei geschrieben, und zeigt eine unverstellte Handschrift, ohne alle Nachahmung, die andern Briefe sind ein lächerliches Falsum. Auch die Schrift des Herrn de la Roncière wird untersucht, und man findet sie natürlich und frei, stets in gleicher Manier, ohne alle Nachahmung. Gegen die Briefe gehalten, findet man Unähnlichkeit, nicht bloß in der Gestalt der Buchstaben, sondern auch im Charakter der Schrift, in ihrer Zusammensetzung, und in der Art sie zu bilden, nach der Aussage der Untersucher bleibt es erwiesen, daß diese anonymen Briefe nicht von de la Roncière herrühren können. —

Dasselbe sagen Alle aus. Es entspinnen sich Debatten über die Bildung einzelner Buchstaben, die ziemlich unfruchtbar für die Untersuchung bleiben. Hierauf werden verschiedene Aerzte über den Krankheitszustand des Fräuleins Morell befragt. Auch die Hebamme, Madame Dutrobert, erklärt, daß sie eine Narbe, drei Linien lang und eine Linie breit, am Schenkel bemerkt habe, und daß diese Narbe nur von einer mit einem spitzigen Instrument beigebrachten Wunde herrühren könne. Andere Narben seyen nicht vorhanden. Hierin stimmen die Aerzte überein. Sie finden überdieß bei dem Fräulein weder Somnambulismus noch hysterische Starrsucht; ihr ganzes Uebel besteht in einem nervösen Zustande, der sich periodisch wiederholt. Ferner behaupten sie, daß das Fräulein durchaus bei vollem Verstande sey, und daß nur ihr äußeres Leben leide. Sind die Anfälle vorüber, so ist sie in einem Zustande vollkommener Gesundheit. Hiemit wurde die Sitzung geschlossen. Bei der nächsten, die um halb eilf Vormittags anfängt, ist das Publikum dasselbe. Viele Damen sind wieder gegenwärtig. Man vernimmt die Zeugen für den Angeklagten, die kein besonderes Resultat liefern.

Der Präsident: „Das Wort hat Odilon-Barrot, Advokat der klagenden Partei". Große Bewegung entsteht im Auditorium, worauf bald eine eben so große Stille folgt. Die Gerichtsdiener erhalten Befehl, Niemanden herein zu lassen. Der berühmte Redner wendet sich im Anfange an die Geschwornenen, und sagt unter Anderem: „Ich, dessen ganzes Leben dem heiligen Geschäfte der Vertheidigung gewidmet war, sehe mich heute — eine schreckliche Ausnahme, und ich hoffe, daß es die einzige seyn werde — dazu berufen, meine Stimme gegen einen Angeklagten zu erheben. So sehr ich auch das Verbrechen verabscheue, und die tiefe Ueberzeugung gegen den Angeklagten hege, so werde ich doch nie vergessen, daß ich gegen einen Schwerbeschuldigten spreche, und daß dessen Verurtheilung nur das Resultat einer wahren und unabhängigen Ueberzeugung, aber nicht einer leidenschaftlichen Hinreißung, seyn darf". Hierauf macht der Redner eine Schilderung von der Familie Morell, von dem ehrenvollen Charakter des Vaters, von der trefflichen Mutter, von der guten Erziehung der Kinder. Von de la Roncière's Charakter und Aufführung theilt er die Kehrseite mit. Er war kein Spieler, er ging nicht in's Caffeehaus, er führte ein zurückgezogenes Leben, und doch hatte er einen schlechten Ruf wegen seiner Neigungen und wegen seines Charakters. Mit neun und zwanzig Jahren hatte er schon bei fünf oder sechs Regimentern gedient. Er war nach Cayenne geschickt worden, und von dort nicht gebessert zurückgekehrt. Er hat viele Leiden auf das Haupt seines Vaters gehäuft. Der Redner hat in der Regimentsliste nachgesehen, um der Quelle des schlechten Rufs des jungen Menschen nachzuspüren. Bald hatte er einen armen Stallknecht grausam geprügelt, bald sprengte er im Gallopp mitten unter Weiber und Kinder. Er verging sich an armen Landleuten, er beleidigte die Obrigkeit. Geschah irgend etwas Böses, so hieß es: Es ist La Roncière! Und so war es auch bei den anonymen Briefen der Fall. Der Redner ruft jetzt die früheren Ereignisse zurück, die wir alle schon kennen, und legt sie, von besondern Bemerkungen begleitet, den Geschworenen an das Herz. Nachdem er diese Thatsachen mitgetheilt hat, geht er zur Frage über: Welches das Vertheidigungssystem des Angeklagten seyn werde? Es ist ein störrisches Mädchen, sagte er, die ein Kind unter dem Herzen trägt, die ein Vergehen zu verbergen hat. Vielleicht will man sie mir zur Frau geben. Die Mutter komme, werfe sich mir zu Füßen, und wir wollen sehen. Dieß war der Plan, den man sich zuerst vorgezeichnet hatte. Man geht zu Samuel ins Gefängniß, um ihn zu fragen, ob das Fräulein von Morell nicht schwanger sey. So sagt dieser in der Instruction aus. Heißt das nicht ein Verbrechen mit

andern Verbrechen gut machen? Als man den Beklagten fragt, worauf er diese Behauptung gründe, erwiederte er kalt: Es könnte wohl seyn, denn man hat mir gesagt, daß das Mädchen oft in Zwist über ihre Aufführung mit ihren Eltern lebe. Der Redner zeigt die Schlechtigkeit eines solchen Verfahrens. Er erkennt darin einen Mann, der in seinem ganzen Leben die Schamhaftigkeit herausforderte, und in dem Heiligthum der Justiz das vollendet, was er an dem Heerde der Häuslichkeit begonnen hatte. „Nun wohlan“, fährt er fort, zu dem Beklagten gewendet, „Sie können Ihre Unschuld nicht behaupten, ohne Ihr Schlachtopfer anzuklagen, aber wir müssen es Ihnen in's Gewissen rufen, daß ein Kind Sie angeklagt hat, daß diese Anklage sich mit Ihren Geständnissen verbindet, und die Aussage Ihrer Kameraden bestätigt. Hat dieses Kind nicht die fürchterliche Anklage gegen Sie erfunden, hat diese sechszehnjährige Fantasie jene höllischen Machinationen nicht erzeugt, waltet hier nicht die verabscheuungswürdigste Intrigue; hat sie in diesen Mauern, im Angesicht des Gerichts, die Wahrheit gesagt, hat sie sich bei ihrer Jugend nicht mit einem ungeheuren Meineid belastet, ist sie ganz wahrhaftig, kurz — ist sie kein Ungeheuer, so müssen Sie schuldig seyn.“

Der Redner geht nun zu einer Schilderuug des Mädchens über, und schließt diese mit den Worten: „Sie sagte, ich hab' ihn erkannt, ich erkenne ihn, und Sie müssen ihren Worten glauben, aber dennoch will man sie beschuldigen, sie selbst habe die anonymen Briefe geschrieben, sie selbst habe diese höllische Combination geleitet; sie soll ihrer Mutter, unter dem Namen eines Officiers, jene Rendezvous angetragen haben; sie hat jene leichtfertigen Declarationen einem andern Officier gemacht; sie sah die Verwirrung, welche jene Briefe im Hause anrichteten; sie sah den Kummer in ihrer Familie, und soll bei dem Allen gelächelt haben. Sie hat zwei Officiere zum Duell getrieben, sie hat den Brief in einer Sprache verfaßt, nicht eines Soldaten, sondern eines Trunkenbolds, der die Ausdrücke der Tavernen und gemeinen Orte kennt. Sie, ein junges Mädchen von sechszehn Jahren, soll alle Gesetze der Schicklichkeit mit Füßen getreten haben. Sie hat Alles errathen, Alles gewußt oder Alles erfunden; sie hat überall Verzweiflung gesäet, Trauer verbreitet, und endlich, auf dem Gipfel dieser Schändlichkeiten, erhebt sie sich triumphirend, und in wahnwitziger Freude stimmt sie einen satanischen Lobgesang an. Dieß, so sagt die Vertheidigung, that die reinste, die unschuldigste Jungfrau; dieß, so sagt die Vertheidigung, sagt die, die man in ihrer Familie nur einen Engel von Sanftmuth und Reinheit nannte.

Aber worauf gründet sich diese Gewißheit? Auf die kostbare Untersuchung der Handschriften".

(Bewegung unter den Zuschauern. Leises Lächeln.)

„Ein energischer Widerspruch", fährt der Redner fort, „lebt in allen Gemüthern gegen eine solche Absurdität. Bei Gott, ich liebe keine Sarkasmen in so ernsten Dingen, die so große Interessen berühren, aber die Untrüglichkeit, die sich jene Herren Untersucher von Handschriften anmaßen, ist seit lange in Zweifel gezogen. Die Geschichte solcher Schriftkundigen ist reich an Fällen, wo sie sich betrogen haben".

Der Redner führt hier viele solcher Fälle an, und ergeht sich in diesem Bereiche mit großer Umständlichkeit. Er kommt auf die Briefe selbst, und beweist aus ihrem Inhalte, daß keine Tochter ihren liebenden Eltern dergleichen geschrieben haben könne.

„Ich frage Sie nun, meine Herren Geschworenen", fährt der Redner fort, „denn Sie sind Väter: wenn nun hundert solcher Schriftkundigen daher kämen, um Ihnen zu sagen, daß einer dieser Briefe, die alle den Cynismus des Lasters athmen, die den gefallenen und entwürdigten Menschen bezeichnen, daß diese Worte, welche der geschickteste Dramaturg, wenn er die Entartung und Verwilderung des menschlichen Herzens auf die Scene bringen will, nur mit Mühe zusammensuchen müßte, ich sage, wenn alle Schriftkundigen der Welt behaupteten, daß dieses Ihre Tochter geschrieben habe, Ihre Tochter von sechszehn Jahren, an Ihrer Seite erzogen, in den strengsten Prinzipien der Moral und Religion, würden Sie nicht zu ihnen sagen: nein, es ist unmöglich, nein, ihr habt gelogen! Sie würden es mit einem Gefühle väterlichen Unwillens sagen, und Sie würden und müßten Recht behalten.

(Bravo! im Auditorium. Einige von den Geschworenen vergießen Thränen. Der Präsident gebietet Ruhe und Ordnung.)

Der Redner liest nun mehre dieser Briefe vor. Wir wollen den letzten im Auszuge hier mittheilen, um eine Probe des Styls zu geben:

„Gut, Sie spotten meiner, und verlachen meine Briefe. Die Katastrophe wird Ihnen zeigen, daß ich furchtbarer bin, als Sie glauben. Ich muß meinen ganzen Haß zusammennehmen, um Ihnen zurufen zu können: Unglücklicher Vater, ich bin in das Zimmer Deiner Tochter eingedrungen, ohne den Beistand eines Andern. Das Geräusch der zerbrochenen Scheibe hat sie aufgeweckt; sie sprang aus dem Bette; ich warf mich auf sie, und habe sie mit dem Schnupftuch fast erwürgt. Der Schmerz warf sie besinnungslos zur Erde, und ich stillte meinen Durst mit ihrem Blut und ihrer Ehre. Ich habe Alles erhalten. Nachdem ich ihr das Letzte geraubt hatte, nachdem sie durch mich ein

Gegenstand der Verachtung geworden war, ging ich fort, ohne von Jemand gesehen zu werden. Ha, welche Nacht! In drei Tagen bin ich nicht mehr in Saumur. In Paris sollen sie die Schande dieser Dirne erfahren. Hier kennt sie Niemand. Ich fürchte den Anhang und den Respect, den diese Saumurschen Schweine für sie hegen, und meine Kameraden, die stets so schändlich gegen mich gesinnt waren". —

Der Redner findet bereitwilliges Gehör bei der Versammlung für seine Behauptung, daß diesen Brief das Mädchen nicht geschrieben habe.

„Aber nicht allein", fährt der Redner fort, „ist das die Unmöglichkeit, daß ein Kind dieß schreiben konnte. Es kommen die Thatsachen hinzu, um die der Beklagte allein nur wissen konnte. So wird in den Briefen angekündigt, daß er sich für die Beleidigungen des Vaters rächen wolle, ebenso kündigt er das Duell vorher an. Wußte Marie davon? Kannte sie den Zusammenhang? Wußte sie, daß la Roncière Saumur verlassen mußte, daß seine Rolle dort zu Ende gespielt war? Wird man behaupten wollen, daß das Mädchen sich an den zartesten und geheimsten Theilen selbst verwundet habe, um die Anklage besser begründen zu können! War sie nicht vor dem 24. September beim vollsten Wohlseyn, und ist sie jetzt nicht niedergebeugt unter der Last einer schrecklichen Krankheit? Aber dieß Alles, selbst die Krankheit, sollte ja geläugnet werden. Dieser Zweifel wurde wenigstens in der Instruction erhoben, aber heute wird sie nicht mehr geläugnet werden können, und kein Zweifel kann sich mehr erheben. In dieser höchst verwerflichen Vertheidigung wollte man dem Kinde seine eigenen Eltern als Gehilfen geben. Seht jenen unglücklichen Vater, gebeugt unter der Last seines Unglücks, der Kraft und Muth verloren hat. Er soll Alles eingeleitet, und seiner Tochter geholfen haben. Ihr Vater, der sich geopfert haben würde, für die Ehre und Liebe seines Kindes, und jene unglückliche Mutter, deren Verzweiflung, deren Thränen die Zuhörer so erschüttert haben. Eine solche Vertheidigung war wohl überdacht, wohl überlegt worden, aber jetzt muß man ihr entsagen. Solch ein Plan wird angelegt, wenn man allein ist. Man spricht zu sich selbst: Wir wollen die Eltern anklagen, und sagen, daß das Mädchen schwanger sey; aber vor Gericht erscheint die Wahrheit, und beleuchtet die Schande, zu solchen Mitteln die Zuflucht genommen zu haben. Das Gefühl der Schaam ist dann stärker, als der Instinkt zur Erhaltung. Zu welchen Verläumdungen wollt Ihr nun schreiten? Welchen Argwohn wollt Ihr nun aussäen? Also Marie hat keine Mitgenossen. Sie allein erfand und leitete diese Intrigue bis zum Ende. Es war aber noch nicht genug damit, daß

Verbrechen muß auch einen Grund, das Mädchen muß einen Zweck gehabt haben, dieß mußte man erfinden. Darum klagte man sie der Schwangerschaft an, und setzte hinzu, sie wolle suchen, sich auf jeden Fall einen Mann zu schaffen. La Roncière soll sie heirathen, aber sie verhindert nicht ihren Vater, ihn zum Hause hinaus zu jagen, und hält ihre Familie nun nicht zurück von der Schwelle der Gerichte. Ueberliefert sie sich vielleicht dem Tribunal, um sich dann gebrandmarkt als Gattin ihm in die Arme zu werfen? Nur der Wahnsinn blieb nun noch übrig, aber auch diese Quelle versiegte bald; in ihren lichten Augenblicken ist das Mädchen vollkommen vernünftig. Ja, noch mehr, durch eine seltsame Ausgleichung genießt sie dann eines Uebermaßes von Vernunft und Kraft. Man sah sie hier gegenwärtig, und war erstaunt über ihre Festigkeit, über ihre Sicherheit und die Entschiedenheit ihrer Reden. — Blickt man nun hingegen auf den Angeklagten, so sieht man ihn schwebend zwischen zwei Schändlichkeiten. Um der Gerechtigkeit zu entfliehen, gibt er sich an, er spricht davon, seinen alten Vater zu schonen, und gesteht eine verabscheuungswürdige Handlung, einzig und allein um den Folgen zu entgehen, die einige Briefe haben könnten, welche sich in den Händen des Herrn Generalprocurators befinden. — Odilon Barrot schlägt nun mit siegreichen Worten alle Versuche der Vertheidigung aus dem Felde, und endet, nachdem er anführt, daß de la Roncière von einem Zeugen an jenem Abend des 23. Septembers gesehen wurde, als er sich, wegen einer Erkältung, vom Dienste dispensiren ließ. „Das Alibi ist eine gefährliche Waffe; glückt es, so rettet es; schlägt es aber fehl, so tödtet es"! —

„Meine Herren", so schließt der Redner, „der unglücklichste Tag meines Lebens wird der seyn, wo meine Stimme dazu beiträgt, einen Unschuldigen zu verdammen. Aber hier, ich erkläre es, ist meine Ueberzeugung vollkommen. Ich bin in der Alternative, entweder Marien von Morell oder den Angeklagten zu verdammen. Als Mensch, als Familienvater, dem Gewissen und der Vernunft Gehör gebend, schwanke ich nicht. Mein Geschäft ist zu Ende. Sie, meine Herren Geschworenen, haben zu entscheiden. Ganz Frankreich, vielleicht die Welt, erwartet mit Angst Ihr Urtheil. Es handelt sich hier nicht um eine Familie, um ein Privatunglück; es handelt sich um eine hohe Lehre der Moral; es handelt sich, die Sicherheit der Familie, die so heftig erschüttert ist, einigermaßen zu befestigen. Jeder Zeitraum hat seinen eigenen Charakter. Wir kennen die Ausschweifungen der Zeiten Ludwig XV., der Regentschaft, des Kaiserreichs. Die ersteren verbargen ihre Laster unter einem glänzenden Firniß, unter einem verführerischen

Aeußern; die letzteren ließen ihre Leidenschaften durch die Sucht nach Ruhm beherrschen. In unserer jetzigen Epoche bildet man sich ein, daß es eine Art Poesie des Verbrechens gebe. (Laute Bewegung.) Da arbeiteten die müßigen Hirne. Man suchte Erschütterungen um jeden Preis hervorzubringen. Das moralische Gefühl wurde verderbt, und die Namen jener schmutzigen Laster, welche Entsetzen einflößen, wurden geschaffen, die in nichts den früheren Verbrechen gleichen, und allen Ueberlieferungen und Erfahrungen menschlicher Weisheit spotten. In einer solchen Stellung gebührt es der Gerechtigkeit des Landes, welche Sie vorstellen, einem Wiederstrahle der göttlichen Gerechtigkeit, der Gesellschaft eine hohe Belehrung zu ertheilen, sie aufzuhalten in der allgemeinen Ueberschwemmung, und ein Unterpfand der Sicherheit den Familien zu geben. Dieses unglückliche Kind, diese unglückliche Familie, wir sprechen nicht mehr von ihrer Macht und ihrem Reichthum, denn für die Aermsten und Verlassensten selbst ist sie ein Gegenstand des Mitleids, soll nicht aus diesen Mauern gehen, wohin das Gefühl der Ehre sie führte. Sie darf nicht von hier gehen, durch ein Urtheil beschimpft, denn von jetzt an soll man es wissen, daß es Verbrechen gibt, die unmöglich wieder gut gemacht werden können. Meine Herren Geschworenen, Sie werden Ihre Pflicht zu erfüllen wissen."

Der Redner setzt sich, aber das Auditorium steht auf, und ein langes Gemurmel bethätigt seinen lebhaften und tiefen Beifall. Die ergreifende Rede hatte vier und eine halbe Stunde gedauert. Der Präsident suspendirt die Sitzung. Kaum begeben sich die Geschworenen und Richter aus dem Saal, als die anwesenden Collegen sich um Herrn Odilon-Barrot drängen, um ihm ihre aufrichtigen Glückwünsche darzubringen. Im ganzen Saal wird eine lebhafte Conversation geführt. Auch die Familie Morell umgibt Herrn Odilon-Barrot und dankt ihm mit Thränen in den Augen. Bei der Wiedereröffnung der Sitzung wird ein Papierfabrikant vernommen, welcher aussagt, daß das Papier der anonymen Briefe und des Briefes der Fräulein Morell ein und dasselbe sey. Hierauf wird die Sitzung vertagt.

Der Zudrang am andern Morgen ist noch größer, als bisher. Der Präsident befiehlt, daß man alle die Personen aus dem Saale weise, welche keinen Platz zum Sitzen erhalten konnten. Man bemerkt mehre Damen, welche, um diesem Befehle zu entgehen, ohne Mitleid für ihre schönen Modekleider sich auf die Knie werfen. Herr Chaix-d'Est-Ange, Vertheidiger des Angeklagten, hat das Wort. Es herrscht die gespannteste Aufmerksamkeit.

(Fortsetzung folgt.)

E n g l a n d.

Die kleine weifse Dame.

(Letztes Fragment aus Irwings Newstead Abbey.)

Bei einem Morgen-Spazierritte mit Oberst Wildman, dem jetzigen Besitzer der Abtei, gelangten wir in ein reizendes kleines Gehölz. Der Weg hatte uns an überwachsenen Felsabhängen hingeführt und wand sich nun durch Birken und Gruppen schöner Ulmen und Buchen. Ein klarer, schimmernder Bach, labyrinthartig sich hinschlängelnd, durchkreuzte wiederholt unsern Pfad, als wäre das Gehölze von zahlreichen Flüßchen bewässert. Der einsame und romantische Anblick des Waldstückes und die häufige Rückkehr des Wassers erinnerten an die kleine deutsche Sage von Undine und den Abenteuern des Ritters, der mit einer Wassernymphe sich vermählt hatte. Als er mit der Braut durch ihre Wälder ritt, sprach sie jeder Fluß als ein Verwandter an: der Eine war ihr Oheim, der Andere ihr Bruder, der Dritte ihr Vetter. Wir ergötzten uns mit Anwendung dieser phantastischen Sage auf die reizende Scenerie umher, bis wir zu einem alten, grauen, einsam im Thalgrunde gelegenen Pachthause an Baches Rand, überschattet von ehrwürdigen Bäumen, gelangten. Man nannte es Weir Mill Pachthaus. Mit dem ländlichen Gebäude und dem anliegenden Gehölze stand eine kleine Begebenheit in Verbindung, deren einzelne Umstände ich theilweise an Ort und Stelle vernahm, theilweise im Verlaufe meines Aufenthaltes in der Abtei sammelte.

Oberst Wildman hatte Newstead noch nicht lange an sich gebracht, als er eines Abends, in der Dämmerung durch das Gehölze schweifend, eine kleine weibliche Gestalt in weißem Gewande an sich vorüberschweben sah, ohne daß diese sprach oder ihn nur zu gewahren schien. Ihre Form verschwamm im Zwielicht und ihr Tritt war bei'm Vorübergehen kaum zu vernehmen.

„Welche Zauberin, welches Gespenst!“ rief der Oberst aus. „Was könnte ein Dichter oder Romanschreiber aus solch einer Erscheinung zu dieser Stunde und an diesem Orte machen!“

Er wollte sich eben Glück wünschen, daß sein Wald von Elfen bewohnt sey, als er einige Schritte entfernter ein weißes Tuch auf dem Wege liegen sah, das offenbar jener Gestalt entfallen war.

„Wohl denn!“ sprach er, „nach Allem ist es weder ein Geist, noch eine Zauberin, sondern ein Wesen von Fleisch und Blut, und — Nesseltuch.“

Fortschreitend gelangte der Oberst auf die Straße, welche an der alten Mühle der Abtei gegenüber hinführt. Die Mühlbewohner standen vor der Thüre. Hier fragte er, ob ein Besuch in der Abtei gewesen sey? Man antwortete verneinend.

„Ist Niemand hier vorübergegangen?“

„Nein, Herr!“

„Sonderbar. Ich traf doch ein weibliches Wesen, weiß gekleidet, das hier vorübergegangen seyn muß.“

„Oh, Herr! Sie meinen die kleine weiße Dame — die ging so eben vorbei.“

„Die kleine weiße Dame! Wer ist das, um des Himmels willen?“

„Keine Seele weiß es. Sie lebt im Weir-Mill Pachthause, da unten am Saume des Waldes. Jeden Morgen geht sie nach der Abtei, hält sich in der Umgegend bis zum Abend auf, und begibt sich dann wieder nach Hause. Sie spricht mit Niemand und wir — wir fürchten sie, weil wir nicht wissen, was wir aus ihr machen sollen.“

Oberst Wildman schloß, es müsse eine Schriftstellerin seyn, die in der Abtei nach Stoffen forsche und dachte nicht mehr über die Sache nach. Er ging nach London und weilte dort lange. In der Zwischenzeit war seine neuvermählte Schwester nach Newstead gekommen, um die Flitterwochen mit ihrem Manne hier zuzubringen. Die kleine weiße Dame wohnte noch in jenem Pachthause am Rande des Geister-Waldes, und machte noch täglich ihre Besuche in der Abtei. Ihr Anzug war stets derselbe — ein weißer Rock, schwarzer Spencer und ein weißer Hut mit einem kurzen Schleier, der den oberen Theil ihres Gesichtes verhüllte. Scheu und stille ging sie umher, sprach mit Niemand, suchte keine Gesellschaft als die der Neufundland-Dogge, welche Lord Byron gehört hatte. Durch Liebkosen und Füttern sicherte sie sich des Thieres Freundschaft, das der Genosse ihrer einsamen Spaziergänge wurde. Sie vermied alle Fremden und wandelte in den entferntesten Theilen des Gartens. Zuweilen saß sie stundenlang vor dem Baume, in welchen Byron seinen Namen gegraben hatte, zuweilen lagerte sie sich am Fuße des Monumentes, das er unter den Ruinen der Kapelle errichtet hatte. Manchmal las sie, dann schrieb sie wohl auch mit Bleistift auf eine Tafel, welche sie bei sich trug, doch die meiste Zeit brachte sie in Träumereien hin. Das Landvolk umher gewöhnte sich nach und nach an sie, und ließ sie ungestört ihren Weg gehen. Das Mißtrauen gegen sie mußte wegfallen bei der Entdeckung, daß ihre seltsamen Gewohnheiten davon herrührten, daß die Arme taubstumm war. Dessen ungeachtet betrachtete man sie mit einer Art von Besorgniß, denn allgemein hieß es, es sehe in ihrem Kopfe nicht richtig aus.

Von all diesen Umständen wurde Oberst Wildmans Schwester durch die Diener der Abtei unterrichtet, welche die kleine weiße Dame oft zum Gegenstande ihres Gespräches machten. Die Abtei und ihre klösterliche Umgebung war der Sage nach von Erscheinungen heimgesucht; was war natürlicher, als daß ein geheimnißvoller Besuch dieser Art, zumal unter der Voraussetzung, daß er unter dem Einflusse geistigen Irsinnes leide, einer an diesen Ort nicht gewöhnten Person Schrecken einjagen mußte. Als sich des Obersten Schwester eines Tages auf einer breiten Terrasse im Garten erging, sah sie plötzlich die kleine weiße Dame auf sich zukommen, und nahm, im Augenblicke überrascht und erschrocken, die Flucht nach dem Hause. Tag für Tag verging und man erblickte das seltsame Geschöpf nicht wieder. Endlich kam der Oberst zurück, und hörte von seiner Schwester die Geschichte ihres Begegnens und Schreckens im Garten. Da erinnerte er sich seines Abenteuers mit der kleinen weißen Dame im Undinen-Walde wieder. Bald löste sich das Räthsel. Sogleich nach seiner Ankunft empfing der Oberst einen Brief, geschrieben von zarter Hand, in blühendem, beredtem Style. Die kleine weiße Dame, des Briefes Verfasserin, hatte zu ihrem Leidwesen der Schwester rasche Flucht wahrgenommen; sie fühlte sich unglücklich, ein Glied der Familie beunruhigt zu haben. Die Motive ihrer häufigen und langen Besuche in der Abtei waren enthusiastische Verehrung für Lord Byron's Genius und leidenschaftliche Lust am Schauplatze, den er einst bewohnt. Sie berührte den bedauerlichen Zustand, der sie von jeder menschlichen Gemeinschaft ausschloß, beklagte ihre verlassene, jeder Freude beraubte Lebenslage, und schloß mit der Hoffnung, daß man ihr den letzten Trost, die Erlaubniß, die Abtei zu besuchen und ihre Gärten und Spaziergänge zu benützen, nicht entreißen werde.

Der Oberst erkundigte sich nun weiter nach ihr, und fand, daß sie bei den Bewohnern des Pachthauses, in welchem sie sich aufhielt, wegen ihrer edeln, ruhigen, einfachen Weise sehr in Gunst stand. Bei einem Besuche, den er ihr nun abstattete, empfing sie den Oberst anfangs mit einiger Bewegung und Verlegenheit, aber sein ungezwungenes freundliches Wesen brachte die kleine weiße Dame bald wieder in's Gleichgewicht. Sie war ein blasses, nervenschwaches Wesen, und stand nicht mehr in der Blüthenzeit der Jugend; ihre meisten Organe litten an einem Mangel, denn sie war nicht allein taubstumm, sondern auch kurzsichtig. Man führte das Gespräch mittelst einer kleinen Tafel, worauf Fragen und Antworten geschrieben wurden. Die gebrechliche Organisation hatte eine beinahe zur Krankheit gesteigerte Reizbarkeit im Gefolge. Nicht von Geburt an taubstumm, verlor sie das Gehör erst bei einem körperlichen Anfall und zugleich auch die Fähigkeit, deutlich zu artikuliren. Ohne Verwandte, ohne Freunde, verlassen und durch ihr Uebel von aller Gesellschaft ausgeschlossen, hatte die Arme augenscheinlich ein düsteres, unglückliches Leben geführt.

„Ich lebe gleichsam unter Fremden“, waren ihre Worte, „und zwar in meinem Geburtslande in einem Grade, wie es nur in den entferntesten Theilen der Welt der Fall seyn könnte. Von Allen werde ich als Fremde betrachtet; Niemand will eine Verbindung mit mir

anerkennen; man betrachtet mich als ein Ding, das nicht zum Menschengeschlechte gehört."

Alles, was der Oberst von der armen Enthusiastin vernahm, erhöhte sein Interesse für sie. Er war selbst ein zu eifriger Bewunderer des Lord Byron, um nicht den außerordentlichen Eifer mitzufühlen, mit welchem ein Mensch an dem Dichter hing; er lud darum die kleine weiße Dame ein, ihre Besuche in der Abtei zu erneuern; Haus und Garten sollten stets für sie offen seyn.

Schüchtern und mißtrauisch, und offenbar in Furcht, aufdringlich zu erscheinen, begann sie wieder, im Mönchsgarten umherzuspazieren, und ihren alten Sitz am Fuße des Monumentes aufzusuchen. Kamen Personen in den Garten, so suchte sie diese ängstlich zu vermeiden und zog sich in die entlegensten Theile zurück. Man sah sie nur wie einen Geist durch das Gebüsche hingleiten. Manche Phantasie, manches Gefühl drückte sie während ihrer Wanderung in Versen aus, die sie auf ihre Tafel aufzeichnete und dann bei ihrer Rückkehr zum Pachthause auf Papier brachte. Was ich zu Gesicht bekommen, ist mit ungemeiner Harmonie im Aufbau geschrieben. Ueberall schimmert die enthusiastische Verehrung durch, mit welcher sie Byrons Genius, oder vielmehr das romantische Bild, das ihre Einbildungskraft von ihm geschaffen, anbetete.

Der sonderbare, romantische Irrsinn — so muß man es wohl nennen — war rein geistiger, idealer Natur; denn sie hatte, wie sie selbst in einer Rhapsodie gesteht, Lord Byron nie gesehen. Er war für sie ein bloßes Phantom ihres Gehirnes.

Ihre poetischen Wanderungen und Forschungen beschränkten sich nicht auf die Gründe der Abtei, sie erstreckten sich auf alle Theile der Umgebung, welche mit dem Andenken an Lord Byron in Verbindung standen, bis nach den Gehölzen und Gärten von Annesley-Hall, dem Schauplatze seiner jugendlichen Leidenschaft für Miß Chaworth. Sie erzählt in einem ihrer poetischen Ergüsse, sie habe von Howets-Hügel im Annesley-Parke eine „sylphenartige Gestalt" in einem Wagen, gezogen von milchweißen Rossen, erblickt, wie sie unten am Fuße des Berges vorüberzog; das sey das Lieblingskind gewesen, welches Lord Byron bei seiner merkwürdigen Zusammenkunft mit Miß Chaworth gesehen, nachdem diese vermählt gewesen. Das Lieblingskind war jetzt zur blühenden, schönen Jungfrau geworden, und scheint den Charakter und die Geschichte ihres seltsamen Besuches hinreichend gekannt zu haben, um ihn mit edelm Mitgefühle zu behandeln. In rührenden Worten drückt die kleine weiße Dame in einer Note zu ihren Versen ihre Empfänglichkeit für das freundliche Benehmen aus. „Die wohlwollende Herablassung der liebenswürdigen, interessanten jungen Dame," sagt sie, „gegen die unglückliche Schreiberin dieser einfachen Zeilen werden einem dankbaren Gedächtnisse eingeprägt bleiben, bis der Lebensfunke für immer erloschen ist, der jetzt ein Herz durchglüht, welches solche Güte zu innig empfindet und zu selten erfährt."

Der Oberst hatte zur selben Zeit einzelne Umstände aus der Geschichte der Fremden vernommen und dabei ersehen, daß sich Armuth zu den übrigen Leiden der kleinen weißen Dame geselle. Sie nannte

sich Sophie Hyatt und war die Tochter eines Buchhändlers auf dem Lande; ihre Eltern waren längst todt. Sie hing später einzig von ihrem Bruder ab, der ihr eine geringe Rente von ihrem väterlichen Erbe ausgesetzt hatte, das in seinen Händen geblieben war. Dieser Bruder, Kapitän eines Kauffahrtei-Schiffes, war mit seiner Familie nach Amerika gezogen und hatte die Unglückliche allein in der Welt gelassen, denn sie besaß keinen andern Verwandten in England, als einen Vetter, von dem sie so viel als Nichts wußte. Eine Zeit lang empfing sie die Rente regelmäßig, aber zum Unstern starb ihr Bruder in Westindien und hinterließ seine Angelegenheiten in höchster Verwirrung; es schwebten gegen sein Vermögen verschiedene Handelsklagen ob, welche seine ganze Habe zu verschlingen drohten. Unter diesen mißlichen Umständen blieb ihre Rente plötzlich aus; vergebens suchte sie Erneuerung von der Wittwe oder wenigstens Kunde vom Stande der Angelegenheiten ihres Bruders. Drei Jahre lang blieben ihre Briefe unbeantwortet, und sie wäre dem bittersten Mangel ausgesetzt gewesen, hätte ihr der Vetter in England nicht von Zeit zu Zeit eine Gabe gereicht.

Mit wohlwollendem Sinne ging der Oberst in die Geschichte ihrer Leiden ein. Er sah, daß es ein hülfloses Geschöpf sey, das ohne Schutz, bei körperlicher Schwäche und Weltunkenntniß ihre gerechte Sache nicht zu verfolgen vermöge. Er ließ sich die Adresse ihrer Verwandten in Amerika geben, erkundigte sich nach den Handels-Verbindungen ihres Bruders, versprach durch Vermittelung seiner eigenen Agenten in Liverpool Nachforschung nach den Verhältnissen des Verstorbenen halten zu lassen und jeden Brief, den sie schreiben würde, auf eine Weise zu besorgen, daß er unfehlbar den Ort der Bestimmung erreichen müsse.

Von schwankenden Hoffnungen belebt, setzte die kleine weiße Dame ihre Wanderungen nach der Abtei und der Umgebung fort. Ihr zartes schüchternes Benehmen erhöhte den Antheil, welchen sie bereits in Mistreß Wildman erregt. Mit gewohnter Güte suchte sich die Lady der Verlassenen zu nähern und ihr Vertrauen einzuflößen. Sie erbot sich, ihr die Bücher zu leihen, welche sie besaß, da sie ihre Leidenschaft zum Lesen gewahr wurde. Die kleine Dame entlehnte nur wenige, darunter besonders die Werke von Walter Scott, gab sie aber bald wieder zurück; sie schien einzig und allein am Studium der Schriften des Lord Byron Freude zu haben, und war sie nicht mit dem Lesen seiner Dichtungen beschäftigt, so brachte sie ihre Zeit mit leidenschaftlichem Nachsinnen über seinen Genius hin. Ihre Begeisterung schuf eine ideale Welt um sie her, in der sie lebte und webte wie in einem Traume, für Zeiten das wirkliche Elend vergessend, von dem sie in ihrem sterblichen Stande heimgesucht war.

Eine ihrer Rhapsodien ist von Schwermuth erfüllt; sie sah den nahen Tod vorher, der bei ihrer gebrechlichen Körper-Beschaffenheit und zunehmenden Schwäche immer wahrscheinlicher wurde. Ueber den Versen stehen die Worte:

„Geschrieben unter dem Baume am Crowholt-Berge, wo ich „begraben zu werden wünsche (sollte ich in Newstead sterben).“

Inmitten ihrer Träumereien langte in Newstead die Nachricht vom frühen Tode des Lord Byron an. Wie diese von der ehrfurchtsvollen, aber leidenschaftlichen Verehrerin aufgenommen wurde, konnte ich nicht in Erfahrung bringen; ihr Leben war zu einsam und lichtlos, um viel persönliche Anekdoten zu liefern, aber unter ihren poetischen Ergüssen findet man mehrere unter großer Aufregung, in ungeregelter, abgebrochener Weise geschrieben.

Unter diesen Verhältnissen mußte man befürchten, daß bei dem krankhaft reizbaren Zustande jene Art geistiger Störung entstehen möchte, die man Monomanie nennt. Das arme kleine Wesen kannte die Gefahr, die ihm drohte, und spielte selbst darauf an in folgender Stelle eines Briefes an den Oberst, der uns ein unendlich trauriges Gemälde von einem vorgefühlten, durch den menschlichen Geist heraufbeschworenen Uebel zeigt.

„Lange schon," schreibt sie, „gewahre ich den Verfall meiner geistigen Fähigkeiten und betrachte ihn als unfehlbare Anzeige des schauervollen Leidens, das mich im Vorgefühle mit solchem Schrecken erfüllt. Seit geraumer Zeit hat meinen Geist der sonderbare Gedanke erfaßt, daß Swifts düsteres Geschick auch das meinige seyn werde; es ist nicht ein gewöhnlicher Wahnsinn, was ich so sehr fürchte, nein, es ist etwas Schrecklicheres — gänzlicher Stumpfsinn. Bedenken Sie, mein Herr, wie mich diese Idee quälen muß, mich, die ich jedes irdischen Freundes entbehre, den ich in solch elendem Zustande um seinen Schutz anrufen könnte, um nicht den schmählichen Beleidigungen ausgesetzt zu seyn, welche dergleichen Scenen stets hervorzurufen pflegen. Aber ich darf bei dem Gedanken nicht weilen, er könnte das Uebel, dem ich mit Schrecken und Angst entgegensehe, beschleunigen. Und dennoch muß ich zu gewissen Zeiten nach der Leute Benehmen und den Betrachtungen, die ich nachher anstellte, denken, daß sich bereits Symptome des Wahnsinns gezeigt haben."

Fünf Monate gingen vorüber, aus Amerika langte keine Antwort an, und des Obersts Nachforschungen blieben ebenfalls fruchtlos. — Tiefere Schwermuth und Hoffnungslosigkeit schienen den Geist der Unglücklichen zu umstricken. Sie sprach davon, daß sie Newstead verlassen und nach London reisen wolle, in der Hoffnung, dort einen gesetzlichen Prozeß einleiten zu können, um sich der Verlassenschaft ihres verstorbenen Bruders zu versichern. Es schwanden Wochen hin, ehe sich der Entschluß, den Schauplatz ihrer poetischen Schwärmerei zu verlassen, in ihr befestigte. Endlich setzte sie ihre Abreise fest. Tags zuvor besuchte sie die Abtei noch einmal zum Lebewohl. Da durchwanderte sie alle Gründe und Gärten, und weilte an allen Stellen, die eine Beziehung auf das Andenken an Lord Byron hatten, und saß lange am Fuße des Monumentes, das sie „ihren Altar" zu nennen pflegte. Endlich suchte sie Mistreß Wildman auf und legte ein versiegeltes Päckchen in ihre Hände, mit der ernstlichen Bitte, es nicht vor ihrer Abreise aus der Nachbarschaft zu eröffnen. Traurig nahm sie dann Abschied und verließ die Abtei unter bittern Thränen.

Als sich Mistreß Wildman Abends in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, konnte sie sich nicht enthalten, das Legat des seltsamen Wesens

zu durchsehen. Sie öffnete und fand zuerst eine Anzahl jener flüchtigen, bereits berührten Gedichte, dann aber einen weitläufigen Brief, voll Pathos und Beredtsamkeit, worin sie den Zustand ihres Geistes in dunkeln, aber kräftigen Farben malte.

„Als ich Sie zum letzten Male im Garten zu sehen das Vergnügen hatte“, schrieb sie, „fragten Sie mich, warum ich Newstead verlasse. Da sagte ich Ihnen, daß mich meine Umstände dazu nöthigen. Der Antheil, den ich hiebei in Ihrem Blicke zu lesen glaubte, würde mich zu ausführlicher Erklärung ermuthigt haben, aber die Unfähigkeit, mich mündlich auszudrücken, legte mir ein Hinderniß in den Weg.“

Dann geht sie in Einzelnheiten über ihre pecuniären Umstände ein, wonach sie ihr Leben einzig und allein von dreizehn Pfund fristete, die ihr jener Vetter aus einem gewissen Stolze, daß sie nicht dem Gemeinde-Almosen heimfalle, jährlich ausgesetzt hatte; aber sie empfing das Geld begleitet von so unwilligen Bemerkungen, daß sie der Fortsetzung von einem Vierteljahre zum andern nicht sicher war. Mehr als einmal wurde der Beitrag unter nichtigen Gründen zurückbehalten, und stets mußte sie befürchten, er werde ihr ganz entzogen.

„Mit tiefem Schmerze“, fährt sie fort, „habe ich meine unglückliche Lage so weitläufig auseinandergesetzt; doch ich dachte, Sie wünschten Näheres von meinen Verhältnissen zu erfahren, und fürchtete, Oberst Wildman könnte, vom Scheine getäuscht, der Ansicht leben, ich leide keinen wirklichen Mangel, und ein Aufschub von ein Paar Wochen oder Monaten bei der Nachforschung ziehe keine wesentliche Nachtheile nach sich. Soll der Erfolg des Unternehmens ein günstiger seyn, so muß der Oberst von meinen Umständen durchaus genau unterrichtet werden, um sie jedem Manne treu schildern zu können, den er für mich zu interessiren beabsichtigt, mag er sich in Amerika selbst befinden oder dort Verbindungen haben, wodurch meine Freunde von der Wahrheit meiner traurigen Lage überzeugt werden mögen, wenn sie daran zweifeln, wie ich voraussetze. Ausführlicher zu werden, ist mir unmöglich; es müßte mich unendlich demüthigen, sollte ich alle die Verlegenheiten schildern, in welche mich äußerste Noth versetzt hat. Alles rein herauszusagen, möchte mich einer Schlußfolgerung aussetzen, die mein Zartgefühl, mein angeborener Stolz nicht zu ertragen vermöchten. Verzeihen Sie, Madame, daß ich diejenigen beunruhige, deren Ruhe mir heilig seyn sollte — ich bin genöthigt, mich und meine Sache des Obersten Menschenfreundlichkeit anheimzustellen und seine ernstliche Unterstützung anzurufen, denn in ihm suche ich jetzt allein Trost und Hülfe. Verachten Sie mich nicht, weil ich mich der gebietenden Nothwendigkeit unterziehe — es ist nicht Liebe zum Leben, ich bin nicht ängstlich auf seine Erhaltung bedacht. Ich kann nicht sagen: „„es gibt Dinge, die mir die Welt theuer machen,““ denn für mich gibt es keinen Gegenstand, der mir die Fortsetzung meines Daseyns wünschenswerth erscheinen ließe, könnte ich nur jene Ruhe, jenen Frieden im Grabe finden, den ich auf Erden nie gefunden habe, nie finden werde.“

Ein anderer Theil ihres Briefes verräth düstere Verzweiflung, und schildert den schauerlichen Stand eines zerrütteten Geistes, der

unter Sorgen und Kummer vergebens den sanften Trost religiösen Glaubens suchte.

„Es wundert mich selbst," sagt sie, „daß sich mein Daseyn oft über das Ziel hinaus verlängerte, welches ich ihm gesteckt glaubte. Wenn ich mir meine Lage hoffnungslos, verzweiflungsvoll, ja noch gräßlicher dachte, als sie gegenwärtig ist, rettete mich ein plötzliches Dazwischentreten der Vorsicht von meinem Geschicke, das mir unvermeidlich schien. Ich spiele nicht auf Ereignisse der letzten Periode an, denn seit meinen früheren Jahren bin ich ein Kind der Vorsehung gewesen, warum sollte ich jetzt an ihrer Sorge für mich verzweifeln? Ich mißtraue ihr nicht, ich vertraue aber auch nicht auf sie, die Zukunft ängstigt mich nicht, sie läßt mich gleichgültig; doch das ist nicht Glauben an die Vorsicht, nicht der Glaube, der allein ihren Schutz in Anspruch nimmt. Ich weiß, diese Gleichgültigkeit ist strafbar; sie wendet unsern Blick von der glänzenden Aussicht ab, welche die Religion zum Troste der Unglücklichen bietet, und doch hat mich eine geliebte Mutter frühe gelehrt, daß ich dahin mit Freude und Liebe schauen soll. Der religiöse Glaube ist in mir nicht verloren gegangen, obgleich ich zuweilen zu zweifeln versucht war, weil ich die uns zugesicherte Unsterblichkeit nicht mehr wünsche. Mein einziger Wunsch ist jetzt Ruhe und Friede, endlose Ruhe, „„Ruhe aber nicht Gefühl der Ruhe."" Doch ich kann nicht der täuschenden Hoffnung leben, daß mir solche Ruhe zu Theil werden wird. Ich fühle eine innere Nothwendigkeit, stärker, als die Beweise, welche Vernunft und Religion uns zu bieten vermögen, daß ich Etwas in mir trage, was unsterblich ist und seinen Ursprung nicht vom Erdenkloß empfangen hat. Mit dieser Ueberzeugung, doch ohne Hoffnung, daß ein schöner Licht auf die trübe Zukunft fallen werde, darf ich den Blick nicht nach dem Jenseits richten, und doch wird mir das Diesseits nie den Frieden bringen."

„Diese unselige Gemüthsverfassung muß Ihr Mitleid erregen. Sie ist vielleicht aus der Einsamkeit entstanden, in der ich gelebt habe, sogar mitten in der Gesellschaft gelebt habe, weil mich meine Gebrechen von der erquickenden Gemeinschaft befreundeter Geister, vom süßen Troste veredelter Unterhaltung ausschlossen; der zeitenweise geringe Zusammenhang mit meiner Umgebung kann nicht Unterhaltung genannt werden — um mich her fand ich keine befreundete Geister — und wenn mich die Umstände zuweilen einmal mit höheren und gebildeteren Menschen zusammenführten, die meine Gesellschaft nicht zurückstießen, so konnten sie selbst in früheren Jahren die düstern Gedanken nicht aus der Seele bannen, die hier ihren Aufenthalt gewählt hatten, noch mir den Muth zu kräftigem Kampfe verleihen; und doch gibt es unter allen Freuden des verfeinerten Lebens, die mir die Phantasie so oft mit lebhaften Farben vorgemalt hat, nicht eine, nach der ich ein so inbrünstiges Verlangen fühlte, als nach dem zarten Austausch der Gedanken, der höchsten Glückseligkeit erleuchteter Geister in der Stunde geselliger Unterhaltung."

„Als Sie mich zum ersten Male sahen, entdeckten Sie das Gebrechen, das mich von aller Unterhaltung ausschließt — sonst möchten Sie mich wohl zuweilen Ihres Umganges gewürdigt haben. Wenn ich

Sie dann auf dem Spaziergange erblickte, so bildete ich mir wohl ein, Sie wollen mich ermuthigen, Ihnen entgegenzutreten. Verzeihen Sie, wenn meine Einbildungskraft, allzu geschäftig, mir solch' verführerische Täuschungen vorzuspiegeln, mich zu einer falschen Voraussetzung verlockte. Sie mögen bemerkt haben, daß ich in der Regel Sie und den Oberst zu meiden bemüht war. Ich wollte Ihren edeln Herzen die Pein ersparen, Zeugen eines Unglücks zu seyn, das Sie nicht erleichtern konnten. So von aller Gesellschaft ausgeschlossen, war ich in meine eigene Welt gebannt, und wahrlich der Umgang mit den Geschöpfen, mit denen ich diese Welt bevölkert hatte, brachte mich nicht in Verlegenheit. Obgleich ich die Einsamkeit liebe und zur Unterhaltung für meine Phantasie der Menschen nicht bedarf, so muß doch ein allzu einsames Leben eine unglückliche Wirkung auf den Geist hervorbringen, der, auf seine eigenen Quellen beschränkt, unfehlbar in den Stunden der Schwermuth über verzehrenden Gedanken brüten wird, die am Ende Menschenhaß namentlich bei denen herbeiführen müssen, die durch körperliche Beschaffenheit oder frühes Mißgeschick geneigt sind, melancholisch zu werden und die menschliche Natur im dunkelsten Schatten zu betrachten. Habe ich nicht Ursache zu düstern Gedanken? Meine Verlassenheit allein müßte das Daseyn einem Wesen in Fluch verwandelt haben, dessen Natur von aller geselligen Liebe durchglüht ist, ohne einen Gegenstand für diese Liebe zu besitzen, ohne natürliche Verbindung, ohne einen Freund auf dieser Erde, der mich vor Verachtung und einer unwürdigen Behandlung zu schützen vermöchte, welcher ich durch meine Lage fortwährend ausgesetzt bin."

Ich kann die Auszüge aus diesem Briefe nicht schließen, ohne noch einen zu geben, der ihre Gefühle in Beziehung auf Newstead zeichnet.

„Wohl weiß ich, daß ich von Ihrer außerordentlichen Güte nicht so oft hätte Gebrauch machen sollen, als ich es gethan habe. Ich hätte mich von Ihrem Garten entfernen sollen, so lange sich Gesellschaft in der Abtei befand, — aber da ich mich längst entfernt haben mußte, wenn die Gesellschaft die Abtei verlassen haben würde, so konnte ich mir das Vergnügen, meine Spaziergänge fortzusetzen, nicht versagen — jetzt bin ich zu Ende damit. Ich habe von all den theuern Stellen Abschied genommen, die ich nie mehr zu sehen hoffen darf, bis meinem entkörperten Geiste sie wieder zu besuchen gestattet seyn wird. Sollte mich aber die Vorsicht auf eine Weise unterstützen, daß ich mich anständig zu ernähren im Stande wäre, und Sie wollten mir nur eine niedrige Hütte zusichern — oh! mit welcher Freude wollte ich dann zurückkehren und meine theuern Wanderungen auf's Neue beginnen. So theuer mir aber auch Newstead ist, so will ich doch unter den unseligen Verhältnissen, wie ich sie in letzter Zeit erfahren habe, nie zurückkehren, nie ohne die Mittel, die mich vor Verachtung schützen sollen. Indem ich Sie die beifolgenden werthlosen Kleinigkeiten anzunehmen bitte, hoffe ich, daß Sie glauben werden, ich hege nicht die Absicht, Ihnen ein Vergnügen damit zu bereiten. Es sind die Produkte Ihres eigenen Gartens, meistens geschrieben am Fuße m e i n e s A l t a r s. Ich kann dem Wunsche nicht widerstehen, das

armselige Andenken an die glücklichen Stunden, die ich dort verlebt, zu hinterlassen. Verwerfen Sie die kleine Gabe nicht, Madame, vergönnen Sie ihr eine Stätte bei Ihnen, und sollten Sie meine Erzeugnisse mit einer Durchsicht beehren, so unterdrücken Sie das Lächeln, das sich natürlich einfinden wird, wenn Sie sich der Erscheinung des unglücklichen Geschöpfes erinnern, das seine ganze Seele der Betrachtung solch mehr als menschlicher Vortrefflichkeit zu weihen sich erkühnte. So lächerlich es erscheinen mag, so muß ich mir doch die Bemerkung erlauben, daß wenn die Gefühle, die ich gepflegt, genau ergründet werden könnten, ich glauben darf, daß man sie von einer Natur finden würde, welche selbst dem keine Schande machte, der sie mir eingeflößt.

* *
*

„Ich werfe jetzt einen letzten Blick auf die Scenen, die sich meinem Innern zu tief eingeprägt haben, als daß sie selbst der Wahnsinn verwischen könnte. Oh! Madame, möchten Sie nie den Schmerz begreifen lernen, der mich zur Stunde erfaßt, da ich mich von Allem entfernen muß, was die Welt für mich Theures und Heiliges umschließt, da ich fort muß von dem Winkel der Erde, wo ich allein Trost und Frieden zu finden hoffen darf! Möge alle Segnung, die die Welt zu bieten hat, Ihnen werden, oder besser, mögen Sie lange leben im Genusse der Freuden Ihres eigenen Paradieses, abgeschieden von einer Welt, die keinen wahren Segen zu verleihen vermag. Jetzt gehe ich, doch ach! dürfte ich zu hoffen wagen, daß im Genusse der beseligenden Scenen zuweilen der Gedanke an die unglückliche Wanderin ihren Sinn durchkreuzen werde. Könnten Sie in diesem Augenblicke in mein Herz schauen, wie überflüssig möchte die Versicherung der dankbarsten Hochachtung, der tiefsten Verehrung erscheinen, die ich nie aufhören werde, für Sie zu empfinden.“

Die Wirkung dieses Briefes auf das gefühlvolle Gemüth der Leserin mag eher begriffen, als beschrieben werden. Ihr erster Gedanke war, dem armen heimathlosen Wesen eine Heimath zu geben, und die Unglückliche an den Schauplatz ihres irdischen Paradieses zu fesseln. Ihre Wünsche fanden augenblicklich in des Obersten edelm Herzen Anklang. Man beschloß, ein Zimmer in einem der neuen Pachthäuser auszustatten, und jede Anordnung für einen bequemen, bleibenden Aufenthalt zu treffen. Mit der Frauen geschäftigem Wohlwollen schrieb Mistreß Wildman nachfolgenden Brief an die verlassene Fremde, noch ehe sie ihr Haupt niederlegte:

Newstead Abbey. Donnerstag Nacht.
Den 20. Sept. 1825.

„Meine Theuere! Ich habe Ihren Brief geöffnet, als ich mich in mein Schlafgemach zurückgezogen, und kann keinen Augenblick verlieren, Ihnen das herzliche Interesse zu schildern, welches der zarte Ausdruck Ihres Schreibens und die Einzelnheiten Ihrer Lage in mir

erweckt haben. Ich bin ängstlich besorgt, daß diese Zeilen Sie noch vor Ihrer Abreise aus der Gegend treffen mögen, und es würde mich außerordentlich freuen, wenn meine Anordnung zu Ihrer Bequemlichkeit Sie der Nothwendigkeit, die Reise zu unternehmen, entreißen könnte. Der Oberst wird Alles zu Ergründung der Angelegenheiten anwenden, die Sie ihm übergeben haben. Sollten Sie hier bleiben oder nach kurzer Abwesenheit zurückkehren, so hoffe ich unfehlbar Mittel zu näherer Bekanntschaft zu finden, und Sie von meinem Antheile an Ihnen und von der Freude zu überzeugen, die es mir gewähren würde, auf irgend eine Art zu Ihrem Glücke und Troste beizutragen. Jetzt nur meinen Dank für das Päckchen und den Brief, der meine Aufmerksamkeit dermaßen auf sich zog, daß ich bis jetzt zur Durchsicht seines Begleiters noch keine Zeit gewinnen konnte. Vertrauen Sie den aufrichtigen Wünschen

Ihrer

wahrhaft ergebenen

Louise Wildman."

Am nächsten Morgen wurde ein Diener nach dem Weir=Mill Pachthause abgesandt, aber er kehrte mit dem Briefe zurück, und brachte die Nachricht, die kleine weiße Dame sey vor seiner Ankunft mit des Pächters Weib auf einem Karren nach Nottingham abgereist, wo sie einen Platz in der Landkutsche nach London nehmen wolle. Der Oberst hieß den Diener sogleich zu Pferde nacheilen, und ihr den Brief vor Abgang der Kutsche einhändigen.

Der Ueberbringer guter Zeitung ging nicht sparsam mit Sporn und Peitsche um, und langte in vollem Gallop in Nottingham an. Als er in die Stadt hineinritt, hielt ihn ein Volkshaufe in der Hauptstraße auf. Er zog sein Pferd an, um ruhig durchzukommen. Wie sich der Haufe öffnete, sah er einen menschlichen Körper auf der Straße liegen. Es war der Leichnam der kleinen weißen Dame.

Es scheint, daß nach der Ankunft in der Stadt, nachdem man vom Karren gestiegen war, des Pächters Weib die Unglückliche verlassen hatte, um einem Geschäfte nachzugehen. Die kleine weiße Dame setzte dann ihren Weg nach dem Bureau der Landkutsche fort; als sie über die Straße schritt, wurde ein Wagen eilig herangetrieben. Der Fuhrmann rief ihr zu, aber sie war zu taub, um seine Stimme oder das Rasseln des Wagens zu vernehmen. In einem Augenblicke war sie von den Pferden niedergeworfen, die Räder gingen über ihren Leib, und sie starb ohne einen Todesseufzer.

Genrebilder aus Holland.

Physiognomie der Hauptstädte.

(Schluß.)

Die Promenade auf der Plantage ist nicht heiterer. Im September herrscht kaum in dem, was man dort „Kermesse“ nennt, eine Spur eines stark belebten Jahrmarktes. Wir durchfuhren einige Straßen, ehe wir das Judenviertel erreichten. Die Kaiser-, Prinzeß- und Herren-Gracht sind drei mit schönen Ulmen und stillen Häusern besetzte Quais; ein Bewohner des Pariser Boulevards müßte hier verzweifeln. Alles ist öde; Niemand an den Fenstern; einige Elee-Fässer oder ein Begräbniß hemmen allein die Schritte. Alle Häuser auf diesen Quais zeigen die äußere und innere Vollkommenheit der schönen holländischen Wohngebäude. Bäume und Kanäle schimmern in den Spiegelfenstern und das glänzende, vergoldete Kupfer an den Thüren erinnert an den weißen Handschuh des Gentlemans. Ueber den Thüren sind große Reverberen angebracht, in denen Abends Gas brennt, das den polirten Thüren ein Ansehen gibt, als ob sie lakirt wären. Gegen vier Uhr erblickt man auf diesen Quais Menschen, nach Art der alten Komödie gekleidet: in runden Perücken, Röcken mit Stahlknöpfen und einem Stock von Elfenbein in der Hand. Dieß sind Kaufleute und Mäkler im Costüm von 1660. Einen noch seltsameren Eindruck macht der Leichenbitter (Aanspreker), ein schwarzer Mann, mit einem langen Flore am Hut. In der Hand trägt er ein langes weißes Papier, seine Liste, worauf er die Reichsten wie die Aermsten einzeichnet. Den Aanspreker trifft man überall; im Sommer ängstigt sein schwarzer Schatten die hübschen Mädchen, wenn sie zwischen Schilf und Blumen am See spazieren gehen; im Winter läuft er über den Y- und den Zuydersee selbst, mit Schlittschuhen, die ihm Belzebub schmieden ließ! —

Noch trauriger als dieser Begräbnißmann sehen die Findelkinder in Amsterdam aus. Sie tragen eine schwarze Jacke, woran eine Nummer auf weißer Leinwand geheftet ist. Die Waisenkinder sind halb schwarz und roth. Alle sind ernst und trübe; man muß sie an

schönen Sonntagen auf der Prinzengracht spazieren gehen sehen, reinlich gebürstet, die Hände in den Taschen, mit den roth, weiß und schwarzen Achselschnüren, die ihnen das Ansehen von kleinen holländischen Prinzen aus den Zeiten Ludwigs XIV. geben würden, wenn nicht die fatalen Nummern wären. Die Mädchen tragen weiße Mützchen, lange gelbe Fausthandschuhe und leinene Schürzen; sie sehen einfältig und glücklich dabei, zum bezaubern aus; man zeigte mir eine, die so schöne lateinische Verse wie Johannes Secundus machte. Wenn sie das Haus verlassen, so erhalten sie eine kleine Aussteuer; die meisten treten in Dienste, welches in Holland für die armen Geschöpfe sehr lästig ist, da dort die weiblichen Dienstboten die schwerste und härteste Arbeit verrichten müssen. Manchmal gehen die Waisenkinder zu zwei und zwei längs der Amstel spazieren, um die Yachten bei der Brücke der Verliebten zu besehen. Dies ist eine anmuthige Promenade. Wenn die Nacht kommt, dehnen sich die beiden Ufer der Amstel wie zwei Dämme aus, die mit glänzenden Sternen besäet sind. Die erleuchteten Fenster spiegeln ihre langen Reihen in den Kanälen; Maste und Thauwerk zeichnet sich scharf am Horizont ab; dies ist der einzige Ort, wohin Abends ein schwermüthiger, grämlicher Alter hingehen sollte, in einem abgetragenen Kleide, mit einer Nichte als Stab und einem alten Buche als Gesellschafter.

Die Menge der Hospitäler kommt jener der Kirchen gleich. Man findet nirgend mehr fromme und schöne Stiftungen. Die Häuser von Amsterdam dienten den Katholiken als Zuflucht wie einst die römischen Katakomben. Seit der Reformation waren die Katholiken genöthigt, die Messe auf dem eigenen Zimmer zu lesen. Daher haben ihre Kirchen oder Bethäuser noch jetzt sonderbare Namen, wie z. B. das Posthorn, der Papagei, die Kirche zum Hirsch Nro. 125, der Busch, die Taube, der Pole. Der Bischof von Haarlem liest oft die Messe im Storchen, einer armseligen Kirche. Hatte die Einfachheit des protestantischen Gottesdienstes schon unser Erstaunen erregt, so war dies bei dieser Vernachlässigung und Armuth des Katholischen noch mehr der Fall. Die Armenische Kirche zeigt einige Spur von Reichthum. Ueber einem Agnus dei von weißem Marmor, liest man folgendes in armenischer Sprache: „Ich, Arachiel, gebürtig aus der Stadt Amasia, Sohn des Paul Aracheleuz, aus Ispahan, habe diese Thür ausbessern lassen, diesen Vorsaal vergrößern, den Fußboden und den Sims mit Marmor belegen und das Gewölbe mit Stuck bekleiden, Alles zum Andenken meines seligen Vaters und meiner noch lebenden Mutter. Im Jahr der Gnade 1749.“

Die große Synagoge in Amsterdam ist, nächst der in Livorno, das merkwürdigste dieser Art, was ein Künstler sehen kann. Die erste Niederlassung der Juden in dieser Stadt datirt vom Jahre 1595. Jetzt sind sie fast die Könige dieser Handelsstadt geworden. Erinnert Ihr Euch wohl, werthe Leser, jemals an die kleine Thür der Strada Balbiana in Livorno angeklopft zu haben? Und als Ihr eintratet in diesen Tempel, wo die Andächtigen den Hut auf dem Kopfe hatten, und wo man glaubte, in das Parket der Pariser oder einer andern Börse zu treten? Der Saal ist viereckig, weit und hoch, und hebräische

Schriftzüge bedecken seine Wände; Italiens glänzendster Tag strömt herein, und läßt sich von den rothseidenen Vorhängen an den Fenstern nicht zurückhalten. Welch' ein Gemurmel befremdlicher und verworrener Stimmen, Kinder, Juden, türkische Gewande, Greise in Lumpen und junge Armenier sitzen auf rothen Teppichen. Was will dieser bleiche und alternde Cultus mitten in dem marmornen Italien, voll von bunten Heiligen, gemalten Kirchen, beflügelten Erzengeln mit Panieren! Was will diese Religion der Bank und des Elends, die so laut spricht, und wuchert und singt seit Shylok? Sollen diese Leute einem Orgagna oder Murillo zu ihren Schilderungen sitzen, so alt und verhungert und mit Schmutz bedeckt? Ein schwarzgekleideter Rabbi sammelt in einem großen Sammtbeutel! Wie ergreifend ist dies ganze Schauspiel in Italien. Ein Cultus, der zwischen dem Fluche Gottes und dem ewigen Leben sich erhält, ein fremder Tempel auf dem mit Kirchen bedeckten Boden, Menschen, die gleich einer moralischen Ausnahme unter dem Himmel von Florenz wohnen, verachtet von den Italienern, und genöthigt die milde Luft zu bezahlen, die ihnen von Neapels Küsten entgegenweht. Alle diese Menschen hatten ein finstres und leidendes Aussehen.

Und nun eben dieses Volk, das in Italien so fremd und elend dasteht, sieht man reich und stark in Amsterdam, wo es seine Zugbrücken, seinen Handel, seine Rechte und seine Häuser hat, die gleich Festungen geachtet werden. In Amsterdam ist ein Jude nicht weniger als ein Katholik; diese Stadt ist unempfänglich für alle Streitigkeiten über Glauben und Ansichten. Auch ist der holländische Jude reich, während der italienische nichts besitzt als seine alten Stoffe, womit er handelt, seine hebräischen Bücher und sein Elend. Ich habe in Amsterdam der Versammlung der Parnassim beigewohnt, und glaubte in einen Senat zu treten. Ihr Schmutz war mindestens reich zu nennen, ihre Petschafte groß und schön, viele hatten Onyxe im Jabot stecken, das mit Tabak gesprenkelt war. Neben dem Eingange der großen Synagoge ist eine Tribune, wo der Groß-Rabbiner oder Chacham sitzt; die Parnassim sitzen etwas niedriger. Unter den Bänken sind Schränke angebracht, wo sie ihre Bücher und Gebet-Decken aufbewahren. An der Decke hängt die ewige Lampe. Der Theil nach Morgen, wo das Gebet gehalten wird, ist von dem Uebrigen durch eine Balustrade von Mahagonyholz geschieden; in einem prächtigen Schranke wird der Pentateuch aufbewahrt. An beiden Seiten des Saals sind vergitterte Tribunen für die Frauen. Zwischen diesen Gittern erblickt man die weißen Schleier schöner Jüdinnen. Aber nur selten entführt ein holländischer Baron eine solche Jessica aus der Muiderstraat. — Es gibt noch immer gute Seelen und kluge Hofräthe im Haag, welche glauben, daß die Juden ihre Todten mit Weinessig waschen. Warum soll man nicht noch hinzufügen, wie eine alte Reisebeschreibung in Italien erzählt, daß sie diesen Essig nachher gebrauchen, um Gurken für die Christen einzumachen! —

Wir haben jetzt Amsterdam gesehen, die finstere theologische Stadt, wir wollen jetzt an die gemalten Thüren des Haags klopfen, die Stadt der Etikette. Der Haag, die Residenz des Königs, hat ganz das

Ansehen einer englischen großen Stadt. Hat man Delft passirt, eine zierliche, reinliche, mit Kieseln gepflasterte Stadt, von einer Unzahl Kanäle und Diligencen durchzogen, so erblickt man einen Haufen schöner Häuser mit hohen Lindenwipfeln dazwischen und hier ist es, wo die Equipagen sich drängen, die Kammerherren, mit Kreuzen bedeckt, sich umhertreiben. Der Haag ist eine ehrwürdige Stiftsdame, welche die Gebräuche und Gewohnheiten alle kennt. Hier war das Theater jener Streitigkeiten über den Vortritt, welche die Gesandten von Frankreich und Spanien trennten. Der Graf von d'Estrades, Gesandter Ludwig **XIV.**, ging dem Stathouder selbst voraus. Man sehe einmal den großen Saal, wo alle Porträts der Nassauer figuriren, jene batavischen Kraft- und Liebesgötter, mit den Wappen der sieben Provinzen geschmückt, mit Flügeln oder mit der Keule versehen. Alle Räthe, die man heute noch im Haag erblickt, kommen uns vor wie Hoffmann'sche Figuren. Sie kennen alle die Schöffen und Bürgermeister von ehemals auswendig. Besitzt man Empfehlungsbriefe nach dem Haag, so thut man besser, sie in den Kanal zu werfen, denn die Untersuchung eines Empfehlungsbriefes ist Sache eines großen Familienraths, wo Jeder um seine Meinung befragt wird. Nachdem vier Tage verflossen sind, bekommt man eine Karte, und nach sieben Tagen wird man eingeladen, was gewöhnlich mit der Stunde der Abreise zusammenzufallen pflegt. So viel Zeit brauchen die Holländer, um einen Entschluß zu fassen. Das Gehölz des Haags ist eine bezaubernde Promenade. Wenn die Häuser dieser Stadt von bemalten Backsteinen und elegant möblirt nach dem Modell der Londner Häuser gemacht zu seyn scheinen, so erinnert dieser Spaziergang lebhaft an Hydepark. Hirsche und Rehe ruhen dort im Grünen und werfen darauf den Schatten ihrer Geweihe. Ohne den Strohhut mit breiten Rändern, den die Frauen von Scheveningen tragen, würde man glauben, in Picadilly zu seyn. Der berühmte Saal in dem Hause des Gehölzes (**la maison du bois**) im japanischen Geschmack ist ein prächtiges Geschenk des letzten Kaisers von China an den letzten Stathouder. Seine Verhältnisse sind wahrhaft königlich; die Vögel der Tapeten sind von natürlichen Federn, und die Landschaft von Moos und Gräsern. Der Saal von Oranien, mit herrlichen Gemälden von Jordaens, sieht einem Saale im Vatikan gleich. Ein bizarrer, obgleich sehr philosophischer Geschmack vermochte die Wittwe des Prinzen Friedrich Heinrich, sich in schwarzen Trauerkleidern, einen Todtenkopf in der Hand, in diesem glänzenden Saale malen zu lassen. Heutzutage sind die Klubbs und die Kaffeehäuser die Seele dieser Stadt. Ein Kaffeehaus im Haag würde jedoch einen Fremden mehr noch, als die tollen Nachthäuser in Amsterdam in den Augen des holländischen Puritanismus compromittiren. Alles geht jedoch ruhig und traurig dort zu. An den Mauern sind große Armleuchter befestigt; ein starker Tabaks- und Wachholdergeruch macht sich bemerkbar. Ungeheure Pfeifen stehen überall, das Porträt des Prinzen von Oranien zu Pferd ist aufgehängt, und ein mürrischer Papagei schreit in einem großen Käfig. Der arme Vogel, ganz unwürdig von schlechtem Tabak eingeräuchert, sieht aus, als dächte er mit Bedauern an Vertvert's mystischer Knackmandel. Ungeachtet des Anscheins von Reich-

thum und Eleganz hat der Haag Vieles von einer kleinen Stadt: Jeder weiß, was sein Nachbar zu Mittag ißt. Das Leben des Holländers, der sich hinter Riegel und Schlösser verbirgt, kennt nur eine Freude, die Zustände seiner Gäste zu erspähen. Die kleinen Spiegel, welche man an den Fenstern der Häuser sieht, hinterbringen ihrem Herrn getreulich jeden gegebenen und gestohlenen Kuß, Versöhnung und Streitigkeiten im Nachbarhause. Das gibt die tägliche Unterhaltung an Anekdoten und Klatschereien. Die batavische Ehrlichkeit, die man in den Geschäften schätzt, die glückliche Einfachheit und große Oekonomie arten häufig in vollkommenen Geiz aus. Der Marquis von Ros..... hatte viertausend Morgen Grundbesitz, und hielt sich keinen Bedienten, nicht einmal auf Reisen, wo er gezwungen war, sein Ränzel selbst zu schnüren. Man zeigte sich auf der Straße einen Gentleman aus Leyden, der ein Pferd für fünfzehnhundert Franken ritt. Die Verbindung mit Rußland gab dem Hofe einiges Relief, der sonst wie eine gute und schwerfällige Präfektur sich ausnahm. Täglich essen zwölf Offiziere bei'm König, darunter zwei höhere Militärpersonen. Die Tafel ist sehr gut besetzt und der König ein freundlicher Wirth, so daß er im Haag zum Sprichwort geworden ist. Ein junger russischer Graf, der schon zwei Jahre im Haag wohnt, erzählte uns in den Zirkeln, einem kleinen schwarzgekleideten Manne mit weißem Jabot und eben so weißen Händen begegnet zu seyn, der ein vortrefflicher Pianofortespieler war. Die Damen nannten ihn mit zarter Stimme: Monsignor. Es war der Internuntius des Papstes; sonst nichts. Man riß sich um ihn, wie um eine japanische Porcellainpuppe. Was die Engländer betrifft, gibt es deren wenige in dieser Stadt. Der Geschäftsträger und sein einziger Sekretär repräsentiren diese Nation. Dieses frappirt um so mehr, als der Haag eine ganz englische Stadt genannt werden darf. Die Hotels sind alle in dem Style von Clarendon. Ich hasse aus vollem Herzen das Sauerkraut und die Promenaden von Scheveningen; aber die Bewohner vom Haag werden gewiß behaupten, daß Scheveningen sehr schön sey. Von diesem nackten Plateau kann man die Nordsee recht genießen. Das Bade-Etablissement, das den Stolz Scheveningens macht, ist viel zu groß für den Ort. Zu warmen Bädern ist nur eine Vorrichtung im Hotel des Marschall Turenne. Dort muß man sich für ein jedes vorher einschreiben lassen. Nach drei Tagen führt ein Livreebedienter den Badelustigen durch die Küche nach einem breiten runden Kessel, welcher der Maccabäer würdig ist. Hier kocht man nun in einem grünen schmutzigen Wasser so lange als man will, und steigt aus diesem Bade, um sich zu waschen, wie der Spötter Diogenes schon gesagt hat. Die angränzende Literatur beschäftigt die Holländer nicht sehr. Im April 1835 standen sie noch bei dem ersten Brief der Marquise von Crequy, bei den Soireen von Walter Scott und Bugjargal. Französische Journale sind außer den Klubbs eine große Seltenheit. Nachdem die Gräfin Rossi sich entschlossen hatte, bei dem Prinzen von Oranien zu singen, und ihren Verehrern in's Gedächtniß zurückzurufen, daß sie noch Mademoiselle Sonntag sey, entschloß sich ein Herr Box, ein Sekretär des Ministers des Innern, ein Feuilleton über sie herauszu-

geben. Eine glückliche Stadt, welche noch ohne Journale bestehen kann. Uebrigens ist der Bürger im Haag oftmals am Abend an ein niedriges Fenster gelehnt, das auf den Kanal sieht. Erblickt man einen solchen ehrlichen Batavier, gekrümmt wie Jean Jacques, zwischen den Fingern ein Sträußchen Wintergrün drehend, und Pfeife und Feuerzeug neben sich, — seine Nase wie ein Vogelschnabel wird von der klassischen Rundbrille zusammengedrückt — so liest er gewiß die Geschichte des Fischfangs, von den Holländern entdeckt und begründet in den Nordseen, durch Herrn Bernhard von Reste beschrieben. Man hat sich viel über die leichten Sitten der Holländerinnen lustig gemacht. Sie zeigen sich nur durch die Sommerläden und die Gitter in den Kirchen, sie werden fast wie die Türkinnen bewacht, doch brechen sie zuweilen ihren Haremszwang. Dieß macht aber hier keinen lauten Lärm und relazione, wie in Italien. Das arrangirt sich piano, wie der Anfang des Barbiers von Sevilla.

Um in das Innere der Familien zu dringen, muß man zuvor die Antipathien und Besorgnisse der Holländer mit Sturm einnehmen. Kaum steht man auf der Schwelle, und der Wirth hat in seinem Doppelspiegel das Gesicht seines Gastes bemerkt, so muß die alte Tante die Mädchen wegbringen. Die Mädchen in Holland sind wie die Blumen in Haarlem immer unter Glas bis zum Tage der Ausstellung, das heißt der Hochzeit. Die englische Excentricität kommt in ihrer Strenge dieser nicht gleich. Ist es Abend, und man hat den Gast zu einem Thee sich erkoren, so findet er folgendes Bild. In einem Saale von mittler Höhe, mit chinesischen Geräthschaften überladen, figurirt ein glänzender Tisch, auf dem ganze Obelisken aus zusammengestellten Tassen sich befinden, und eine trojanische Säule von anderem Porcellain. Die Frau vom Hause bewegt sich hier mit einer ungeheuren Regsamkeit. Sie spühlt die Tassen aus, trocknet sie, und füllt sie dann selbst. Nichts von Dienerschaft ist sichtbar. Die Livree schläft und gähnt in der Zeit in der Glasgallerie. Während daß der Thee fließt, unterhält man sich damit, von den großen und kleinen Orgeln in Haarlem zu sprechen. Der Sohn vom Hause, ein junger unschuldiger Mensch, der den Heinsius übersetzt, spielt mit zwei englischen Greifen, welche in zwei großen Körben von Rohr eingeschachtelt sind. Manchmal kommt ein Professor dazwischen, und erzählt, als eine Neuigkeit, die Geschichte von Hugo Grotius. Der große Katalog der schönsten holländischen Zwiebeln und Blumen, gedruckt bei Arie Corneille auf dem Wageweg, wurde eines Tages von so wüthenden Hyacinthen-Liebhabern durchgegangen, daß Mitternacht schlug, ohne daß man aufhören konnte, von der porcellainblauen Herzogin von Ragusa zu sprechen, welche auf zweihundert Franken geschätzt ward. Die Tulipomanie ist der Haupttypus der holländischen Conversation. Spricht ein Fremder von Sculptur, Malerei, Dichtkunst oder selbst von Politik, so antwortet man von Hyacinthen und Amarillen. Die Stadt Haarlem ist der Mittelpunkt dieser Sucht. Am Tage der Blumenausstellung in Haarlem hat die Orgel der Kathedrale ihre eigenthümlichen Klänge, jedes Gewächshaus, jede Thüre ihren eigenthümlichen Wohlgeruch. Vor den holländischen Villen, welche die

Straße einfassen, wird Tages zuvor schon Sand gestreut, und die Statue von Laurent Coster, diesem falschen oder wahren Erfinder der Buchdruckerkunst, strahlt wieder von Anemonen, Rosen und andern Blumen. Unschuldiges Volk, unschuldige Stadt! Es gibt Bürger, die fünfzehn Stunden zu Fuß gehen, um in ihre gerührten Nasenflügel den Duft einzuziehen „eines Erbprinzen von Oranien", „der Marquise von Anspach", „der Stadt Amsterdam" oder „des Herrn Pitt." Man weiß, daß ein „Ludwig XVI." bis sechshundert Franken kostete.

Die Eigenheiten dieses Volkes, das für das Kleine geschaffen scheint, lassen sich nicht besser zusammenstellen, als bei dem extravaganten Anblick des berühmten Dorfes Broek. Nordholland ist in der That das seltsamste Arsenal aller alten Gebräuche, der Reinlichkeit und des ernsthaftesten Chinesenthums. In kleiner Entfernung von Buiksloot findet man viele Bauern, und Oefen von Erde auf den Feldern. Dieß sind die Einwohner von Broek, welche ihre Mahlzeiten kochen, um ihre Häuser nicht schmutzig zu machen. Der zarte weiße Sand, auf dem mit einem Besen Landschaften und Figuren künstlich gezeichnet sind, darf nicht betreten werden. Das sind die Zeichnungen der Einwohner von Broek. Preußens großer Friedrich, der dieß Alles einst vor uns sah, als er Incognito durch Westfriesland reiste, ärgerte sich ernstlich darüber. — „Wißt Ihr nicht," sagte Lamettrie, „daß dieses Friedrich von Preußen ist?" — „Und wär es der Bürgermeister von Amsterdam, uns gleich," antworteten die Bürger von Broek. — Wahr ist es, daß das Dorf einst eine große Summe einem preußischen Obersten übersandte, dessen Regiment durch die größte Straße ziehen sollte. Man hatte schnell eine Auflage ausgeschrieben, damit die Frauen von Broek nicht nöthig hatten, ihre schwierigen Zeichnungen wieder in den Sand zu graben. Ist das nicht Alles der Chinesen würdig? Wenn man weiß, daß der Kaiser Joseph II. die größte Schwierigkeit hatte, um in ein Haus von Broek einzutreten, soll man sich nicht glücklich schätzen, einen Stall dort gesehen zu haben? Und das ist gewiß das Merkwürdigste, was es in Broek zu sehen gibt. Sie sind nicht zufrieden damit, die Schwänze an die Kühe zu binden, damit diesen keine Unreinigkeit entfällt, sondern sie hängen deren Geschirr, das mit kleinen guyneischen Muscheln geziert ist, in Mahagonyschränke unter Glas auf, worauf runde Vasen stehen, aus denen von beiden Seiten Guirlanden von vergoldeten Blumen herabhängen. In der Mitte hängt ein Lustre; Alles ist ausgedielt und gebohnt. Die Fensterläden sind ebenso vergoldet, wie die Säulen im Proscenium eines Theaters. Und was soll ich nach diesem Allem noch sagen von Saardam, oder vielmehr Saandam? Dieselbe ländliche Ironie begegnet uns hier. Das Grün der Häuser correspondirt mit dem Grün der Wiesen. Die Gärten sind von Morgens sieben Uhr in großer Toilette. Die Gaslaternen hängen an den Linden; die Frauen sind gebiegelt und geschniegelt, und sehen ganz lieblich in ihren kleinen schwarzseidenen Mänteln aus. Man glaube mir übrigens, daß alle frommen Waller einen wichtigen Besuch in Saardam abzulegen haben, von dem kein Reisebuch Meldung thut, und der tausendmal interessanter ist, als nach der Hütte des Czar Peter's zu gehen, dieses seltsamen

Wilden, von dem Saint-Simon so viel spricht. Er erzählt von ihm in seinen Memoiren, daß er in zwei regelmäßigen Mahlzeiten, die er täglich hielt, ungewöhnlich viel trank und aß. Am Ende einer jeden nahm er Branntwein, oftmals eine Pinte, zu sich. Der Unterhalt dieses Prinzen kostete täglich sechshundert Thaler. Es ist jedenfalls interessanter, diese Memoiren zu lesen, als nach Peter's Barake zu gehen. Sie besteht aus vier Bretterwänden, worauf alle Narren der Welt Verse und Namen geschrieben haben. .... Ich wollte aber von einem andern Besuche sprechen, den man dem Bürgermeister von Saardam abzustatten hat. Seitdem das drollige Lustspiel bekannt ist, wird Niemand ohne Lachen an ihn denken können, und wir hatten nichts Angelegentlicheres zu thun, als uns in unserer heiteren Laune zu dieser würdigen Magistratsperson hinführen zu lassen. Es trieb uns mächtig an, ihn mit seinem Doppelgänger zu vergleichen, ihn zu studiren, und in Bezug auf England zu sondiren. Obgleich unser Ernst bedeutend in Gefahr kam, so zogen wir uns doch mit Glück aus dem Handel. Wir gingen längs der Barrieren und Mühlen dieses Dorfes, welches nicht weniger als 10,000 Einwohner zählt, und erreichten endlich die Wohnung des Herrn van der Staat. Dieser Name, den wir nicht erfunden haben, war mit schönen kupfernen Lettern an eine Thür geheftet, die von zwei Rosengesträuchen beschattet wurde. Das kleine Haus war schwarz angestrichen, und mit gefirnißten Ziegeln gedeckt. Die Mauer die es umgab, war von gelben Ziegeln. Wir waren auf dem Punkte, einen dummen Streich zu machen; aber das Herz schlug uns, bald einem Mann gegenüber zu stehen, der größer und unsterblicher in unsern Augen war, als er es selbst wissen mochte. Ein Bürgermeister von Fleisch und Bein! Bei dem offiziellen Geklingel der kleinen Glocke an der Gartenpforte mußte der Mann denken, daß wir in Geschäftssachen kämen. „Fertiget die Herren schnell ab," sagte der würdige Herr von der Staat auf französisch. Er hielt die Serviette vor den Mund, und ein Mützchen mit grünem Schirm in der rechten Hand. Wie wir hinter unserem Führer so hergingen, konnte man uns für zwei Kläger halten, oder vielmehr für zwei Vagabunden, die ein Feldwächter eingefangen. Der Bügermeister ließ uns in ein Zimmer treten, das neben seinem Speisesaal war, stellte sich hier hinter ein Gitter von Kupferdrath, das er schnell schloß, und begann von hier aus seine Fragen mit größerer Sicherheit. Er sprach sehr gutes Französisch, und versicherte uns, einen Herrn Potier *) gar nicht zu kennen, wenn es nicht etwa der Rechtsgelehrte wäre. Während der eine nun mit ihm sprach, erlaubte sich der andere sehr unehrerbietig seine Person abzuzeichnen. Eine gewisse Grazie fehlte ihr nicht: er war sehr gerad, stark gefärbt, und trug eine braune runde Perücke. Was mir am seltsamsten vorkam, war ein silbernes Fünfguldenstück, das er sich mitten auf die Stirn geheftet hatte. Der Führer erklärte uns, daß er sich dessen gegen immerwährendes heftiges Kopfweh bediene, das ihm der Mühlenlärm verursache. In der That machen die

*) Der Darsteller des Bürgermeisters von Saardam, in dem Lustspiele gleichen Namens.

Mühlen von Saardam einen unaufhörlichen, ganz unerträglichen Spektakel. Da wir das Mittagsessen des armen Bürgermeisters nicht kälter werden lassen wollten, beurlaubten wir uns von ihm mit vielen Complimenten. Er konnte es gar nicht begreifen, wie man einen lächerlichen Bürgermeister auf das Theater hatte bringen können. Beim Weggehen sahen wir durch die großen Fensterscheiben seine Familie am Tische sitzend und über sein Ausbleiben besorgt, wie es schien. Seine beiden Töchter waren sehr hübsche Mädchen. Sie trugen den Kopfputz der Frauen von Alkmaar und Hooren, dessen Zirkel, von massivem Gold flach aufgesetzt, wie ein Heiligenschein ihre blonden Haare umgab. Den Tag darauf zogen wir durch Rotterdam und Leyden. Ich habe nur zweierlei darüber zu sagen, daß die erste Stadt, ohne die schwarze Statue des Erasmus und ihre Börse, wie irgend eines der bevölkerteren Quatiere von Amsterdam aussehen würde, und die zweite eher Lukas von Leyden heißen sollte, zum dankbaren Gedächtnisse ihres großen Malers. Auch von Utrecht könnte ich sprechen, das vorzugsweise die Stadt der Patricier heißen könnte. Utrecht ist so alt und staubig, wie der Sammt seiner Fabriken. Der Mittelpunkt des Adels, der Faubourg St. Germain von ganz Holland. Die Gemäldegallerie des Professors Blumland ist merkwürdiger als die historische Feder im Schlosse Loo, womit der Friede unterzeichnet wurde.

Die Landschaft zwischen Utrecht und Ouden-Aard, die man auf der Jacht durchfährt, ist frisch und lieblich. Man vergißt darüber die mährischen Brüder mit ihren weißen Röcken und Jagdhörnern.

Wir maßen uns nicht an, in diesen Skizzen eine vollkommene physiognomische Zeichnung von Holland geliefert zu haben. Es bliebe noch ein schönes Buch über dieses Volk zu schreiben, das sich selbst geschaffen hat, und sich reich erhält, ohne die unbescheidene Laune der Emporkömmlinge zu haben. Es ist arbeitsam, als wäre es noch immer arm, oberflächlich in seinen Künsteleien und Spielzeugen, aber reicher an wahrhaft unterrichteten Männern, wie viele andere Nationen. Es ist despotisch in seinem Handel; ein seltsames Volk, dessen Hang, Vermögen zu erwerben, so groß ist, daß seine Waarenballen ihm mehr gelten, als seine Geschichte, und wir vorüberziehende Reisende müssen seine alte Asche mühsam umwühlen, um Daten und das Leben seiner großen von ihm vergessenen Männer aufzufrischen oder gewissermaßen herzustellen.



Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Dieppe, 8. Juli.

— Herr von Chateaubriand ist hier angekommen, um das Seebad zu gebrauchen. Man hat ihm am Abend seiner Ankunft eine Serenade gebracht.

Toulon, 5. Juli.

— Die Cholera ist im Zunehmen. Die Autoritäten haben aus Furcht davor die Flucht ergriffen.

Riga, 20. Juni.

— Das Wasser der Dwina ist so gesunken, daß die Schifffarth dadurch gehemmt wird. Die Fahrzeuge müssen die Hälfte ihrer Ladung ausschiffen, um stromaufwärts zur Stadt zu fahren.

Berlin, 11. Juli.

— Der Kammermusikus Wieprecht und der Hof-Instrumentenmacher Moritz haben ein neues Instrument: chromatische Baß-Tuba, erfunden, und sind dieserhalb zu akademischen Künstlern ernannt worden.

— (Pferderennen.) Zum Schluß des Berliner Pferderennens fanden noch Privatwetten statt, zum Theil um beträchtliche Summen. In einer derselben handelte es sich darum, den Weg von Potsdam nach Berlin mit einem leichten Fuhrwerke in 75 Minuten zu machen. Ein Herr von Klitzing gewann diese Wette, indem er auf die vorgeschriebene Weise diese Strecke von 4 preußischen Postmeilen in 69 Minuten zurücklegte. Dieser Tage fand eine ähnliche Wette statt, wo es sich darum handelte, ob man zu Wagen oder zu Pferde den gleichen Weg eher zurücklegen kann. Eine ähnliche Wette eines zu Schlitten fahrenden Herrn und eines Reiters fand vor einigen Jahren auf dieser Tour statt, und fiel zu Gunsten des Fahrenden aus.

Königsberg, 6. Juli.

Nach nunmehr eingegangenen amtlichen Mittheilungen wird das bei Danzig auszuschiffende Detaschement Kaiserl. Russ. Gardetruppen am 27. Juli c., neueren Styls, bei Kronstadt eingeschifft werden, und bei günstigem Wetter die Ueberfahrt nach Danzig wahrscheinlich in 4 bis 5 Tagen bewerkstelligen können. Es wird dieses Detaschement aus folgenden Truppentheilen bestehen: Kombinirtes Garde-Grenadier-Bataillon, zusammengesetzt aus den acht Garde-Grenadier-Regimentern; kombinirtes Garde-Jäger-Bataill., zusammengesetzt aus den 3 Garde-Jäger-Regimentern und dem Finnländischen Schützen-Bataill.; ein Bataill. des Grenadier-Regts. Kronprinz von Preußen;

dem vollständigen Grenadier-Regt. König von Preußen. Ein Detaschement Garde-Sapeurs; ein Detaschement Garde-Artillerie; eine halbe Comp. Garde-Equipage. Diese Truppen, in der Stärke von circa 6000 Mann, stehen unter dem Befehl des General-Adjutanten, General-Lieutenant Islenieff. Das Regiment König von Preußen wird von dem General Obradowicz befehligt. Die sämmtlichen Truppen werden nach der Ausschiffung in Danzig und in der Umgegend einen Ruhetag halten, alsdann ihren Marsch über Marienburg auf dem rechten Weichselufer nach Thorn machen und nach 12 bis 13 Tagen die Grenze überschreiten. Der Rückmarsch wird von Kalisch wahrscheinlich in der zweiten Hälfte Septembers auf derselben Straße gemacht und die Truppen bei Danzig in den ersten Tagen Oktobers eingeschifft werden. Zum Transport dieser Truppen von Petersburg nach Danzig und wieder zurück über See ist eine Kaiserl. Russ. Flotte von 10 Linienschiffen und 5 bis 6 Fregatten und Corvetten, unter dem Befehl des Admirals Ricord bestimmt.

Marienbad, Anfangs Juli.

S. K. H. der Großfürst Michael ist hier angekommen, und besuchte, auf der Herreise von Carlsbad, die bekannte Serpentinsteinfabrik zu Einsiedeln, wo ihm eine künstlich gearbeitete Vase mit Blumen als Geschenk überbracht wurde.

Paris, 13. Juli.

Nach sichern Nachrichten wird Herr v. Talleyrand folgende Reiseroute befolgen. Er geht zuerst nach Bourbonne-les-Bains, in Begleitung der Tochter der Frau von Dino, die er unbeschreiblich liebt. Dort wird er das Bad gebrauchen, welches er selbst seine Jugendquelle nennt. Von hier geht er über Basel nach Genf, wo er einige Zeit verweilen will, wenn er nicht nach Deutschland einen Abstecher machen sollte. In Genf wird Frau v. Dino ihre Tochter abholen, um mit ihr nach dem Comersee zu reisen, wo sie ihre alte Tante aus Deutschland findet, mit welcher Familien-Angelegenheiten zu berichtigen sind. Dann kehrt Frau v. Dino nach Genf zurück, um sich mit ihrem Oheim nach Valençay zu begeben und den Rest des Sommers dort zu bleiben. Herr v. Talleyrand will sich auf dieser Erholungsreise von jeder Art von Geschäften entfernt halten, wenn dieses für einen Mann von seiner Wichtigkeit möglich seyn dürfte. Uebrigens sind Negociationen auch nicht so gar unvereinbarlich mit der Einsamkeit der Bäder und den Meditationen auf dem Lande.

Literarische Uebersichten.

ENGLISCHE LITERATUR.

—* Wie breitschulterig und rauh ist doch das deutsche Wissen, wie unbequem und langweilig unsere Vertrautheit mit den Erscheinungen des Auslandes. Läßt sich einmal ein Deutscher einfallen, der ältesten italienischen Novelle eine Idee zu entlehnen, und fügt nicht ehrlich bei: nach dem Italienischen, so gähnt der Leser ein: „Unverschämt!" Das steht in N. N. Werken, 3ter Band, S. 94, und der Kritiker faßt ihn hintennach tüchtig bei den Ohren. Viel bequemer geht das in England; da stehlen die Schriftsteller wie die Raben, und werden weder von der Kritik gehängt, noch vom Publikum Galgen-Physiognomien gescholten. Jetzt beuten die guten Herren unsern Musäus aus; dabei machen sie aus der deutschen Bratwurst einen Westmoreland-Schinken, aus Rübezahl einen alten Bergschotten und aus dem Riesengebirge das schottische Hochland. Von Musäus sprechen aber die brittischen Adepten unserer Poesie nirgends. Wie die Naivetät unserer Volksmährchen breit und lahm geschlagen wird, wie man unsere Dichter mißversteht, davon hat man keinen Begriff. Eines der Werke, von denen hier die Rede, ist Rookwood, so zu sagen, ein romantischer Roman, von allen Reviews in den Himmel gehoben, vom Publikum verschlungen. Der unbekannte Verfasser lebt ganz gemüthlich in seiner Diebshöh'e und träumt nicht von den Schmerzen der Geplünderten; er hat seine Schätze glücklich vom Continent weggeschleppt, und ist sicher vor Entdeckung. Denn seine Landsleute haben es noch nicht bis zur Ahnung des Diebstahls gebracht. Hebels Erzählung vom trägen Pilger und der Kieselsteinsuppe ist unter Anderem wortgetreu übertragen und als Eigenthum des Schriftstellers dem Romane einverleibt. Und doch muß man immer von den erstaunlichen Fortschritten der Engländer in der deutschen Literatur lesen!

DER KETTENSCHMIED.

Ein Mährchentraum von Henriette Ottenheimer.

Stuttgart, Brodhag'sche Buchhandlung.

—* Die Dichterin, sonst nur mit lyrischen Stoffen beschäftigt, wollte ihr Talent in einem Mährchen zur Emancipation ihrer Stammsgenossen, der Israeliten geltend machen. Die Fluthen rauchen auf an Sonneblüthes Schloß und bieten ihr Geschenke zum Abschied sie wählt eine Perle. Nach Deutschland trägt das Auge Sonneblüthes Geist, und sie erblickt in ihrer Perle das Loos der Israeliten. — Judeneid, Judenzoll und Poesie — wie reimt sich das zusammen, und doch hat es Henriette Ottenheimer zu reimen gewußt. Sie sieht das Leben nur aus der Zelle an, die ihr vom Geschicke zugewiesen, sie hat nichts mit dem Schmutze der Judengasse zu thun gehabt und Spindlers Jodik ist für sie nur eine Geburt der Phantasie, keine Charakterschilderung auf

die Wirklichkeit gebaut. Für sie duldet Israel nur

— weil Ueberzeugung
Kein verkäuflich Gut der Erde.

Ihr Jude schachert nur, um der alten Mutter die letzten Tage erquicklich zu machen. Er findet eine goldene Spange und verlangt nicht blanken Dank —

»Reichthum für Judensöhne nur ein vergoldet Gitter«

spricht er — ein Satz, den Rothschild's Sohn gewiß nicht über sein Comptoir als Motto heften wird. Der Jude wird Christ, nicht aus Ueberzeugung, sondern durch das Gefühl des Drucks bewogen. D'rum flucht sein Vater nicht ihm, sondern

— — den Versuchern,
Die in der Kirche Schooß
Das heil'ge Recht verwuchern
Scham- und erbarmungslos.

Henriette Ottenheimer schwärmt in der Unschuld ihres Gemüthes und erschaut die Welt nur im selbstgeschaffenen Spiegel. Hätte das Gedicht nicht der Worte bedurft, so möchte man williger ihrem Traume folgen, aber das Wort führt sie und uns auf den praktischen, auf den politischen Standpunkt zurück, da wird ihr Traum unsicher, ihre Erscheinungen verlieren ihr Licht und ihre Begriffe verlangen den Beweis, nach dem sie vergebens sucht. Ihre Poesie sinkt mit ermatteten Flügeln zu Boden und vermag sich nur langsam wieder zu erheben. Ein Traum muß sich nicht an so prosaische Worte, wie Judenamt und dergl. binden. Die Dichterin hätte uns die schmachvolle Kette in der Perle zeigen sollen, aber die einzelnen Glieder müßten für uns ohne Namen geblieben seyn. Ein paar Worte französisch eingemischt tödten den gemüthlichsten Theil des Mährchens. Denn bei dem: »c'est un juif« müßte Sonnenblüthe ebenso vor Schrecken erwacht sein, als träumte sie sich auf dem Königsthrone und gewahrte plötzlich, daß sie die Nachthaube noch auf dem Kopfe sitzen habe.

WILHELM und ROSINA.

Ein ländliches Gedicht von M. Meyr.
München, bei Georg Franz. 1835.

—* Die Idylle hat ihren Tod im Räderwerke der Geschichte, in den Ereignissen der letzten Decennien gefunden. Die Poesie durchpflügt mit schärferen Schaaren den Boden des Lebens. Das Leben des Gefühls ist nicht mehr so breit, es gebricht ihm an Zeit zu der Häufung von Epitheten. Es spinnt sich der Gedanke nicht mehr mit jener Geschwätzigkeit des Alters aus. Ein blank gescheuert Salzfaß und die Ereignisse des Hühnerhofes boten Voß einen mächtigen Stoff — für uns haben diese Dinge nur die Bedeutung gemeiner Bedürfnisse. Meyr konnte die Idylle nicht zum rascheren Umschwunge der Zeit hinaufheben. Sein Gedicht streckt sich und dehnt sich langsam hin. Die vollen Halmen am weiten Saatfelde, von keinem Winde bewegt, von keiner Wolke bedroht, haben etwas Tröstliches für den physischen Menschen, der Blick des poetischen muß sich hingegen mehr am aufthürmenden Gewitter, am Sturme ergötzen, der die Halmen zu Wogen peitscht. Meyrs Idylle bleibt ganz in den Schranken heiterer Ruhe, des Dichters Geist harrt, durch acht Gesänge friedlich gelagert, auf dem ländlichen Eichstamme aus. Seine Bilder sind weich und ohne Prätension im Colorit gehalten. Die Herameter sind schön und genau gebildet; sie leiden nicht am Zwange der Nachbildung.

THÉATRE EUROPÉEN.

Bereits ist die 19te Lieferung von diesem Theater aller Nationen, in französischer Uebersetzung erschienen. Das 17te Heft enthält: »den Faulen«, eine Komödie von P. Porée, einem Jesuiten, der Voltaires Erzieher war. Jules Janin hat sie aus dem Lateinischen übersetzt und mit einer geistreichen Notiz begleitet. Die nächsten Hefte werden »die Nebenbuhler« von Sheridan, mit einer Notiz von Löwe-Veimars enthalten, und Ines de Castro, aus dem Portugiesischen von Ferdinand Denis übersetzt. Das Unternehmen scheint gut zu gedeihen, und nimmt einen bedeutenden Rang unter den neuen Erscheinungen Frankreichs ein.

Theater.

— Der Berliner Gesellschafter und Professor der Holzschneidekunst, Herr Gubitz läßt sich von einem C. V. aus Stuttgart schreiben, daß Niemand in Stuttgart die Gesinnungen Lewald's für Seydelmann theile. Der gute C. V. muß nicht bei dem Empfange im Theater zugegen gewesen seyn, der von dem versammelten Publikum Seydelmann bei seinem Wiederauftreten bereitet wurde, und in welchem sich Liebe und Achtung gleich stark aussprachen. — Werden denn diese gemeinen Komödiantenumtriebe niemals aufhören und gibt sich selbst ein so alter und solider Mann, wie Herr Gubitz dazu her, ihnen Vorschub zu leisten? —

— Man gab in Paris zur Wiedereröffnung des Théatre du Luxembourg einen Prolog, unter dem Titel: Die dramatische Hölle. Herr Bobino, der Schauspieldirector, weiß nicht, wie er zwischen dem klassischen Strick und dem romantischen Dolch gut wählen solle, und steigt daher in die Hölle, um sich Raths zu erholen und seine Truppe zu bilden. Dort findet er die Subjecte des alten und neuen Theaters, die sich darum streiten, wer von ihnen auf die Erde gehen soll, um die Sterblichen zu amüsiren. Endlich wird das alte Genre besiegt und als Rococo erklärt; die neue Truppe kommt auf die Erde und debutirt, unter Bravos und Klatschen der Zuschauer, auf dem Theater des Luxemburg. Diese Scene ist mit Geist geschrieben; und die Ausstattung war so schön, daß diese Hölle für die Zuschaner zum Paradiese wurde.

— In Berlin wurde am 15. dieses zum ersten Male die neue Oper: das eherne Pferd (le Cheval de Bronze) von Auber gegeben.

— G. Harrys hat Victor Hugo's Angelo übersetzt. Das ist der rechte Mann für diese Tragödie voll Energie und Leben! Wie wird er die gewaltige Fülle seines Vorbildes zerquetschen und platt drücken. Ein solches Werk Hugo's, von einem Meister wieder gegeben, müßte das Kolorit der Räuber oder eines Klinger'schen Stückes an sich tragen. Nur Külb ist dem bis jetzt in seinen Uebersetzungen nahe gekommen. Wahrlich es thut mir leid, gegen solch' einen alten, gutmüthigen Schwätzer, wie Harrys, aufzutreten, aber man darf im Interesse der Kunst nicht schweigen, wenn er seine Schranken verläßt, und sich zum Verdeutscher Hugo's aufwerfen will, und wenn Theater-Directionen ohne Einsicht solche schmachvolle Arbeit aufführen lassen. Harrys stoße in seine Posaune, bekrittle sein Theater und mache den Hannoveranern so viel Spaß, als ihm beliebt, und wir werden ihn ruhig seine Straße ziehen lassen. —

— Der Tenorist des Münchener Hoftheaters, Herr Bayer, gefiel bei seinem ersten Auftreten in Berlin, als Almaviva, ungemein. Selbst die kleinen dortigen Blätter berichten dies einstimmig.

— Veron legt nun bestimmt die Führung der Geschäfte der großen Oper nieder. Sein Nachfolger soll bereits bestimmt seyn, und man erwartet die Ordonnanz seiner Ernennung.

— Folgende Werke werden sich auf dem Theater der komischen Oper der Reihe nach folgen: la Vassale von Adam, les deux Reines von Mopou, und Adda von Thys.

— Die Proben von Meyerbeer's neuer Oper „die Bartholomäusnacht" haben schon in Paris begonnen.

— Meine Frau und mein Regenschirm, im Varietéstheater, hat den vollkommensten Succeß gehabt. Vernets Spiel wird meisterhaft genannt. Er giebt darin einen Unglücklichen zum Todlachen.

— Raupach's neueste Tragödie: Friedrich und Alexander, hat in Berlin gefallen. Herr Lemm spielte Friedrich, Herr Devrient Alexander. Der Erstere wurde nach einem Fußfall vor Heinrich dem Löwen herausgerufen, und am Schlusse noch einmal mit den Herren Devrient und Beschort, welcher einen frommen,

sanftmüthigen Mönch darstellte. Man rühmt die Ausstattung, das Innere der Peterskirche und eine Schlachtscene.

— Die französischen Autoren haben dem Director der komischen Oper auferlegt, nicht so oft den Freischützen aufzuführen, weil dadurch ihre Werke von dem Repertoir verdrängt würden. Sie droheten, ihn ganz zu verlassen, wenn er ihnen nicht willfahren würde. Die **Revue de Paris** fügte bei dieser Gelegenheit hinzu: „Wenn der Nationalgeist die Gesellschaft der Pariser Autoren auffordern sollte, noch andere fremde Werke zu verschlingen, so wollen wir ihm einen andern deutschen Komponisten bezeichnen; der die Schranken durchbrochen und seine Kontrebande auf eine unserer lyrischen Scenen eingeschwärzt hat. Weiß die Kommission etwa nicht, daß die Musik des Ballets Brezilia, dem ergrauenden Genie des Herrn Grafen von Gallenberg gehört, der seine alten Inspirationen Wienerischer Entrechats und Pirouetten für unsere große Oper aufputzt, schminkt und frisirt? Die Ungestraftheit dieses hektischen Versuchs muß uns einen neuen losen Streich der zahnlosen Muse des Herrn Grafen besorgen lassen. Der Komponist besucht nehmlich die Tanzsäle, die Foyers, die Proben, lorgnettirt die Fußspitzen unserer ersten Künstlerin, und brummt dabei kalte Crescendos ohne Kraft in den Bart. Die Kommission der Schriftsteller würde wohl daran thun, die Muse des Herrn Grafen nach ihren Papieren zu fragen, und wenn sie nicht in Ordnung befunden werden, sie nach Wien in Oesterreich zurückzuschicken.“ Wie edel, dem Künstler sein Vaterland zum Vorwurf zu machen! Man scheint das Deutsche in Paris doch nicht so zu lieben, wie man uns oft Glauben machen will.

Industrie.

— Die Gegenstände, welche zur Industrie-Ausstellung nach Moskau eingesandt wurden, belaufen sich im Werth auf 1,032,527 Rubel, also 336,488 Rubel mehr, als im vorigen Jahre. Viele Gegenstände sind aber dabei, deren Werth gar nicht angegeben war.

Aus der Gesellschaft.

— Das meiste Aufsehen macht jetzt in Paris die Geschichte einer jungen, sehr schönen Frau, die einen Laden hält auf dem Boulevart-Montmartre. Ein sehr gut gekleideter Herr tritt zu ihr ein, um ihr entehrende Anträge zu machen. Sie schlägt sie aus, und nun wird sie der Gegenstand der sträflichsten Gewaltthätigkeiten, da sie eines Tages sich allein im Laden befindet. Sie will sich die Züge des reichen Wollüstlings nicht gehörig gemerkt haben, aber unermeßlich reich muß er seyn, denn sie sagt aus, er habe ihr 50 Bankbillets und einen Rentenvertrag auf den Tisch gelegt. Sie glaubt, er sey derselbe, der noch täglich bei ihrem Laden vorüberfährt, und ihr aus seinem mit vier Pferden bespannten Landau Küsse zuwirft. Die Polizei forscht bereits nach und man bezeichnet öffentlich denjenigen, auf dem ihr Verdacht ruht. Man kann denken, daß die kleinen Journale aus diesem willkommenen Gegenstand den gehörigen Nutzen ziehen, ihre Spalten zu füllen.

Vermischtes.

— Man fordert in norddeutschen Blättern zu Beiträgen zur Errichtung

eines Denkmals für Langbein auf, den man seit vielen Jahreu ganz vergessen zu haben scheint. Die schöne Ausgabe seiner ausgewählten Dichtungen, die hier bei Scheible erscheint, ist auch als ein heiteres Denkmal des anspruchlosen, freundlichen Sängers zu betrachten.

— Ursprung der Servietten. Der Gebrauch der Servietten ist bei den englischen Diners noch nicht allgemein eingeführt. In London, dem Centrum der Civilisation und Reinlichkeit, behilft man sich noch an vielen Orten ohne diese traditionelle Wäsche, die bei uns zum ersten Bedürfniß geworden ist. Es scheint, daß für John Bull das Rindfleisch die Hauptsache sey, und alles Uebrige nur überflüssiges Beiwerk der Tafel. Die Alten, die es in der Gastronomie noch nicht so weit, als wir, gebracht hatten, könnten hierin ein schönes Beispiel den Engländern geben. Die Spartaner liebten, trotz ihrer schwarzen Suppe, doch die weißen Hände, und legten neben jeden Gast ein Stück Brodkrume, um die Hände abzutrocknen. Die Celten bedienten sich hierzu der Strohbünde, auf welchen sie saßen. In Frankreich verfertigte man zu Rheims die ersten Servietten, und machte sie Carl VII. zum Geschenk. Montesquieu bemerkt, daß sie zu seiner Zeit erst bei den Privatpersonen allgemein zu werden anfingen. Die Servietten, sagt Winkelmann, waren in Rom nicht gekannt; erst sehr spät kamen sie dort in Aufnahme, und anfänglich war es Sitte, daß jeder die seinige mitbrachte. Ehe in Rheims die leinenen Servietten fabrizirt wurden, hatte man grobe Stücke wollenen Zeuges zu diesem Behuf. Die Samoyeden sogar, die nur geringe Begriffe von Reinlichkeit haben, bedienen sich eines Bündels dünn geschabter Birkenfasern zum Abtrocknen der Haut, wenn sie schwitzen oder essen. Und so verschmähen denn die bis zur Albernheit gezierten Engländer, eine Gewohnheit anzunehmen, die selbst für ungebildete Völker unentbehrlich ist. Es lobe John Bull in seiner Lebensweise wer will, ich stimme nicht ein. Ich hasse ein Volk ohne Treue, ich bemitleide ein Volk ohne Ruhm, aber ich werde einem Volke ohne Serviette nie die Hand reichen können.

— In St. Germain hat sich ein romantischer Fall zugetragen. Ein junges Mädchen hat auf einen jungen Advokaten ein Pistol abgeschossen, ohne ihn zu treffen. Eifersucht soll die Ursache dieser That gewesen seyn. Die Gensd'armerie nahm sie gefangen, nach dem Verhör wurde sie jedoch wieder in Freiheit gesetzt.

— Ein Kunstgärtner in Amsterdam hat eine Tulpe für 16,000 Frcs. verkauft, die er: „die Citadelle von Antwerpen“ benannt hatte.

— In St. Petersburg ist eine Schule der Rechtsgelehrsamkeit errichtet, und der Prinz Peter von Oldenburg zu ihrem Curator vom Kaiser ernannt worden.

— In Valenciennes wird das Theater restaurirt. Bei den Arbeiten im Proscenium findet man eine Kanonenkugel, welche die Kaiserlichen Anno 1793 hereinschossen, und die hier zuerst von einer Eisenstange aufgehalten wurde, nunmehr auf die dünne Decke von Leinwand hinabgegleitet war, wo sie auf zwei wurmstichigen Latten

ruhte. Seit zwei und vierzig Jahren schwebte dieser schwere Körper dergestalt über den Häuptern der Künstler, wie das Schwert des Damocles. Wie leicht hätte nicht die Erschütterung beim Applaudiren oder beim Tanzen diesen Vierundzwanzigpfünder, zum großen Entsetzen der Zuschauer, auf die armen, heiteren Menschen, die hier ihre Kunst zum Vergnügen Anderer übten, herabschleudern können?

— Man meldet aus Taurien: Der Weinbau macht beträchtliche Fortschritte. Der General-Gouverneur Graf Woronzow hat während des letzten Winters große Strecken Landes dazu urbar machen lassen. In der Gegend von Mukhalatka, wo nicht ein einziger Weinstock zu finden war, sieht man jetzt Pflanzungen, die sich auf 3 Werst (eine halbe Meile) erstrecken.

— Achttausend zweihundert Menschen, die in Divisionen abgetheilt sind, sollen in diesem Augenblick, nach Berichten aus Riga, an einer Chaussee von dieser Stadt nach Mitau arbeiten. In diesem Jahre werden jedoch nur die Vorarbeiten vollendet werden, da die Straße durch Sümpfe führen wird; im nächsten wird man die Grundpfähle einrammen, und die eigentliche Chaussee wird dann erst im Jahre 1837 begonnen werden.

— In der Gallerie des linken Flügels der Tuilerien, werden in diesem Augenblicke zwei neue Statuen aufgestellt: Der Regent und der Cardinal Dubois!

— Rußland während der Kriegsjahre 1805—1815, heißt ein neues merkwürdiges Buch. Es enthält historische Erinnerungen von Armand Comerque, Ex-Regisseur des Kais. Theaters in Moskau, mit einer Vorrede von Capefique.

— Der Buchhändler Glasonnow in Moskau theilt armen Kindern gratis Schulbücher aus. Welch' ein Ehrenmann! —

— Der Barbier von Sevilla ist in spanischer Sprache in Sevilla aufgeführt worden. Die Zuschauer glaubten, es sey das Werk eines ihrer Mitbürger, und riefen Rossini heraus.

— Der 81 jährige Doctor Hahnemann ist in Paris angekommen und erfreut sich guter Gesundheit.

— Der deutsche Zollverband hat jetzt von Polangen bis Eupen etwa 210 Meilen in der Länge, und von Stettin bis Lindau 120 Meilen in der Breite, und ist bewohnt von 26 Millionen Einwohnern, wovon auf Preußen mehr als die Hälfte kommt.

— Der Kaiser von Rußland hat eine Ukase zur Verbesserung der Verhältnisse der Hebräer in Rußland erlassen.

— Den 28. Mai gab man im théatre-français wieder einmal Voltaire's Nanine. Der unerbittliche Kritiker Fréron hatte einst den bekannten übelklingenden Vers darin:

Non, il n'est rien que Nanine n'honore,

also parodirt:

Non, il n'est rien que Nanine n'ennuie.

Als man auf dem Schlosse Sirey die Nanine gab, spielte ein Herr d'Aigrefeuille, den später die Freundschaft von Cambacérès bekannt machte, den Grafen im Stücke, welcher den obigen Vers zu sprechen hatte. Er glaubte eine wohlklingendere Variante anbringen zu müssen, und sagte:

Non, il n'est rien que sa vertu n'honore;

Aber kaum waren diese Worte ausgesprochen, als Voltaire, mit aufgehobenem Stocke, plötzlich aus einem Winkel hervorsprang, und ihn so handgreiflich corrigirte, daß er bis an seinen Tod einen tiefen Respekt vor der ursprünglichen Reinheit des Textes behielt.

Biographisches.

— Zumala-Carreguy (Don Thomas) wurde 1789 in einem kleinen Dorfe Ormaistegui, in der Provinz Guipuzcoa, geboren. Seine Familie ist eine der angesehensten des Landes. Zur Zeit, als die Franzosen nach Spanien kamen, studirte er die Rechte zu Pampeluna. Die Liebe zur Unabhängigkeit ergriff auch ihn mächtig, und er ließ sich anwerben. Er diente mit Auszeichnung unter Mina, und Niemand konnte es voraussehen, daß dieser Held damals seinen spätern Nebenbuhler in seinen Reihen hatte. 1822 war Thomas wieder in Pampeluna. Nun kamen die Ereignisse, die Spanien umwälzten, und er schloß sich an die Truppen Quesada's an, welche dieser unter dem Namen der Glaubens-Armee sammelte. Bald ward er hier, seiner Tapferkeit und Talente wegen, zum Oberstlieutenant ernannt. Er diente noch in seinem Regimente, als Ferdinand VII. ihn zum Obersten des Regiments von Estremadura erhob. Er verdankte dieß nicht seinen Dienstjahren, sondern bloß den Verdiensten, welche der König belohnen wollte. — Zur Zeit der Vorfälle in la Granja wurde er verdächtigt, und Quesada selbst sandte ihm den Abschied. Er zog sich nach Pampeluna zurück und lebte hier in Ruhe, bis Ferdinands Tod ihm neue Gelegenheit gab, sich auszuzeichnen. Er verband sich mit Santos Ladron, der damals die königliche Armee von Navarra organisirte. Auf Santos Ladron folgte der Oberst Eraso, und auf diesen Zumala-Carreguy. Alle Welt weiß, wie er nun mit wenigen disciplinirten Banden den Krieg gegen ein reguläres Heer führte, und wie er Waffen und Arsenäle erschuf, und sich mit mehr als 30,000 Bewaffneten umgab. In der letzten Zeit empfing er von Don Carlos das Patent als General-Major, dann als General-Lieutenant, und zuletzt als Oberbefehlshaber der Armee von Navarra. Sein Tod ist jetzt allgemein bekannt; von seinem Leben mehr zu sagen, wäre überflüssig, es ist nur zu beklagen, daß so viele glänzende Eigenschaften dazu angewandt wurden, das schrecklichste aller Uebel zu nähren und auszubilden — den Bürgerkrieg.

Die artistischen Beilagen.

— Wir übergeben unsern Lesen hiebei das Porträt des Emil de la Roncière, der durch seinen Proceß und dessen unglücklichen Ausgang die Aufmerksamkeit des Publikums in so hohem Grade in Anspruch nimmt. Die Zeichnung ist während der Sitzungen des Gerichtshofes treu nach dem Leben gemacht worden. Wir wissen noch nicht, ob es eben so gelungen ist, das Profil des Fräuleins von Morell aufzufassen. Sollte es der Fall seyn, so werden wir es in einem unserer nächsten Hefte folgen lassen.

— Ferner liegt diesem Hefte bei: Der Grindelwaldgletscher in Stahlstich und die Verlassene, französische Romanze.

Herausgegeben von August Lewald.



De La Mennais





Die Worte von Crevel de Charlemagne.
Die Musik von A. Elwart.

cresc.

flehn? Könnt' mei...ne Stim..me dich er..
schwur, Die mich einst kön...te hold be..
schön. Bist du nicht e...wig mir ver..

Piano

Guitarre

..rei......chen, Du ch ge..stern warst du ja sein Glück! Sahst du nicht
..thö......ren, Ich s einst..mals war mein gan..zes Glück: Mein Herz kann
bun......den, Kön l ich nicht je..des Miss..ge...schick? Ich bin ein

mei....ne Thrä
nur an de
Theil von de

dolce

dolce

2.

...arle au moins, j'aime à t'entendre!
...redis ces mots d'amour,
...ts charmans qu'on ne peut rendre
... s'envolent sans retour!
... à voir aussi ton sourire;
...suis bien qu'auprès de toi....
...oi seul mon cœur soupire,
...s, reviens à moi!

Deutschland.

Niedernau.

Ille mihi praeter omnes angulus ridet.

— * Warum durchfliegen die Engländer Italien und die Schweiz mit Postpferden, warum jagen sie um den Genfer See, und verwundern sich über die Herrlichkeit der mächtigen Gebirge, nicht wie sie vor ihrem Blicke, sondern wie sie in ihren Guides des voyageurs beschrieben stehen, warum schlafen sie so behaglich an den reizenden Rheinufern hinab, und es fällt ihnen nicht ein, in das benachbarte Schwabenland hinüber zu jagen oder zu schlafen? Konnte der Rhein mit der Schweiz ein schöneres Kind zeugen, als Schwaben? Trägt Schwaben an seinem Leibe nicht alle süße Anmuth, alle klare Schönheit des Rheins, wiegen sich auf seinen Schultern nicht die starken Burgen der Schweiz, drohen von seinem Scheitel, vom Schwarzwalde herab nicht auch gigantische Urgebirgsmassen? Unsern Wirthen geschieht recht! Warum lassen sie nicht in London auf Soho Square einen prachtvollen Strangers Guide through the charmes of Swabia verkaufen? Warum lassen sie unsere Schönheiten nicht in Stahl stechen und bei Ackermann am Strand aushängen! Und wie würden die englischen Herren sich von Anfang an in unsern Thälern wohl befinden, wenn sie sich gleichsam for a farthing, für eine Bagatelle ihr Taschenbuch mit Schönheit vollpfropfen könnten! Wie wenige Zehenten bedürfte da ein Pfründner für seines Leibes Nahrung, wie bequem könnte sich ein überschuldeter Lord von den Streichen treuloser, verschwenderischer Mätressen und unglückseliger Wetten auf Pferderennen erholen? Auch ein Zweitgeborner könnte troz seiner mageren Rente bei unsern billigen Speisekarten ein wohlgenährtes Ansehen gewinnen — versteht sich, nur in den ersten Jahren des englischen Vögelzuges, denn ich glaube, daß man in unsern und

den malerischen baierischen Gebirgen nur darum so wohlfeil reist, weil die hochherzige brittische Nation in den Gasthöfen noch nicht ihren großen Handelsunterricht ertheilt hat, und unsere Wirthe — in ihrer Unbelesenheit — noch nicht mit dem Zufall einer prachtvollen Gegend schmählichen Wucher zu treiben gelernt haben.

Niedernau ist einer der reizendsten Winkel Schwabenlands, einer der Winkel, welche wir allein bewundern müssen, nicht gekannt, nicht besucht, nicht bewundert von den Fürsten und Völkern des Auslandes, ein stilles Weib mit wenigen treuen Anbetern, die sich nicht zum Zweikampfe fordern, weil Allen das wohlwollende Auge Frieden in die Brust lächelt. Niedernau ist ein schwäbisches Bad ohne fremde Zuthat, seine Quelle ist nicht gemischt mit exotischen Pflanzenstoffen, sein Salon ist das getreue, geräuschlose Bild unseres Familienlebens. Niedernau hat mit den großen Bädern Deutschlands nichts gemein, als die Eselspartieen.

Studiosa juventus, die studirende, beziehungsweise nicht studirende Jugend ragt in die Familienwelt von Niedernau hinein, und wirft die häusliche Ruhe einigermaßen durcheinander; das gibt dem Bilde aber nicht mehr Veränderung, als der Bursche, der zu den Osterferien nach Hause kehrt, sich mit seinen Schwestern streitet und seinen Cousinen den Hof macht, denn die akademische Würde übt ihre Herrschaft nur an den Sonntag Nachmittagen aus, und das Familien-Stillleben tritt mit der untergehenden Sonne wieder in den vollen Genuß seiner Rechte ein.

Tübingen liegt nur drei Stunden entfernt. Heißa! Wie rutschen, wenn kaum die zwölfte Stunde vorüber, die Wagen mit Donnergepolter über die Neckarbrücke hin! Wie peitschen die Kutscher so munter in die Pferde, denn sie wissen, wen sie führen: Herren. Das weiß der liebe Leser wohl, daß der Studiosus zu Tübingen bei der Inscription einen Theil der Gebühren für den Herrentitel zu entrichten hat, das weiß der Kutscher auch wohl, und nennt nur die Studenten Herren und die andern schlechtweg Justizräthe oder Professoren. Wie mischen sich mit dem Staube der Mähren so gewaltige Tabakswolken, als sollten sie das geheimnißvolle Gespräch über längst vorgefallene Zweikämpfe bedecken! Wie spotten doch die jugendlichen Gesichter mit den griechischen Mützchen der krückebeinigen leder-, farb- und federlosen Gefährte, die sich nur durch Reminiscenzen an die einst erlebten Comitate aufrecht halten! Wie schnaufen doch die Gäule unter den ungeduldigen Reitern mit den stattlichen Schnürröcken und den glänzenden Reiterstiefeln, und möchten so gerne und können doch nicht, weil sie der Senior einer vor zehn Jahren aufgehobenen Landsmannschaft zu

Schanden geritten. Das Alles eilt von Tübingen nach Niedernau, träumt von Morgenroth der Liebe, hebt sich mit stolzer Ruhe, vor dem Bade angelangt, aus dem Wagen, denn in jenen Jahren treibt nichts so gewaltig die Unruhe des Wiedersehens, als die stolze Hoffnung auf den Eindruck des Wiedergesehenwerdens.

Wer auf dem Balkon steht, welcher vom Hauptgebäude des Bades hinüberführt zum Saale und hinabschaut in das Thal, und sieht die bunte Schaar der Tübinger Herren herbeieilen, und wirft einen Blick durch das Fenster, und hört das Zeichen zum Beginnen der Tanzmusik, und gewahrt nur wenige leichtfüßige Gestalten, wie sie im Saale auf- und abwandern und hold lächeln im Vorgefühle, rastlos bis in das Dunkel der Nacht hineinwalzen zu dürfen, dem mag bei dem frischen Farbenglanze unserer Schönen zwar nicht vor dem schwarzen Tode, dem wüthenden Parforcejäger auf dem Revier der Tanzlust, grauen, wohl aber vor den streitsüchtigen Klingen der eifersüchtigen Studenten.

Aber es gibt keine Kämpfe — mit Staunen erregender Gelassenheit werden die Körbe hingenommen; der Vorrath eines ganzen Nachmittags wird mit einem Paar Flaschen Wein hinuntergeschluckt. Die Liebe des Studenten ist eine stille Achtung, eine Anbetung der Schönheit in der Schöpfung, sie facht keine Eifersuchtsflammen an; ein schönes Fräulein auf einer Akademie ist kein Ei, das der Teufel in die Wirthschaft gelegt hat. Das Fräulein ist wie die Gattin des Odysseus, die Freier kommen von nah und fern und werben vom frühen Morgen bis zum späten Abend, aber ihre Anbetung ist Gemeingut, wozu Jeder so viel Recht hat, als die Herrin im Augenblick einräumen will, indeß sich die Andern bei wohlbesetzten Tafeln und schweren Gelagen gütlich thun. Kehrt der Begünstigte zu den Mitwerbern wieder, so hat er das Glück des Tages nicht mit einer klaffenden Gesichtswunde zu bezahlen. Ein froher Kreis empfängt ihn, und die Schöne kann sich ohne Gefährde einer neuen Huldigung hingeben. Sie trete nur auf den Balkon hinaus, da wird sie hören, wie der Glückliche eben mit allen Unglücklichen auf ihre Gesundheit anstößt, und aus keinem Auge Blicke der Eifersucht blitzen. Es könnte sie schmerzen, daß ihre Reize so wenig Ruhestörendes mit sich führen; aber sie wird sich über die Wirkung ihrer Schönheit trösten, wenn sie die Stammschönen der Universität vernimmt und hört, wie einer ihrer Namen so friedlich in hundert Stammbüchern mitten unter Schlägern und Duellen eingezeichnet ist unter der Rubrik: Memoranda, wo dann nicht von einem großen Liebesabenteuer, sondern nur von einem großen Cotillon mit ihr die Rede ist. Man möchte sich darüber wundern,

daß in dem Asyl von Niedernau die stürmische Jugend der Universität noch keine Revolutionen und keine Stürme hervorgebracht hat. Aber nicht hat bis jetzt das Gleichgewicht des Bades, viel weniger ein größeres durch diese heitern Sonntags-Gesellschaften gestört werden können.

Man glaube indessen nicht, daß sich im anmuthreichen Thale nur einfindet, was in Niedernau physisch oder in Tübingen intellectuell, gelegentlich auch moralisch gebadet wird. Aus Rottenburg und Herrenberg, aus Reutlingen und Hechingen, aus Haigerloch und dem nicht entfernt gelegenen Bade Imnau führt der Sonntag lustige Gesellschaft hieher. Die Städte Horb und Nagold liegen nur drei Stunden entfernt und die Herren der benachbarten Edelsitze hielten es für eine Sünde, nicht zuweilen eine Weinkaltschale mit duftigen Erdbeeren hier zu verzehren. Die protestantischen Geistlichen belohnen die Verdienste und Tugenden ihrer Frauen und Kinder, die katholischen bedanken sich für die Aufmerksamkeiten ihrer Meßner und Haushälterinnen durch eine Sonntagsfahrt nach Niedernau. Da ist denn das Gebäude mit einer Wagenburg umgeben; junge Artilleristen könnten das Verschanzen daran probiren, und alte Geschichtsforscher hätten Gelegenheit, neue Entdeckungen für die Archäologie des Fuhrwesens zu machen. Die Ställe haben nicht Raum genug für die vielen Pferde; manche sind im Freien angebunden, und um sie her erblickt man das vielgestaltete Wesen der Gefährte und die gaffenden Bauernmädchen und die fluchenden Kutscherseelen, den Durcheinander der Ab- und Zufahrenden und das grämliche Wegschleichen der kränklichen Badegäste. Oben hört man die jubelnde Tanzmusik, vermischt mit den Toasten und dem Gläsergeklirre auf dem Balkon, — hier erschaut man eine abgehungerte Mähre mit einem bröckligen Stricke an die Krippe gebunden, dort einen stattlichen Zelter eines begüterten Barons, der vom gallonirten Bedienten am reichen Zaumwerke mit Gewalt auf der Stelle gehalten werden muß; hier ein Paar fröhliche Bursche, die mit dem Erdbeermädchen schäkern und ein kleines Tellerchen mit einem blanken Käsperchen bezahlen, dort ein wohlgenährter, füllreicher Rentbeamter, welcher — seinen Wohlthätigkeitssinn mit Gewalt zurückhaltend — aus Achtung vor den Gesetzen einem alten kranken Bettelmanne das Almosen verweigert. Hier führt ein altes Pfarrmütterchen das Töchterlein auf den ersten gefährlichen Lebensweg, zum ersten Tanze; das gute Kind durchzittert noch einmal der Gedanke an all das Unheil, welches den wenig Geübten auf dem Ballsaale widerfahren könnte; die gute Mutter denkt an die Leinwandschränke, welche sie der Tochter öffnen könnte, wenn sich hier schon der Bestimmte fände, indeß an

dem Speisetisch die Tödtung des Fleisches durch unverrückte Aufmerksamkeit auf kalte Hühner und fette Wachteln exercirt wird. Während sich hier zwei junge Doctoren über Homöopathie und Allopathie streiten, bekämpft dort ein Dritter alle Leiden — zum Hohne für die Oertel'sche Wasserkur — mit einer tüchtigen Quantität Wein, schwört den Philistern den Untergang, und prophezeit den vier Facultäten ihr nahes Ende. Hier setzt ein ernster Professor sein exegetisches Collegium mit all der pedantischen Genauigkeit fort, die er sich durch dreißigjährigen Vortrag zu eigen gemacht, nicht ferne davon hüpft eine schalkhafte Hechingerin zum Flügel, prälüdirt ein wenig mit ihren niedlichen Fingerchen und trällert dann: „Du, du liegst mir im Herzen" — darob erstaunt ein nahe stehender, sonnverbrannter Jägersmann, denn er meint, der Sang gelte ihm und hat doch geglaubt, er könne Niemand im Herzen liegen, als den Bauern, die ihm das Wild beim Jagen in der Frohn treiben müssen. Zwischen durch drängen sich Kellnerinnen mit Augen so schwarz, als sie die Gustel von Blasewitz gehabt haben mag, und einem Wuchse, noch verführerischer, als der des Bäschens aus dem Reiche.

Der Sonntag ist das Zelt= und Lagerleben von Niedernau, dabei braucht man übrigens die Gänse nicht halb gerupft, die Lämmer nicht halb gebraten zu verzehren, den Wein nicht halb mit Branntwein versetzt zu trinken; dabei braucht man sich weder mit habsüchtigen Proviantmeistern zu zanken, noch, wenn man keine Charge bekleidet, von derben Wachtmeistern das Fett von der Suppe schöpfen zu lassen. Der Inhaber des Bades, der ehrenwerthe Dr. Raidt, wahrt die Würde seines Hauses in leiblicher Beziehung auf das Vollkommenste. Frohen Sinnes zieht man am Abend aus dem Lager heim. Die Pferde an den Wagen der Studenten lassen sich nicht mehr anhalten, zum schnellsten Laufe getrieben von dem vielen Weine, welchen die Kutscher zu sich genommen; nur an den bekannten Schenkwirthschaften stehen sie unwillkürlich stille, und fragen mit leichtem Schnauben, ob es den Herren gefällig sey, auszusteigen, um zu Heilighaltung eines unverbrüchlichen Herkommens und zu Beruhigung des äußerst subtilen Gewissens den Prälatentrunk zu nehmen. Sonst pflegten die Rosse in den Hof vor einem hohen, alten Schlosse zu Bühl einzubiegen; der thurmartige Vorsprung außen am Gebäude, die ausgetretene steinerne Wendeltreppe mit schlechter Beleuchtung, die dunkeln Gänge durch ein Gemäuer hin, das sich längst seiner Bekleidung entledigt hatte, bildeten zusammt ein Paar geisterbleichen weiblichen Gestalten, wie man sie ohne Gruß und Wort an sich vorüberschleichen sah, einen gar unheimlichen Eindruck. War man aus der modernen Sonntagswelt zu

Niedernau herausgetreten und in den Wagen gestiegen, und hatte sich dem süßen Schlummer hingegeben, so fühlte man sich beim Erwachen im gespenstischen Schlosse zu Bühl doppelt kalt durchrieselt. Im getäfelten Trinksaale vermochte man die freundliche Lebenswärme eben so wenig zu finden, als auf der Tenne, die sich besonders zur Kegelbahn für eine Poltergesellschaft zu eignen und um die Mitternachtsstunde nicht selten von den grauen und schwarzen Gespenstern zur Motion für ihre dunstgewobenen Gestalten gebraucht schien. Manch verwegener Wildschütze wohnt in den benachbarten Dörfern; er holt seine Beute in den weiten Forsten des Schönbuch und streift wohl auch hinüber zum düstern Schwarzwald. Bei Tag verbirgt er die Büchse in hohlen Bäumen vor den auflauernden Forstbedienten, bei Nacht lauert er selbst auf hohes Wechselwild; seine Kugel führt zum sichern Ziele, und trifft sie das Herz eines Waidmanns, der des Herren Recht zu schützen auftritt, so hält der Wildschütz es für überflüssig, sein Gewissen auf die Folterbank zu schrauben. Solche Figuren, mit stechenden Blicken die Ankömmlinge betrachtend, fürchtete man oft in den Gästen um die Schenktische zu erkennen; ihre Erscheinung möchte eine willkommene für Salvator Rosa gewesen seyn, wer aber einen lustigen Tag lustig beschließen wollte, der hätte gerne fröhliche, offene Gesichter um sich gesehen. Nun fing vollends im obern Stock ein Baß zu brummen an und ein Paar Violinen schnarrten drein, und eine Clarinette schämte sich gar nicht der Falschheit ihres Wesens; die Geister begannen zu poltern und zu pochen und sich im Walzer zu drehen. Man entschloß sich, den Spuk in der Nähe zu sehen, und wurde da freilich aus Träumereien und Gespenster-Ahnungen geweckt, denn, wenn der Tanz sich endigte, war an kein Zerrinnen der Erscheinungen zu denken, und der Anblick materieller Freuden zerstörte die Hirngespinste, welche das grauenhafte Schloßgebäude geschaffen hatte. Die Erinnerung an blutige Fehden tauchte allein noch auf, die in diesem Saale ausgefochten werden, nicht von den Rittern, welche dieses Schloß bewohnen, sondern von der kitzlichen, statutenmäßigen Ehre der Tübinger Bursche. Nun ist ein neuer Firniß über das Schloß von Bühl gezogen, in seinen Hallen fände jetzt nur ein friedlicher Niederländer Stoff zu einem Genrebilde. Die Herren von Tübingen haben wohl die Art des Prälatentrunks, aber nicht die Sitte gewechselt.

Wer von Nervenübeln gezwungen ist, sich rauschenden Freuden zu entziehen, wer, von Bleichsucht befallen, den Tanz meiden muß und sich von der Lust nicht will ergreifen lassen, wer an Hypochondrie oder Melancholie leidet, wer für kranke Leber Heilung sucht und was sonst

zum wirklichen Hospital des Hauses gehört, der verbirgt sich am Sonntag im nahen Walde oder besucht in Gesellschaft Gleichgestimmter die Orte der Umgegend. Am Mittag sehen die Hospitaliten aus, als ob der Feind käme und sie ihre Leiber retten müßten, am Abend kehren sie zurück zu ihrer häuslichen Bequemlichkeit mit all jener Ermattung nach langer, unfreiwilliger Wanderschaft und jener gemüthlichen Heiterkeit, welche ein wiedergefundener Schlafrock in jedem frommen Gemüthe erweckt.

In Niedernau hatte wohl schon vor mehreren Jahrhunderten ein Badehaus bestanden, doch die Brunnen waren wiederholt verschüttet worden, und erst dem jetzigen Besitzer, Dr. Raidt, verdankt die Anstalt ihre Blüthe. Fünf mineralische Quellen führen alkalinisches Stahlwasser zu den Bädern im Erdgeschosse des Gebäudes und in die Brunnen, aus welchen zum Trinken und Ausführen geschöpft wird. Ich könnte aber nicht gerade behaupten, daß Geruch und Geschmack des Niedernauer Wassers gar zu große Reize in sich führten. Das im Waßer enthaltene Erdharzöl verbreitet seine widrigen Dünste durch alle Räume der Anstalt *).

Ein schmales Flüßchen durchfließt das Thal, in dessen Mitte das Bad liegt. Im Vorgrunde schließt sich an grüne Matten das Dorf Niedernau an, den Hintergrund bildet ein Berg von mäßiger Höhe. Zu beiden Seiten ziehen sich Berge bis auf wenige Schritte zum Badehaus herab; sie steigen sanft in die Höhe, und sind bis zum Fuße mit Fichten und Tannen bewachsen. Mit einem Sprunge gelangt man von seinem Zimmer in die Waldungen, und erreicht dann auf bequemen Pfaden die Höhe. Der Besitzer war bemüht, nach allen Richtungen in reizendem Wechsel Wege anlegen, und Ruhesitze bereiten zu lassen. Das Harz der Tannen stärkt die Brust, und gibt dem Athem die volle Freiheit. Es ist in der That eine wollüstige Empfindung, diese herrliche Luft zu schlürfen, gelagert auf weicher Rasenbank, nur umschwirrt von der nimmer rastenden Thätigkeit des Käferlebens. Was ist das Paradies eines künstlichen Parkes, in dem man vielleicht auch von seinem Schlafgemache hinaustreten kann, gegen diese wundervolle Gottesnatur, welche sich freiwillig zum schönsten Genusse zu unsern Füßen geschmiegt hat! Was sind die Täuschungen und Ueberraschungen, dem Geiste eines Gartenbauers entstiegen, gegen das natürliche Amphitheater, welches man von der hinteren Seite des Bades gegen Norden

---

*) Das neue Niedernauer Karlswasser hingegen ist einer der angenehmsten Säuerlinge, und fängt jetzt an, Ruf zu erlangen, und weit und breit versandt zu werden. D. R.

erblickt, mit hellen Wiesen im Grunde, und dunkeln Tannenwäldern an den Wandungen, und hier dann die sieben Thäler, von denen sich jedes nach dem Ausgange so verengt, daß man am Ende zu seyn glaubt, während sich plötzlich ein neues öffnet, bis zum siebenten. Man ist hier Gott und seinem Frieden so nahe, — ein schlimm' Gewissen könnte in diesem Tempel keine Ruhestätte finden.

Schon sehr früh versammelt sich die Gesellschaft um den Brunnen. Die Einen verlieren sich dann auf den nahen Spatziergängen, um da und dort in einzelnen Gruppen sich wieder zu finden. Man frühstückt dann in kleineren Partieen im Freien unter einem Kiosk oder im freundlichen Speisesaale. Der Vormittag geht mit Baden oder süßem Nichtsthun hin. Musikfreunde finden Musikalien und Instrumente, und bei der Nachbarschaft von Rottenburg, dem Bischofssitze, läßt sich wohl denken, daß es nie an kunstgeübten Gästen mangelt. Das ist eben eine Annehmlichkeit von Niedernau, daß man zwanzigmal in einem Morgen kleine Geschäfte in seinem Zimmer abmachen, und eben so oft zum Vollgenuß der Natur zurückkehren kann, daß man von der häuslichen Bequemlichkeit, von den Comforts of life in die frische Bergluft so hinaustritt, wie daheim von seinem Alkoven in das Wohnzimmer. Der Vormittag bietet noch Spielraum für die kleinen Intriguen, welche auch in jeder Familie ihre bestimmte Zeit brauchen; die Herzen werden erforscht, etwaige Geburts- und Namens-Tage zu Vorbereitung von Ueberraschungen erkundet; Festons und Kränze werden gewunden, mit denen man die Wagen der abgehenden Freunde überreich bekränzt. Indessen macht der Badekönig, ein durch eigene Machtvollkommenheit oder durch Uebereinstimmung der Gäste bestimmter Festordner der Gesellschaft, die Runde, und bringt eine Partie für den Nachmittag zum Vorschlag. Man müßte kein Herz im Leibe, oder das Zipperlein in den Beinen haben, um sich da auszuschließen. Eine wohlbestellte Table d'hote versammelt das ganze Haus. Nach Tische, wenn es auf die Berge geht, besteigen die Damen die Esel aus der Mühle des Dorfes, die Herren folgen dem Zuge, und treiben die trägen Thiere zu rascherem Gange an. Geht die Partie im Thale, so wandert die Gesellschaft in ungestörter Harmonie zu Fuße, oder wenn der Ort der Bestimmung entfernter liegt, in Gesellschaftswagen. Die Taschen werden mit kalter Küche und Wein aus Naidt's Speisekammer und Keller gefüllt, wenn die Fahrt auf Berge geht, die man ihrer Aussicht wegen besucht, ohne ein Wirthshaus zu finden. Am Abend sammeln sich die Gäste wieder zu gemeinschaftlichem Male, und vertreiben sich die Zeit bis zum Schlafengehen mit Spielen aller Art, besonders mit Lotterien, wozu ein in der Hausflur

über die Saison Quincaillerie feilhabender Italiener die Gewinnste liefert. So geht es von Montag bis Sonnabend im Familienkreise zu Niedernau. Die Kosten des Aufenthalts sind von keiner Bedeutung. Eine Musikbande, zu Erheiterung bei Frühstück und Mittagsmahl und beim Tanze, wird von kleinen Gaben der Gäste erhalten. Der freundliche Inhaber des Bades steht nicht allein mit Küche und Keller, Bädern und Brunnen, sondern auch mit tüchtigem medicinischem Rathe zu Dienste.

Unferne von dem Badeorte, den wir mit Niedernau bezeichnet haben, liegt ein Gasthaus, das seit kurzer Zeit dem Raidt'schen Bade mit Rivalität droht. Hiezu gehört gleichsam eine, etwa eine Viertelstunde entfernt liegende, neuentdeckte Quelle. Die junge Anstalt steht an Waldessaum, erfreut sich aber nicht jener malerischen Lage, wie die alte, und der junge Brunnen nicht der gefälligen Außenseite, wie der alte. Man sagt, daß die junge Quelle kräftigere Heilmittel in sich führe. **Experientia docebit.** Wir wollen zusehen, damit es Niemand einfalle, das Sprichwort von den frischen Besen auf uns anzuwenden. Wir wissen nicht, ob in der neuen Anstalt im verflossenen Sommer Tonkünstler gewohnt haben, — nur so viel ist uns bekannt, daß sich die Gäste beider Häuser nie zu einer Harmonie-Musik zusammengefunden haben.

Nun wollen wir denn in Gottes Namen auch ein wenig umherschweifen. Schlagen wir uns durch das Dorf durch, und treten mit wenigen Schritten an das Ufer des Neckars vor, den wir vor Kurzem, in einer Entfernung von sechs Meilen, stromabwärts bei Eßlingen verlassen haben. Noch vor wenigen Jahren mußte man über eine jäh ansteigende Höhe passiren, um nach Rottenburg zu gelangen. Jetzt verdankt man Raidt's Thätigkeit eine bequeme Straße dicht am Gestade des Neckars hin. Im engen Thalwege mußte der Strom sein Bett tief graben, sein stilles Wasser treibt langsam abwärts, und bildet den düstern Anblick einer Gräbertiefe; rechts erheben sich am steilen Abhange, bis zur Straße herab, dunkle Föhrenwälder, aus denen üppig sprudelnde Quellen hervorstürzen; überall sind Ruhebänke angebracht, und an manchen Stellen hat die fromme Andacht Bilder zum Gebete errichtet; am linken Ufer thürmen sich Felsen, die, wo sie dem Fuße Raum zum Auftreten bieten, mit Weinreben überzogen sind — da wächst dann der Neckarausbruch, nicht ganz so feurig wie der Tokayer, aber doch stark genug, um in der Gährung dem Chaussée-Graben manchen unfreiwilligen Besuch zu verschaffen. — Nach einer halben Stunde öffnet sich das Thal, und die Stadt Rottenburg liegt vor uns, ehedem eine östreichische Besitzung, jetzt der Sitz des Landesbischofs.

Da wird noch viel gefidelt und gelebt. Die Masken tollen im Fasching, und in den kühlen Refectorien der ehemaligen Klöster wird munter gezapft. Von der Brücke schauen wir in das offene Neckarthal hinab, und erfreuen uns links am Anblicke des stattlichen Karmeliter-Klosters, in dessen weiten Hallen der Bischof seine Wohnung aufgeschlagen hat, und ein Priester-Seminar eingerichtet ist, das seine Zwecke leicht besser erfüllen möchte, als die karmelitische Lehrmethode. Durch die Vorstadt Ehingen führt uns der Weg zur Klause hinüber. Im Jahre 1783 wurden die Franziskaner-Nonnen aus diesem himmlischen Sitze vertrieben, und eine Gastwirthschaft belebt nun die stillen Zellen. Hoch von des Berges Spitze schaut die Wurmlinger Kapelle herüber, und segnet die Dörfer zu ihren Füßen im breiten, üppigen Neckarthale, und im grünen, züchtigen Ammerthale. Blicken wir aus der Klause weiter hinab, so trägt uns das Auge bis zum mächtigen Schlosse von Tübingen, wo einst die fünfzig schwäbischen Ritter an ihrem Fürsten, dem nachmaligen Herzog Christoph, schmachvollen Verrath geübt. Senken wir uns von der Klause herab, so führt uns der Weg an fünf Dörfer hin in einer Postmeile bis zum Kreuzwege vor der Stadt Tübingen.

Soll ich Sie hier in einen dumpfen Hörsaal führen, wo eben jetzt der Beweis des Beweises bewiesen wird, oder belieben Sie, nach einem leichten Frühstück, im Gasthaus zur Krone, nahe am Kreuzwege, mit mir die Landstraße nach Reutlingen einzuschlagen. Sie sehen hier immer noch die alte Thätigkeit, wenn auch die Zeiten vorüber sind, da Uhland von der Schlacht bei Reutlingen singt:

Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt,
Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt.

Sie wollen weder in der Stadt Spitzen klöppeln, noch auf der hohen Achalm die spanischen Schafe füttern sehen. Sind mehre Herren in der Gesellschaft, so muß ich Sie freilich den vierten Weg einschlagen lassen — nach dem Steinlachthale, nicht als ob es das anmuthreichste der schwäbischen Thäler wäre, sondern weil in seinen Gründen die schmucksten Schwaben-Mädchen wohnen, mit blonden Flechten, und blauen Augen, und niedlichen Gestalten bis zur Fußspitze herab, breite Spitzen an der Haube, unter welchen die Augen mit der halben Verschleierung taubenunschuldig hervorblicken, mit rothen, silbergeschnürten Miedern, kurzen, faltenreichen Röcken, und schneeblanken, bauschigen Aermeln von zartem Linnen.

Da wir Badegäste zu Niedernau sind, so müssen wir nothwendig auf jenes andere Bad mit einer gewissen Verachtung herabsehen. Was

kümmern wir uns also um die Schwefelquelle von Sebastiansweiler, an welcher uns die Landstraße vorüberführt; wir ziehen weiter gen Hechingen an der Starzl, vom Volke Statzl genannt. Sie hören hier viel hebräisch sprechen, aber lassen Sie uns nur ein Paar Stunden ruhen, so wird Ihnen wohl werden. Es wohnt ein gastfreundlich Volk am Fuße des Hohenzollern, ein Volk mit all' den Eigenschaften, welche dem Fremden das Leben in kleinen Städten würzen mögen. Der fürstliche Hof unterhält eine treffliche Kapelle, zu eigener und seiner Unterthanen Lust und Freude, in den Lesezimmern eines Museums werden die politischen zur Geistesübung, und in dem dazu gehörigen Garten die hölzernen Kugeln zur Körperübung gewogen. Schauen Sie hinauf zu den Ruinen auf Hohenzollern — wie die alte Bergfeste niederblickt auf die zwei Fürstenthümer ihres Stammes, und weit, weit hinaus in das Würtembergerland, und hinüber an der Alpkette, die sich hinzieht zum Hardtfelde, wo das Plattland nach Nürnberg führt, zum Sitze der mächtigen Burggrafen. Die Feste ist gebrochen, aber der Stamm blüht in dem großen nordischen Reiche der Könige von Preußen mächtig fort. Man hat Sorge getragen, die malerischen Ueberreste der Burg in ihrem gegenwärtigen Stande zu erhalten. Wollen Sie mit mir die Höhe besteigen? Sie finden da auch ein Fremdenbuch mit so schlechten Versen, so sentimentalen Exclamationen, als eines in Deutschland nur aufzufinden ist. Z. B.:

1. Die alte hohe Feste
Gleicht jetzt einer zerrissenen Weste,
Doch war sie einstens groß.
Schneidermeister Roos.

2. Die vielen Dörfer mit den vielen rothen Dächern, mahnen mich an die vielen rothgeweinten Augen in meinem Jammer, da ich verlassen war, wie diese alte Schloßburg, und Er hart war, wie diese verfallenen Steine, da mein Herz doch offen lag, wie das große Land zu meinen Schuhen.

Mit wahrem Schmerz den Hohenzollern gesehen,
Viola.

3. Wer dieß geschrieben in seinem Schmerze,
Findet ein treu und tröstliches Herze,
Wo nicht in Hechingen an der Statzl,
Doch in München am Platzl.
Musikus Zwirl.

4. Mögen deutsche Burgen fallen,
Deutsche Treue sinket nicht,
Deutscher Kinder deutsches Lallen,
Deutscher Treu ein Lobgedicht.

Geschrieben bei der Turnfahrt an Ostern von
Gymnasiast Anton Kittel.

5. Alles Schnack, ich zieh hinab zum Brühlhof da unten, und erhebe mich vollends über die Beschwerden dieses Lebens. Alles Schnack! Wie heiß ich! Thut nichts, braucht meinen Namen nicht zu wissen.

Nun aber lassen Sie uns heimkehren zum stillen Winkel von Niedernau. Ein ander Mal führe ich Sie weiter im schönen Schwabenlande.

Frankreich.

Merkwürdiger Kriminalfall.

(Schluß.)

„Als ein verzweifelnder Vater zu mir kam,“ spricht der Redner, „um mir die Vertheidigung seines Sohnes anzuvertrauen, ließ ich mich zu Worten hinreißen, die ich bitter bereue, und die er mir hoffentlich vergeben wird. Wie, sagte ich, ich sollte ihren Sohn vertheidigen? Nein, denn ich fühle, wie abscheulich er gehandelt hat. Mein heißester Wunsch, sprach ich zürnend, wäre es gewesen, von den Klägern gewählt zu werden. Es wäre der schönste Tag meines Lebens gewesen, Ihren Sohn der Strafe zu überliefern. Das sagte ich leider. Ein unüberlegtes grausames Wort! Aber nach einer Stunde der Erklärung begriff ich wohl, daß mein Recht nicht so weit ginge, einen Beklagten zu verstoßen, ohne ihn zu hören; daß die Pflicht eines Advokaten mir geböte, das Letztere zu thun. Ich habe diese Pflicht erfüllt, meine Herren, und nachdem ich Alles gehört, Alles untersucht, Alles erwogen hatte, will ich jetzt eine andere vor Ihnen erfüllen. Ich will einen Menschen vertheidigen, der von einer mächtigen Familie ungerecht verfolgt wird, der ungerecht verdammt wird auf blinde Vorurtheile hin. Darum, meine Herren, möge das scheußliche Verbrechen Sie nicht fortreißen, möge die Länge der Debatten Ihre Aufmerksamkeit nicht ermüden, mögen die Vorurtheile der Welt Sie nicht bis hieher begleiten. Beurtheilen Sie ohne Gunst und ohne Haß; das ist es, was ich fordere, oder vielmehr sicher von Ihrer Gerechtigkeit erwarten darf.“

Der Redner geht auf den Charakter des Vaters, Clement Graf de la Roncière, über, und schildert ihn als einen alten Militär von den strengsten Sitten, der dem heftigen Charakter seines Sohnes mit Härte entgegen kam. Hierdurch wurde die Erziehung dieses Sohnes

verfehlt. Der Vater war unbeugsam, der Sohn in sich zurückgescheucht. Dadurch entstanden dessen erste Verirrungen. Die Anmerkungen in den Regimentslisten über ihn lauten: „Wenn dieser junge Officier wollte, könnte er der Erste von allen seyn, aber er ist händelsüchtig und leicht.“ Das waren also seine Fehler, das schuf ihm seine Feinde, die sich heute an ihm rächen, und diese Hauptzüge seines Charakters geben sich in dem ganzen Processe kund. Der Redner spricht von seiner Geliebten, und entschuldigt auch diese Seite seines Herzens. Jetzt geht Herr Chaix zur Sache selbst über, und spricht von dem Diner bei dem General Morell, wozu de la Roncière eingeladen wurde. Dieser unwürdige, abscheuliche, so verrufene Mensch wird dessen ungeachtet eingeladen, aber das ist noch nicht Alles, an der Tafel wird er an die Seite des Fräuleins gesetzt, der Teufel an die Seite eines Engels. Man sagt, es sey Zufall gewesen. Wenn aber bei einem solchen Diner der Zufall die Plätze vertheilt, so sollte er es nicht mit dem Platze eines jungen Mädchens von sechszehn Jahren thun können, und noch dazu in einer Garnison. Der Redner berichtet über die Aufführung des Angeklagten während der Mahlzeit; dann die befremdliche Unterredung, welche nach Aussage der Kläger vor dem Bilde der Frau von Morell statt gefunden haben soll. Er zeigt, wie unglaublich dies von einem Menschen ist, der der guten Gesellschaft angehörte. Er erwähnt ferner, daß die anonymen Briefe nichts Seltenes in dem Hause des Herrn von Morell waren. Solche unsichtbare Korrespondenten verfolgten es schon damit seit vielen Jahren. Im November 1833, im April 1834, in Paris waren solche Schreiben in der Familie angelangt. Sie hatten wenig Interesse, und bezogen sich größtentheils auf Miß Allen, die Erzieherin, dabei sprachen sie von der Gesellschaft des bras nus, von deren Daseyn dem Redner nichts bekannt ist, welche aber anonyme politische Drohungen herumsende, wie es hier der Fall war. Herr Chaix zeigt jetzt, daß kein persönliches Interesse Herrn de la Roncière diese Briefe hätten dictiren können, und daß es für ihn, als Officier aus einem guten Hause, wohl andere Mittel gegeben hätte, die ihn gefahrloser zu seinem Ziele geführt haben würden.

„Meine Herren,“ sagte der Vertheidiger, „als de la Roncière während der langen Instruction sich durch acht Monate den Kopf zerbrach, woher das Complott rühren könne, das ihn zermalmte, so kann er vielleicht unter tausend Ideen auch auf die gekommen seyn: „„vielleicht will man mich zwingen, das Mädchen zu heirathen.““ Das war eine Thorheit. Die Familie hätte dazu keines Complotts bedurft.“

Der Redner erörtert diesen Gegenstand weitläufig, und erklärt

zum Beispiel, wie unmöglich es sey, daß de la Roncière Theilnehmer gehabt habe, weil ihm alle Mittel zur Bestechung fehlten, wie sich aus seinen Papieren deutlich ergibt. Man will seinen Genossen Samuel entdeckt haben, und jagt ihn aus dem Hause. Er selbst ist fortgereist, und Samuel ihm nach. Samuel wird in einem Briefe, den Tag nach dieser Abreise, als Genosse bezeichnet, der jedesmal fünf Franken für den Dienst erhalten haben soll. Er hätte es selbst verrathen, heißt es. Wo wird er nun aber neue Genossen finden? De la Roncière, der keinen Heller in der Tasche hat, und noch dazu seine Freunde verräth. Aber er findet dennoch neue Vertraute, schändliche oder vielmehr tapfere Leute, die sich der Strafe aussetzen ohne Vortheil, blos um dieses extravagante und abscheuliche Vorhaben zu begünstigen. Auch wird gezeigt, daß alle Briefe den Stempel „Saumur" haben, obgleich sie von Paris geschickt werden. Was soll nun de la Roncière thun? — Läugnen? es bleibt ihm nichts Anders übrig. Schande und Schaffott erwarten ihn. Aber nein! Er gesteht Alles. Ich bin der Schuldige. Ich habe gemordet, ich habe mit einem Messer verwundet. Er gesteht sein Verhältniß mit der Kammerfrau und dem Bedienten, und diesen Brief unterzeichnet er mit seinem ganzen Namen de la Ronsière mit einem s. Der Redner geht nun zu den mündlichen Geständnissen über, die de la Roncière gemacht haben soll, entschuldigt sie aber mit seinem leichten Charakter. Er vergleicht sie mit den Geständnissen, welche die Tortur erpreßte.

„Wir kommen jetzt zu dem schrecklichen Attentat," sagt Herr Chaix, „welches lange vorbereitet war, und offen ausgeführt wurde. Schreckliche Drohungen hätten die Familie Morell aufmerksam machen sollen; und was thut sie? Sie verdoppelt ohne Zweifel ihre Vorsicht? Nein! Das Fräulein bewohnt fortwährend das obere Stockwerk allein unter der Aufsicht ihrer Erzieherin und ihres kleinen Bruders. So überfällt sie de la Roncière. Was leitet ihn zu dem Schritte? Gemeine Sinnlichkeit. Aber nie noch hat er solche Mittel angewandt, um sie zu befriedigen. Er will sich rächen. Rächen? Weßhalb? Weil er es war, welcher beleidigte? Er will sich rächen wegen der Hinausweisung am Abend des 21sten. Aber schon vor dieser Zeit waren Briefe gekommen, welche das Attentat verkündigten. Alle diese Annahmen zerfallen also in nichts, und man kann sich keinen Beweggrund denken, der de la Roncière zu der That könnte angetrieben haben."

Herr Chaix untersucht hier das Alibi, das die Schwestern Rouaut bewiesen haben. „Aber diesen armen Mädchen," fährt er fort, „weil sie arm und ohne Schutz sind, hat man nicht geglaubt. Es komme nur ein Mädchen von Familie vor die Schranken, und sie wird mit

Rücksichten aller Art überhäuft.“ Er beleuchtet von allen Seiten die Unmöglichkeit der Ausführung des Attentats und den Mangel an gültigen Beweisen. Er erwähnt der Widersprüche, welche über die Krankheit des Fräuleins in den Aussagen der Frau von Morell und den drei Monate nach dem Ereignisse herbeigerufenen Aerzten sich kund geben. Sie spricht von zwei Wunden, und die Aerzte finden nur eine Narbe; auch mußte die Mutter alsbald von den Wunden unterrichtet seyn, da die anonymen Briefe davon sprachen. Und ist wohl endlich die Krankheit eine wirkliche Krankheit, die aus dem Attentat entsprang? Das Fräulein hatte Alles mit Standhaftigkeit ertragen. Sie geht auf den Ball; die Wunden sind geheilt. Und dann erst überfällt sie diese Krankheit ohne Namen. Ein Arzt selbst sagt: sie kann die Folge des Attentats, so wie jeder andern Ursache seyn. Wer soll nun Alles dieses, wenn es geschehen ist, gethan haben? Dies zu ermitteln ist schwer. Die Anklage ist unerbittlich und zeigt kein Mitleid. Es gibt nur ein Mittel zur Vertheidigung, als wiederum anzuklagen. Es ist ein Zweikampf auf Tod und Leben. Entweder wird der junge Mann verurtheilt, oder die Familie unterliegt.

Der Redner beruft sich jetzt auf die Untersuchung der Handschrift. Er widerlegt die Einwendungen, die man gegen den Styl machte. Ein junges Mädchen, die anonyme Briefe schmiedet, kann auch ihren Styl verändern. Wer in der Leidenschaft ist, läßt oftmals unziemliche Worte entschlüpfen. Das Fräulein hat ferner Romane gelesen; sie war überspannt, ihr jetziger Zustand ist eine Folge davon. Man werfe einen Blick auf den Charakter dieses Mädchens. Wie fest und entschlossen trat sie in's Verhör! Wie ruhig erzählte sie Alles, was auf ihrem Zimmer vorgegangen war! Sie ist starker Eindrücke fähig; sie liebt das Romantische und das Wunderbare. Der Redner führt hier eine Thatsache von Wichtigkeit an. Eines Abends gegen eilf Uhr geht vor längerer Zeit Herr Bryère, Unter-Intendant in Saumur, ein Mann, der das Vertrauen der Familie besitzt, am Hause des Generals vorüber; Frau von Morell gibt ihm ein Zeichen herauf zu kommen. Er findet sie unruhig. „Ich machte so eben Musik,“ sagte sie, „als ein Mann, in einen Mantel gehüllt, dort unter meinem Fenster mir Zeichen des Beifalls gab. Hierauf geht meine Tochter in ihr Zimmer hinauf, und sieht, wie der Mensch seinen Mantel abwirft und sich in den Fluß stürzt. Schiffer zogen ihn heraus und legten ihn auf das Ufer nieder.“ Herr Bryère beruhigt Frau von Morell darüber. Am andern Tage läßt sie ihren Freund wieder zu sich bitten. Dieser findet sie abermals in größter Unruhe. „Mein Gott,“ sagte sie, „so eben bekomme ich einen anonymen Brief von dem Menschen, welcher sich

gestern in's Wasser stürzte. Er sagt mir, daß es für mich geschehen sey, daß er aus Liebe zu mir sterbe.“ Und war Alles dieses wahr? Hatte sich wirklich ein Mensch in's Wasser gestürzt? Man hat überall nachgefragt, Niemand in der kleinen Stadt Saumur wollte etwas davon wissen. Man hat Niemand aus dem Wasser gezogen. Die Geschichte war von dem jungen Fräulein Marie erfunden, und wurde von allen Seiten widerlegt. Dies geschah zu Saumur. So hat Herr Bryère ausgesagt. Wer hatte nun damals die Ruhe der Frau von Morell gestört? Niemand als das Fräulein. Dies waren die Vorboten einer Krankheit, die immer mehr und mehr zum Ausbruch kam. Die Kranke, die einen Menschen in's Wasser springen sah durch die Kraft ihrer Einbildungskraft, wird auch andere Wirkungen derselben ebenso leicht erklärlich finden lassen.

Diese Rede, die wir hier im Auszuge gaben, dauerte fünf und eine halbe Stunde.

Es wird noch ausgesagt, daß de la Roncière seine Uhr für dreihundert Franken verspielt habe und einen kleinen Hund verkaufte, wodurch erwiesen wird, daß er nicht so arm war. Er vertheidigt sich über diese unbedeutenden Gegenstände.

Herr Berryer nimmt nun das Wort. Er entwirft eine neue Schilderung der Erziehung, die Marien von Morell zu Theil wurde, als Gegenstück zu der von Herrn Chaix gegebenen Schilderung von de la Roncière's Erziehung. Diese Parallele zwischen Beiden führt er eine Weile fort. Er begreift nicht den Weg der Vertheidigung, den Herr Chaix eingeschlagen hat. Ist das Verbrechen nicht erwiesen? Lebt es nicht noch sichtbar, fühlbar vor unsern Augen? Fließt es nicht in den Adern Marien von Morells? Und diese ganze Krankheit sollte Folge einer übertreizten Einbildungskraft seyn, einer Verblendung? und die Wunden, die Narben, die Quetschungen auf Brust und Arm? Die Krankheit ist Thatsache. Was aber war ihre Ursache? Bald wird das Fräulein, bald d'Estouilly, bald Vater und Mutter angeklagt. Aus einem einleuchtenden Grunde suchte die Familie nur ihr Unglück zu verbergen. Endlich mußte man jedoch der Frage weichen: warum verbergen Sie Ihre Tochter? Darum geht sie auf den Ball, um der Mutter zu gehorchen. Aber sie wurde ohnmächtig, und mußte ohne Besinnung nach Hause getragen werden. Von jetzt an wird sie ernstlich krank, und viele Aerzte behandeln sie. Das Verbrechen ist erwiesen; aber wo ist der Verbrecher? Den Zweifel über sein Daseyn erhält nur noch die Vermuthung, daß ein Einziger nicht alle diese Schändlichkeiten verübt haben kann.

Er geht nun noch einmal alle einzelnen Punkte der Anklage durch, verwirft die Aussagen der Schriftkundigen, das Alibi und alles Andere, was zu Gunsten des Angeklagten spricht. Er schließt seine Rede mit den Worten: „Ich suche nicht, meine Herren, Sie durch meine Worte hinzureißen in einer Sache, die alle Gefühle unserer Seele aufregt. Für sie ist kein Zweifel mehr vorhanden. La Roncière in Cayenne, la Roncière nach Frankreich zurück gekehrt, wird verurtheilt werden. Aber erlauben Sie mir eine Bemerkung. Wenn Marie von Morell in diesem Kampfe unterläge, wenn Sie das Mädchen von sechszehn Jahren verurtheilten, wenn la Roncière frei gesprochen würde, dann zweifeln Sie nicht, daß er mit einer triumphirenden Frechheit, und alle rechtlichen Leute mit Verzweiflung, sich jene Worte aus einem der anonymen Briefe in's Gedächtniß rufen werden: „Wozu nützt es, das Gute zu lieben?“

Allgemeiner Beifall folgte diesen Worten. Die Stimmung, welche die Versammlung hier ergriff, ist schwer zu schildern, so wie man die Energie und Macht dieser Rede, die Action, die Stimme und innere Bewegung des Redners nicht wieder zu geben im Stande wäre. Lange nachdem die Richter den Saal verlassen haben, bleibt die Versammlung in eifriger Unterhaltung begriffen noch zurück, und Berryer kann nur mit Mühe durch die ihn umgebende Menge hindurchschreiten. Das Urtheil wird in der nächsten Sitzung erwartet. —

Das Publikum stellte sich noch zahlreicher ein, als in den früheren Sitzungen. Man bemerkt eine große Anzahl von Künstlern und Schriftstellerinnen, Frau von Mirbel, eine bekannte Malerin, und Madame Camilla Botin, Verfasserin des Assisenhofs und anderer Romane. Die Sitzung eröffnen wieder Zeugenverhöre, die ihrer Weitläufigkeit wegen, und weil sie sich um schon bekannte Sachen drehen, hier nicht wieder gegeben werden können. Dann spricht Samuels Vertheidiger, ein junger Advokat, der mit vieler Gewandtheit und Bescheidenheit seinen großen Vorgängern in dieser Sache nachstrebt. Auch der Vertheidiger der Julie Genier nimmt das Wort, und spricht zu Gunsten seiner Clientin. Herr Chaix replicirt, er unterstützt mit neuen Gründen seinen gestrigen Antrag, und bringt alles Gesagte in neuen Formen und mit neuer Kraft wieder vor. Er liest mehre Briefe vor, die de la Roncière seiner Geliebten geschrieben hat.

„Es ist erhebend,“ spricht er, „wenn ein unschuldiger Mensch, der die ganze Welt verlassen hat, sich auf seinen Vertheidiger stützt, wie der Patient auf den Geistlichen. Ich sende ihn gesühnt zu Gott, sagt der Priester, und ich sende ihn gesühnt zu den Menschen, der Advokat.“

Hier bricht ein lebhafter Beifall aus, und der Präsident ist selbst so gerührt, daß er nicht daran denkt, ihn zu unterbrechen.

„Und darum habe ich mir gesagt, ich will mich gern dem Murren vorurtheilsvoller Verblendeter aussetzen, aber man wird meine Stimme hören, und die Unschuld wird anerkannt werden. Nun, meine Herren, die das Urtheil über uns sprechen werden, trotz dieses undurchdringlichen Geheimnisses, legen Sie die Hand auf ihr Gewissen, und wenn Sie Alles gesehen haben, wie ich es gesehen habe, und wie es wirklich der Fall ist, wenn Sie Fräulein von Morell gesehen haben in den unbegreiflichen Krisen ihrer Krankheit, wie sie den Mann in's Wasser springen sieht, jenen anonymen Brief, der am Morgen nach der unglaublichen Vision zu der Mutter gelangt; wenn Sie dieses Alles erwogen haben, dann sprechen Sie, sprechen Sie nach Recht und Gewissen, wie die Pflicht Sie leitet. Ich bin ruhig, wir erwarten Leben oder Tod von Ihnen. Sie werden uns das Leben schenken."

Neuer Beifall. Herr Chaix d'Est-Ange wird von seinen Collegen umringt, die ihn beglückwünschen, und es ist nur Eine Stimme über das bewundernswerthe Talent des Vertheidigers.

Es entspinnt sich über einzelne Punkte der Vertheidigung eine kleine Debatte, nach deren Beendigung der Präsident sein Resumé an die Geschworenen stellt. Es ist mit der gewissenhaftesten Unparteilichkeit abgefaßt, und sowohl das Auditorium, als auch die Advokaten beider Parteien geben laut ihren Beifall zu erkennen. Um drei Viertel auf fünf ziehen sich die Geschworenen in ihr Berathungszimmer zurück. Seit sieben Uhr sind alle Zugänge des Justizpalastes mit einer Menge Leute angefüllt, welche den Ausspruch erwarten. In dem Saale herrscht ein lebhaftes Gespräch auf allen Punkten. Man räth hin und wieder, und eine ängstliche Erwartung lebt in den Herzen. Um eilf Uhr fünf Minuten hört man endlich die Glocke, und eine elektrische Spannung theilt sich der ganzen Versammlung mit. Tiefe Stille folgt plötzlich dem lautesten Geräusche. Die Geschworenen treten in den Saal, und Jeder sucht in ihren Zügen das Urtheil zu lesen. Einige von ihnen zeigen große innere Bewegung. Herr Malher, Chef der Geschworenen, liest mit starker und tiefer Stimme die nachfolgende Erklärung.

„Erste Frage. Ist Emil Franz Wilhelm Clement de la Roncière schuldig, im Jahre 1834 einen Schändungsversuch auf die Person der Marie von Morell verübt zu haben?

Antwort. Ja! der Angeklagte ist schuldig durch Mehrheit von mehr als sieben Stimmen.

(Große Bewegung im Auditorium.)

Zweite Frage. Dieser durch eine anfängliche Ausübung festgestellte Versuch, wurde er bloß durch Umstände verhindert, die von dem Willen des besagten la Roncière unabhängig waren?

Antwort. Ja! durch Mehrheit von mehr als sieben Stimmen.

Dritte Frage. Ist der besagte la Roncière schuldig, zu derselben Zeit der besagten Marie von Morell Wunden beigebracht zu haben?

Antwort. Ja! durch Mehrheit von mehr als sieben Stimmen.

(Neue Bewegung im Auditorium.)

Frage. Ist aus diesem Allen eine Krankheit von mehr als zwanzig Tagen entstanden?

Antwort. Nein."

Ja, durch Mehrheit von mehr als sieben Stimmen: es sind mildernde Umstände vorhanden zu Gunsten des Angeklagten.

(Geräusch in der Versammlung.)

Herr Chaix d'Est-Ange scheint hier von einer Schwäche befallen, und da er zu sich kommt, steht er auf und verläßt den Saal.

Samuel Gilleron und Julie Genier werden von der Theilnahme an dem Verbrechen losgesprochen und sogleich in Freiheit gesetzt. Gleich nach der Vorlesung obiger Erklärung verlassen die anwesenden Glieder der Familie Morell den Saal. Der General de la Roncière ist nicht zugegen. Der Beklagte wird eingeführt. Er ist bleich und scheint vernichtet. Die Erklärung wird ihm vorgelesen.

Es wird darauf angetragen, daß der Beklagte auch in die Kosten verurtheilt werde. De la Roncière sagt kein Wort, und wird wieder hinausgeführt. Er läßt das Haupt sinken. Nach einer Viertelstunde spricht der Präsident das Urtheil, wonach de la Roncière zu zehnjähriger Gefangenschaft ohne Ausstellung verurtheilt wird, und zugleich zur Tragung aller Kosten. Die Municipalgardisten nehmen ihn in ihre Mitte, um ihn fortzuführen. Er scheint leblos; keine Bewegung, kein Wort entfährt ihm.

(Es schlägt Mitternacht.)

* *
*

Wir geben hier einige Artikel, die am Tage nach dieser merkwürdigen Verurtheilung in verschiedenen französischen Blättern circulirten.

— „Ein beklagenswerther junger Mann von dreißig Jahren," läßt sich eines derselben vernehmen, „der thörigt, leichtsinnig, unbe-

sonnen war, gegen dessen Rechtlichkeit aber Niemand etwas vorbringen konnte, wird eines Verbrechens bezüchtigt, ohne daß materielle Beweise vorhanden wären, wobei Alles geheimnißvoll, zweifelhaft und ungewiß ist; dieser junge Mann wird von der Gewissenhaftigkeit der Jury verdammt und aus der Gesellschaft entfernt. Er benetzt nun mit Thränen seinen moderigen Kerker, und brütet über finstere Gedanken. Ein Vater, von der Achtung Aller umgeben, sieht sein Alter, seine weißen Haare, ein ganzes Leben voll Ruhm vernichtet! Was geht das die Welt an? Die Welt liebt nur Thränen, über die sie lachen kann, Verzweiflung, die sie verspotten kann, auf die sich ein Epigramm machen läßt oder ein Bonmot; sonst kehrt sich die Welt ab davon, und spricht: „zu etwas Anderem!“ Mit demselben Eifer, als sie heute sich zu den Sitzungen des Assisenhofes drängte, wird sie morgen dahin laufen, wo ein neues Schauspiel sie anlockt.“

In einem andern Blatte lesen wir: Alles ist voll von dem berühmten Processe. In den Schauspielhäusern war von nichts als davon die Rede. Ein Schauspieler, der wahrscheinlich in den Coulissen von nichts, als von diesem Kriminalfall gesprochen hatte, sagte lakonisch zum Publikum, als dieses den Namen des Verfassers eines neuen Stückes wissen wollte, „das Stück ist von Herrn Rouchemont!“ und stotterte dabei. Wenig fehlte, so hätte er gesagt: „das Stück ist von Herrn la Roncière.“ Die Lesekabinete und die Vermiether von Zeitungen haben ungeheure Summen verdient. Zweitausend Liebhaber haben sich mit ihren Damen entzweit, und dreitausend Ehemänner wurden tüchtig von ihren Frauen ausgescholten. Wenn man sich begegnete, so begrüßte man sich mit den Worten: „Glauben Sie, daß er verurtheilt werden wird?“ Viele Leute konnten nicht schlafen. An Witzen fehlte es auch nicht, die zum Theil so fade waren, daß wir sie hier nicht wiederholen wollen.

Paris, Paris! Du wirst stets die Stadt der Chimären und der Miseren, der Gevattern und Basen seyn. Die Stadt war in zwei Parteien getheilt, die Roncièristen und die Morellisten. Ueberall fanden Wetten über den Ausgang des Processes statt. Zwölf Diners bei den frères provençeaux, und fünfzehn Dejeuners im Caffee de Paris fanden gestern in deren Folge statt. Morgen sind acht Soupers bei Quiney angesagt. Und nun erst die Dejeuners und Diners in Privathäusern. Diese zehn Strafjahre des armen Menschen führen zehntausend Indigestionen in ihrem Gefolge. Das Drama des Assisenhofes hat in letzter Woche mehr als achthundert Bouillotes-Partien zu nichte gemacht, die bereits in dem großen Topie der Conversation eingetragen waren, wie die Engländer zu sagen pflegen. Dreihundert Duelle sind

bei dieser Gelegenheit ausgemacht worden. In zehn davon wurde Kugeln gewechselt. Vierhundert Bowlen wurden geleert, fünfhunde Bälle wurden gestört, dreitausend Gallen wurden vermehrt.

So ist Paris. Vorhang zu; das Stück ist gespielt! Aber de wahre Autor hat sich noch immer nicht genannt.

Ein Blatt theilt die statistische Uebersicht der Neugierde mit, welch diese Debatten im Publikum erregt haben. Mit dem Anfange bis zu Ende des Processes wurden von einem jeden Blatte, das darüb Nachricht ertheilte, täglich fünftausend Exemplare mehr verkauft. D besondere Relation, die publicirt wurde, wurde zu fünfzigtausend Exem plaren abgezogen. Die Leser in den literarischen Kabineten und de Leihanstalten für Zeitungen auf öffentlichen Plätzen waren um da dreifache vermehrt. Die Zahl der Frauen zu den Männern verhie sich dabei, wie 4 zu 1. Die Gesellschaft in Paris hatte sich in zwei Pa teien gebildet; die Discussionen über den fraglichen Punkt wurden m großer Erbitterung verhandelt. Niemand billigte die Aufführung l la Roncière's, und Alles zeigte tiefes Mitleid für die Leiden der F milie Morell. Die Meinungen theilten sich nur über den Ausgan dieses Drama's, und über die Enthüllung der Geheimnisse, wovon e erfüllt ist. Während einer Woche war die Politik ganz bei Seite ge schoben worden.

Das gefällte Urtheil hat Niemand befriedigt. Nicht etwa, da das Publikum eine schrecklichere Strafe gewünscht hätte, sondern we diese Entscheidung nicht einem einzigen Raisonnement entspreche konnte. Was wollte man mit den mildernden Umständen sagen Kann la Roncière halb schuldig seyn? Eins vor Allem springt i die Augen, daß er nichts ohne Gehülfen kann vollbracht haben. Ab wer ist dieser Gehülfe? Der, dessen Stellung es möglich machte, wurd losgesprochen, und zwar nach dem Rechte, denn es ist unmöglich, ih auf vernünftige Weise schuldig zu finden. Liegt aber nun hierin nic ein Widerspruch? Wir sind treue Berichterstatter, und so äußer sich die Meinung des Publikums, als es am andern Morgen sich m Eifer hinzudrängte, um das Urtheil zu lesen.

Der Gegenstand dieser so feierlichen Untersuchung, worin zwe Familien betheiligt waren, deren Patriciat sich an den Ruhm de großen Armee knüpft, scheint nichts anders zu seyn, als ein bloße Garnisonsschwank. Der General von Morell, ehemals Oberst de schönen Dragoner-Regiments der Kaisergarde, stolz auf seine Dienst jahre, so wie auf seinen anerkannten Charakter und die Eigenschaften die ihn auszeichneten, wurde in allen seinen Handlungen von eine sehr strengen Rechtlichkeit geleitet, die man wie Härte ansehen konnte

Einige junge Officiere fühlten sich dadurch beleidigt. Man beschloß, den General durch falsche und boshafte Insinuationen zu beunruhigen; so entstand der erste anonyme Brief. Aus der Bosheit wurde nach und nach Grausamkeit, endlich Schändlichkeit. Man wußte, durch eine höllische Eingebung, daß der General nur in einem Punkte verwundet werden konnte, in der Liebe zu seiner Tochter. Ueberall stieß die Verläumdung auf den dreifachen Panzer der Redlichkeit, Standhaftigkeit und des reinen Gewissens; aber man hatte die Schwäche des Vaterherzens entdeckt, und hierauf wurde der Bogen angelegt. Der Schuß traf nur zu gut. Der General war niedergebeugt und mußte die verlorene Ruhe in Italien wieder suchen. Der grausame Proceß rief ihn wieder nach Paris. Der Greis wußte nicht mehr, was man von ihm wollte. Sein Gedächtniß hatte gelitten.

Diesem Vater stand ein anderer Vater gegenüber, der General de la Roncière. Er trat in die Reihen der Krieger als gemeiner Soldat, und wurde nach Verlauf von fünf Jahren Oberst seines Regiments. Dieses schnelle Avancement verdankte er seinem außerordentlichen Muthe und seiner religiösen Ehrfurcht vor der Disciplin. Als Brigadegeneral bleibt er einst auf dem Schlachtfelde liegen, und feindliche Soldaten, die vorübersprengten, stachen mit dem Säbel, wie zur Uebung nach ihm, da sie ihn für eine Leiche hielten. Der General wurde von seinen unzähligen Wunden hergestellt, behielt aber nur einen Arm, einen von Narben durchfurchten Kopf und eine Uniform, die das seltsamste Schauspiel bietet — sie sieht aus wie eine à jour gearbeitete Brüssler Spitze. Nach dieser Affaire ließ ihn der Kaiser zum Frühstück einladen. „General," sprach Napoleon, „verlangen Sie etwas von mir." — „Sire, den Grad eines Divisionsgenerals." — „Das ist schon geschehen; etwas Anderes." — „Sire, ein Commando an der Gränze." — „Ich habe etwas Besseres für sie. Ich ernenne Sie zum Commandanten der Cavallerieschule zu St. Germain."

Er war nicht lange auf diesem Posten, als er hörte, daß zwei Zöglinge von fünfzehn Jahren einen Streit miteinander gehabt und Einer von ihnen dem Andern eine Ohrfeige gegeben hatte. Er ließ sie vor sich kommen. „Meine Herren," sagte er, „ich weiß von dem Vorfall. Sie werden einst Officiere seyn, aber Sie werden nicht würdig seyn, die Epaulettes zu tragen, wenn Sie diese Sache nicht mit den Waffen in der Hand ausmachen. Sie nehmen hier Beide diese Pistolen, stellen sich auf fünfzehn Schritte, und bei jedem Schuß, den Sie fehlen, gehen Sie einen Schritt vor." Beim achten Schuß hatte Jeder von den jungen Leuten eine Kugel im Leibe.

Im Jahr 1813 wurde der General von dem Kaiser beauftragt, das vierzehnte Husaren-Regiment zu bilden. Zwei Monate nach dem Ausmarsche dieses prächtigen Regiments, das aus so schönen Menschen bestanden hatte, bekam man nichts mehr davon zu hören; es lag ganz und gar auf dem Schlachtfelde von Bautzen.

Nun begreift man wohl, welche Erziehung ein solcher Mann seinem Sohne geben mußte. Ein Kind, das in seinem Vater keinen Freund sieht, wird immer leichtsinnige Streiche begehen und oft noch weiter geführt werden. Emil de la Roncière hat ein trauriges Beispiel hiezu geliefert. Seine verfehlte Erziehung hat zu den ärgerlichen Jugendverirrungen Veranlassung gegeben, welche bis auf einen gewissen Punkt die Entscheidung der Geschworenen hervorgerufen haben. Und diese verfehlte Erziehung war die Folge von der übermäßigen Strenge des Vaters.

Bei der Nachricht von dem schrecklichen Ereigniß erhob sich die ganze Familie Morell, wie ein einziger Mensch, Mariens Ehre war für Alle der kostbarste Schatz. Man mußte ihn retten, koste es, was es wolle. Als Herr Berryer sich der Klage anfänglich widersetzte, weil er die ungeheuren Kosten fürchtete, rief der Chef der Familie, Mariens Großvater: „Wir haben zwei Millionen, denn ich habe meine Güter alle zu Geld gemacht, um den Schimpf meines Enkels zu rächen.“ Die ganze Familie klatschte Beifall diesen Worten des Patriarchen. Während des Processes dachten die Morell nur an eine Sache, an Mariens Ehre. Nie bekümmerten sie sich, wie die Welt über la Roncière urtheilte, aber sie schauderten bei dem Gedanken, daß die öffentliche Meinung ungerecht gegen Marie seyn könnte. Und als der Vater des Mädchens vernahm, daß man einstimmig sie gegen alle Verdächtigung in Schutz nahm, da weinte er vor Freude und wollte allen Einwohnern von Paris danken.

La Roncière's Schicksal mußte immer traurig ausfallen, denn als ein Verwandter des Fräuleins von Morell ihm sagen ließ, daß, im Fall er losgesprochen würde, er sich mit ihm auf Tod und Leben duelliren müsse, antwortete la Roncière: „Ich kann Ihnen nur die vierte Stelle einräumen, weil ich schon drei Gegner angenommen habe.“ Das Publikum mißbilligte laut die Heftigkeit, die hie und da in den Verhandlungen Statt gefunden hatten; dem Vertheidiger Chaix d'Est-Ange wurde anfänglich Kälte vorgeworfen, aber seine Replike machte Alles wieder gut; auch glaubt man, daß die Herren Berryer und Odilon-Barrot zu viel Gewicht auf ihren persönlichen Einfluß gelegt haben, um die Debatten zu Ende zu bringen, daß aber das Mysterium dieser Angelegenheit dennoch nicht aufgeklärt worden ist.

In der kleinen Stadt Saumur, wo sich der Vorfall ereignete, wird man das Urtheil gut aufnehmen. Dort drängen sich stets dergleichen seltsame martialische Schrecken. Die Ehemänner freuen sich gewiß über Alles, was die militärische Galanterie ein wenig niederzuhalten im Stande ist, und die Strickleitern und das nächtliche Einsteigen von der Tagesordnung verbannt.

Nach der allgemein vorgefaßten Meinung während der Audienz wußte man im Voraus, daß der Verurtheilte ein Cassationsgesuch einreichen würde. Dieses ist am 8. Juli wirklich geschehen.

Englische Literatur.

Abenteuer des Kapitäns John Lochy

von ihm selbst geschrieben.

Erster Auszug.

(Aus den Hogg's tales.)

Ich John Lochy wurde geboren, ich weiß nicht wo, und bin der Sohn, ich weiß nicht wessen; aber ich erblickte den Tag in dem Jahre, als König Wilhelm den Thron bestieg, Dritter des Namens, und ich verdanke mein Leben erlauchten Eltern, wie folgender Umstand außer Zweifel setzt.

Folgendes nämlich trug sich zu. Drei mächtige Lords reisten mit ihrem Gefolge am 17. Aug. des besagten Jahres, um den Damhirsch zu jagen in dem Walde von Glenorchy, als in einer Bergschlucht sie das Geschrei eines Kindes hörten. Sie hielten ihre Pferde an und horchten; sehen konnten sie nichts: es war Tagesanbruch. Sie folgten daher der Stimme, und kamen zu einem kleinen Koffer, der an's Ufer des Flusses gestellt war. Da war ich sorglos hineingelegt, in eine schöne Windel gewickelt; neben mir stand ein Juwelenkästchen und auf meiner Brust befand sich ein Zettel mit folgender Schrift: „Dieses Kind ist von edler Geburt; sein Name ist John. Um ihn der Wuth seiner blutdürstigen Verwandten zu entreißen, sah sich seine Mutter genöthigt, es auf den Weg des edeln Häuptlings auszusetzen, dem sie es anvertraut. Gott wolle meinen Sohn schützen und segnen.“

„Hier in der Nähe müssen Leute lauern,“ sagte der Häuptling Mac Nab, „wir wollen die Gegend durchsuchen und bis zum Aufgang der Sonne hier verweilen. Sie werden uns nicht entkommen.“

Der Trupp zerstreute sich, und da es nun Tag geworden war, bemerkte man zwei Menschen zu Pferde, die längs einer Höhe, die man Bowain nennt, nach Westen jagten. Viele Ritter machten Jagd

auf sie, aber nicht lange, so verloren sie ihre Spur. Bald nachher entdeckte man die Hufschläge ihrer Pferde in der Richtung des Loch Tay, an dessen Ufern diese Hufspur plötzlich aufhörte. Am andern Ende des Thals fing man einen Menschen, der ein Bauer zu seyn schien, aber keine Auskunft zu geben wußte. Er behauptete hartnäckig, von dem Kinde nichts zu wissen, wußte aber keine andere Rechenschaft über seine Anwesenheit in dieser Gegend zu geben, als daß er einmal eine Jagd sehen wollte.

Die drei vornehmen Herren, welche zugegen waren, loosten nun um die Ehre, das edle Kind zu erziehen. Das Loos fiel auf den Lord von Breadalbane. Ich wurde daher zu einer armen Wittwe gegeben und John Lochy genannt, nach dem Namen des Flusses, an dessen Ufern ich gefunden worden war. Dieß Abenteuer erregte damals große Neugierde, nicht nur bei den Häuptlingen, die auf ihren Gütern lebten, sondern bei dem ganzen Adel des Königreichs. Man wollte allerlei daraus folgern, um einen Zusammenhang hineinzubringen, aber alle Nachforschungen hörten auf, als der Graf einen anonymen Brief erhielt, da er in einer großen Versammlung der Herrn zu Perth sich befand. Niemand weiß, was dieser Brief enthalten hat, aber ich wurde gleich darauf nach den Mühlen von Glenorchy gebracht, wo ich mehre Jahre still verborgen lebte. Ich erinnere mich aus dieser Zeit nur noch eines großen schwarzen Hundes, den ich sehr liebte, und einer armen Frau, die oft in's Haus kam und der Pächterin immer kleine Geschenke von geringem Werthe brachte, die ihr jedoch eine gute Aufnahme bereiteten. Ganz besonders gut wurde sie von mir aufgenommen, dem sie immer Spielzeug und Näschereien gab, wenn es Niemand sah; ach! ihre Stimme klang so süß! Man nannte sie Mora.

Ich erinnere mich besonders einer Zeit, wo sie wie ein Gespenst im Hause herumirrte. Man konnte sie vom Aufgang der Sonne bis in die späte Nacht sehen. Endlich kam sie zum Pächter und seiner Frau mit thränenden Augen. Sie sagte, daß ich von einem großen Unglück bedroht sey, daß sie der Gefahr zuvorkommen sollten, wenn ich ihr eigener Sohn wäre. Wär' ich dieses aber nicht, so wußte sie, daß die Gefahr noch größer wäre, und daß das Beste sey, wenn sie den Besitzer des Kindes ein wenig achteten, mich heimlich zu ihm zurückzuschicken oder mich sonst auf einige Zeit zu verbergen.

Der Pächter lachte über Mora's Weissagungen, aber seine Frau schien ängstlich darüber zu seyn. Da nun nichts unternommen wurde zu meiner Sicherheit, so wurde ich in der That noch in derselben Nacht geraubt. Die Pächterwohnung gehörte ehemals zwei Besitzern

an und war deßhalb in zwei Hälften getheilt; in der einen schlief der Mann mit seiner Frau, in der andern eine Magd mit mir. Der Sohn des Pächters und das Gesinde wohnten in dem gegenüberliegenden Hause. Um Mitternacht schlich ein Unbekannter herein und nahm mich so leise aus den Armen der Magd, daß sie nicht einmal davon erwachte. Zwei andere warteten an der Thüre. Alle drei bestiegen ihre Pferde und jagten mit mir davon. Mein Liebling, der große Hund, Cowlan, der mich niemals verließ, lief hinterher. Kaum waren wir aus dem Hofe, so setzte man mich auf das Pferd des wildesten der drei Bergbewohner. Aber Mora, die in dieser Nacht die Runde um das Haus machte, eilte zu dem Pächter hin, um ihn zu wecken. Er erwiederte ihr in übler Laune, sie sey toll, und solle sich um ihre eigenen Sachen bekümmern. Aber sie ließ nicht nach, ihn zu versichern, daß man mich geraubt habe, um mich umzubringen. Und wenn es nicht gelänge, mich zu retten, so würden alle Bewohner des Hauses aufgehängt werden. Diese ernsthafte Bemerkung gab den Ausschlag. Der alte Donald lief zur Magd und fand Mora's Aussage bestätigt. Diese hatte nun schon alle Bewohner auch des andern Hauses aufgeweckt, und in Kurzem war Alles bereit, die Räuber zu verfolgen. Mora wußte die Richtung, welche man genommen hatte; es war ein Hohlweg, der zu keiner Wohnung führte, aber ein Glück war es, daß Cowlan nicht aufhörte zu bellen und zu heulen, und uns so unsern Verfolgern verrieth. Mora führte diese an, und da die Wüste von Seen, Felsen und andern Hindernissen durchschnitten war, so holten die Fußgänger sehr bald die Reiter ein. Plötzlich hielten diese an, und ein Streit entspann sich, während die Verfolgenden, bestehend aus dem Pächter, seinem achtzehnjährigen Sohne, zwei Hirten und der armen Mora, unter dem Schutze eines belaubten Grundes sich den Räubern so genähert hatten, daß ihnen nicht ein Wort ihrer Berathung entging. Zwei von den dreien waren der Meinung, meines Lebens zu schonen und dennoch die Belohnung zu gewinnen, indem sie mich aus dem Lande verschwinden ließen. Der Dritte aber, der große Kerl, der mich auf dem ganzen Wege vor sich gehalten hatte, that, als ob er einwilligte, und stieg ab, indem er mich mit sich nahm. Ich hatte ein Nachtkleid von Mousselin an und war in eine Decke gewickelt. Ich erinnere mich aber wohl, daß der Räuber nach meinen nackten Füßen griff, und indem er mich beim rechten packte, den er stark bei der Ferse zusammendrückte, drehte er mich wie einen Stein in der Schleuder, und warf mich von der Höhe in den See. Bei dem lauten Schrei, den ich ausstieß, indem ich so die Luft durchschnitt, antwortete die arme Mora mit einem zehnmal durchdringenderen. In

demselben Augenblicke warf sie sich aus ihrer Verborgenheit auf den Räuber und stürzte ihn mir nach in den See, aus dem er nie mehr zum Vorschein kam, da sein Hirn sich im Fall zerschellte. Einer der Hirten überfiel den andern Räuber, dem aber sein Gefährte beisprang, sie überwältigten den Hirten und flohen davon, während die Aufmerksamkeit der Uebrigen nach einem andern Gegenstand gerichtet war. Der alte Cowlan schwamm bellend herbei. Um den nachstürzenden Räuber kümmerte er sich nicht, aber mich suchte er unter kräftigem Bellen. Es war ein gesprächiges Thier, das weder Gutes noch Böses stillschweigend verüben konnte. Alle seine Anstrengungen waren von einem unaufhörlichen Geschrei begleitet. Er ergriff mein Kleid mit den Zähnen und zog mich an's Ufer, und obgleich ihn dieses am Bellen verhinderte, so versuchte er wenigstens mit geschlossener Schnauze zu brummen.

Ich lag lange auf Mora's Schoos, ehe ich zu mir selbst kam. Man führte mich in die Pächterwohnung zurück auf dem Pferde des getödteten Räubers.

Der Bergsee, wo man mich hineingeworfen hatte, heißt Loch-Dochart; dieß ist nicht der Loch-Dochart, nächst Breadalbane, der sich am Fuße des Ben-More erstreckt, sondern ein See der wildesten Haide von Glenorchy, zwei oder drei Meilen westlich von Inverouran. Ich habe diese Orte später oft besucht, und auf dem Gipfel des Felsens verweilt, von dem man mich hinabschleuderte. Der Körper des Räubers wurde als dem Alaster Campbell von Screegan gehörig erkannt, der sich in der Grafschaft Lorn aufhielt. Es war ein Taugenichts und Schmuggler.

Die deßhalb angestellten Untersuchungen verursachten großes Erstaunen; mich aber brachte man nach Inverneß, und mein Name wurde auf einige Zeit verändert. Ein finsteres und geheimnißvolles Complott herrschte gegen mich, dem man eine außerordentliche Wachsamkeit entgegenstellen mußte. Mein armer Schutzengel Mora hatte meinen Aufenthalt bald entdeckt. Sie drückte mich weinend an ihr Herz und sagte, daß die Verwandten meiner Eltern mich tödten lassen wollten, und daß ihre Söldlinge um mich wären, um den günstigen Augenblick zu erspähen, ihr Vorhaben auszuführen. Sie versicherte mich, daß, wenn ich mich ihr nicht überließe, ich das Ende der Woche nicht überleben würde.

Andern Tages, anstatt in die Schule zu gehen, lief ich mit Mora davon, und lebte die folgenden drei Jahre unter ihrem zärtlichen Schutze, von einem Orte zum andern herumirrend. Sie lebte in steter Angst um mich. Ich empfand nichts von ihren Besorgnissen, und da ich ein starker Knabe war, und die Pferde sehr liebte, so nahm ich Dienste

bei Sir James Innes als Stallbube. Hier blieb ich bis in meinem siebenzehnten Jahr, und erlangte den Ruf eines starken, aber reizbaren und zänkischen Burschen. Ich wurde aber von Neuem entdeckt, und hätte wiederum das Leben verlieren können. Sir James ließ bauen; eine große Anzahl von Arbeitern gingen und kamen in das Haus, auch unter Andern eine Art von ehrlichem Vagabunden, der eine Zeit dort als Glaser arbeitete. Da er keck und ungezwungen war, so knüpfte er manchmal eine Unterredung mit Sir James an, und fragte ihn eines Tages:

„Wo habt Ihr denn diesen lustigen Jokey her, Sir James?"

„Alles, was ich von ihm weiß," erwiederte dieser, „ist, daß der junge Bursche stark ist, meine Pferde gut in Acht nimmt, und sich bei seinen Kameraden in Respect zu setzen weiß."

„Und wie heißt er, Sir James?"

„Man nennt ihn John. Ich habe nie mehr zu wissen verlangt, obgleich er sich bereits mehre Jahre in meinen Diensten befindet."

„Ich wollte wohl seinen Familien-Namen wissen, und wo er her ist, denn die Wahrheit zu gestehen, hege ich einen Verdacht gegen ihn. Hält ihn Eure Herrlichkeit für ehrlich?"

„Für ehrlich? das ist eine kitzliche Frage, Herr Glaser. Weiß ich doch nicht, ob Ihr und ich auf diesem Probierstein die Probe bestehen. Was mich jedoch betrifft, so habe ich nie eine Erfahrung gemacht, die mich an der Ehrlichkeit dieses jungen Menschen zweifeln ließe."

„Es ist auch nur so ein Mißtrauen obenhin, Sir James, und ich wollte einen so rechtschaffenen und vertrauensvollen Herrn nur ein wenig aufmerksam machen. Ich glaube nehmlich in den Händen des jungen Spitzbuben eine Uhr erblickt zu haben, die mir für seine Lage nicht passend schien, denn ich muß mich sehr getäuscht haben, oder es war eine goldene Uhr von hohem Werthe."

„Unmöglich, John ist so arm wie ein Damhirsch im April," erwiederte Sir James, und ging lachend weiter, indem er den Glaser stehen ließ.

„O ich kann mich auch getäuscht haben, Sir James," fügte der Glaser ihm folgend hinzu, indem er die Stimme senkte. „Ich bitte Euch, laßt nicht mehr die Rede davon seyn, denn ich wollte Niemand Unrecht thun. Nein, nein, Sir James, fern bleibe mir der Gedanke, einem Menschen zu schaden, der sein Brod im Schweiße seines Angesichts, gleich mir, verdienen muß. Ich habe nicht recht gesehen. Es wird wohl so eine Kostbarkeit von vergoldetem Kupfer gewesen seyn, und mit falschen Steinen geziert. Ich bitte Euch, denkt nicht mehr daran."

Als Sir James nach Hause gekommen war, hatte er nichts Angelegentlicheres zu thun, als seiner Frau zu erzählen, wie der Glaser den armen John beschuldigt hatte. Die Erzählung schien sie zu beunruhigen, und ohne ein Wort zu sagen, lief sie zu ihrem Schranke, und fand weder ihre Uhr, noch ihren Halsschmuck, noch sonst ein Stück von ihren Kleinodien. Da war keine Zeit zu verlieren. Sir James sprengte nach Inverneß, um sich einen Verhaftsbefehl aussertigen zu lassen. Ich warf gerade nach der Scheibe mit den andern Arbeitern, als der Constabel erschien, um mich zu arretiren. Ich war zu entfernt, mich eines Verbrechens bewußt zu seyn, um das Ganze nicht für einen losen Streich zu halten, den man mir spielte. Deßhalb hatte ich das Unglück die Defensive zu ergreifen, und den Constabel mit Schlägen gut zuzudecken. Endlich wurde ich überwältigt. Man durchsuchte mich, und da man nichts Verdächtiges bei mir fand, so forderte man den Schlüssel meines Koffers von mir. Ohne Zaudern antwortete ich ihnen, daß ich ihn in dem Futter meiner Beinkleider eingenäht habe, und daß man meine Beinkleider auf dem Deckel meines Koffers finden würde. Man fand Alles, so wie ich sagte, und das Erste, was man erblickte, als man den Koffer öffnete, waren die gestohlenen Gegenstände und die Goldstücke. Ich sagte, daß die Schuldigen selbst mir Alles dies hineinpracticirt hätten; aber man lachte darüber, führte mich nach Inverneß, und warf mich in den Kerker. Durch einen seltsamen Zufall, ehe der Sherif seine Verhöre begonnen hatte, war der Glaser verschwunden und konnte kein Zeugniß ablegen. Man hatte ihn Strath-Naire mit seinem Ränzel auf dem Rücken hinaufsteigen sehen, dann aber verlor man seine Spur. Da jedoch meine Sträflichkeit erwiesen war, so erging der Befehl, daß ich im Gefängniß die Eröffnung der Assisen abwarten sollte.

Das war eine sehr trübe Zeit für mich, aber dennoch fiel ich nicht in Verzweiflung, denn wußte ich gleich wenig von der Religion und der göttlichen Vorsehung, so hatte ich doch das Gefühl einer ewigen Gerechtigkeit, welche die Welt regierte, und begriff daher leicht, daß ich unmöglich gehangen werden konnte für ein Verbrechen, an das ich nicht gedacht, noch viel weniger es begangen hatte.

Da der Gerichtstag erschienen war, ermahnte mich mein Advokat, mich schuldig zu bekennen, und der Milde der Jury zu empfehlen.

Ich verwarf diesen Vorschlag mit Verachtung und sagte: wenn meine Hände nicht gefesselt wären, so würde ich ihn für diese abscheuliche Zumuthung niederschlagen. Er sagte mir, wenn ich gestehen würde, so wollte er mein Urtheil in ewige Verbannung verwandeln lassen; wenn ich aber längnete, so wäre ich verloren. Wie wenig

kannte er meinen Charakter. Lieber in Stücken zerrissen werden, als gestehen. Ich behauptete also standhaft meine Unschuld. Mein Advokat war mir unnütz. Da er keine Hoffnung hatte, so gab er sich auch keine Mühe. Der Advokat der Krone mißhandelte mich in seiner Rede, und forderte zu meiner Verurtheilung auf, aber der Richter Lord Erskine Alles wohl überlegend, gab zu verstehen, daß er den Gläser im Verdacht habe. „Wir sehen von der einen Seite, meine Herren," bemerkte Seine Herrlichkeit, „einen Menschen, den Niemand kennt, und dessen Handwerk ihm freien Zutritt in alle Zimmer des Hauses gestattet, und auf der andern Seite einen Burschen ohne Falsch, der seinen Schlüssel nicht einmal bei sich trägt. Hätte der junge Mensch die Sachen gestohlen, so würde er sie besser verborgen haben, oder er hätte seinen Schlüssel besser versteckt. Und ich bin um so gewisser meiner Sache, da ich weiß, daß ein großes politisches oder persönliches Interesse schon vor Jahren den Versuch wagen ließ, dem Beklagten das Leben zu rauben. Ich ermahne Sie also, in Ihrer Berathung diese verdächtigen Umstände wohl zu erwägen."

Und was thaten die Jury? Ein neues Beispiel, wie wenig Vertrauen sie verdienen. Sie erklärten mich schuldig mit einer Mehrheit von einer Stimme. Die Schändlichen! Der ehrwürdige Richter, ein wohlverdientes Glied der Familie Marr, wurde wie vom Blitze getroffen. Er fragte sie nochmals, ob sie bei ihrem Ausspruche beharren wollten? Und als sie dies bejahten, sagte er, ihm bliebe jetzt nichts übrig, als das gesetzliche Urtheil zu sprechen. So sah ich mich denn verurtheilt, ich, der so unschuldig wie das Kind im Mutterleibe war, nach dem Gesetze „am Halse gehangen zu werden, bis daß der Tod erfolgte."

Nun urtheile man, wie ich mich bei den Ermahnungen benahm, daß ich bereuen und beichten sollte. Als man mich fragte, ob ich einen protestantischen oder katholischen Geistlichen wollte, erwiederte ich: weder den einen noch den andern. Ein Geistlicher, Namens Mac Coll, hatte sich erlaubt, ohnerachtet meinen Dazwischenreden, seine Bußpredigt anzufangen. Ich schickte ihn aber zum Teufel, und stimmte ein Gebirgslied an, wodurch ich ihn bald zum Schweigen brachte. Schon hatte ich alle Schrecken eines unnatürlichen Todes erduldet, als im letzten Augenblick ein Befehl der Königin ankam, daß die Hinrichtung John Campbells, der unter dem Namen John Lochy bekannt war, aufgeschoben werden sollte. Wer bewerkstelligte diesen Aufschub? Ich habe es nie erfahren. Wahrscheinlich verdankte ich ihn Lord Erskine, meinem aufgeklärten Richter. Meine Freisprechung erfolgte bald.

Der Name John Campbell erregte lebhaft meine Neugierde, und

ich dachte, daß ich mindestens der Familie der Argyle oder der Breadalbane angehörte. Während ich mich mit diesem großen Gedanken trug, erhielt ich den Besuch der armen Mora, welche mich bat, nie dergleichen Untersuchungen zu machen; wenn ich aber das Leben etwas werth hielte, so sollte ich mich tummeln, gleich nach meiner Lossprechung das Land zu verlassen, da mein Leben von einer gegen mich verschworenen Macht bedroht sey, der ich nicht entrinnen könne, wovon ich heute die schreckliche Gewißheit erlangt habe. Da ich diese arme Frau nur lieben und schätzen konnte, so entschloß ich mich, ihrer Warnung Gehör zu geben, und versprach ihr feierlich, mich von ihr leiten zu lassen. An dem Tage, wo der Befehl zu meiner Befreiung kam, erwartete mich ein Wagen mit dem Wappen der Mac Kenzie an der Thüre, und ein Livreebediente flüsterte mir in's Ohr, daß Mora ihn schicke, mich weit von meinen Feinden in Sicherheit zu bringen. Dieß verstand ich sehr wohl. Ich stieg in den Wagen, wo eine elegante und prächtig geschmückte Dame saß, die in den Dreißigen zu seyn schien. Sie trug einen schneeweißen Schleier, der bis auf ihre Kniee reichte, und worein sie sich sorgfältig hüllte. Sprach sie, so hallte ihr Ton in meiner Seele, denn ich wurde von der Idee befallen, daß diese Stimme mir nicht fremd sey. Sollte es Mora seyn, dachte ich bei mir selbst, sollte dieses himmlische Wesen meine Mutter seyn, da es sich meiner so annahm. Dieses sanfte Gefühl beförderte eine Zeitlang das Schlagen meines Herzens, aber der Rausch entfloh, und die Vernunft sagte mir, daß ich weder Mora noch meine Mutter vor mir sah im vollen Glanze der Schönheit und Jugend. Wir bestiegen eine Brigg, die uns in einer Bucht der Meerenge erwartete. In der Kajüte fand ich eine Officiers-Uniform, welche ich auf den Wunsch derjenigen, die mein Schutzengel zu seyn schien, anprobiren mußte. Während der Zeit zog sie sich zurück. Nichts fehlte an meiner Equipage: der Degen hatte eine silberne Klinge, worauf ein J. und ein L. gegraben waren; von einem C. war nichts darauf zu sehen. Und von diesem Augenblicke an war John Lochy für immer mein Name.

Als die schöne Dame wieder zu mir eintrat, nahm ich meinen Helm vom Kopfe und grüßte sie ehrerbietig, denn ich hatte gute Manieren unter Sir James erlangt, da ich eine natürliche Disposition dazu hatte. Ich wollte also meiner Dame einen ehrerbietigen Gruß machen; aber ohne es zu wollen, legte ich etwas von Schelmerei hinein. Der Gruß wurde fast komisch, als wenn ich ihr hätte sagen wollen: Hier bin ich, Madame, was halten Sie von Ihrem Diener? Aber statt dieß zu erwiedern, flossen Thränen aus ihren Augen, und sie schlang ihre Arme um meinen Hals und drückte mich an sich.

Diese bezaubernde und himmlische Gestalt küßte mich, und obgleich es durch einen Florschleier war, so habe ich doch nie im Leben himmlischere Küsse genossen. Ich wollte ihr diesen zärtlichen Gruß eben wieder geben, als sie mich sanft von sich stieß, und über das, was sie gethan hatte, Reue zu empfinden schien. Ich glaubte nach allem Dem, daß es gewiß meine Mutter war.

Wir reisten so die ganze Nacht, und dennoch verstummte die Unterhaltung nicht einen Augenblick. Ich bat sie, mich über das Geheimniß meiner Geburt zu belehren, und nach heftigen Bitten entschleierte sie mir einen Theil davon, und dieses ist Alles, was ich jemals darüber erfahren habe. Ich erinnere mich ihrer Mittheilung Wort für Wort: „Ihr dürfet Eure Eltern nicht kennen. Dieses Geheimniß würde Euch Eure Zukunft und Euer Glück in dieser Welt kosten. Der Tag, wo Ihr es erführet, würde wahrscheinlich Euer letzter und der letzte anderer Personen seyn. Ein tapferer Herr ist schon für Euch gestorben, und wenn das Geheimniß Eurer Geburt jemals verrathen würde, so weiß der Himmel allein, was daraus entstehen könnte. Was Ihr aber mit Bestimmtheit annehmen könnt, ist, daß das edelste Blut in Euern Adern fließt.“

„Welche Tyrannei!“ rief ich aus. „Es wäre besser, nicht geboren seyn. Ich bin also ein Bastard.“

„Nein,“ sagte sie. „Euer Vater und Eure Mutter waren verheirathet. Aber ihre beiden Familien haben durch Unklugheit, und ohne es zu wollen, Euch mit dem Bastardnamen belegt. Kaum hattet Ihr das Licht der Welt erblickt, als eine Parlamentsakte, die durch Gunst in einem Augenblicke sträflichen Jähzorns erhalten wurde, aus Euch einen Verbannten und Flüchtling machte. Obgleich ein Einziger aus beiden Familien von Eurem Leben unterrichtet ist, so werdet Ihr dennoch bis zu Eurem Tode verfolgt werden. Suchet daher nicht mehr zu erfahren bei Allem, was uns Beiden heilig ist. In drei Tagen erhaltet Ihr durch mich das Patent eines Cornets bei den Wharton-Dragonern. Lord Wharton selbst, der Vater des Obersten, hat es Euch verschafft. Betrachtet ihn als Euern Beschützer, und bahnt Euch den Weg zu Ehren und Glück im Dienste Eures Vaterlandes.“

Wie hätte ich diesem Wesen Gehorsam und Ehrfurcht versagen können! Ich versprach, nie den guten Degen zu entehren, der an meiner Seite hing, und nie wieder den Schleier aufheben zu wollen, der meine Geburt bedeckte. Ich bat um die Erlaubniß, ihr schreiben zu dürfen, und schwur hoch und theuer, daß sie zu gleicher Zeit mir Vater und Mutter, Bruder und Schwester seyn sollte, der irdische Gegenstand meiner Anbetung. Sie wollte mir nicht ihren Wohnort

sagen. „Es wäre mir unnütz, ihn zu kennen; sie hätte kein anderes Geschäft, als mich auf den Weg des Ruhmes und der Ehre zu geleiten. Vielleicht stünde es nicht mehr in ihrer Macht, mir zu Hülfe zu eilen; vielleicht dürfe sie mich selbst nicht mehr wieder sehen.“ Ich mußte mich mit dieser Antwort begnügen, obgleich mir das Herz dabei brechen wollte.

Andern Tages kam der Bursche aus dem Gasthofe auf mich zugelaufen:

„Kapitän,“ sagte er, „Euer Pferd ist gesattelt.“ Ich lief nach dem Stalle, wo ich einen Rappen wie Ebenholz fand, ein schönes edles Thier, und prächtig aufgezäumt. Von allen Geschenken, die ich in meinem Leben bekommen habe, erinnere ich mich keines einzigen, das so viel Werth in meinen Augen gehabt hätte. Ich war leidenschaftlich für schöne Pferde, und ich kann mein Entzücken nicht beschreiben, als ich auf diesem edeln Thiere saß, und es unter mir gar zierlich sprang und sich bäumte. Ich fühlte mich leicht wie der Wind, und war ganz berauscht von Enthusiasmus. Man wird mich entschuldigen, wenn man bedenkt, daß ich noch am vorigen Abende im Kerker lag, mit Ketten belastet, und so nahe dem Galgen, daß nur noch eine kurze Leiter mich von der Ewigkeit trennte. Und nun war ich frei, und ließ mein edles Roß Sätze machen; die Vorübergehenden zogen den Hut vor mir und nannten mich Kapitän.

Mein Patent kam bald an. Es war unterzeichnet und besiegelt vom Minister; eine schriftliche Instruction lag dabei. Wer hatte es überbracht? Von wem kam mein Pferd? Ueber Beides blieb ich in vollkommener Unwissenheit. Da ich gar kein Geld besaß, um meine Reise anzutreten, so wußte ich nicht, was ich anfangen und an wen ich mich wenden sollte. Ein Tag war mir bestimmt worden, zum Regimente zu stoßen, und meine Besorgnisse wuchsen, daß Alles übel ausgehen würde, als am letzten Morgen vor dem bestimmten Tage eine sanfte geliebte Stimme sich nach dem jungen Kapitän erkundigte. Ich erkannte sie sogleich. Es war die Stimme meines geliebten Schutzengels, und alle meine Besorgnisse waren zerstreut. Großer Gott, aber wie sehr war ich erstaunt, als ich hinauslief, und nur die arme alte Mora die Treppe mühsam heraufsteigen sah. Ich war so überrascht, daß ich eine Minute ganz stumm blieb, was nicht recht von mir war, denn keinem Wesen auf der Welt hatte ich mehr zu verdanken, als der armen Mora. Endlich stammelte ich verlegen: „Arme Mora, seyd Ihr's?“

„Ja, ich bin's, Kapitän. Ich komme, um Euch ein letztes Lebewohl zu sagen,“ sprach sie mit gedämpfter Stimme, weil die Leute im

Hause zuhörten. „Gebt mir, bevor Ihr abreiset, ein kleines Andenken."

„Ja, Mora, das will ich."

Ich ließ sie in mein Zimmer treten. Der Ton ihrer Stimme hatte eine seltsame Aengstlichkeit in mir hervorgerufen. Ich führte sie an's Fenster und betrachtete ihre Züge aufmerksam. Ich studirte sie, als wollte ich ihr den Horoskop stellen. Ihr Gesicht zeigte keine Runzeln, ihre Augen glänzten im sanften Feuer der Jugend. Sie hatte schöne Zähne, aber es war doch nicht jene Unbekannte, die mir das Gefängniß geöffnet hatte, um mich dem Leben und Glücke wieder entgegen zu führen. Aber der Ton ihrer Stimme drang mir dennoch wunderbar zum Herzen, und ich wußte nicht, was ich davon denken sollte. Sie lächelte über meine Verwirrung und sagte zu mir: „Ich darf nicht unter vier Augen mit einem jungen lebhaften Officier bleiben. Ihr bedenkt wohl nicht, wie sehr dieß Eurem und meinem Rufe schaden könnte. Vernehmet, was mich herführt. Mögen die Segnungen des Himmels Euch begleiten, gleich den Wünschen derjenigen, die Euch nie vergessen und verlassen wollen."

Ich eilte sogleich, den Inhalt eines kleinen Päckchens zu untersuchen, das sie mir eingehändigt hatte, und fand darin eine Börse mit Goldstücken. Andern Tages trat ich meine Reise an. Ich passirte Perth und Stirling, um mich nach Glasgow zu begeben, wie ich den Befehl erhalten hatte. Dort fand ich den Lieutenant Drummond mit 36 Rekruten, lauter jungen starken Burschen aus dem Gebirge, aber wahren Klötzen und schlechten Reitern. Wir marschirten nun gegen Westen, und unser Haufe wuchs immerfort, bis wir Blackheath erreicht hatten. Dort versammelte sich ein Feldlager bis zur Einschiffung nach dem Festlande zu Marlborough in Flandern. Das Lager gewährte mir ein großes Schauspiel; es war aber nichts gegen das, was ich noch zu sehen bekommen sollte.

Drummond war so alt wie ich, und wir wurden bald Freunde. Er gehörte der Sache der verbannten Stuarts. Obgleich die Politik mich nie beschäftigt hatte, so würde ich mich doch zur andern Seite hingeneigt haben, zufolge der Meinungen, die ich bei Sir James eingesogen hatte. Es lag aber etwas so Begeistertes und Ritterliches in diesem jungen Officier, welcher dem unglücklichen Königthum und dem Abkömmlinge unserer alten Könige ergeben war, daß meine Liebe sich zu ihm wandte, wenn gleich meine Zunge ihm widersprach.

Ich betrat eine neue Laufbahn voll Mühen und Sclaverei, welche eine Unterwerfung erheischte, der mein stolzer Charakter sich schwer fügen würde, wie ich voraussah. Unsere Ueberfahrt geschah in so

großer Verwirrung und in solchem Tumulte, daß wir Leute und Pferde dabei verloren. Der Herzog von Marlborough und sein Generalstab kamen einen Tag später an als wir, und erst in Maestricht sah ich zum erstenmal diesen großen Feldherrn in Gesellschaft seines Bruders und des Grafen von Orkney. Ich wurde von seinem Aussehen lebhaft überrascht. Ruhe und Güte prägten sich in seinen Zügen aus. Aber sein Bruder, der General, schien mir noch besser auszusehen, wie er.

Wir blieben ungefähr einen Monat in Maestricht, wo täglich neue Regimenter aus den Provinzen und Fürstenthümern zu uns fließen. Diese Truppen zeichneten sich durch ihre schöne Haltung aus. Die Leute waren lustig und guter Dinge, und beschäftigten sich nur mit der Gegenwart.

Die Officiere hatten eine Wuth, sich im Fechten auszuzeichnen, und ich hatte nie geglaubt, daß man diesen Grad der Geschicklichkeit in der Fechtkunst erlangen könne. Jedes Regiment hatte seine Fechtmeister, und diese Herren schlugen sich, um zu wissen, wer der Geschickteste sey, und tödteten sich ohne Gewissensbiß, aber in der That auf die eleganteste Manier. Für diese Uebungen war keine Strafe festgesetzt. Ich schlug mich selbst vom Morgen bis zum Abend, und forderte am Ende meinen Lehrer selbst, den Corporal Renwick, meinen Landsmann, dessen Heldenthaten ich verspottete. Ich wurde aber entwaffnet und verwundet, und mein Gegner machte dabei eine Bemerkung, die mir zu Herzen ging. Von diesem Augenblicke an ward ich noch hitziger auf das Fechten, und übte mich unter dem berühmten Donald Bawn, später unter dem Sachsen von Malloch. Als ich endlich meiner Ueberlegenheit versichert war, suchte ich einen günstigen Augenblick, und da ich eines Abends Renwick betrunken fand und großsprechend mitten unter seinen Schülern, so forderte ich ihn von Neuem, und nach einigen Stößen streckte ich ihn maustodt zur Erde.

Das hatte ich nun schwer zu bereuen. Das Leben eines Fechtmeisters wurde freilich für nichts gerechnet, aber das Officiercorps tadelte meine Aufführung. Ich konnte nichts darauf erwidern, denn ich warf mir diesen Tod wie einen Mord vor. Ich hatte ihn vorher überlegt, ich hatte meinen Gegner in einem ungünstigen Augenblicke belauert, und ich fühlte mich einer That schuldig, die mich mein ganzes Leben hindurch mit unaufhörlichen Gewissensbissen verfolgen wird. Dieses trug sich zu, nachdem wir von Flandern nach dem Oberrhein marschirten. Ich wurde dem Prinzen Eugen vorgestellt, und hatte auch das Glück, den Prinzen von Baden zu sehen, die zwei berühmtesten Krieger ihrer Zeit. Ich liebte jedoch nicht den Letztern; alle englische Officiere

haßten ihn. Prinz Eugen war im Gegentheil bei Allen beliebt. Ich stand zum erstenmal am 2. Juni den Franzosen gegenüber. Sie hatten eine feste Stellung inne, die wir angriffen. Ich hatte diesen Tag ein peinliches und sonderbares Gefühl. Man liebte die Franzosen in Schottland, wie alte Bundesgenossen, indeß man die Engländer verwünschte. So waren wir mit unsern verjährten Feinden verbunden, um alte Freunde zu bekriegen. Doch wollte ich mich auf jeden Fall auszeichnen. Wir attakirten den Feind mit Verlust. Der Hügel, den wir zu erklimmen hatten, strotzte von Redouten, und die Linien der Franzosen dehnten sich in's Unendliche aus. Die holländische Infanterie begann die Action auf dem linken Flügel, und die Engländer folgten bald nach; aber sie wurden so tüchtig empfangen, daß in weniger als einer Viertelstunde die Holländer geworfen wurden und genöthigt waren, sich wieder zu sammeln. Unser Regiment erhielt Ordre, sie zu unterstützen. Wir erstiegen den Hügel im Sturmschritt und feuerten die Holländer an; wir drängten die baierische Infanterie zurück, und befestigten auf diesem Punkt unser wankendes Waffenglück. Wir kamen nun zu den Linien bei einem Halbwinkel, welcher unsern Fortschritten verderblich wurde, indem wir Feuer im Rücken erhielten. Ich sah ganze Reihen fallen, und unter anderm Mißgeschick stürzte unser junger Oberst vom Pferde. Im Augenblicke war ich bei ihm, machte ihn los und setzte ihn auf meinen Sattel, indem ich hinter ihm aufsprang, denn ohne Pferd konnte ich in dem Getümmel nicht bleiben. „Lochy," sagte er, „ich bin ein wenig zerbrochen. Nimm den Zügel und vorwärts! Wir müssen durch die zweite Linie." In diesem Augenblicke klomm die Compagnie, die unsern linken Flügel bildete, der zweiten Linie zu. Aber unsere Compagnie konnte nicht zu ihr stoßen, denn wir waren nichts, als ein Häufchen in Verwirrung. „Oberst, was sollen wir machen?" fragte ich. „Hm, hm!" sagte er. „Wir müssen nun also umkehren und dem Rückzuge folgen." Die Engländer waren auf allen Punkten geworfen bis auf 12 Escadronen, welche der Herzog von Marlborough ermuthigte, Stand zu halten. Ich hatte nie zuvor eine Idee von einer solchen Verwirrung gehabt. Die Befehle, welche sich kreuzten, der Donner des Geschützes, Wolken von Rauch, Flüche und Geschrei der Verwundeten, über die wir hinwegschritten, alles dieses zeigte ein furchtbares Bild der prachtvollen Schrecknisse des Krieges. In diesem Augenblicke gallopirte eine große Anzahl von Pferden, die ihre Reiter verloren hatten, an uns vorüber. Einige vom Fußvolk griffen sie auf. Ich rief ihnen zu: „Ein Pferd für den Obersten! Spitzbuben, wollt ihr wohl diesen Falben dem Obersten geben!" Einer von ihnen gehorchte, und ich entsetzte mich

über die seltsame Miene, mit welcher er sich dem Obersten näherte und ihn fest ansah. „Unser Oberst wird nicht mehr einhauen," sagte er.

„Was willst Du damit sagen?" fragte ich ihn.

„Was ich damit sagen will? Zum Henker! Nehme Gott sich Eurer an, Herr Officier, aber er ist todt, der Oberst. Er wird kein Pferd mehr brauchen; glaubt es mir. Und sagte er Euch, daß er noch lebte, so hat er Euch arg zum Besten gehabt." So sprach der grobe Soldat mit einem Ausdruck vollkommener Naivität in seinem bleichen Gesichte. Eine Menge Officiere versammelte sich um uns, und auch dem General Gower, der zu gleicher Zeit auf den Tod verwundet herbeigebracht wurde, folgten noch mehre. Sie nahmen den Leichnam des Obersten aus meinen Armen, nicht ohne Verwunderung. Wir legten ihn auf's blutige Gras und ließen ihn dort schlafen. Der tapfere Prinz Eugen hatte in diesem Augenblick das Glück des Tages gewendet. Er hatte mit seinen Kaiserlichen den Feind in den Flanken gepackt, so daß die Trancheen der Franzosen ihnen mehr Schaden als Vortheil gewährten. Da wurden alle englischen und flamändischen Streitkräfte noch einmal zum Angriff geführt, und wir erfochten nun einen vollkommenen, aber theuren Sieg. Ein reiches Lager ward unsere Beute, und Tags darauf plünderten wir die Stadt Donauwörth. Ich wurde vor den Thoren dieser Stadt zum Lieutenant erhoben. Wir zogen, den Feind immer mehr verfolgend, über die Donau, und nahmen alle Plätze ein, die wir auf unserem Wege fanden.

Hierauf hatten wir ein entsetzliches Geschäft, das ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde. Der Herzog war aufgebracht gegen den Kurfürsten, und befahl uns, die Pfalz zu verwüsten. Dieser Befehl wurde genau vollzogen. Das fruchtbare Land wurde also verödet, geplündert, eingeäschert, zerstört; Grausamkeit und Frechheit kannten keinen Zügel; jeden Tag wurden zwanzig bis dreißig Städte von uns in Asche gelegt und ich hörte sagen, daß mehr als dreihundert Städte auf diese Art untergingen. Unser Reichthum bestand hauptsächlich aus Waaren von großem Werthe, so daß die Soldaten das Meiste verloren, ehe sie es zu Gelde machen konnten. Ich mochte von der Gelegenheit nicht profitiren, bis auf die Pferde, die ich so sehr liebte. Ich hatte aber einen kleinen Kerl bei mir, Namens Finlayson, die Waise eines schottischen Soldaten, der sich in Brüssel zu mir gefunden hatte, und mir dann als Bedienter gefolgt war. Dieser Bursche war Meister im Plündern. Er konnte durch ein Nadelöhr kriechen, und war sicher der Erste in allen reichen Häusern und in strotzenden Boutiken. Da er kein anderes Mittel kannte, seinen Raub den Spitzbuben, die stärker waren, als er, zu entziehen, so schleppte er seine Beute

in mein Zelt, und gab mir so Alles, um sich einen Theil zu sichern.

Ich beging aber dazumal einen fatalen dummen Streich. Als ich anfangs August über einen Theil meiner baierischen Pferde verfügte, wollte es mein Unglück, daß der General Churchill Lust zu meinem eigenen schwarzen Pferde bekam, und mir den Vorschlag machte, es mir abzukaufen. Ich sagte, daß es mir um keinen Preis feil wäre. Er aber gab mir zu verstehen, daß er dieses Pferd brauchen könne, und daß ich nichts anders zu thun hätte, als es ihm billig abzulassen.

Ich nahm diesen Vorschlag ziemlich wegwerfend auf, und sagte ihm ganz einfach, daß das Pferd mein sey und so lange mein bleiben würde, als es mich tragen könnte im Dienste meines Landes. „Ei, ei," sagte der General mit einem spöttischen Lächeln, „ist das Euer letztes Wort?" Und hierauf kehrte er mir den Rücken.

Am andern Morgen ließ mich der Herzog rufen und erbat sich als eine Freundschaft von mir mein Pferd, selbst zum doppelten Werthe. Ich antwortete ihm unbefangen, daß ich aus besonderen Gründen mich nicht von meinem Pferde trennen könnte, und daß, ehe ich mich dazu entschlösse, ich lieber meine Officiersstelle aufgeben wollte. — O, sehr gut, nichts ist billiger, sagte der Herzog.

Mein Freund Drummond, der die erste Scene mit angesehen hatte, erfuhr sogleich, was mir begegnet war. Sobald der Herzog sich entfernt hatte, sagte er: „Mein Gott, Lochy, seyd Ihr närrisch, Ihr habt Euch um Alles gebracht. Dieses Pferd hätte Euch ein Regiment eingetragen, und jetzt ist Euer Verdammungs-Urtheil unterzeichnet. Hättet Ihr ein Körnchen Menschenverstand gehabt, so würdet Ihr gesagt haben: „„Mylord Herzog, obgleich ich mein Pferd sehr werth halte, als ein Geschenk der Freundschaft, so stelle ich es mit großem Vergnügen zu Euren Diensten, ohne Preis noch Entschädigung dafür zu verlangen. Nur wenn Ihr es besitzet, kann es für England, wie für die Freiheit Europa's von größtem Belange seyn."" Welche Dummheit! Ich wollte, daß ich zehn Pferde hätte, und daß man sie so von mir begehrte!"

(Fortsetzung folgt.)



Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Madrid, 14. Juli.

— Durch ein Dekret der Königin Christine ist die Congregation der Jesuiten in Spanien aufgehoben worden.

Antwerpen, 15. Juli.

— Seit gestern besitzen wir den König und die Königin von Belgien in unsern Mauern. Bei dieser Gelegenheit und in wenigen Minuten werden wir Zeugen einer eben so merkwürdigen als seltenen Ceremonie seyn, nämlich der Promenade des Riesen von Antwerpen, Druon Antigoon, durch die vornehmsten Stadtviertel zur Erinnerung der Gründung der Stadt. Der Riese wird von einem Schiff, einem Wallfisch, einem Felsen, worauf Vulkan und Pallas, begleitet werden. Das Ganze ist in so kolossalem Maßstabe, daß man die Laternen-Ketten in den Straßen, wodurch der Zug gehen wird, abnehmen mußte. Diese Gegenstände, welche man nur beim Einzuge der regierenden Herzoge oder Könige dem Publikum zeigt, wurden zum letzten Mal zu Ehren des Königs Wilhelm und seiner Familie herum geführt. Der Riese Druon war, so geht die Sage, Antwerpens Begründer. Ein Feldherr Julius Cäsars, Namens Braba, wovon der Name Brabant, besiegte und tödtete ihn. Allen Schifffahrttreibenden, welche ihm nicht den Zoll auf der Schelde entrichten wollten, wurden die Hände abgehauen; dann warf man sie in den Fluß. Hievon stammen die beiden Hände in dem Wappen von Antwerpen. Die Puppe, die heute herum geführt wird, wurde 1567 verfertigt von einem Einwohner der Stadt, Namens van Aetst. 1549 existirte noch ein anderer alter Riese, der beim Einzug Philipp II. gebraucht wurde. Die heutige Ceremonie hat die ganze Stadt aufgeregt. — Es ist kein Fenster mehr zu haben in den Straßen, durch welche der Zug gehen wird.

Paris, 18. Juli.

— Der Proceß la Roncière's gehört hier schon zu den alten Geschichten. Man spricht hier nur noch bei den Modehändlerinnen davon, welche noch immer für ihre Tugend zittern, und stets bei doppelt verschlossenen Fenstern schlafen, der großen Hitze wegen aber lieber die Thüre offen lassen. Der Ausfall, den Odilon-Barrot gegen das moderne Drama machte, hat großes Aufsehen erregt. Er wollte damit nichts anders sagen, als daß la Roncière ohne Lucrecia Borgia und andere Stücke der neuen Schule noch immer ein Muster eines Husaren und Carabiniers wäre. So sehen wir

Victor Hugo und Alexander Dumas auch in dem merkwürdigen Processe compromittirt. Wie thöricht doch diese Menschen sind! Hat denn das moderne Drama die Verbrechen erfunden? Welches Trauerspiel von Victor Hugo hatte Kain gesehen, als er seinen Bruder Abel umbrachte? Das war doch noch eine scandalösere Geschichte, als die räthselhafte Obscönität la Roncière's. Am Ende wird man uns noch beweisen, daß unser Zeitalter ein Erfindungspatent auf alle möglichen Schändlichkeiten verdiene. Es wundert mich nur, daß la Roncière's Verbrechen nicht viel eher dem Einflusse Roberts des Teufels zugeschrieben wurde; denn man gab diese Oper am Abende vor dem Attentat. Gleichviel! Das neue Drama ist es allein, was die Gesellschaft verpestet, Strickleitern aufhängt, Nachtjacken herunterreißt, und Kavallerie-Officiere vor die Assisen bringt. Es thut weh, gelehrte und aufgeklärte Männer solche Unüberlegtheit mit einer feierlichen Wichtigkeit in so ernsten Angelegenheiten auskramen zu sehen.

Paris, 18. Juli.

— Heute liest man in verschiedenen der großen Journale:

»Herr Lionel Rothschild ist von Madrid nach Lissabon abgegangen, um sich dort nach Portugal einzuschiffen.«

Die Herren sind stark in der Geographie. —

Chur in Graubündten, 9. Juli.

— Der Herzog von Orleans befindet sich seit Kurzem in unserer Stadt.

Prag, 10. Juli.

— (*) Herr Moritz vom Stuttgarter Hoftheater trat vor wenigen Tagen hier wieder als Klingsberg auf. Dieser Abend gab mir einen schlagenden Beitrag zu meiner projectirten Abhandlung über die Versöhnlichkeit. Er ist dem Publikum untreu geworden, nach so vielen Liebeszeichen; dasselbe Publikum ist seit einiger Zeit sehr zischlustig, und doch war bei dem stürmischen Empfang nicht ein Schlangenlaut zu hören. Ein einmüthiger Freudenjubel hallte dem wiedergefundenen Liebling entgegen, und ließ ihn mehre Minuten nicht zu Worte kommen; aber kaum hatte er ein paar Worte gesprochen, so ging der Spectakel auf's Neue an, so daß nicht allein er, sondern viele seiner Freunde und — Freundinnen (denn besonders Damen hatten alle Sperrsitze genommen) bis zu Thränen gerührt wurden. — Heute gibt er den Carlos, die Rettich-Gley die Eboli, ihr Mann den Posa. — Der Triumph des Abends der Klingsberge war wirklich vollkommen, erstens seit mehren Wochen das erste hübsch besetzte Haus, trotz des alten und 100 Mal gesehenen Stückes, dann der Empfang. Moritz wurde nach dem ersten Acte zweimal, im dritten Acte einmal, und am Schlusse wieder zweimal gerufen. Alles ist froh, ihn wieder zu sehen.

A. . . . .

Frankfurt, 11. Juli.

— (**) Die günstige Witterung führt viele Reisende hieher und es scheint, daß dieser Sommer dem vergangenen an Frequenz nicht nachstehen werde. Die ersten Gasthöfe sind meist so gefüllt, daß spät Abends Ankommende schwer Unterkunft finden. Von allen Seiten fliegen Eilwagen mit mehren Beichaisen und Extraposten der Stadt zu, so daß man keine Viertelstunde weit auf der Landstraße gehen kann, ohne ihnen zu begegnen. Weniger glücklich sind die benachbarten Taunusbäder, welche sich nicht recht füllen wollen, obgleich in letzter Zeit große Summen für deren Verschönerung und Annehmlichkeit ausgegeben worden sind. Ich führe nur den Kursaal in Wiesbaden an, auf dessen Ausschmückung im vergangenen Jahre 80,000 fl. verwendet wurden; die herrlichen Spiegel, die reichen Vergoldungen, die eleganten Lustres lassen nichts zu wünschen übrig. Weniger gut nehmen sich die Gallerien des Saales aus, welche dem Ganzen einen steifen Anstrich geben und sehr an Emporkirchen erinnern. Die anstoßenden Restaurations- und Spielzimmer entsprechen in ihrer Ausstattung dem Glanze des Saales. — Die Theatergesellschaft von Mainz gibt Vorstellungen in Wiesbaden. Ueber ihre Leistungen kann ich nicht berichten. Herr Roßner aus Stuttgart wird, wie ich höre, dieser Tage als Zampa auftreten. Demoiselle Henriette Carl ist noch immer in Frankfurt, und erfreut sich fortwährenden Beifalls. Sie trat als Desdemona und Alaide auf. Die Direction hat sie auf einen neuen Cyklus engagirt, ein Umstand der mehr als jedes Lob dafür spricht, daß sie ihr Publikum und zwar ihr großes hier gefunden hat.

Hrn. Dobler hat man vergeblich zu Gastrollen erwartet. Zum großen Bedauern sowohl derer, die den Künstler wieder hören, als auch jener, die ihn wohl hören, aber auch zugleich Scandal machen wollten; es kam jedoch kein Kontrakt mit ihm zu Stande, ohne Zw um der Letztern willen. Vielleicht kömm einmal, wenn die Gemüther ruhiger gew sind. Wer indessen der Verlierende is ich dahin gestellt; jedenfalls liegt viel chelhaftes für Herrn Dobler darin, ihm vor allen andern nicht vergeben er Frankfurt verlassen hat.

Bad Kissingen.

— 0 Alle Gasthöfe und Priva sind bis unter's Dach angefüllt; welche noch ankommen, müssen Stunden auf der Straße bleiben, Unterkommen finden. Der Besuch

Jahre so außerordentlich, daß trotz aller getroffenen Maßregeln, dem Bedürfnisse nicht genügt werden konnte. Viele Häuser sind noch im Bauen begriffen; acht der schönsten werden bald wieder fertig dastehen. Die Ludwigsstraße und die Kurstraße sind sehr ansehnlich zu nennen, und bestehen fast nur aus neuen Gebäuden. Auch der Kurgarten ist seit meinem letzten Besuche vor zwei Jahren bedeutend vergrößert worden; er hat mit der neuen Anlage eine Länge von 350 Schritten, soll aber noch weiter ausgedehnt werden. Ein Grundplatz der noch vor 6 Jahren fast umsonst weggegeben worden wäre, wird jetzt mit 12,000 fl. bezahlt. Das neue Tivoli ist ein allerliebstes Etablissement; man speist dort um 3 Uhr. Neulich wurde Preziosa im Freien aufgeführt. Man war sehr zufrieden mit dieser Vorstellung. Besonders gut war die Darstellerin der Preziosa, ein junges, hübsches Mädchen. Das Theater ist übrigens einfach eingerichtet; der Rasen ist das Podium, der Himmel liefert die Soffiten, Tannen sind die Decoration und der Souffleur steckt in einem Loche in der Erde. Am Schlusse wurden bunte Ballons an die Bäume gehängt, welche das Theater lieblich beleuchteten, und ein Feuerwerk abgebrannt. Gewöhnlich spielt die Gesellschaft in dem Schauspielhause, welches in der Nähe des Kurgartens liegt.

Die Gegend um Kissingen ist an manchen Orten malerisch schön, freundlich überall. Die beiden Quellen Ragozzi und Pandur liegen nicht neben einander. Sechs Kellner schöpfen des Morgens von 6 bis 8 Uhr unaufhörlich und bedienen jederzeit 36 Personen auf einmal, denen sie die Gläser auf einer langen Maschine überreichen. Der Andrang ist jedoch so groß, daß man oft lange warten muß, da 100 Personen und mehr zugleich bedient seyn wollen. Die Musik zieht jeden Morgen um 6 Uhr durch das ganze Städtchen zum Kurgarten, wo sie bis 8 Uhr spielt.

Ich füge einen kleinen Auszug der bedeutendsten Namen aus der Badeliste hinzu:

Die Königin von Bayern, der reg. Fürst von Hohenzollern, der Prinz von Altenburg nebst Gemahlin, der Fürst von Thurn und Taxis nebst Frau und Töchtern, Graf Schaumburg nebst Gemahlin, der Generallieutenant von Witzleben aus Berlin, die Grafen Hahn, Schlippenbach, Bernstorf aus Berlin, die Grafen Kielmannsegge, Reigersberg, Rotenhan, Laufkirch, Platen aus München, Freiherr von Zedlitz aus Wien, Freiherr von Rothschild aus Frankfurt, u. s. w. Aus Rußland: Graf Tschernitscheff nebst Gemahlin, General Sumarokoff, nebst Familie, Fürstin Wolkonsky, Fürst und Fürstin Repnin, von Paschkoff, Adjutant des Kaisers, Graf Kuscheloff-Besbedko nebst Familie u. s. w. Eine bildschöne russische Amme, im Nationalkostüm, mit der rothsammtenen, reichgestickten Mütze macht Aufsehen. Unter den Engländern führe ich an: Sommerville, Generalkriegskommissär aus London, Kapitain Hanbury und Frau, Arthur Kenney und Frau, Mad. Mitchell nebst Tochter, Herr Karl Knight, sämmtlich aus London und Lord und Lady Lascelley.

Literarische Uebersichten.

LE PANTHÉON LITTÉRAIRE,

eine Sammlung sämmtlicher Meisterwerke des menschlichen Geistes, wird in Paris angekündigt. Damit verbunden sind eine ökonomische und periodische Bibliothek der besten Romane von Scarron bis auf die jetzige Zeit, und eine periodische Bibliothek für Handwerker und Haushaltungen. Die ersten zwölf Bände, die sich unter der Presse befinden, werden enthalten: Religions-Philosophie: Christliche Maximen: Bekenntnisse des heiligen Augustin, Meditationen desselben, Trost der Philosophie von Boetius, über die Betrachtung vom heiligen Bernhard, von der Nachahmung Christi, die Grundsätze des christlichen Wandels, der Weg zum Himmel; Geschichte: J. Froissart, Gibbon, Commines, Chastelain; Beredsamkeit: englische und französische politische Redner; Philosophie: Baco, Macchiavell, Beccaria, Filangieri, Vico; asiatische Philosophie: Menou, Zoroaster, Confucius, Meng-Tsius, der Koran.

HISTOIRE DE DEUX SOEURS.

— Dieses ist eine Geschichte, die schon oft erzählt wurde, aber deshalb nicht minder wahr ist. Der Verfasser, Herr Chabot de Bouin, hat die Fabel von der Heuschrecke und Ameise in einen Roman verwandelt, um sie den jungen Weltkindern als einen Sittenspiegel vorzuhalten. Eine dieser Schwestern, die Heuschrecke, heißt Clara, sie singt Romanzen von Panseron, liest Romane von Balzac, und spielt Sonaten von Kalkbrenner. Alle neuen Schauspiele kennt sie; sie trägt die elegantesten Moden, geht in die Concerte und Ranelagh, lebt in der Welt und liebt Künste, Eleganz und Vergnügen, wie sie in der Gesellschaft zu finden sind. Fanny, die Ameise, kennt das Alles nicht, und geht in der einfachen Haube mit niedergeschlagenen Augen und verstopften Ohren, um die Verführungen der Welt weder zu sehen, noch zu hören. Fanny wurde mit großer Strenge erzogen, mit achtzehn Jahren versteht sie nur Hinterstiche zu machen: sie ist eine Nätherin. Die Moral dieses Romans ist: daß junge Personen, die Musik können und in der Welt leben, nothwendiger Weise zu Grunde gehen müssen, und das Heil nur für die hienieden zu finden ist, die nichts gelernt

haben und zu Nätherinnen erzogen werden. Fanny bleibt in der That tugendhaft, und heirathet einen ehrlichen Handwerker, während Clara sich einem Verführer in die Arme wirft und zur Selbstmörderin wird. Das Laster aber, so wie die Tugend, wird mehr durch die Umgebung, als durch die Erziehung bedingt. Die Grundidee dieses Buches ist sophistisch und parador; als Roman, der blos unterhalten soll, verdient es, gelesen zu werden.

HISTOIRE DE PARIS.

— Dulaure, der berühmte Verfasser der **Histoire de Paris**, hat nun diesem Werke eine Fortsetzung gegeben, die vom Jahre 1821 bis jetzt reicht. Alle 14 Tage erscheint ein halber Band; das Ganze wird 18 Franken kosten und mit 20 Abbildungen geziert seyn.

VICTOR HUGO.

(Frankfurt. Sauerländer. 1835.)

— Der zweite Theil dieser Uebersetzung in zierlicher Ausgabe ist so eben erschienen. Er enthält den ersten Theil von Han von Island durch Adrian übersetzt. Das Unternehmen schreitet rasch vorwärts und verdient, daß jeder Freund der französischen Literatur sich dafür interessire.

MARIE von MEDICIS.

Nach Lottin von Laval, von A. Schäfer.

(Heidelberg, Groos. 1835.)

— Eine fließende Uebersetzung des bekannten französischen Romans aus den Zeiten Ludwigs XIII., der aus ungedruckten Handschriften des Cardinals Richelieu und eines Benediktinermönchs zusammengetragen seyn soll. Er ist der Lesewelt zu empfehlen.

STUDENTENBILDER,

oder Deutschlands Arminen und Germanen in den Jahren 1830—33 von H. Forsch.

(Hamburg. Hoffmann und Campe 1835.)

— * Man suche in diesem Werke keine Enthüllung der politischen Tendenz der Burschenschaft, welche als Arminia und Germania ohne einen festen Vereinigungspunkt agirte. Man suche nicht die Enthüllung burschenschaftlicher Geheimnisse, ihrer Grade und Symbole, ihrer verborgenen Mitwirkung bei den Umwälzungen der Zeit. Der Verfasser ist nicht zum Sykophanten an der akademischen Freiheit, wohl aber an der Glorie der studirenden Jugend geworden. Die politischen Beziehungen dieser Studentenbilder sind längst bekannt. Wir erfahren nicht mehr, als wir von Straßburg aus vernommen. Die Zusammenstellung allein ist von besonderem Interesse. Ueber das Ganze ist ein jugendlicher Spott ergossen, der die heterogensten Erscheinungen in seinen Kreis zieht. »Der geniale Heine theilt den Mangel und Schmutz der Zeit.« »Bei Börne schwimmt eine gewisse Hohlheit durch.« Man sieht, auf welche Höhe sich Forsch stellt; man weiß aber auch, wie bei den Gelagen jeder Student nicht nur die 50 Professoren seiner Universität mit dem ganzen Krame ihrer Gelehrsamkeit, sondern auch das Wissen und Vermögen der gesammten Mitwelt mit dem stolzen Herabschauen überwiegender Kraft in die Tasche steckt. In sofern der Verfasser seine Welt von der Bierbank aus philosophiren läßt, so mag das Gesagte als Beitrag zur Charakteristik und nicht einzig und allein als unmotivirtes Absprechen erscheinen. Die Mittel der Revolutions-Agenten sind in ein klares Licht gestellt; systematisch herbeigeführte Verzweiflung und darauf die Nothwendigkeit eines Durchbruchs gebaut, war die einzige Berechnung der Agenten, ob Lügen, ob lange Unthätigkeit und ihr Gefolge helfen mußten. Das Ganze ist mit einem Romane durchwoben, den der Verfasser über dem Frankfurter Attentate zu schließen vergessen hat. Die Ansichten über die moralische Seite der Burschenschaft concentriren sich in den Worten: »Alles Unmoralische wurde in den tiefsten Schleier der Verschwiegenheit gehüllt. Die größere Anzahl der Germanen war nicht mit sich und der Welt zerfallen, sondern sie liebten sie, sie strebten nicht für sich, sondern nur für das Wohl der Menschheit, aber es fehlte ihnen die Grundansicht, daß nur von unten herauf durch eigene Ehrenhaftigkeit und Besserung, vorzüglich durch Veredlung des Familienlebens, wahre Gemeinde-Freiheit errungen werden könne.«

STUTTGART von BÜHRLEN.

(Stuttgart. Carl Hoffmann. 1835.)

— Ein treffliches Buch über Stuttgart, aus der Feder des rühmlich bekannten Dichters des Enthusiasten und anderer Werke. Sowohl Einheimische wie Fremde werden Belehrung und Unterhaltung daraus schöpfen. Die Ausstattung ist elegant und mit einer Ansicht und Karte geziert.

— Bei Aug. Schulz in Breslau ist so eben erschienen: Schlesiens Antheil an deutscher Poesie, ein Beitrag zur Lit.-Geschichte von August Kahlert.

Kunst.

Rumohr's jüngster Winteraufenthalt in Kopenhagen hat ein neues bedeutendes Werk zu Tage gefördert: „Die königliche Kupferstichsammlung zu Kopenhagen."

Ein Beitrag zu Bartsch und Brouillot, von C. F. v. Rumohr und J. M. Thiele.

— In dem Museum von Middelburg sieht man in diesem Augenblicke ein schönes Gemälde des zeeländischen Malers J. du Burck, welches eine Scene aus dem Drama: „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers" darstellt. Es soll alle Fibern der Seele erschüttern, ganz Leben und Gefühl seyn; Alles daran ist schön, von Meisterhand ausgeführt, und zeugt für das große Talent des niederländischen Malers.

Theater.

Das Tribunal erster Instanz in Paris hat das Urtheil des Handelstribunals widerrufen, welches dem Theater français eine Geldbuße von 10,000 Franken an den Dichter Vanderburck auferlegt hatte, indem es die Aufführung seines Schauspiels Jakob II. ungebührlich von einer Zeit zur andern verschob. Jetzt ist Herr Vanderburck in die Kosten verurtheilt worden.

— Madame Malibran ist von London ab nach Italien gereist.

— Vernet, der große Schauspieler des Variété-Theaters, macht eine Reise durch die Provinz. Bei seiner Rückkehr wird man ein Stück in mehren Tableau's auf die Scene bringen unter dem Titel: „Liebe und Tischlerarbeit," worin er die Hauptrolle spielt.

— Die hannöversche Posaune bringt einen umständlichen, sehr lobenden Bericht über Seydelmann's Gastspiel in Berlin in ihren letzten Blättern.

— Das eherne Pferd (le cheval de bronze), die Oper von Auber, die in Paris so großes Glück machte und noch fortwährend macht, ist in Berlin vor wenigen Tagen zum ersten Mal gegeben worden. Der erste Act wurde kühl, der zweite mit regerem Beifall, und die erste Hälfe des dritten recht lebhaft aufgenommen. Man tadelt den Dichter; die Musik gehört zu den wohlgefälligsten, die der berühmte Componist bis jetzt geliefert hat. Obgleich das Ganze komisch ist, und viel gelacht wurde, so hat es mitunter langweilige Stellen gegeben. Unter den Rollen zeichnet sich keine aus; sie sind alle von gleicher Bedeutung. Die Oper war vorzüglich fleißig einstudirt; und Ausführung, wie Ausstattung, waren gleich zu loben.

(Aus L. Rellstab's Bericht in Berl. Blättern.)

— Schauspieler-Lobhudelei. Im „Planeten" ist einem Ref. in seiner Leidenschaft entfahren: „Herr Bertholdt ist von Mannheim ruhmgekrönt zu uns zurückgekehrt, und mit ehrenvollem Applaus beim ersten Wiederauftreten empfangen worden. Mögen ihn, den Allbeliebten und Allbeliebtheit Verdienenden, alle Theaterheiligen bei uns zurückhalten." — Herr Bertholdt ist nehmlich ein recht routinirter Schauspieler und mittelmäßiger Sänger.

— Theater-Kritik. Der „Eremit" bezüchtigt einen Ref. aus Leipzig, in seinem Bericht über „Capricciosa" nach Federici von Blum, fast wörtlich den Artikel „Federici" aus dem Brockhaus'schen Conv.-Lex. abgeschrieben zu haben. Verrathen solche Leute einen Beruf zur Kritik?

Mode.

Die weißen Toiletten sind jetzt die gesuchtesten. Keine elegante Frau kann weniger als ein Dutzend Peignoirs oder weite Ueberröcke haben,

die von Mousselin, Battist, Organdy, gesticktem Jaconas u. s. w. gemacht werden. Diese frischen und durchsichtigen Gespinnste liefern herrliche Costume, die mit einem breiten Gürtel von schottischem Bande um den Leib befestigt werden. Ein gleiches Band wird als Scharpe auf der Brust getragen, oder um den Hals geknüpft. Hiezu trägt man Stiefelchen von gelblichem Gros de Naples und einen Capot-Hut von Reiß- oder feingenähtem Stroh, mit einem Zweige Feldblumen geziert. Dieß ist die anmuthigste Toilette für das Land.

Die Herren tragen Pantalons von schottischem Zeuge, vorzüglich grünlich mit schwarz. Dieß sind die elegantesten für die Morgenpromenaden. Von Gilets werden die farbigen Piquets am meisten geliebt. Muster und Farben sind sehr mannigfaltig; sie werden kurz getragen. Schottische Halsbinden sieht man häufig zum Negligée; die schönsten bestehen aus grün und weißen, oder amaranth und grünen Würfeln. Weiden- und Stroh-Hüte sieht man auch; dazu aber muß der übrige Theil der Toilette sehr ausgesucht seyn. Stiefel mit hohen Hacken sind beliebt; zu den Schuhen trägt man Strümpfe von schottischem Zwirn und außerordentlicher Feinheit. Die Gehröcke sind kurz, mit Crotillon gefüttert, und einem Kragen von schwarzem Sammt. Die Farbe ist ein unbestimmtes Schwarz; sie haben nur eine Reihe Knöpfe. Der Schnitt der Fracks hat sich nicht verändert; die Knöpfe sind von ciselirtem Metall.

Aus der Gesellschaft.

Welchem Leser des Journal des Débats wären nicht die glänzenden Artikel des Feuilletons mit der Chiffre R. unterzeichnet, lieb und werth geworden, die sich neben den muntern und witzigen Janin's vortrefflich ausnahmen? Ihr Verfasser, Herr Etienne Becquet, der nun reich geworden ist, hängt die Literatur an den Nagel und zieht sich auf sein Landgut zurück. Herr Loeve-Weimars ist von dem Feuilleton des Temps abgetreten und wird Herrn Becquet's Platz bei den Débats einnehmen. Der Temps hat seit einiger Zeit sein Feuilleton beschränkt, die Débats, die sich hauptsächlich durch das ihrige in der Gunst erhalten, suchen hingegen es immer mehr und mehr zu bereichern.

— Der preußische Gesandte in Paris, Herr v. Werther, hat eine Urlaubsreise in ein deutsches Bad unternommen.

— 151 Verbrecher wurden den 17. Juli von Paris an der Kette in das Bagno von Brest transportirt. Unter den Zuschauern, die sich dießmal nur in geringer Anzahl eingestellt hatten, bemerkte man den bekannten Romantiker G. Sand (Madame du Devant) in Männerkleidern.

Vermischtes.

Der Berliner Figaro hatte seit dem ersten Juli zu erscheinen aufgehört. Vom 17. an erscheint er wieder, nachdem die Hindernisse beseitigt sind. Die versäumten Blätter werden nachgeliefert.

— Der Baron Rothschild hat die Domäne Eceling bei Acton angekauft. Das Schloß ist ungeheuer groß und von siebzig Acres Land umgeben, welche einen geschmackvollen Park bilden. Er hat 20,000 Pfund Sterling dafür bezahlt.

— Das Journal des Ministeriums des Volksunterrichts in St. Petersburg publicirt ein detaillirtes Tableau der unter seiner Aufsicht stehenden Bibliotheken in den Jahren 1833 — 34. Wir geben hier eine Uebersicht:

		Anzahl der Bände. 1833.	1834.
Kaiserliche Bibliothek	in St. Petersburg	287,652	412,150
Bibliothek der Akademie der Wissenschaften	in St. Petersburg	89,104	89,704
„ der russischen Akademie	in St. Petersburg	3,588	4,195
„ des Rumiänzoff'schen Museums	in St. Petersburg	32,202	32,202
„ der Universität zu Dorpat		57,828	58,936
„ „ „ „ Moskau		44,039	44,881
„ „ „ „ St. Wladimir		—	34,751
„ „ „ „ Casan		26,134	28,502
„ „ „ „ Charkow		24,129	24,210
„ „ „ „ St. Petersburg		21,356	21,751
„ des pädagogischen Instituts		2,844	5,128
„ des Lyceums Richelieu		4,160	4,245
„ „ „ Demidoff		3,167	3,279
„ „ „ Bezborodko		5,830	5,420
„ des Instituts der Adeligen in Moskau		2,910	2,967
Summa		604,493	772,301

— Julifeste. Man glaubt allgemein, daß sie in diesem Jahre sehr glänzend gefeiert werden. Außer den gewöhnlichen Vergnügungen, den Theatern und Concerten im Freien, den Wasserkünsten und dem Riesenconcert in den Tuilerien und den Gaserleuchtungen wird man die Hauptallee der elysäischen Felder durch Pilaster erleuchten, welche farbige Flammen tragen werden. Sechszig Boutiken von verschiedener Form und mit Geschmack gemalt, werden vom Eingange bis zum Rondell errichtet seyn. Eine ungeheure Decoration im orientalischen Styl wird den ganzen Eintrachtsplatz vor den elysäischen Feldern einnehmen; sie wird mit Laternen aus farbigem Papier erleuchtet, die durch eine eigene Vorkehrung unverbrennbar gemacht worden sind. Auf dem Scheitel dieser Decoration wird das Hauptfeuerwerk abgebrannt werden. Die Vorbereitungen hiezu beschäftigen schon Tausende von Arbeitern.

— Französische Blätter enthalten Anpreisungen eines neuen Mittels gegen Zahnschmerzen, das durch zahlreiche Belege geheilter Personen beglaubigt erscheint. Es heißt alumineuse-éthérée und der Erfinder ist der Doktor Lefoulon. Es besteht in einem Teige, womit die Zähne beklebt werden. Nach kurzer Zeit wird auf solche Weise dem heftigsten Knochenfraß Einhalt gethan.

Lustige Gerichtshändel.

— Ein kleiner, alter Mann, sehr weiß gepudert und mit Zierlichkeit angethan, erschien am 27. Juni vor dem Tribunal in Paris, indem er einen Jungen von acht Jahren, als Artilleristen gekleidet, vor die Schranken bugsirte. „Meine Herren, ich habe

die Ehre, Sie zu grüßen," sprach er nach dreimaliger Verbeugung, „ich heiße Ambrosius Mathäus Legros, bin 63 Jahre alt, Rentier, und Ex-Tanzmeister." Hier verbeugte sich der Alte wieder und stellte sich dann in die dritte Position. „Ich habe die Ehre, Ihnen meinen Enkel, den Sohn meiner Tochter, der Madame Dureau vorzustellen: Conrad berichte diesen Herrn, was Dir begegnet ist." —

Der Artillerist (weinend). Hi, Hi, Hi! er hat mich gebissen —

Der Großpapa. Und zwar in einen Theil, den der Respect — genung, das arme Kind hat 14 Tage lang nicht sitzen können —

Der Präsident. Wie? hat der Beklagte den Kleinen dergestalt gebissen?

Der Großpapa. Ich muß, der Wahrheit zu Ehren, gestehen, daß nicht der Beklagte ihn gebissen hat, sondern sein Hund.

Der Präsident. Er wird wohl den Hund gereizt haben?

Der Artillerist. Er ist auf mich losgesprungen, um mir meinen Kirschenkuchen zu nehmen, von dem ich noch nichts gegessen hatte, und ich habe ihn dann in den Schmutz fallen lassen! — (Weint laut.)

Der Großpapa. Sollst einen andern Kirschkuchen haben, Conrad! Muth, Muth, mein lieber Junge!

Der Beklagte. Der Tanzmeister, so wie der Artillerist da, sind lose Spaßvögel, und nichts weiter. Mein Hund ist nicht im Stande, einem seiner Mitgeschöpfe etwas Böses zuzufügen, wenn er nicht seine Gründe dazu hat. Dies ist aber hier der Fall. Dieser Artillerist speiste nämlich seine Galette, und ich ging mit meinem Hunde wörtlich gesagt vorüber, als der Artillerist ihn mit dem Säbel über den Kopf hieb. Ich behaupte, daß man nicht das Recht habe, ein Kind wie einen Artilleristen zu kleiden, denn das kommt in die Kategorie der verbotenen Waffen. Und daher lehne ich die Klage ab und füge hinzu, daß die Aussage des hier gegenwärtigen Alten leeres Gewäsche sey.

Der Großpapa. Und ich verlange Untersuchung, Entschädigung und Schmerzengeld! Bin ich nicht im Rechte, einen Advokaten wegen dieser Injurien anzunehmen? Und was Conrads Biß betrifft, so kann man ihn sehen! He — Conrad, mein Söhnchen, zeig' doch einmal — — —

Der Gerichtsdiener trat noch zur rechten Zeit hinzu, um diese Beweisführung zu verhindern, und die Zeugen, welche den Angriff auf den Hund bekräftigten, gaben der Sache den Ausschlag. Der Hund wurde von der Klage losgesprochen.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit der heutigen Lieferung:

1) ein Modebild: worauf Kleider von brodirtem Musselin und von Gros de Naples zu sehen sind; ferner Schärpen von Gaze brillantine mit Seide gestickt, fichus à entre deux; Hüte von pou de soie und von italienischem Stroh. Die Herrenmoden sind nach den Mustern des beliebtesten Pariser Schneiders, Herrn Humann.

2) Die Lithographie stellt die Schlußscene eines schrecklichen Ereignisses aus der letzten polnischen Revolution dar. Unser sechstes Heft wird es mittheilen.

Herausgegeben von August Lewald.

Lewalds Europa

Chronik der gebildeten Welt

1835 I. 5.











"Habt Ihr noch etwas zu sagen?" –
""Fluch über Euch!" –"

Durch Liebe zur Höhe.

Polnisches Novelletto.

„Hervor, Hexenmeister, lege Deine Karten zurecht, und lasse den Kaffeesatz kochen! Die verschleierte Dame, welche mich begleitet, und die ich liebe und verehre, wie rechtliche Männer ihren Gott verehren und lieben, und wie ein Pole sein Vaterland, diese junge Dame will, daß Du ihr wahrsagest.

Sie will, daß Du ihr sagest, ob es wahr sey, daß ich sie liebe, denn sie zweifelt noch daran, die Grausame. Sie will, daß Du ihr sagest, ob die Liebe, welche sie empfindet, eine solche ist, wie sie Gott den Sterblichen sendet, als einen Vorgeschmack der himmlischen Wonnen, oder eine solche, womit Satan das Herz der Menschen erfüllt, als ein schreckliches Vorspiel der höllischen Züchtigung.

Also hervor, hervor, alter Hexenmeister! lege zurecht Deine Karten, und lasse den Kaffeesatz sieden, auf daß Du meiner Dame gut antworten mögest. Spare nichts, um sie zufrieden zu stellen! Du sollst bezahlt werden, wie sie geliebt wird!“ —

Diese Worte sprach ein junger schlanker Mann, der an der Seite einer verschleierten Dame zur niedrigen Thür der schmutzigen Wohnung eines armen Bürgers von Warschau hereingetreten war. Die hohen Gestalten konnten sich in dem niedrigen Raume kaum aufrecht erhalten, der von dem Qualme einer Thranlampe ganz erfüllt war. Die alte Gestalt eines schmutzigen Polen mit weißem Barte und kleinen triefenden Augen war beschäftigt, die Ueberbleibsel eines ärmlichen Mahles, das dem Anscheine nach aus Fischen und rohen Zwiebeln bestanden hatte, mit geschäftiger Eile hinwegzuräumen, dann den Tisch und seinen Bart abwechselnd mit dem untern Theile seines Aermels abzuwischen, und mit großem Ernste ein Spiel abgenutzter Tarockkarten, einige Stümpfchen Wachslicht und ein schwarzes Stäbchen auf den Tisch zu legen, hierauf die Kohlen, die auf etlichen Ziegeln in einem

Winkel des Raumes glimmten, auf den Bauch gelegt, durch Blasen anzufachen, und eine braune Masse in einen Kessel zu schütten, der, sobald er über dem Feuer hing, durch ein leichtes Arom andeutete, daß sein Inhalt Kaffee sey, der schon oft zu ähnlicher Gaukelei gebraucht worden war.

Während der Alte in seinem Winkel kauerte, blasend und rührend, sah der junge Mann mit leuchtenden Blicken das schöne Weib an, welches neben ihm stand. Es schien sich Muth und Erwartung in diesem Blicke zu spiegeln, indeß die Schöne verwirrt auf den Estrich blickte, der ungleich und höckerig den Fußboden des Raumes bildete.

Der Alte hatte jetzt seinen Kaffeesatz aufgekocht und schüttete ihn in ein flaches Geschirr, das er auf den Tisch stellte. Kein Wort war gesprochen worden, und es machte einen schauerlichen Eindruck, als er nunmehr im tiefen, doch zitternden Basse gleich einer Beschwörung die Worte vernehmen ließ:

„Höret nun, Ihr jungen Leute, was das große Spiel mich lehren wird.“

Hierauf mischte der Wahrsager seine Karten und legte sie nach gewohnter Ordnung vor sich auf den Tisch, dann sah er seinen Besuch mit einem finstern Blicke lang und fest an, indem er die Karten einzeln vom Tische hob.

„Für einen Zauberer ist nichts verschleiert. Unter dem schwarzen Schleier dieser jungen Dame erkenne ich die Gemahlin des Obersten Sarloff, des Chefs der Militärpolizei von Warschau. Diese frische und duftende Blume hat der alte Officier sich aus Frankreich geholt, aber sie hat unter dem kalten Einflusse des Nordens nichts von ihrer Frische, nichts von ihrer Schönheit verloren.“ —

Die verschleierte Dame schauderte zusammen.

„Für einen Zauberer gibt es kein Geheimniß. Unter dieser russischen Uniform und unter diesen durch Kunst verstellten Zügen erkenne ich den polnischen Grafen Dewisky, das Haupt des Warschauer Klubbs, der die letzte Verschwörung gegen die russische Herrschaft leitete; desselben Grafen Dewisky, der zum Tode verurtheilt ist, und auf dessen Kopf ein Preis von 500 Rubeln gesetzt wurde, und der sich hier verborgen hält, um nächstens nach Frankreich zu entfliehen.“ —

Der junge Mensch schauderte zusammen.

„Dieses haben mich die Karten gelehrt. Vernehmet jetzt, was ich im Kaffeesatz lese. Dieser Satz, den ich hier in das Wasser schütte, bildet acht und zwanzig Buchstaben oder mysteriöse Charaktere, welche wiederum sieben Worte bilden: Eure Liebe ist eine solche, welche erhöht. Ihr mögt darüber nachdenken, um den Sinn zu verstehen.“

„Ist dieser Sinn nicht deutlich, meine schöne Freundin, deutet er uns nicht an, daß unsere Liebe uns bessert mit edler Macht und nicht erniedrigt, wie die gemeine Leidenschaft; daß sie vom Himmel stammt und nicht aus der Hölle? Du selbst wolltest ja den Zauberer fragen, und wenn er nun Deine Sorglichkeiten widerlegt, könntest Du noch zögern, Dich meinen Wünschen zu fügen? Um eilf Uhr erwarte ich Dich unter der großen Fichte am Eingange des Dir bekannten Wäldchens, um von Dir Abschied zu nehmen. Das Wetter ist mild, aber die Nacht ist finster. Beides ist meiner Flucht günstig: Wirst Du kommen?“

Die junge Dame war heftig bewegt. Ihr gepreßter Busen hob ihren Schleier gewaltsam empor, ihre Hand drückte convulsivisch die Hand ihres Begleiters. Nach einer tiefen, bangen Stille von wenigen Minuten neigte sie sich zu dem Ohr des jungen Polen und flüsterte: „Ich werde kommen!“

Graf Dewisky warf eine Börse auf den Tisch des Wahrsagers, und still entfernte sich das Paar, längs den Mauern fortschleichend, sich der Finsterniß vertrauend, welche sich rings umher verbreitet hatte.

Der Alte leerte hastig den Inhalt der Börse, und rief, nachdem er gezählt hatte, mit teuflischem Hohne die Worte: „Zwanzig Rubel! Beim Teufel! Ich muß diese Nacht noch fünfhundert haben.“

* *
*

Die Dunkelheit hatte zugenommen, und ein starker Wind wirbelte den Sand von der Straße in die Höhe und bewegte die alten Wipfel der Bäume, die ein Wäldchen seitwärts von der Straße nach Blonie bildeten. Ringsum herrschte Stille, nur selten bleiben Wanderer so spät auf der Straße in jenen Gegenden. Ein junger Mann, in einen Mantel gehüllt, stand unter der großen Fichte am Eingange des Wäldchens, und blickte hinaus in die Nacht. Bald gesellte sich eine dunkle Gestalt zu ihm. Es war die Geliebte. Von dem Rasen unter dem alten mächtigen Baume, wo sie nun Beide saßen, strömte ein leises Geräusch von Worten und Seufzern empor, das sich in dem Zusammenschlagen der Aeste verlor, die der Wind heftig bewegte.

Ein dumpfer Glockenton ließ sich aus dem unfernen Warschau vernehmen.

„Jetzt schlägt es Mitternacht in der Stadt,“ sagte der Jüngling. „Die Pferde erwarten mich, die mich über die Grenze bringen sollen. Lebe wohl! Später werde ich Alles wiedersehen, was ich liebe, das Vaterland und Dich —“

„Weder eins noch das andere!“ rief hier ein Mensch, der, wie aus der Erde gestiegen, vor dem Paare stand.

* *
*

Es war der Gemahl Sophiens, der Chef der Militärpolizei, der russische Oberst Sarloff. Dewisky wollte den Degen ziehen; aber Mehre drangen auf ihn ein, entwaffneten ihn und banden ihm Füße und Hände. Sophie lag ohnmächtig zur Seite.

„Zuerst wollen wir den Gatten rächen,“ schrie der wilde Sarloff, und auf ein Zeichen von ihm warfen sich seine Begleiter auf das ohnmächtige Weib, schlangen einen Strick um ihren weißen Hals, und zogen sie hinauf in die Zweige der Riesenfichte, die ihrem Liebeskosen ein schützender Baum seyn sollte. Während sie unter fürchterlichen Zuckungen den Geist aufgab, spielte der Nachtwind mit ihren schönen Haaren, wie mit den tief herabhängenden Nadeln des mächtigen Baumes.

„Nun für den Chef der Polizei. Auch seine Rache soll ihm werden!“

Auf ein zweites Zeichen Sarloff's machten die geschickten Henker die Schlinge um Dewisky's Nacken.

„Halt!“ schrie der Oberst der Polizei, und dicht vor den Unglücklichen hintretend, fragte er ihn höhnisch: „Habt Ihr noch etwas zu sagen?“

„Fluch über Euch!“ war Dewisky's Antwort. *)

„Nur Eines noch,“ seufzte er, indem sie ihn in die Höhe zogen: „wer hat mich verrathen?“

Da rief ein wilder Ton ihm in die Ohren: „Sagt' ich es Euch nicht diesen Abend, daß Eure Liebe Euch erhöhen würde?“

Dewisky's letzte Blicke fielen auf das häßliche Antlitz des Zauberers, der mit teuflischem Lachen den Strick um den niedrigsten Zweig des Baumes geschlungen hatte.

---

*) Man sehe die Zeichnung des vorigen Heftes.

Pariser Skizzen.

I.

Wohnungen der Schriftsteller.

Delavigne. — Janin. — Balzac. — Chateaubriand. — Victor Hugo. — Leclercq. — Löve-Weimars. — Sue. — Karr. — Berthoud. — Monnier. — Paul de Kock. — Davin. — Dumas. — Lamartine. — Soulié. — Gaillardet. — Deschamps. — Jouy. — Sand. — Alfred de Musset.

Particularitäten, die man über das Privatleben der Schriftsteller der Lesewelt mittheilt, haben immer für sie ein großes Interesse; man gefällt sich darin, Beziehungen zwischen ihrer Art zu leben und ihrer Art zu denken, zu knüpfen. Auch gibt es nur sehr wenige Männer der Kunst und Wissenschaft, von welchen Paris nicht mehr oder minder genau den Geschmack, die Verbindungen, die Eigenheiten, die Schulden und noch so manches Andere weiß. So behalten selbst die Anecdoten der Literatoren aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. für uns noch des Anziehenden genug, um wie viel mehr ist es aber mit dem der Fall, was sich um uns zuträgt. Wir heben uns gern auf den Zehenspitzen in die Höhe, um über die Mauer in das Privatleben dieser Herren sehen zu können.

Zu gleicher Zeit gesellt sich zu diesem Vergnügen die Lust an der verbotenen Frucht, da das Privatleben nicht vor das Forum der Oeffentlichkeit gehört; wenn man aber den Vorhang auch nicht gänzlich in die Höhe ziehen darf, so wird es doch mindestens erlaubt seyn, ihn hie und da ein wenig zu lüften, um einen flüchtigen Blick in das Innere der Wohnungen zu werfen. Dieß wollen wir hiemit versuchen.

Wenn irgend etwas auf den Charakter eines Künstlers schließen läßt, so ist es seine Wohnung. Ein Jeder richtet diese nach seinem

Geschmacke ein; es würde schwer seyn, in einem Zimmer zu denken und zu schreiben, dessen ganze Einrichtung nicht mit dem Geiste des Bewohners in Harmonie wäre. Man könnte hier Buffon's bekanntes Wort: der Styl ist der Mensch, parodiren, indem man sagte: die Wohnung ist der Mensch.

Casimir Delavigne bewohnt in dem großen Gebäude, wo das Conservatorium und die »menus plaisirs« vereinigt sind, ein Appartement im ersten Stocke. Man gelangt dahin auf einer ernsten und großen Treppe aus den Zeiten Ludwigs XIV., und wird oben von alten Bedienten empfangen, welches immer ein Beweis von der Güte der Herrschaft zu seyn pflegt. Selten geht man durch die langen Speise- und Billardzimmer, ohne der bejahrten Mutter des Herrn Delavigne zu begegnen. Sie hat sanfte, ehrwürdige Züge. Neben ihr springt ein kleiner, hübscher Knabe, ein prachtvoller Blondkopf, der, sobald er einen Fremden erblickt, sich zwischen die Beine seines Vaters verbirgt. Für diesen Sohn vergißt Delavigne Alles, und ich habe ihn eine ernste Conversation unterbrechen sehen, um diesem geliebten Kinde ein Spielzeug in Ordnung zu bringen. Alles ist einfach und patriarchalisch bei dem Dichter der Messeniennen. Nur ein großes Bildniß von Louis Philippe schmückt die Wand des Empfangzimmers; denn Delavigne ist noch immer der Freund des Königs, wie er es einst dem Herzoge von Orleans gewesen. Germain Delavigne ist oft bei seinem Bruder und speist gewöhnlich bei ihm. So oft die Brüder sich besuchen, drücken sie sich lächelnd die Hand; Germain ist übrigens immer heiter, zuvorkommend und gesprächig; geht er fort, so sieht man es ihm an, wie gern er bei seinem Bruder war und dieser folgt ihm mit den Blicken.

Man verläßt diese Wohnung mit lebhafter Rührung, und von dem Eindrucke der heiligsten und reinsten Poesie durchdrungen, der Poesie der Familie.

Um zu Jules Janin zu gelangen, muß man über den Hof eines Hotels der rue de Tournon schreiten, wo Lakaien in Hemdsärmeln, die ihre goldbordirten Livreen für einige Augenblicke abgelegt haben, eine glänzende Kalesche waschen und zurecht machen. Man geht von einem glänzenden Zimmer in's andere, bis zu dem Cabinet, wo Janin in seinem Bette arbeitet, umgeben von einer Gesellschaft junger Leute, die um ihn scherzen und lachen. Er kümmert sich nicht im Geringsten um sie und arbeitet fort; manchmal mischt er einen Witz in ihre Unterredung. Eine Dame (dieselbe, deren kleinen Glacéhandschuh er Herrn Nisard hinwarf, als dieser den famosen Streit über die schwere und leichte Literatur entspann,) nimmt manchmal Theil an

diesen Unterhaltungen; oder vielmehr, sie entreißt ihn ohne Umstände diesen überlästigen Besuchen, wenn er sie zu lange mit dem Frühstücke warten läßt. Manchmal auch, wenn die Flut der Neugierigen und seiner Freunde zu groß wird, entflieht der berühmte Kritiker durch eine geheime Thür in einen bescheidenen Entresol, der einen gänzlich versteckten Eingang hat. Hier kann er ohne Störung ernsteren Arbeiten obliegen, was ihm in seinem Appartement nie vergönnt ist. Janin trägt beim Arbeiten eine graue Blouse und eine baumwollene Mütze.

Von dort wenden wir uns zur **rue Cassini** Nro. 1. Hier wohnt in einem Hause von zweideutigem Aussehen, das an die bürgerliche Pension des „**père Goriot**“ ein wenig stark erinnert, der Dichter desselben, Herr von Balzac selbst. Man gelangt auf einer schmalen, unbequemen Treppe zu ihm, und befindet sich nun mitten unter verschiedenartigen Mobilien, die mit größerer Prätension als Geschmack zusammengebracht und geordnet scheinen. Man glaubt bei einem plötzlich reich gewordenen Spieler oder einem Börsenspeculanten zu seyn, der sich noch nicht vollkommen mit seiner Opulenz vertraut machen konnte. Als Beleg geben wir hier die genaue Beschreibung, welche Balzac selbst in seiner „**fille aux yeux d'or**“ von seinem Kabinete macht:

„Die Hälfte des Boudoirs, wo sich Heinrich befand, beschrieb eine anmuthige Kreislinie, als Gegensatz zu dem andern Theile des Gemachs, die vollkommen viereckig war, und in deren Mitte ein Kamin von weißem Marmor und Gold glänzte. Man trat durch eine Seitenthür in dieß Gemach, welche mit einer reichen Tapisserie verhängt war und einem Fenster gegenüber lag. Das Halbrund wurde von einem ächt türkischen Divan eingenommen, d. h. von einer auf dem Boden liegenden Matraze, so breit wie ein Bett. Dieser Divan hatte **50** Schritte im Umfange und war mit weißem Kaschemir überzogen, der mit schwarzer und hochrother Seide geziert war. Die Rückenlehne dieses ungeheuren Bettes erhob sich über den zahlreichen Polstern, die ihm zur Zierde, wie zur Bequemlichkeit dienten. Die Wände waren mit einem rothen Stoffe bekleidet, worüber ein fein gefältelter Musselin gezogen war, und bald erhabene, bald vertiefte Säulen bildete, die oben durch ein hochrothes Band mit schwarzen Arabesken geschlossen waren. In den Falten des Musselins theilweise versteckt, wurde das Hochrothe zum Rosenfarb, und deßhalb waren auch die reichen Fenster-Draperien von Musselin mit Rosataffft gefuttert und mit hochrothen und schwarzen Franzen verbrämt. Sechs Arme von Vermeil mit zwölf Wachskerzen waren gleichmäßig an der Wand vertheilt, um den Divan zu erleuchten. Der Plafond, von dem ein Lüstre von mattem Vermeil

herabhing, war glänzend weiß und die Hohlkehle vergoldet. Der Teppich glich einem orientalischen Shawl und zeigte Scenen aus persischen Dichtungen. Die Möbel waren mit weißem Caschemir überzogen und mit roth und schwarzen Zierrathen geschmückt. Die Uhr, die Candelaber u. s. w. waren von weißem Marmor und Gold. Der einzige Tisch, der hier stand, war mit einem ächten Shawl bedeckt. Auf den Blumentischen prangten Rosen von allen Arten, und Alles zeigte von der Liebe und Sorgfalt, die dieses Gemach möblirt hatten. Nie noch hatte sich der Reichthum so verläugnet, um reinste Eleganz zu werden und Lust und Vergnügen einzuflößen. Auch der kälteste Mensch hätte hier wärmer empfinden müssen. Die wellenförmigen Bewegungen der Wandbekleidung, welche bald roth, bald weiß schimmerte, je nachdem man den Blick auf sie richtete, harmonirten trefflich mit den Wirkungen des Lichtes, welches in die durchsichtigen Säulen strömte, und wolkenähnliche Täuschungen hervorbrachte.“

Herr von Balzac trägt gewöhnlich einen Hausrock von weißem Flanell mit goldenem Gürtel. Im Nacken hängt eine Kapuze, die er nach Belieben über den Kopf ziehen kann. Dieß gibt dem Dichter der **Eugenie Graudet** das Ansehen eines dicken, wohlgenährten Mönchs.

Als Gegensatz treten wir jetzt in das Kabinet Chateaubriand's. Hier empfangen uns keine verbrämten Lakaien, aber ein Luxus strenger Entsagung, eine stille und melancholische Majestät. Das Kabinet, worin der ehemalige Minister wohnt, ist mit Eichenholz getäfelt; er, dem die jetzige Literatur Frankreichs ihre ganze Richtung verdankt. Ermüdet, verdrossen, fast aufgelöst, verläßt er fast nie seine nachläßig bequeme Stellung, und begnügt sich nur von Zeit zu Zeit einen stechenden Blick auf seinen Besuch zu werfen, wie der ruhige Vesuv doch immer hin und wieder eine zuckende Flamme hinaussendet, um sein inneres Feuer zu verkünden. Hier mischen sich in die halb leise gemurmelten Worte das Rauschen der schönen Bäume vor dem Hotel, das Rollen der Wagen auf der Straße, die zur **barrière de l'enfer** führt, und der Gesang der kleinen Vögel, die ihr Nest unter dem Dach des Mannes gebaut haben, den Verbannung, Unglück und Ruhm die grausamste Prüfung auferlegt haben. —

Der Verfasser von **Marion de Lorme** mußte billig dort wohnen, wo diese berühmte Courtisane wohnte; der Dichter von **Notre-Dame** mußte sich mit Gegenständen des Mittelalters umgeben, und der Mann, den man mit dem nicht von ihm zurückgewiesenen Titel: „König der jungen Literatur“ beehrte, sollte wohl von seinen huldigenden Unterthanen umgeben seyn. In der That, fragt man auf der **place-royale** nach Victor Hugo's Wohnung, so wird man zu einem dunkeln

Bogen in einer Ecke gewiesen. Hier führt uns die große Eingangspforte zum palier und dieses zum ersten Stockwerke, aus dem ersten geräth man in's zweite, zu einem ungeheuern Appartement, dessen Möbel eine etwas uncorrecte Mischung des Mittelalters und unserer Tage verrathen. Eine aus Holz geschnittene Kanzel mit einem Himmel von Damast; gemalte Scheiben; ein Kanape aus der Zeit Ludwigs **XV.**; der Dichter, oft in einem grünen, groß geblümten Schlafrock, manchmal aber in einer wollenen Jacke, die wie ein Panzerhemd des vierzehnten Jahrhunderts aussieht. Auf den Wänden des Kabinets des Dichters, das sich im entlegensten Theile des Hauses befindet, sieht man Zeichnungen von Louis Boulanger, Celestin Nanteuil und andern Künstlern, welche für den Verfasser „des letzten Tages eines Verurtheilten" eben so viel Bewunderung als Freundschaft empfinden. Man findet stets Freunde und Fanatiker bei Victor Hugo, wie Granier de Cassagnac, Louis de Maynard, Théophile Gauthier u. s. w. Die ersten beiden erschnappen jedes Wort des Dichters, und seine Urtheile bilden die Basis ihrer Kritik in den Debats und der Revue de Paris.

Manchmal kommt Madame Hugo mit ihren schönen Kindern, um sich an die Seite ihres berühmten Gatten zu setzen, und die sich um ihn bildende Gruppe zu beleben.

Bis hieher zeigte ich meinen Lesern das Aeußere der Wohnung übereinstimmend mit dem Character ihres Bewohners, jetzt kommen wir zu den Anomalien. Welchen Schriftsteller wird man sich wohl in einem Kabinet denken können, das mit einer an Kokketterie gränzenden Sorgfalt möblirt ist, wie man sie nur in dem weibischen Boudoir einer schönen Frau antreffen kann? Sehen Sie jenen Mann im grünen Ueberrocke, mit dem weißen Kragen, so sauber und rein, mit dem trockenen Gesichte, so traurig und melancholisch; man muß glauben, er sey krank. In dem Talente dieses Mannes sprudelt jedoch etwas von Moliere's Geist und Beobachtungsgabe. Es ist Theodor Leclercq, Verfasser der dramatisirten Sprüchwörter.

Aus der ruhigen Straße, wo er wohnt, wandern wir zu der geräuschvollen rue de provence. Hier wohnt Löve-Weimars, in einem köstlichen und anmuthigen Appartement, wo nichts an den Kritiker, noch an den Gelehrten erinnert, wo man weder an Hoffmann noch an die Oper denkt.

Von hier wenden wir uns zur zweiten Etage eines Hauses der rue Caumartin wo ein Groom uns in ein Kabinet führt, in dem eine so complete Finsterniß herrscht, daß die Augen einige Minuten brauchen, um die Gegenstände zu unterscheiden. Ein Store von gothischen

Fensterscheiben verwehrt hier dem Licht den Eingang. An den Wänden sind kleine Gestelle von Eichenholz angebracht, auf denen sich Gipsabgüsse von Schädeln hinziehen, um die Phrenologie daran zu studiren. Dazwischen ist eine mäßige Anzahl von Büchern placirt. Welcher Autor wohnt hier? Welche Art von Nachdenken und Arbeit stimmt wohl mit dieser Stille, mit dieser Nacht überein? Ein kleines Schiffsmodell bringt uns auf die Fährte. In diesem Kabinet wurden Plick und Plock, Atar-Gull und die lustige Orgie: der Salamander, empfangen und niedergeschrieben. Wir sind bei Eugen Sue.

Oft schon gingen wir durch die rue vivienne, diesen schmalen, von sechs und siebenstöckigen Häusern gebildeten Couloir, und dachten nicht daran, daß hoch oben an dem höchsten dieser Häuser, sich ein Balcon befinde, von wo man einen ungeheuern Horizont habe und Montmartre mit seinen Bäumen und Mühlen, seinen Häusern und Spaziergängern erblicken könne. Hinter diesem Balcon öffnet sich ein Gemach, das von oben erleuchtet wird, wie die Werkstatt eines Malers, und das bei einer gesuchten Eleganz sehr viel Originalität zeigt. Ein ungeheuerer Neufundländer, der an den fantastischen Gesellschafter des Zauberers Cornelius erinnert, liegt auf der Schwelle und folgt mit seinen Blicken unaufhörlich seinem Herrn, der im schwarzsammtnem Hausrocke mit großer Sorgfalt seine Blumen pflegt, womit der Balcon ganz bedeckt ist. Im Zimmer selbst hängen an der Wand Flinten; Todtenköpfe, das Bild einer Frau mit zerbrochenem Glase, Briefe in Rahmen und mit einem Trauerflor umhängt, Schmetterlinge, Muscheln, chinesische Vasen, gemalte Fensterscheiben, Alles dieß ist mit ausgesuchtem Geschmacke und ohne Unordnung im Gemache vertheilt. Auch eine Medaille ist darunter und vollendet diesen eben so poetischen als originellen Schmuck, indem sie von einem edeln und gerechten Stolze Zeugniß ablegt. — Wir treten näher und lesen:

»Ministerium des Handels und der öffentlichen Arbeiten.

An Alphonse Karr, als er mit Gefahr seines eigenen Lebens einen Kürassier des zweiten Regiments aus den Wellen rettete. Châlons an der Marne, 25. Juli 1829. — Ertheilt im Jahr 1833.« —

Bei Henry Berthoud herrschen die Ordnung und kleinliche Reinlichkeit Flandern's. Fenster, Jalousien und Vorhänge sind so fest verschlossen, daß weder Lärm noch Hitze in sein Kabinet eindringen können. Der Dichter von „Rembrandt's Schwester" umgibt sich gern mit Erinnerungen an sein Land und an seine Familie; das Erste, was unsere Blicke auf sich zieht, sind die Bildnisse seiner Mutter und Schwester; dann die Büste Fenelons; ferner die Zeichnungen, welche

das Haus vorstellen, wo er geboren wurde und die vornehmsten Gebäude seiner Vaterstadt Cambrai. Prachtvolle Fenster von Gavarni gemalt, schmücken dieses Zimmer, daneben hängen Gemälde des Engländers Martin, von Greuze, David und Teniers, zwischen Skizzen, Aquarellen und Sepien, unter denen Namen stehen, wie: Vernet, Monnier, Fleury, Granville, Lepaulle, Garneray, Swebach, Verberkowen u. s. w.

Sobald wir aus der rue St. Georges treten, klopfen wir rue de la Rochefoucauld Nro. 21 an eine Thür im zweiten Stocke. Wir schreiten dann durch einen kleinen, halbdunkeln Corridor und treten in ein kleines Zimmer, das mit der übrigen Wohnung nicht zusammenhängt. Hier sehen wir einen ungeheuern Schreibtisch von Eichenholz, der mit großer Sorgfalt gebohnt ist und glänzt; eine kleine Bibliothek hinter Glasthüren, in sehr eleganten Einbänden; ein großes Studium eines weiblichen Kopfes in Oel, einen sehr weißen Schädel wie von Elfenbein, zwei bis drei bequeme Lehnsessel, endlich das Bild eines berühmten englischen Schauspielers. Mitten unter diesen Gegenständen arbeitet ein Mann, mit beweglichen und sarcastischen Zügen. Er studirt eine Rolle, er zeichnet oder schreibt, denn er ist zu gleicher Zeit Schauspieler, Maler und Schriftsteller. Wir begrüßen in diesem Manne Henri Monnier.

Paul de Kock schreibt seine Romane in der einfachsten Umgebung. Die Fenster seines Kabinets gehen aber nach dem Boulevard St. Martin. Dort findet er unzählige Originale, die ohne es zu wissen und zu wollen, ihm bei seinen Schilderungen sitzen müssen. In der schönen Jahreszeit geht de Kock nach Romainville, neben jenem von den Grisetten so geliebten Wäldchen, deren heitere und pikante Schönheit er so schön wiederzugeben weiß. Man ist überrascht, wenn man sieht, daß Kock's Lieblingslectüre aus den Werken Voltaire's und Jouy's besteht.

Nicht weit von hier, in der rue Montholon, am Ende eines düstern Hofes, in einem stillen Appartement, wohnt ein junger, bleicher Mensch, neben dem, während er arbeitet, eine junge Frau von seltener Schönheit sitzt, welche Raphael als Modell einer Madonna dienen könnte. Dies ist Felix Davin.

Alexander Dumas bewohnte sonst ein reiches Appartement in der rue bleue. Ein Tigerfell diente ihm als Fußteppich und die von einem berühmten Meister gemalten Fenster, ließen auf das Lager des Dichters nur einen wollüstigen halben Tag hindurchdringen. Jetzt wohnt Dumas, wahrscheinlich aus Künstlereigensinn, in einer engen Wohnung in dem passage Saulnier, wo er kaum sein reiches Mobiliar unterbringen kann, welches in drei kleinen Piecen auf einander gehäuft steht.

De Lamartine bewohnt den Faubourg St. Germain, wo er einen Luxus um sich verbreitet, wie ihn eine pretentiöse und ächt aristokratische Einfachheit erheischt. De Lamartine ist bekanntlich stolzer auf seinen zweifelhaften Adel, als auf sein ausgezeichnetes Talent, und gefällt sich darin, in seinem Privatleben Formen und Betragen anzunehmen, die nicht mehr für unsere Zeit taugen. So z. B. bestimmt er Rendez-vous, zu denen er sich nur selten einstellt, und macht viel zu oft Vortheile geltend, zu welchen nur ein Einkommen von hunderttausend Franken zu berechtigen pflegen.

Bei Frederic Soulié an der Ecke der rue Vivienne bemerken wir eine anständige und durchaus ehrbare Einfachheit.

Scribe umgibt sich mit „meubles mignons, disposés mignonnement, dans l'appartement mignon d'un petit hôtel tout-à-fait mignon.“

Gaillardet (Tour de Nèsle) wohnt der Morgue gegenüber, im vierten Stockwerke.

Bei Emil Deschampes finden wir alles elegant.

Jouy's Kabinet ist ein merkwürdiges Ueberbleibsel des Luxus aus der Kaiserzeit, und George Sand vereinigt in seiner Wohnung so viel Unzusammenhängendes und Widersprechendes, daß man sich ernstlich fragen möchte: zu welchem Geschlechte gehört der Bewohner dieses seltsam und bizarr eingerichteten Aufenthaltes?

Ich will hier nur noch hinzufügen, daß der Schreibtisch Jouy's Säulen von Mahagony hat, deren Kapitäler aus vergoldetem Kupfer bestehen; daß eine Statue von Voltaire darauf steht und gegenüber die Büste des Generals Foy, mit einem alten Degengehänge prächtig geziert, das halb von Leder und halb gestrickt ist.

Das Appartement Alfreds von Musset gleicht der Werkstätte eines Bildhauerlehrlings oder vielmehr dem Laden eines Gipsgießers, so viel Statuen und Gipsabgüsse liegen darin umher. Hiezu kommt nun noch eine unbeschreibliche Unordnung: offene Schränke, Kleider und Wäsche umhergeworfen, auf Tischen und Stühlen; dies ist die Wohnung des Dichters, wie man sie vor fünfzig Jahren in den Komödien zu schildern pflegte. Uebrigens liefern diese Nachläßigkeit und Nichtachtung der gewöhnlichen Lebensbedürfnisse ein vollkommenes Bild des geistreichen und liederlichen Dichters der „nuit vénitienne“ und dem treuen Gefährten von George Sand.

II.

Ein Heirathsbureau.

Stille und Dunkelheit! Dies ist, wie ein jeder weiß, der Wahlspruch der Eule, aber nicht Jeder kann wissen, daß dieselbe Devise jeder Ritter auf seinem Schilde haben muß, der sich bei einer Heirathsagentur melden will.

Bei Stille und Dunkelheit werden die Ehen geschlossen, oder vielmehr nicht geschlossen, „ohne Honorare für die Damen und ohne Vorschüsse von Seite der Herren," wie es in der Ankündigung heißt.

„Ein junger angenehmer Mensch, gegen welchen das Glück sich nicht so freigebig wie die Natur bewiesen hat, wünschte sich mit einem Frauenzimmer zu verbinden, welches weniger mit Schönheit geschmückt seyn darf, die man im Hauswesen recht gut entbehren kann, als mit einer Mitgabe von Einmalhunderttausend Franken. Damit läßt sich schon ein kleines Geschäftchen anfangen, und wenn der liebe Gott hilft, wie man doch immer so gern die Hoffnung hegt, so kann man sich bald in seinen kleinen Geburtsort zurückziehen, und ist für seine übrige Lebenszeit geborgen." Dies sind denn immer die gewöhnlichen Redensarten.

Ich will mich nun bemühen einen solchen jungen Mann zu schildern der auf die Jagd ausgeht, um eine convenable Ehehälfte zu erlangen.

Er klingelt an eine kleine Thür und wird hierauf in ein Salon-Bureau eingeführt. Hier findet er ein Kanape und drei Lehnsessel, mit königsblauem Sammt von Utrecht überzogen; an den Fenstern sind Vorhänge von Musselin, und Uhr und Vasen von Alabaster stehen auf dem Kamin. In der Mitte des Salons steht ein Schreibtisch, worauf eilf Cartons liegen. Auf dem einen derselben steht mit Buchstaben von mittler Größe:

Abzuschließende Heirathen.

Auf den andern zehn aber mit großen Characteren:

Abgeschlossene Heirathen.

Die Blicke des jungen Menschen hefteten sich beim Eintreten auf diese zehn Hefte, deren Aufschriften nach der Thür gekehrt sind, um sie besser lesen zu können. Schon wähnt er seinen Antrag auch dort den Uebrigen zugesellt zu sehen und sein Herz hüpft vor Freude.

Madame X., die Eigenthümerin des Bureaus, ist in dem neben anstoßenden Zimmer, oder in der Küche. Da sie Geräusch vernimmt, kommt sie herbei. Sie strickt an einem grauen Wollstrumpfe.

„Wünscht der Herr mit mir ein Geschäft zu machen?“

„Ja, Madame.“

„Setzen Sie sich.“

Sie nimmt hierauf ihren Platz auf dem Kanape, steckt ihre Stricknadel unter ihre Haube, und schickt sich an, den vor ihr stehenden jungen Mann anzuhören.

Da er jedoch nicht anfangen will, nimmt Madame wieder das Wort.

„Ohne Zweifel kommt der Herr aus guten Gründen hieher; er wünscht wahrscheinlich eine Frau.“

„Ja, Madame.“

Und nun, durch diese Anrede muthiger gemacht, bringt er seine Wünsche vor, die Blicke stets fest auf die zehn Cartons richtend. Als er nun zu Ende ist, ruft Madame X. sehr zufrieden aus:

„In der That, mein Herr, ich kann Ihnen gerade dienen. Ich habe so eben ein Fräulein von 26 Jahren bei der Hand, das weder Vater noch Mutter hat, und volle hunderttausend Franken im Vermögen besitzt. Sie könnten sich nur über Etwas beklagen (hier lächelt die Madame X. leicht), daß ihr Schätzchen zu schön wäre, denn man muß gestehen, ihr Aeußeres ist vollkommen. Hierüber mögen Sie jedoch selbst urtheilen, denn der Zufall fügt es, daß sie eben im Hause ist, und das wird Ihnen die Mühe ersparen, noch einmal wieder zu kommen. Es kann Alles sogleich abgemacht werden.“

Hier steht Madame X. auf und bittet den jungen Mann eine Minute zu warten.

Sobald er nun allein ist, überläßt er sich der Freude, die ihm sein Glück einflößt. Er segnet seinen guten Einfall, der ihn in dies Haus geführt hat, wo ihn das Glück bereits erwartete.... Bald kann er eine anbetungswürdige Gattin — mit hunderttausend Franken an's Herz drücken, ... oder nein! vielmehr hunderttausend Franken mit einer anbetungswürdigen Gattin.

Aus diesen holden Träumereien wird er durch das Hereintreten eines Menschen gerissen. Es ist ein bebrillter Mann, im Hausrocke und in grünen Pantoffeln. Er setzt sich mit ernster Miene an den Schreibtisch, und sucht ein Register in dem Carton mit der Ueberschrift: „Abzuschließende Heirathen.“ Hierauf betrachtet er den jungen Mann vom Kopf zu den Füßen und schreibt einige Zeilen.

„Sie heißen?“

„Eduard **.“

„Ihr Alter?“

„Zwei und zwanzig Jahre.“

„Ihr Stand?“

„Dichter.“

„Ihr Vermögen?“

„Keines.“

Alle diese Antworten sind zu Protokoll genommen worden. Nachdem er geschrieben, nimmt der Mann seine Brille ab, wischt sie mit seinem Taschentuch und spricht:

„Mein Herr, die Kosten unsers Etablissements und die Statuten der Administration erheischen einen kleinen Ersatz für die Mühe, welches Sie aber nicht mit den Vorausbezahlungen verwechseln wollen, die von unsern Kollegen gewöhnlich in Anspruch genommen werden. Sie bekommen ein Fräulein mit hunderttausend Franken, somit beträgt es für Sie zehn Franken.“

Man kann denken, daß der Anblick jener zehn Cartons und die süßen Verheißungen der Madame X., unsern jungen Menschen keinen Augenblick anstehen lassen, die Zahlung zu leisten. Herr Eduard ** nimmt zehn Franken aus seiner Börse, womit er vielleicht bis zum Monatschluß auskommen sollte, und gibt sie dem Brillenherrn, welcher sich empfiehlt und fortgeht.

Wie er wieder allein ist, fühlt er, daß sein Herz nicht gar so wonnig mehr hüpfe. Die zehn Franken haben eine schmerzhafte Lücke in seinem Beutel gelassen, und ihn durchrieselt ein leiser Schauer, den er sich für jetzt nicht zu erklären vermag. Er bleibt jedoch nicht lange diesen trüben Gedanken überlassen, denn Madame X. erscheint wieder, stralend wie die Hoffnung.

Nun soll der Wahlspruch der Eule in Anwendung gebracht werden, den wir dieser Geschichte vorangehen ließen.

„Wollen Sie mir folgen, mein Herr?“ spricht die Priesterin Hymen's, mit einer so salbungsvollen Miene, als wäre sie eine Sibylle, welche im Begriff ist, ein Orakel von sich zu geben, — „jedoch“, fügt sie hinzu, „empfehle ich Ihnen das strengste Stillschweigen.“

Eduard überläßt sich ihrer Führung. Sie gehen einen dunkeln Gang entlang; er folgt allein dem Schalle, den die Tritte seiner Führerin hervorbringen. Als Dichter vergleicht er diesen Gang dem Labyrinthe zu Creta, mit dem einzigen Unterschiede, daß ihn der Minotaurus hier nicht erwartet.

Endlich steht die Führerin still; sie ergreift den jungen Menschen bei den Schultern und drückt ihn auf ein Stühlchen nieder. „Warten Sie hier;“ sagt sie mit leiser Stimme.

Wir wollen es nicht geradezu behaupten, aber wir glauben, daß Herr Eduard ** ein wenig Furcht empfand.

Nach einer Viertelstunde, die ihm sehr lange wurde, öffnet man eine Thüre, und beim Lichte das sich nun verbreitet, sieht Eduard, daß er auf einem Tabouret in einem engen Kabinete sitzt. Vor sich erblickt er ein hell erleuchtetes Zimmer, wie ein transparentes Gemälde. Er denkt an die Frau seiner Wünsche, und eine innere Stimme sagt ihm: hier wirst du sie finden.

Nun erscheint am andern Ende dieses Zimmers ein großes und schönes Mädchen, schwarz gekleidet — denn es ist ja eine Waise und kann frei über Herz, Hand und Vermögen schalten. Es geht langsam auf und ab, in Allem wohlgezählt acht mal.

Nach dieser Erscheinung schließt sich die erleuchtete Thüre wieder und Eduard weiß kaum, wie lange er wieder allein war, und wie er aus dem Kabinet zurückgeführt wurde. Er kommt nicht eher zu sich selbst (denn so sehr hat ihm das junge Mädchen den Kopf verdreht), bis er sich wieder im Bureau den zehn verhängnißvollen Cartons gegenüber befindet.

Nun ist er glücklich; er hat sie gesehen, die das Geschick ihm bestimmt . . . die Gefährtin seiner Tage — die Mutter seiner Kinder. Es bleibt ihm nichts mehr zu thun übrig als die hunderttausend Franken in Empfang zu nehmen. Aber mit dem Aeußern, das die Erscheinung ihm zeigte und in schwarzen Kleidern, hat er nichts mehr zu befürchten.

„Nun, mein Herr, wie sind Sie zufrieden?" fragte Madame X.

„Madame, ich bin entzückt, bezaubert."

„Nun wollen wir zur zweiten Prüfung schreiten. Die Dame gefällt Ihnen, aber es ist die Frage, ob sie auch der Dame gefallen."

Eduard befürchtet nichts, denn er ist ein hübscher Junge, nur wünschte er dies früher gewußt zu haben, er hätte seine Stiefel blanker wichsen lassen, er hätte seinen schwarzen Frack angelegt, der sich viel besser seinen Hüften anschmiegte, wie sein brauner Ueberrock; er könnte sich auch rasirt, und seinen Haaren einen kleinen Druck mit dem heißen Eisen gegönnt haben. Doch das ist nun nicht mehr zu verbessern Indessen reibt er seine Stiefel an der Wade ab, zieht seinen Ueberrock besser an, ordnet seine Halsbinde und fährt mit den Fingern in die Haare. So folgt er zum zweiten Male Madame X., wie ein Eroberer der des Sieges gewiß ist.

Er willigt aber nur darein, sechsmal auf und ab zu gehen, weil die Ehre des Mannes dies von ihm erheischt. Seine heftige Bewegung raubt ihm jedoch die Kraft, denn er bemerkt im Hintergrunde des geöffneten Kabinets etwas Schwarzes — dies ist seine Gattin — er erräth es auf der Stelle! —

Nun wird er wieder in das Bureau geführt und zum dritten Mal allein gelassen. Eduard wirft sich auf das Kanape und erwartet die Entscheidung. Allein er ist nun ziemlich ruhig, da er seiner Sache gewiß zu seyn glaubt. Dennoch schlägt ihm das Herz ein wenig, als der Herr mit der Brille zu ihm eintritt, und sich eben so ernst und ruhig zum Schreibtisch setzt, wie er es früher gethan. Er nimmt das Register und legt es sorgfältig in den Carton der „abzuschließenden Heirathen," dann spricht er kalt die feierlichen Worte:

„Mein Herr, wir sind trostlos, aber Sie conveniren dem Fräulein ganz und gar nicht.... ein anderes Mal werden Sie glücklicher seyn!"

III.

Die Flucht der April-Angeklagten.

Alle Esprits der Stadt und alle erdenklichen Gedanken der Polizei sind von dieser Flucht erfüllt. Die Gefangenen waren nur wenig beaufsichtigt und konnten so ein ungeheueres Loch graben, wodurch Einer nach dem Andern aus dem Gefängniß entkam, und sich nun den erstaunten Bewohnern der rue Copeau darstellte, die täglich von so vielen Besuchern des Pflanzengartens und Freunden des Bären Martin belebt wird. Diese große Anzahl von Tilbury's, von Kabriolets, von Reitpferden, diese Anhäufung von Postillionen, Kutschern und Bedienten hat noch nicht im Geringsten den Windhunden auf die Spur geholfen, welche nach allen Richtungen ausgesendet wurden. Man sagte oft, es sey gut, sich nicht der ersten Regung zu überlassen, aber noch besser wäre es, wenn gewisse Leute gegen einen ersten Gedanken auf ihrer Hut seyn wollten, weil er gewöhnlich dumm ist. So hat man denn auch gedacht und drucken lassen, daß die Polizei selbst die Flucht der April-Angeklagten begünstigt habe. Das Einzige, was vernünftigerweise bei diesem Ereigniß in die Augen springt, ist, daß die Polizei für die Milde, die man immer von ihr für die Gefangenen ansprach, zum Besten gehalten worden ist. Dies mag als Beweis dienen, daß es keine so gute Polizei gibt, die nicht hinter's Licht geführt werden kann. Ein republikanisches Journal sagt bei dieser Gelegenheit: obgleich die Gefangenen das Recht gehabt hätten, ihre Ketten zu zerreißen, so sey es doch nicht zu billigen die öffentliche Gewalt zu verhöhnen, die nun ihre ganze Kathegorie „Paris" auf einmal ver-

loren habe. Ein anderes republikanisches Blatt bestreitet die Rechtlichkeit des Schrittes und lobt die Handlungsweise Kersausie's und Anderer, die nicht mit entweichen wollten. Doch eine Frage ist noch zu erledigen: wird das Haus des Herrn Vatrin, der die Erde seiner schönsten Blumenbeete, wie den Deckel einer Pastete aufheben sah, im Preise steigen oder fallen? Wird es ihm vielleicht die Regierung abkaufen, um es als historisches Monument zu bewahren? So viel ist gewiß, daß der unglückliche Greis jetzt beständig nach diesen Umgrabungen und Umwälzungen blickt, daß er zu Hause bleiben muß, um den Verhören, die mit ihm angestellt werden, Rede zu stehen, und jeden Augenblick ängstlich erwarten muß, einen bärtigen Kopf aus der Erde steigen zu sehen, der ihn um freien Durchzug durch seinen Garten anspricht.

Glücklicher soll die Polizei bei der Entdeckung eines Komplotts gewesen seyn, das in diesen Tagen ausbrechen sollte. Man spricht von einem Anschlag auf das Leben des Königs und seine Familie, von Verhaftungen, Beschlagnahme von Waffen und schon vorgefallenen Verhören. Eine sehr auffallende Vorsicht waltet in den elysäischen Feldern und auf der ganzen Straße nach Neuilly. Letzten Mittwoch (15. Juli) verbreitete sich das erste Gerücht, aber der Herzog von Nemours (zweiter Sohn des Königs) erschien dessen ungeachtet in dem neuen Circus der elysäischen Felder, nur von zwei Personen und dem Prinzen von Syracus begleitet, dessen Heirath mit einer seiner Schwestern nach Einigen noch problematisch, nach Andern bereits gewiß seyn soll. Die Letztern behaupten, daß bereits der Baron Pasquier den Kontrakt abgefaßt habe.

IV.

Die Cholera im Süden.

In keiner Stadt der Welt hat sich die Cholera wüthender gezeigt, als in Toulon. Fast gar keine Genesenen, und täglich eine Sterbeliste, welche jede Proportion zur Einwohnerzahl bei Weitem übersteigt. Man behauptet sogar, daß die offiziellen Berichte nicht einmal die Wahrheit angeben, und daß das wirkliche Uebel noch weit beträchtlicher sey. Es ist nicht möglich in diese Geheimnisse einzudringen, eben so wenig als die Aerzte diese Pest ergründen konnten.

Viele Journale behaupteten, daß die Intensität des Uebels aus lokalen Ursachen entstünde, die in der herrschenden Unreinlichkeit ihren Grund fänden. Die Reisenden haben in dieser Hinsicht den Städten des Südens einen heillosen Ruf gemacht. Man glaubt sie mehr geeignet die Ansteckung zu befördern, weil sie nicht gleich den Städten des Nordens dasselbe Reinigungssystem in Ausübung setzen. Dies ist aber nichts als ein accreditirter Irrthum, den einige Zeilen leicht widerlegen können.

Die nördlichen Städte werden stets als Muster der Reinlichkeit angeführt, weil man gewöhnlich hier nicht die Abfälle und den Schmutz eines jeden Tages in den Straßenbach wirft, sondern ihn sorgfältig in eigenen Kellern aufbewahrt, wo man ihn während eines Viertel-Jahrhunderts gleichsam vergräbt, so daß der Tag, an welchem man zur Ausgrabung schreitet, ein ganzes Stadtviertel zu ersticken droht. Auch ist der Ort, wo dieser furchtbare Schatz von Unflath aufbewahrt wird, nie hermetisch genug verschlossen, daß er nicht Miasmen ausdünsten sollte. Hiedurch erhält das Innere der Wohnungen eine nicht eben gesunde Luft; die äußere Luft wird auch davon verderbt, und die Brunnen bekommen einen übeln Geruch. Würde man z. B. in Paris die Oberfläche des Bodens einmal wegnehmen, der unter 25000 Häusern sich hinerstreckt, so würde sich die Pest über die ganze Welt verbreiten.

In den Städten des Südens kennt man nicht dieses System der Reinlichkeit, welches darin besteht, den Kehricht zwischen Speisesaal und Küche sorglich aufzubewahren; jeder Tag nimmt seinen Schmutz hinweg; die Häuser kennen nicht das Kothjubiläum, welches Paris alle fünf und zwanzig Jahre feiert. Der Seewind und der periodische Mistral neutralisiren die Ausdünstungen, die nicht gefährlich werden können. Wir wollen einmal den Gesundheitszustand von Paris und den der mittägigen Städte vergleichen. In Avignon, Arles, Toulon, Marseille stralen die Gesichter des Volks von Frische und Gesundheit. Es gibt keine schönere Carnation, als man bei den untern Classen in jener Gegend findet. Würde die Atmosphäre durch den täglichen Contingent der Unreinlichkeiten so verdorben werden, wie man gern behauptet, so müßte die öffentliche Gesundheitspflege darunter leiden. Vor einem Monat sind einige Tage in Marseille vorüber gegangen, ohne daß ein einziger Todesfall sich ereignete.

Zu Toulon herrscht die Cholera mit einer unglaublichen Intensität, in jenen feuchten, schmutzigen, engen Quartieren, die man überall in dieser Stadt findet. Toulon ist eine Stadt des Krieges, wo man weder einreißen, noch bauen darf. Es gibt überall Brunnen, aber

das Wasser reinigt nicht ablaufend die Straßen, sondern es bleibt stehen. Die Klasse der Handwerker hat von der Marine Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche gelernt; sie ist dort weniger mäßig, als in allen andern südlichen Städten. Die meisten Straßen riechen nach Feuchtigkeit, sind eng und dunkel, und lassen weder Licht noch Luft hinzu. Das Stadtviertel des Theaters ist ganz abscheulich und mit großen Haufen Unreinigkeiten eingeschlossen. Der Maire von Toulon hätte die arme Bevölkerung auf Kosten der Stadt oder vielmehr der Reichen auf den schönen Höhen von Lavalette, auf dem Wege von Ollioulles, am Fuße jener schönen Hügel, voll romantischer Düfte und von Seewinden bestrichen, campiren lassen sollen. Nichts ist reiner, als die Umgebung von Toulon, nichts unreiner, als das Innere der Stadt. Hieran liegt die Ursache des Uebels. Bis jetzt ist das Bagno noch nicht ergriffen worden, weil es eben eine Art Venedig ist; es wird von dem Meere bespühlt und von Canälen durchschnitten. Es ist immer gesund und immer vollkommen gelüftet.

Es gibt in Frankreich nur eine einzige Stadt, die eben so eckelhafte Stadttheile, wie Toulon besitzt; dies ist Lyon. Der Himmel bewahre Lyon vor der Cholera.

Die letzten Nachrichten sind noch immer betrübend. Zwar schöpft Toulon Hoffnung, aber Marseille beginnt wieder sich zu alarmiren. Am 16. dieses Monats zählte man fünf und dreißig Sterbefälle. Zu gleicher Zeit wurde dort verbreitet, daß die Krankheit in Nizza ausgebrochen sey, ungeachtet des Sanitäts-Cordons des Königs von Sardinien.

Englische Literatur.

Abenteuer des Kapitäns John Lochy

von ihm selbst geschrieben.

Erster Auszug.

(Aus den Hogg's tales.)

(Schluß.)

Am andern Morgen wurde ich während der Fechtübungen von einem gewissen Obersten Scrivener auf die unverschämteste Weise eines vorgeblichen Betrugs wegen beleidigt. Ich forderte ihn. Er sagte, er wolle mich durch einen seiner Trommelschläger züchtigen lassen. „Gut, Oberst," sagte ich, „so werde ich Euern Stellvertreter niederschlagen, und hoffe dann, daß Ihr mir einen bessern Champion, als Ihr selbst seyd, entgegenstellen werdet." Das Stelldichein sollte unter vier Augen, zehn Minuten nach Sonnenuntergang, Statt finden. Ich stellte mich pünktlich ein und traf dort eine lange Gestalt, mit großen Schritten auf- und abgehend, die in einen militärischen Mantel gehüllt war. Der Mensch war größer, als der Oberst, und schien mich gar nicht zu bemerken. Ich zog vom Leder und sprach: „He Freund, bist Du hier, um mir Rede zu stehen, als bevollmächtigter und bezahlter Raufer des Obersten Scrivener, so wirf diesen prächtigen Mantel von Dir und stelle Dich zur Wehr!" Er nickte bejahend, kehrte mir den Rücken, band den Mantel los, zog sein Büffelkoller ab, hierauf seinen Degen, befühlte die Spitze mit der größten Kaltblütigkeit, schwang sie künstlich, kehrte sich und sah mir fest in's Gesicht.

Sein erster Blick erstarrte das Blut in meinen Adern; es war Renwick, jener Fechtmeister Renwick, den ich im verrätherischen Zweikampfe in Elchingen getödtet hatte! Sein bleiches Gesicht zog mir eine abscheuliche Fratze. Die eine Hand zeigte auf die Narbe seiner

Brust, die andere schwang den Degen, als wollte er mich damit entzwei spalten. Mein Kopf verwirrte sich, und ich floh in größter Schnelligkeit. Das Gespenst verfolgte mich in großen Sätzen, und ich fühlte schon seine Degenspitze in meinen Seiten, als ich im Uebermaß der Verzweiflung mich bei Frechingen in's Wasser stürzte und den Fluß durchschwamm. Das Gespenst hielt es nicht für rathsam, mich weiter zu verfolgen, oder wenn es sich dazu entschloß, so ist es in Luft verweht, denn ich habe es nie wieder gesehen. Mein Verstand kam die ganze Nacht nicht wieder, und als man anderen Tages die Vorbereitungen zur großen Schlacht bei Bleinheim machte, so betrug ich mich wie ein Automat. Das Einzige, dessen ich mich erinnere, ist, die französische Cavallerie in der Donau ertrinken gesehen zu haben. Die Franzosen im vollen Rückzug beeilten sich, über den Fluß auf zwei breiten Pontons zu gehen, die von einer Redoute beschützt wurden. Da schrie der General Wilkes: „Tausend Kronen dem Kanonier, der die Kette brechen wird!“ Ein alter Hesse, nachdem er ein- oder zweimal visirt hatte, stieß einen schrecklichen Fluch aus, lud sein Stück und richtete. „Himmel und Hölle!“ schrie er dem Kanonier zu, der die Lunte hielt, „Feuer jetzt!“ Der Schuß ging los mit einem furchtbaren Geknall, und das zurückweichende Geschütz warf den Soldaten um. In demselben Augenblick aber erhob sich ein fürchterliches Geschrei auf der Donau. Der alte Kanonier hatte gerade das eine Ende der Kette zerrissen. Das Ponton wurde von dem Wirbel erfaßt. Menschen und Pferde fielen in den Strom. Die Pontons gingen unter und das ganze Corps kam um. Von dreißig Schwadronen, die so in's Wasser fielen, haben kaum sechszig Feinde das Ufer erreicht. Selbst auf dem Schlachtfelde hatte der Feind nicht so viel Cavallerie eingebüßt. Der alte Kanonier fluchte mit triumphirender Stimme. Er drückte sein noch dampfendes Geschütz an die Brust, bald küßte und segnete er es, dann fluchte er wieder. „Der heilige Christoph segne Dich, denn Du bist ein edles Weib,“ sagte er. „Seit zwanzig Jahren diene ich Dir schon, aber seit zwanzig Jahren voll Lärmen und Unruhe machst Du heute Alles gut, ich bin glücklich zum ersten Male in meinem Leben.“

Ich erinnere mich noch der ungeheuren Reichthümer, die auf dem Schlachtfeld gefunden wurden. Sechs Pferde hätten nicht das gemünzte Gold und Silber fortziehen können, welches in den Militärkassen allein gefunden wurde; die andere Beute nicht zu rechnen. Dreißigtausend Franzosen und Baiern waren getödtet worden, so daß es keinen glänzenderen Sieg jemals gab. Der kleine Finlayson kam Nachts in mein Zelt. Er war mit Gold, Silber, Uhren und Juwelen beladen; auch

hatte er unter andern herrlichen Gegenständen einen Degen mit kostbarem Griff, der einem österreichischen General gehört hatte. Finlayson plünderte stets, so lange die Schlacht währte; Freund oder Feind galt ihm gleich, ebenso, ob der eine oder der andere den Sieg erfochten hatte.

Ich glaube, daß ich mich ganz so gut wie meine Kameraden in dieser Zeit aufgeführt habe. Ich erfüllte in der That die Functionen eines Automaten, indem ich den Befehlen gehorchte, die bis zu mir kamen, ohne jemals davon zu laufen, was mehrmals einem begegnete, und dennoch wurde ich zwei Tage nach der Schlacht wegen Großsprecherei meines Ranges entsetzt und als gemeiner Soldat zum Regimente geschickt. Es war nichts, als ein lächerlicher Vorwand der Rache des Lord Churchill. Es ist wahr, daß der Oberst Scrivener erklärte, ich hätte ihn zum Zweikampfe herausgefordert, ihn aber nicht erwartet, sondern ich sey gleich nach meiner Ankunft auf dem Platz davon gelaufen, als jagte der Teufel hinter mir her. Ich konnte kein Wort zu meiner Vertheidigung sagen, und der Degen des österreichischen Generals, der sich in meinem Zelte fand, machte meine Sache noch ärger. Ich wurde also degradirt in bester Form, und die Mehrheit der Stimmen war sogar der Meinung, mich an die Mündung einer Kanone zu binden; hierin aber widersetzte sich der Herzog, indem er meinte, daß die Degradation die geeignetste Strafe für einen stolzen Tollkopf meiner Gattung wäre. So mußte ich also wieder Gemeiner werden. Meine Equipage und alle meine Schätze wurden mir weggenommen, so auch mein schwarzes Pferd, und ich hatte den Schmerz, andern Tages den General Churchill auf diesem edeln Pferde paradiren zu sehen. Wie gerne hätte ich ihm eine Kugel durch den Kopf gejagt! Den Tod achtete ich gering, unter jeder Gestalt wäre er mir willkommen gewesen. Ich konnte mich nicht entschließen, in diesem entehrenden Zustande fortzuleben.

Mein einziger Trost war der arme Finlayson, der mich selbst in dieser schmachvollen Lage nicht verlassen hatte. Er rieth mir, Muth zu fassen. „So lange er lebe," sprach er, „sollte ich doch trotz aller dieser Geschichten nicht schlechter zu Mittag essen." Ich sagte ihm damals im Vertrauen, daß es mein Wille sey, zu den Franzosen überzulaufen, um eines Tages Gelegenheit zu finden, mich an dem Herzog von Marlborough zu rächen. Wie groß war aber mein Erstaunen, als Finlayson mir sagte, daß nach dem, was er gehört habe, der Herzog nicht Schuld an meinem Unglücke sey, sondern daß es aus einer andern Quelle herstamme. „Habt Ihr wohl gehört," fragte er, „daß man Euch das Leben rauben wollte, als Ihr noch in Schottland

waret?“ Ich antwortete ihm, daß ich das wohl wisse. Er versicherte mich, daß mein jetziges Unglück dieselbe Ursache habe, obgleich er den Zusammenhang nicht kenne. Ich würde niemals diesen Verfolgungen entgehen. Er wisse es von dem alten Andrew Mac Vily, dem Schneider, Spione lauerten stets auf mich, und suchten mich hinterlistiger Weise, wenn es anginge, um's Leben zu bringen. Wenn ich zu den Franzosen desertirte, so wäre es um mich geschehen. „Warum wollt Ihr nicht lieber zu dem König von Schweden gehen?“ fragte er mich, „der Herzog selbst erlaubt es Euch vielleicht. Hier werdet ihr nie Euer Glück machen!“

Ich dachte die ganze Nacht hierüber nach, und befand mich in einem seltsam aufgeregten Zustande. Andern Tages überreichte ich dem Herzog von Marlborough ein Schreiben, worin ich ihm die Ungerechtigkeiten vorstellte, die man mir hatte angedeihen lassen. Ich hatte stets nach meinen Kräften die Pflichten gegen mein Vaterland und meinen General erfüllt. Da meine erste Anstellung gekauft war, so hoffte ich, er werde mich anderweitig mein Glück suchen lassen, denn er konnte doch nicht glauben, daß ein guter schottischer Degen in den letzten Reihen gemeiner Soldaten rosten würde. Die einzige Antwort hierauf war eine Rotte, welche den Soldaten John Lochy bis auf neue Ordre zu arretiren kam. Ich wurde in ein abscheuliches und ungesundes Gefängniß nach Philippsburg gebracht. Französische Gefangene, Deserteure und Verbrecher aller Art befanden sich dort bunt durcheinander. Man hielt uns nicht besser, als die Hunde; in dem Kriegslärm wurden wir ganz vergessen. Hungersnoth, Verwünschungen, Flüche, Kummer und Elend aller Art und Tod. Fast alle Gefangene starben, denn unser Gefängniß war von einem Sumpfe umgeben, der es sehr ungesund machte. Hiezu gesellte sich noch Hunger und Unreinigkeit. Die Unglücklichen wurden schnell in eine enge Grube gelegt, ohne daß Gebet oder frommer Wunsch ihnen folgte. Im Kriege ist das Leben der Menschen nicht höher geschätzt, als das Gras auf dem Felde. Ohne den armen Finlayson hätte ich keine Woche in diesem Kerker leben können. Er war mein Schutzgeist, und kam nie mit leeren Händen. Alle Reichthümer Frankreichs und Deutschlands schienen in diesem kritischen Moment zu seiner Disposition zu seyn. Ich glaubte manchmal, der kleine Kerl hätte Geld genug, eine Compagnie auszuheben.

Ich weiß nichts mehr von Allem, was während der Zeit sich zutrug, die ich in diesem verwünschten Gefängnisse zubrachte; aber zu meinem großen Erstaunen sah ich einst nicht mehr den kleinen Finlayson zu mir zurückkehren. Eines Tages hörte ich meinen Namen draußen in schlechtem Englisch nennen. Ich steckte meine Nase durch

das Gitter, und sah ein junges Mädchen. Sie benachrichtigte mich, daß mein Diener ihr Geld gegeben habe, um meine Freiheit zu erkaufen. Sie aber wisse nicht, sich anzustellen, und wollte mir die Börse zustecken. Ich bat sie, es nicht zu thun, weil man mir sie gleich wegnehmen würde, indem hier Keiner etwas Eigenthümliches besaß, sondern Alles Gemeingut war. Ich gab ihr aber an die Hand, den Kerkermeister zu bestechen; sie lächelte und verschwand. In der dritten Nacht nach diesem Vorfall wurde ich mit dem Schlage Mitternacht in Freiheit gesetzt; der Kerkermeister empfahl mir aber, zu einer gewissen Stunde zurückzukommen, und übergab mich einem Führer, der mir das Uebrige mittheilen sollte.

Dieser Führer war ein alter Mönch von feinem Wuchs und zartem Gliederbau, dessen Stimme ein leises Falset zu seyn schien. Ich konnte seine Züge unter der Kaputze aber nicht erkennen. Wir waren eine Weile neben einander fortgegangen, als ich plötzlich unfähig war, meinen Weg fortzusetzen, so schwach waren meine Gelenke. Er führte mich in eine Art Schlafzimmer in einem kleinen Kloster, wo eine alte Frau mich mit Brod und Wein stärkte, ohne ein Wort zu sagen.

Mein Führer brachte mir eine Rüstung, einen Helm und ein Schwerdt. Bei ihrem Anblick zitterte und weinte ich vor Freuden. Nachdem ich sie aber angelegt hatte, konnte ich keinen Schritt darin machen, und fiel um vor Schwäche.

Der gute kleine Kapuziner schnallte Alles wieder los, und war der Meinung, daß ich eher Nahrung, als ritterliche Waffen brauchte. Ich war mit Allem zufrieden und voll Dankbarkeit gegen die, welche mich aus meinem Gefängniß befreit hatten, wo ich mich schon gänzlich vergessen und dem schrecklichsten Tode geweiht glaubte. Ich ließ mich wie ein Kind leiten.

Nachdem wir unter den Thorweg zurückgekehrt waren, fanden wir zwei schöne Pferde, die uns erwarteten. Meine Freude war unaussprechlich, denn Pferde waren immer meine Leidenschaft. Der kleine Mönch, der vorausritt, gab mir immer Zeichen, stille zu seyn, und mein Pferd nicht springen zu lassen. Wir hatten drei Thore zu passiren, alle doppelt verriegelt und bewacht; aber das Wort wurde von dem geheimnißvollen kleinen Bruder gegeben, die Thore flogen wie durch Zauberei auf, und alle Wächter wünschten uns glückliche Reise.

„Nun sind wir in Sicherheit," sagte mein Führer in gutem Englisch. „Wo wollt Ihr jetzt hingehen?"

Ueberrascht von dem Ton dieser Stimme, und erstickt von der Freude, mich befreit zu sehen, konnte ich nicht antworten. Aber ich überließ mich auf meinem Pferde den seltsamsten Grimassen, welche

glücklicher Weise die Dunkelheit zu sehen verhinderte. Der Mönch wiederholte seine Frage. „Wohin Ihr wollt," antwortete ich, „nur nicht zur Armee der Alliirten."

„Der Herzog ist jetzt in England," erwiderte er, „und in einer schönen Verlegenheit mit seinem Bruder, und so seyd Ihr denn vor ihrer Verfolgung sicher. Wäret Ihr es nur auch vor jeder anderen! Mir scheint es am Besten, nach Darmstadt zu eilen. Dieser District bildet einen Winkel zwischen den kriegführenden Ländern. Sind wir erst glücklich und gesund dort angelangt, so hoffe ich auch einen Mann zu finden, der Eure Flucht sichern wird."

Ich willigte stillschweigend ein, und so schwach ich auch war, ist mir die Reise doch sehr angenehm vorgekommen. Die Natur schien mir neue Reize zu haben, oder es war vielmehr ein alter Freund, den ich nach langer Abwesenheit wieder sah. Ich glaubte nicht, daß die Welt etwas Prächtigeres enthalten könnte, als die malerischen Ufer des Rheins, an denen wir, seinem majestätischen Laufe nach, hinabritten. Wir machten kleine Tagereisen und lebten gut bis zu unserer Ankunft in Darmstadt, wo wir verhaftet und in's Gefängniß geworfen wurden, indeß man weitere Aufklärungen über uns erwartete. Wir befanden uns in einer schwierigen Lage. Der Mönch sprach schlecht französisch und verstand nicht deutsch. Ich wußte weder das Eine noch das Andere. Wir wußten nicht einmal, von welcher Partei der Landgraf war. Eine solche Confusion herrschte damals an den Ufern des Rheins. Aber der kleine Mönch besaß einen Talisman, der ungeachtet seiner schlechten Aussprache und seines schwachen Falsets ihn immer zum Ziel gelangen ließ. Er wurde sogleich in Freiheit gesetzt; ich aber blieb gefangen.

Am andern Morgen trat der Hauptgefangenwärter mit dem Hut in der Hand herein, und brachte den Baron von Kui und das Fräulein Whartoong. Diese Benennung meiner Besuchenden warfen mich in großes Erstaunen. Der Baron schien ein kleiner lebhafter Mann; er strotzte von Gold. Er begnügte sich damit, eine kleine Kopfverbeugung zu machen, und zog sich zurück, die Dame vortreten zu lassen.

Es war mein Schutzengel, das erhabene Wesen, das mir früher schon das Leben gerettet hatte, dem ich Anstellung, Ausrüstung und meine glückliche Flucht aus Schottland verdankte. Ja, sie war es, die mir, nun prächtig gekleidet, im vollen Glanze ihrer Schönheit zulächelte. Ich weinte, wie ein Kind, ich drückte sie an mein Herz, und ohne zu wissen, was ich that, bat ich sie im Rausche meiner Freude, mir zu sagen, ob ich sie Schwester, Mutter oder Gattin nennen sollte.

„Mutter, potz Wetter!" rief der Baron, sich vor Lachen schüt-

telnd, „sieht Euer Herrlichkeit denn nicht, daß sie eher Eure Tochter seyn kann?“

In diesem Augenblick fiel mir der, von Gold strotzende Mann zu Füßen und umarmte meine Knie. Ich erkannte in ihm meinen treuen Finlayson. Die Scene, die dieser Wiedererkennung folgte, läßt sich nicht beschreiben. Meine Geliebte war selbst jener Kapuziner, der mich aus der Knechtschaft und vom Tode erlöst und aus Philippsburg hinausgeführt hatte. Der Plan zu meiner Befreiung war mir seit lange schon durch Finlayson als leicht vorgestellt worden, sobald der Herzog von Marlborough und der General Churchill entfernt seyn würden. Ich verdankte meine Freiheit der zwar schönen, aber käuflichen Madame Vilzhoven, welche von dem Prinzen Eugen Alles erhalten konnte.

Der unermüdliche Finlayson war gezwungen worden, die Nachbarschaft von Philippsburg zu verlassen wegen seiner an Freunden wie Feinden verübten Veruntreuungen; aber es gelang ihm, die Kunde von meiner Lage nach England an die einzige Person gelangen zu lassen, die ihr abhelfen konnte. Finlayson führte uns nach seinem Hotel und stellte uns seiner Gemahlin vor, der Baronin von Kui, wie er sagte, einer jungen, schönen und naiven Zigeunerin, die mit großer Pracht gekleidet war; für mich, der zu gut wußte, woher der kleine Kerl sein Vermögen hatte, war dieses Ansehen von Titeln und Würden, das er sich beilegte, so komisch, daß ich fast vor Lachen erstickte. Er merkte es, und weit entfernt, sich bei mir in Ansehen setzen zu wollen, betrug er sich stets wie mein Untergebener. Wollte er mit den Andern einen hohen Ton anstimmen, was er vortrefflich konnte, so sah er mich immer dabei an, als wollte er sagen: Verstehe ich nicht, den großen Herrn zu spielen! Es war ein seltener Charakter, einer jener Menschen, die das schottische Hochland allein hervorbringen kann, ein Wesen ohne irgend ein anderes Moralprincip, als das unverbrüchlicher Treue gegen seinen Oberen.

Man rüstete mich auf's Neue als englischen Kapitän aus, und wir lenkten unsere Schritte nach Sachsen. Es war beschlossen worden, daß ich meine Dienste dem König von Schweden anbieten sollte.

Industrie.

Moderne Gold- und Silber-Arbeit und Niellir-Kunst.

Die Niellir-Kunst steigt hinauf bis in das siebente Jahrhundert n. Chr. Zwar besitzt man kein Werk, woran sich eine so frühe Entstehungszeit knüpfen ließe; man findet aber Verzeichnisse von Klostergütern oder Mahlschätzen, wo niellirte Gegenstände aufgeführt sind. Der Wahrscheinlichkeit nach wurden diese Verzierungen aus dem Orient nach Italien gebracht. Vorzüglich wurden sie bei heiligen Gefäßen und Waffen der Ritter angewendet. Man findet Einiges von diesen alten Arbeiten in Sammlungen, das seiner Pracht und Ausführung wegen hohe Bewunderung erregt.

Mehrere Alterthumsforscher haben gefunden, daß diese Kunst in früheren Zeiten oft verloren ging, welches wohl in ihrer großen Schwierigkeit liegen mochte. Daß sie aber immer wieder auf's Neue belebt wurde, ist in der Schönheit ihrer Resultate zu suchen.

Vor allen Dingen aber ist es Zeit, unsern verehrten Lesern zu erklären, was unter Nielliren eigentlich verstanden wird. Es besteht darin, eine metallische Substanz in Pulver aufzulösen, wodurch eine chemische Mischung erhalten wird, welche die vollkommenste Affinität mit dem Silber ergibt. Benvenuto Cellini, welcher sich viel damit abgegeben hat, liefert in seinem Tractat über die Goldschmiedekunst sehr deutliche Noten über die Verhältnisse der Mischung und die Art der Anwendung derselben. Hier genügt es zu sagen, das sie aus Silber, Kupfer, Blei, Schwefel und Borax bestehe.

Will man eine Silberplatte zur Annahme dieser Mischung vorbereiten, so macht man Einschnitte darauf, gleich wie die Kupferstecher thun. Hierbei erinnern wir daran, daß wir der Kunst des Niellirens auch die des Kupferstichs verdanken. Vasari erzählt in seinem „Leben der Maler“ eine Anecdote, wonach der Zufall, dieser Vater so vieler wichtigen Erfindungen, auch darauf hinleitete, daß man von einer mit

dem Grabstichel gearbeiteten Platte Abdrücke machen könne. Maso Finiguerra, ein Goldschmied des fünfzehnten Jahrhunderts und Einer, der das Nielliren aus dem Fundamente verstand, hatte eine Platte, die er so eben beendigt hatte, und die noch etwas schmutzig war, auf seinem Arbeitstische liegen. Eine Frau, welche ihn besuchte, legte absichtslos einen Pack feuchter Wäsche auf die Platte, und wie sie ihn wieder fortnahm, erblickte man mit großem Erstaunen die ganze Zeichnung darauf abgedruckt. Von diesem Momente bis zu dem, wo durch die Presse Abdrücke gewonnen wurden, war nur ein Schritt für den vergleichenden Menschengeist.

Wie man nun auch die Glaubwürdigkeit dieser Anecdote bezweifeln mag, sicher ist es, daß Maso Finiguerra, der um 1452 in Florenz arbeitete, als der Erfinder des Abdruckes der Zeichnungen auf Metall anerkannt werden darf. Diese Zeichnungen selbst waren lange vor ihm und seit undenklichen Zeiten schon bekannt. Die Kunst, Abdrücke zu verfertigen, verbreitete sich wunderbar schnell, besonders in Deutschland und Flandern; aber dieß brachte eine andere Art des Eingrabens der Zeichnungen auf Metallplatten in Aufnahme, welche die Franzosen taille-douce genannt haben. Das eigentliche Nielliren wurde aber dabei vernachlässigt, bis Benvenuto Cellini es wieder in Aufnahme brachte.

Die Orientalen cultivirten diese Kunst indeß fortwährend, jedoch stets nach hergebrachter Weise, wie es schon bei ihrem Entstehen der Fall gewesen war. Sie begnügten sich damit, Arabesken auf Gold zu incrustiren, um ihre Waffen damit zu schmücken. Die Russen, wahrscheinlich durch die Nachbarschaft angesteckt, verfertigten auch einige kleinere Bijouterien mit niellirter Arbeit, die als Merkwürdigkeiten in ganz Europa sehr gesucht wurden, obgleich sie im höchsten Grade plump zu nennen sind. Vor zwei Jahren aber errichteten die Herren Mention und Wagner in Paris ein Atelier, aus welchem vortreffliche Arbeiten hervorgingen, die man denen eines Benvenuto Cellini und anderer Meister des fünfzehnten Jahrhunderts an die Seite setzen konnte. Die Künstler selbst waren überrascht von der Schönheit ihrer Werke. Es war eine wiederbelebte Kunst, und was jene Herren bei der letzten Industrie-Ausstellung dem Publikum darboten, war in Hinsicht auf Kunst und Schönheit der Form der alten florentinischen Goldschmiede würdig; in Hinsicht der materiellen Ausführung diesen aber bei Weitem vorzuziehen. Denn die Alten, denen die Chemie noch nicht so große Hilfsmittel eröffnete, waren stets in Verlegenheit, wenn sie große Flächen nielliren sollten, und waren dann genöthigt, ihre Werke aus kleineren Stückchen zusammenzusetzen, während die Neueren sich alle Fortschritte in den chemischen Wissenschaften zu Nutze machen

können, und eine Platte von einem Fuß und darüber aus einem Stücke nielliren.

Es wäre ungerecht, wollte man nicht den Herren Mention und Wagner die Ehre der Erfindung zugestehen, wenn man sieht, wie weit sie es in ihrer Kunst gebracht haben, die nun nicht mehr das Geheimniß einiger wenigen Wissenden ist, sondern vollkommen als ein Theil der allgemeinen Industrie betrachtet werden kann. Viele werden dieß freilich nicht für gut halten; jedoch muß bekannt werden, daß in diesem Augenblicke bereits viele der vortrefflichsten Stücke der Wagnerschen Ateliers nachgeahmt wurden. Wenn nun gleich manches Unvollkommene in diesen Nachahmungen sich kund gibt, so dürfen wir uns doch Glück wünschen, daß es Leute gibt, die auf der frisch geöffneten Bahn mit rüstigem Eifer fortschreiten wollen; denn dieses neue Mittel und seine unendlichen Variationen lassen hoffen, daß die moderne Goldarbeit sich aus der Versunkenheit, worin sie in letzter Zeit gerathen, wieder erheben werde.

Zum Glücke sind Mention und Wagner eben so liberale als intelligente Männer. Die engherzigen Ideen, welche den französischen Handel einzwängen, sind ihnen fremd. Sie haben sich durchaus kein Patent erwirken wollen; sie fürchten keine sich bildende Concurrenz, sondern sie scheinen sich ihrer zu freuen, und rufen sie hervor. Als großmüthige und beseelte Künstler haben sie neben ihrem Vortheil auch den Wunsch stets im Auge, zur Bereicherung der Kunst beizutragen, indem sie neue Reize ihrer ewigen Schönheit hinzuzufügen wußten. So haben sie ihre Niellir-Arbeit fast bei allen Gegenständen angebracht, die aus ihren Ateliers hervorgehen, um zu zeigen, wie groß ihre Anwendbarkeit sey. Wir wollen nicht sagen, daß dieß ein Mißbrauch sey, denn es handelt sich hier, das Publikum mit einem mächtigen Schlage zu überführen. Die nun von der neuen Kunst Vortheil ziehen wollen, mögen ihre Anwendung nach Gutdünken beschränken, und ihre Arbeiten mehr oder minder mit Niellirungen bereichern.

Ein Hauptübelstand blieb es immer, wenn man, wie im Mittelalter zu Florenz, und noch jetzt in Rußland, gezwungen wäre, die Zeichnungen jedesmal mit der Hand in die Metallplatte, die man nielliren wollte, einzugraben. Dieß hätte den Preis bis zum Ungeheuern steigern müssen. Die Neueren haben auch diesem abgeholfen, indem sie von den Fortschritten der Mechanik einen nützlichen Gebrauch machten, und die Zeichnung auf das Silber drucken, wodurch sie eine Verzierung oder Zeichnung, von welcher Art sie sey, ist sie einmal gemacht, unendlich vervielfältigen können. In unseren Tagen soll die

Kunst nicht nur das Privilegium einiger wenigen Bevorzugten seyn: sie muß, um wahrhaft zu nützen, allen Leuten von Bildung und Geschmack angehören, und sich nach unsern nun einmal so seltsam vertheilten Glücksgütern bequemen. Dieß ist zu denken, ohne ein Sinken der Kunst überhaupt deßhalb vorauszusetzen.

Zuerst wurden, durch die Arbeiten der Herren Mention und Wagner, die theuern und geschmacklosen russischen Tabaksdosen verdrängt, wofür sie wahrhaft Dank verdienen. Es kann jetzt durchaus den Tulaer Fabrikanten nicht mehr einfallen, mit den Franzosen zu wetteifern.

Unter die vorzüglichsten Werke der Letzteren gehören zwei Stücke, welche auf der letzten Pariser Industrie-Ausstellung gesehen wurden.

Das Eine war ein Becher, worauf herrliche Zeichnungen nach Triquetti niellirt waren, welche die Hauptmomente aus dem schönen und kummervollen Leben Bernhard Palissey's darstellten. Das Andere war eine kleine Chatoulle zu einem Hochzeitsgeschenke. In der Mitte waren zwei junge Gatten vorgestellt, die in demselben Buche lasen; an beiden Seiten waren Bildnisse berühmter Frauen aus dem fünfzehnten Jahrhundert zu sehen, und der Deckel wurde von halberhabenen Caryatiden aus Gold getragen, die in dem Geschmack von Jean Goujon ausgearbeitet waren. Wenn gleich diese Arbeiten nicht ganz fehlerfrei waren, so verdienten sie doch hohe Bewunderung, da seit dem Mittelalter nichts in dieser Art vollendet worden war, was hinsichtlich des Geschmacks, des Reichthums und der Kunst überhaupt, daneben gestellt werden konnte. Wenn man die Blicke nach solchen Werken richtet, so läßt sich wohl nicht daran zweifeln, daß diese Kunst unter uns von Tag zu Tag nur immer an Ausdehnung und Vervollkommnung gewinnen kann. So hat man z. B. diese Werke, um ihnen das bleierne Ansehen zu nehmen, mit goldenen Damascirungen gehoben, und hin und wieder auch farbige Edelsteine darin angebracht, nach dem Beispiele der Alten. Kurz, wir müssen gestehen, daß wir hier einmal Kunst in einem Laden angetroffen haben, und ein Verkaufsmagazin betrachten dürfen, als wäre es ein Museum von Kunstgegenständen. Und so verdient auf alle Fälle die Niellirkunst, daß sich die allgemeinste Aufmerksamkeit darauf hinlenke.

Werden aber diese Resultate eines ernsten Studiums auch von Denen gewürdigt werden, welche sie würdigen sollten? Wird das schöne Beispiel dieser beiden modernen Meister von den Andern so befolgt werden, wie sie selbst ihren Mustern folgten? Wir wollen es hoffen. —

Unsere Goldschmiedekunst befindet sich, wie jeder Handelszweig, in dem Etwas von der Kunst zu finden ist, auf der letzten Staffel der Erniedrigung. Unter der Kaiserherrschaft mußte sie sich den trockenen und rauhen Stempel aufdrücken lassen, der Allem aufgedrückt wurde; sie ging in der falschen Nachahmung des Griechischen und Römischen unter. Seitdem die Malerei dieses Joch abgeschüttelt, bemächtigte sich ihrer auch ein neuer Aufschwung. Aber sie konnte daraus nicht den wahren Nutzen ziehen, weil ihr der rechte Künstler fehlte. Sie sagte sich zwar los von den kalten und unfruchtbaren Traditionen einer längst dahingeschwundenen Zeit, aber sie begab sich dafür in eine noch weit verderblichere Bahn, denn sie copirte getreulich die bizarren und unglücklichen Formen, welche die Engländer unsern altfränkischen Hervorbringungen abstahlen. Wie jedem Nachahmer, so ging es auch uns, wir übertrieben noch das schon Uebertriebene.

Es ist schwer zu sagen, wie weit noch immer die Werke unserer Goldschmiede vom wahrhaft Schönen entfernt sind. Um uns an etwas Bestimmtes zu halten, wollen wir von den Gegenständen der letzten Pariser Ausstellung sprechen, oder noch bestimmter von der ungeheuren Theekanne, welche auf dem Ball der großen Oper ausgespielt wurde, und die man ziemlich allgemein als den Ausdruck des modernen Schönen in diesem Bereiche ansah. Aber dies Alles ist nicht allein von einem verwerflichen Geschmack, sondern es beleidigt selbst die Augen wie eine ganz unbegreifliche Sache, es beleidigt den gesunden Menschenverstand, weil die Form dem Gebrauche gerade zuwiderläuft. Wenn man so Befremdliches sieht, so sollte man glauben, daß der Zeichner sich vorgenommen habe, einmal etwas ganz Ungewöhnliches zu machen, was noch nie da gewesen, gleich einem wahnsinnigen Maler, der seinen Gestalten Beine statt der Arme und den Kopf mitten auf die Brust malen würde; aber doppelt traurig wird man dabei, wenn man bedenkt, daß der Mann nur deßhalb Alles so entstellte, um das Modell, welches er plünderte, unkenntlich zu machen, wie ein Dieb, der das gestohlene Kleid umwendet. Und ist es nicht schon eine ziemlich wahnsinnige Idee, einen Kunstgegenstand den Engländern nachzubilden? Bestraft uns nicht unser eigenes närrisches Aussehen genug, daß wir ihnen den Frack, den runden Hut und die spitzigen Hemdkragen entlehnt haben? Wenn wir ihrem Instinct des Comforts, des eigentlichen Wohlseyns, Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so wird man uns wohl nicht anklagen, wenn wir behaupten, daß in Allem, was zum Kunstbereiche gehört, und folglich auch vor Allem zur Bildung der schönen Form, die Engländer am wenigsten Talent besitzen unter allen höher gebildeten Völkern. Unsere Goldschmiede, denen wir vor-

werfen, daß sie jene copiren, verschanzen sich hinter die unhaltbare Behauptung: daß das Publikum die englischen Muster liebe. Ist das jedoch ein Grund, der Achtung verdient? Wie oft soll man noch wiederholen, daß sich die Kunst nicht zu sehr von der Gesammtmasse des Publikums abhängig machen soll? Daß sich die Künstler zwar an dem Geschmacke der Käufer begeistern sollen, daß es aber ihre Sache sey, ihn zu reinigen und zu veredeln. Wie oft muß man noch hinzufügen, daß die Richtung desto leichter einzuschlagen sey, da sie sich mehr dem Schönen, das heißt dem Einfachen und Wahren nähern, welchem selbst der ungebildetste Geschmack nur selten widersteht.

Es kostet Mühe sich zu erklären, warum unsere Industrie sich von der Keuschheit der Conception, die wir hiemit empfehlen, immer mehr und mehr entfernt, und warum unsere bizarre Sympathie für neue Zierereien immer stärker wird. Ist es nicht befremdend, daß die Geräthschaften zum täglichen Gebrauche und die Möbel unserer Wohnungen täglich complizirter werden, während unsere Sitten sich stets weiter von einer eiteln Etikette entfernen und immer mehr zur Einfachheit hinneigen? Um nur bei unserm Gegenstande zu bleiben, wollen wir anführen, daß die große Menge der Bedienten aufgehört hat, und daß kein bedeutendes Haus mehr 3 oder 4 Silberwäscher hält, unter deren Aufsicht die Vaisselle steht, um die zahlreichen und hochgetriebenen Arbeiten mit Sorgfalt zu reinigen. Nun aber, statt daß sich unser Silberzeug mit der geringen Anzahl unserer Dienerschaft in Einklang setzen sollte, erheischt die Mode, es mit einer Menge unnöthiger Zierathen zu überladen. Wie soll man nun diese ewigen Anomalien, die sich in allen Dingen kund geben, zu vereinbaren streben? —

Nachdem man nun die sogenannten englischen Formen gehörig verrenkt und verzwickt hatte, fing man an, Ludwig XIV. zu copiren, und verfehlte auch hier, wie immer, seinen Zweck. Sie verstanden nicht das Weiche und zu gleicher Zeit Prächtige, das in diesen weiten Contouren lag! sie haben sie im Kleinen nachgeahmt, zusammengezogen, und man kann denken, welchen Effect dies hervorbrachte! Andere, die durch solche Anstrengungen der Einbildungskraft zu sehr erschöpft waren, deren Hirn noch ärmer geworden war, nahmen sich vor, ganz treu und einfach die Natur zu copiren. Ein Herr Odiot hatte zur Pariser Ausstellung einen Tafel-Aufsatz geliefert, bestehend in einem großen Korb mit zitternden Weintrauben und gepreßten Blättern in der Mitte der Tafel, daneben aber Muscheln, wilde Mohnblätter und dergleichen, zu Gefrornem, Compoten und andern Dessertgegenständen. Das Ganze war von mattem Silber. Das arme kostbare Metall mußte sich wahrlich schämen, dazu verwendet worden zu seyn, die wohlschmeckendsten

Produkte der Erde so getreulich zu copiren und ihr lebendiges Farbenspiel hinter seiner Eintönigkeit zu verstecken. — Es wird überflüssig seyn, unsere Kritik noch weiter auszudehnen, denn es würde unsere Stellung verrücken; es bleibe dem Leser überlassen, unsere Gedanken über diesen Gegenstand weiter auszuspinnen, wir gedenken hier nur noch hervorzuheben, wie uneigentlich die Form solcher Gegenstände ist, die den Zweck haben uns Dienste zu leisten. Man wird hoffentlich nicht von der Vergangenheit sprechen wollen, um diese kleinlichen Nachbildungen zu entschuldigen. Unsere Voreltern haben uns zwar einige solche Kindereien hinterlassen, das kann nicht geläugnet werden; so finden sich z. B. in dem Service von Steingut, welches nach Franz I. von Frankreich benannt ist, einige Suppenschüsseln in Gestalt eines Eberkopfes; aber soll man denn solche Ausgeburten als Vorbilder dienen lassen? Und sollte nicht schon ihre Seltenheit darthun, daß man ihnen im Hinsicht des Kunstgeschmacks keinen Werth beizulegen habe und sie nur als Phantastereien, als Spiele der Laune ohne alle Consequenz gelten lassen könne?

Warum will man denn die Erfahrung nicht hören? Warum mit so großer Sorglosigkeit die großen Muster zu vergessen suchen? Wenn wir gleich die Kunst der Griechen nicht bei Gelegenheit der Theekannen und Fruchtteller heraufzubeschwören gedenken, so können wir es uns doch nicht versagen, unserer Meinung durch ihr Beispiel mehr Nachdruck zu geben. Weiß man es denn nicht, welche äußerste Sorgfalt die Alten anwandten, zu ihren Arbeiten stets den geeignetsten Stoff zu verwenden? Die Griechen würden Weintrauben aus gefärbtem Wachs bereitet haben; als die Römer, welche in den Künsten immer den Griechen folgten, aus Silber Früchte nachbildeten, da hatten sie schon den ächten Sinn verloren und sie schritten unaufhaltbar ihrem Fall entgegen. Unter den letzten Cäsaren trugen die Matronen Kronen von goldenen Blumen, wie sie jetzt von den Bijoutiers im Palais-Royal feil gehalten werden. Vor dieser Epoche erlaubte es die Zartheit der Ideen nicht, dem Golde den rohen Werth beizulegen, wie wir es thun; noch hatte sich keine solche Derbheit in den Bezirk des Geschmacks verirrt: daß eine Sache schön seyn müsse, weil sie viel koste; man liebte bei Weitem mehr die liebliche Frische, die sanfte Abwechslung natürlicher Blumen, als den schwerfälligen Reichthum einer Tulpe oder Rose von Metall.

Wir haben nun unverholen gesagt, was uns nicht gefällt; jetzt aber wird man uns fragen, was wir für besser halten; gleichsam als ob die Kritik mehr nöthig hätte als ihren Tadel auszusprechen, als wenn sie eine größere Macht hätte, als auszurufen: das ist nicht

gut, macht es anders! — Es ist nicht unsers Amtes Euch zu erklären, worin das Andere bestehe; sucht es; wenn ich selbst Künstler wäre, so würde ich keine Kritiken schreiben; ich nähme den Pinsel, Meißel oder Grabstichel zur Hand, und ließ meinem Genie den freien Schwung und schaffte ein begeistertes Werk, um Euere servilen Machwerke damit zu verdunkeln. Was ich sagen kann, ist, daß unsere Kunst in Gold und Silber zu arbeiten, sich unabhängig mache. Vor Allem kommt es darauf an, daß ein Mann von Werth fühle, daß man nicht faselnd spielen darf, wenn man sich damit abgeben will, ihr einen eigenthümlichen Charakter zu geben, wie es vor Zeiten die Finiguerra und Cellini thaten. Da waren die Goldschmiede noch Künstler und große Künstler, welche sich selbst ihre Modelle entwarfen. Cellini war nur ein Goldschmied, das hinderte aber nicht, daß er zu gleicher Zeit Zeichner, Bildhauer und Kupferstecher war. Er machte Ringe und Spangen an Kleidungsstücken, aber auch zugleich Medaillen und Statuen. Wenn man sein von ihm selbst geschriebenes Leben durchliest, so findet man oft, daß er mit andern Goldschmieden aus Eifersucht in Zwist gerieth, welches deutlich zeigt, daß sie dieselben Talente wie er ausübten. Benvenuto Cellini ist aber keine Ausnahme und die prächtigen Arbeiten in Gold und Silber, die wir aus jenen Tagen kennen, lassen keine Zweifel hierüber aufkommen. Diese Männer hatten Niemand dazu nöthig, um ihre Kompositionen zu Stande zu bringen. Unsere Goldschmiede hingegen sind gewöhnlich nichts als Kaufleute, welche sich ihrem Geschäfte ohne Beruf, ohne vorhergegangene Studien widmen; sie werden Goldschmiede, so wie sie Tabakshändler werden würden, blos um ein Geschäft zu haben; sie geben das edle Metall armen Handwerkern, die dasselbe copiren, was ihre Väter schon copirt haben; dann berechnen sie den Werth des Metalls, die Zeit der Arbeit, die sie so gering als möglich berechnen, und verkaufen dann das Resultat so theuer als sie nur können.

Dies sind bloße Kaufleute, denen es nicht einmal entfernt einfällt, daß sie eine Kunst ausüben. Bemerkt man nun aber dennoch einige Fortschritte in diesem Bereiche, so muß man gestehen, daß sie nur sehr unbedeutend sind, und sich mehr in der unbestreitbaren Vollendung der materiellen Arbeit kund geben, als in irgend einer ausgezeichneten Erfindung. Die Hände sind wunderbar geschickt, aber Köpfe, sie zu lenken, fehlen; so wie Seelen sie zu begeistern. Wir wollen nur einmal jene erhobenen Pferde beispielweise anführen, die man jetzt auf den Armbändern anbringt; sie sind nicht größer als die Hunde, die sie begleiten, und haben Haare, die kein Bär länger haben könnte. Nichts ist wahrlich an diesen Sachen zu loben, als die Intention.

Traurig genug aber ist es, was uns auf Alles dies erwidert werden kann: „Wie schlecht wir es auch machen mögen, die Frauen kaufen dennoch Alles weg.“ Dieser Einwand rechtfertigt nichts, wohl aber beweist er die schlechte künstlerische Erziehung, welche unsere Frauen erhalten. Da die jetzigen Damen, die Französinnen und alle jene, welche ihnen nachahmen, in dieser Unwissenheit bleiben wollen, die ihre Toilette, wie ihre häusliche Einrichtung so lächerlich erscheinen läßt, so ist es nöthig, daß man sie leite. Wir haben alle Ursache nun vorauszusetzen, daß ein Kaufmann sich zu Grunde richten würde, wollte er nur wahrhaft schöne Gegenstände verfertigen lassen, aber wir sind eben so gewiß, seitdem wir die Ateliers von Mention und Wagner kennen, daß man mit Geschicklichkeit von dem Häßlichen gegen das Schöne hin sich erheben, und doch dabei seinen Vortheil beabsichtigen könne.

Wenn der diesjährige Salon den Frauen nur zur geringfügigen Promenade gedient hat, anstatt ihnen eine Gelegenheit zum Studium zu geben, wenn sie nicht die Ehre einer Geschmacksreform für sich in Anspruch nehmen wollen, so mögen sich die Kaufleute derselben befleißen. Die Gold- und Silber-Arbeiter unserer Tage sollen sich bemühen, elegante und bequeme Dinge zu verfertigen, und immer Gestalt und Zierath mit dem Gebrauche in Einklang setzen. Die besten Muster werden ihnen nie fehlen. Man findet überall Kunstkabinete, deren häufiger Besuch dem Talente die besten Inspirationen verleihen wird. Die Sammler verschließen überdies nicht ihre Kabinete, wie der Geizhals seine Schätze, der Egoismus, dieses Grab aller Tugenden, treibt sie nicht an, Alles für ihren groben Genuß aufzuspeichern, zu dessen Besitz sie Leidenschaft und großes Vermögen geführt hat. Es gibt noch Leute, die der Besitz nicht ganz verdorben hat, die von der heiligen Liebe zur Kunst ergriffen, ein vollkommenes Vergnügen darin finden würden, jene Reliquien, welche sie seit langen Jahren verehren, sich verbreitend popularisiren und beim Sonnenschein glänzen zu sehen und den Glauben des Schönen bis in die untersten Klassen der Gesellschaft zu befördern.

Wir müssen aber um so mehr darauf beharren, daß die Goldschmiede sich künstlerischen Studien hingeben und aufhören sollen, einfältige Handwerker zu seyn, die, ohne ein Urtheil zu haben, arbeiten. Wir fordern nicht bloß, daß die Kunst sich den Dingen zum häuslichen Gebrauch beigeselle, sondern wir wollen auch, daß Fabrikgegenstände mit Verstand verfertigt werden; darum nichts mehr von jenen langen Kaffeekannen, die auf den dünnen silbernen Drathfüßchen stehen, als wenn sie balanciren sollten; nichts mehr von jenen Henkeln, deren winklige Ver-

zierungen uns wie Nadeln in die Hände stechen; nichts mehr von diesen matten Zierathen am Rande einer Tasse, die man alle Tage an die Lippen bringen soll. Das erste Verdienst einer Kaffeekanne ist, eine solide Basis zu haben; das erste Verdienst eines Henkels ist, daß er leicht und linde anzugreifen ist; das erste Verdienst eines Trinkgeschirrs, daß es dem Munde bequem sey. Das zweite Verdienst aller dieser zum täglichen Gebrauch bestimmten Gegenstände ist, daß sie leicht zu reinigen seyen. Jede Verzierung, welche diese zwei unentbehrlichen Eigenschaften nicht in sich schließt, ist schlecht. Warum ist man nun aber genöthigt, unseren industriellen Künstlern solche Bemerkungen zu machen? Sie sind ja so natürlich, daß es kindisch wäre, sie zu berühren, wenn es nicht Thatsachen zu corrigiren gäbe. Die Alten sind auch hierin göttliche Muster, als Studium zu empfehlen; ihr Genie im Auffinden analoger Ideen ist wahrhaft bewundernswerth, bilden sie den Kopf einer Haarnadel, so modelliren sie darauf eine Frau, die sich die Haare kämmt; hatten sie eine Opferschale zu verschönern, so werfen sie ein Venus, auf der Muschel schwimmend, daran hin, so daß man bei jedesmaliger Libation die Göttin aus den Wellen hervorschweben sieht.

Ein Goldschmied, welcher den schönen Titel Künstler verdienen will, muß sich von der kleinlichen Armuth, die unter Napoleon herrschte, eben so weit entfernen, als von den Ueberladungen der letzten Jahre, besonders muß er sich gegen den verwirrten Geschmack in Acht nehmen, der ohne Anfang und ohne Ziel ist, und von dem sich Niemand Rechenschaft geben kann. Es handelt sich hier nicht, die Augen durch eine seltsame Gestalt zu frappiren, sondern nur um einfache Conceptionen, deren harmonischer Effect auf leichte Weise den Geist beschäftigt. Auf die Gefahr hin, etwas Paradoxes oder eine Sentenz zum Schlusse zu geben, setze ich noch hinzu: irgend ein Kunstwerk, welches alle Bedingungen des Schönen und Guten erfüllen soll, muß sich so in seiner Gesammtheit darstellen, daß auch Derjenige, der es einmal gesehen hat, es leicht beschreiben kann.

Geschichtliche Notiz

über die

Charivaris.

Das, was man heutzutage Charivari nennt, ist gerade das Gegentheil von einer Serenade. Diese ist ein harmonisches Konzert von Stimmen und Instrumenten, und ein Beweis von ehrender Auszeichnung und Liebe; jener ist ein unzusammenhängender Lärm von kupfernem und eisernem Hausgeräthe und andern stark klingenden Körpern, von Hörnern, und durchdringendem Geschrei und lärmendem Gebrüll, und soll Verachtung und Haß ausdrücken. Der Haufe bringt gewöhnlich den Charivari solchen Personen dar, welche gegen die Moral und die gesellschaftliche Konvenienz stark gefehlt haben, aber deßhalb von den Gesetzen nicht zur Rechenschaft gezogen werden können. In unsern Tagen galten diese Ausbrüche des öffentlichen Unwillens, hauptsächlich in Frankreich, solchen Menschen, welche ihre politischen Pflichten gegen ihr Vaterland nicht erfüllten.

Die Benennung dieses Gebrauchs soll von dem Worte chalybarium herstammen, welches von chalybs herkommt, das Erz, Kupfer bedeutet; vermuthlich weil das Küchengeräthe, woraus die eigentliche Instrumentation des Charivari besteht, aus diesem Metalle vorzugsweise verfertigt wird.

Der Ursprung des Charivari verliert sich in die dunkelsten Zeiten. Schon die Heiden machten Gebrauch davon. In ihrer Unkenntniß von den physischen Gesetzen, nahmen sie an, daß wenn sich der Mond verfinsterte, diese Naturerscheinung durch die magische Kraft gewisser Worte hervorgebracht würde, die von den Zauberern ausgesprochen

würden, um den Mond auf die Erde herabzuziehen, und ihn zu zwingen, Thau auf die Kräuter zu spenden, deren sie sich zu ihren Zaubereien bedienten. Der Lärm des Charivaris, meinten sie, müßte verhindern, daß der Mond die mächtigen Worte hörte, und so würde die Kraft der Beschwörung vernichtet. Mehre asiatische Völkerschaften haben noch diesen Gebrauch, der bei ihnen auf demselben Grunde beruht. Man findet ihn auch bei einigen wilden Völkern, welche in dem Glauben stehen, daß die Mondfinsternisse von dem Kampfe des Mondes mit einem Drachen entspringen, der ihn verschlingen wolle. Ihr Charivari hat nun die Absicht, den Drachen zu erschrecken, damit er seinen Raub fahren lasse, und die Flucht ergreife.

Einige Gelehrten wollen schon den Charivari in den religiösen Gebräuchen der alten Gallier wieder finden. Wenn ihre fanatischen Priester, die Druiden, den höllischen Göttern Menschenopfer schlachteten, so ließen sie ein betäubendes Geschrei vernehmen, und stießen heftig kupferne Gefäße an einander.

Es war lange Zeit hindurch in Frankreich gebräuchlich, daß auf dem Lande solchen Personen, welche unpassende Verbindungen eingingen, oder sich zum zweitenmale verheiratheten, Charivaris gebracht wurden.

In Frankreich wurden selbst die Königinnen von dieser unangenehmen Sitte nicht verschont. Kam dieser Gebrauch vielleicht noch von dem römischen Gesetze her, welches die Verbindung von Personen, die in zu ungleichem Alter standen, verbot? oder weil der Bischof Isidorus, nach der religiösen Meinung jener alten Zeiten, die zweite Verheirathung: eine honnette Liederlichkeit nannte? Dies ist eine schwierige Frage, die ich willig der Entscheidung unserer weisen und scharfsinnigen Antiquarien und Casuisten überlasse, da ich derselben nicht gewachsen bin.

Eben dahin gehört der Gebrauch, der vorzüglich in Norddeutschland angetroffen wird, an den Vorabenden jeder Hochzeit, den sogenannten Polterabenden, vor den Thüren des Brautpaares großen und ungebührlichen Lärmen zu machen.

Oft zwang man die Eheleute, die Charivaribringer zu bewirthen und ihnen die zerbrochenen Töpfe und dergleichen zu bezahlen. Oft wandten sich die Letztern sogar an die Behörden, um ihre Spesen einzutreiben, und es traf sich oft, daß ihnen von Gerichts wegen zugestanden wurde, eine gewisse Summe zu fordern. Wenn es sich manchmal traf, daß die Concilien und Fürsten einen solchen Charivari bestraften, so war es nur in dem Fall zweiter Verheirathung, als eine Sünde gegen das Sacrament der Ehe.

Unsere Vorfahren waren gewissenhafter als wir, was die Religion und die Sitten betraf. Heutzutage steht es Jedem frei, sich zu verheirathen, wie er kann und will, und unsere Charivari haben einen andern Zweck gehabt. Ist dies als ein Fortschritt zu betrachten? Die Entscheidung dieser Frage liegt außer dem Bereiche dieser Blätter: wir haben nicht im Sinn, es mit irgend Jemand zu verderben, und wollten hier blos eine kleine Notiz über den Ursprung einer in letzter Zeit in Frankreich sehr überhand nehmenden Sitte zeigen, die sich auch in einigen deutschen Provinzen kund gegeben hat.



Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Antwerpen, 14. Juli.

Die Promenade des Riesen hat Statt gehabt. Um 5½ Uhr hat der Zug sich in Bewegung gesetzt. Man stelle sich einen ungeheuern Wallfisch vor, der durch eine dichte Volksmenge schwimmt, wie durch ein brandendes Meer, das sich auf dem Platz de Meir bewegte; dabei rührte er Schweif und Floßfedern und machte so dem Zuge Platz, indem er Wasser aus Mund und Nasenlöchern spritzte, und Alles auf zwanzig Schritte im Kreise durchnäßte. Ein junger Triton, der auf ihm saß, dirigirte die Schläuche, welche durch eine innerliche Pumpe gefüllt wurden; dann folgten zwei Delphine, worauf ebenfalls kleine Tritonen saßen; hierauf kamen mehre Schiffe, welche von Kindern, als Matrosen gekleidet, dirigirt wurden, und immerwährend dazu schrieen: »Es lebe der König! Es lebe die Königin!« Zuletzt erschien Herr Drouon Antigoon, der Riese, in Begleitung der Göttin Pallas auf zwei Triumphwagen, die von sechs Pferden gezogen wurden. Der Riese war als römischer Krieger gewaffnet und trug Federn und Schärpe in den Nationalfarben. Die Pallas war nur ihrer Taille und ihres Alters wegen bemerkenswerth. Vor dem Palaste wurde gehalten und Drouon Antigoon verneigte sich ehrfurchtsvoll vor König und Königin, welche auf dem Balkon saßen, um diese Huldigung zu empfangen. So endigte sich diese närrische Ceremonie und der Riese ging nach Hause.

Man hatte des Morgens auch einen Vulkan angekündigt; er war aber zu alt und in so schlechtem Zustande, daß er zu Hause bleiben mußte. Dieser Vulkan erinnert uns an die Riesenpromenade von 1810, als Napoleon und Marie Louise Antwerpen besuchten. Damals zog die Corporation der Schmiede und Schlosser hinter ihrem Gotte einher, und schmiedeten unter den Fenstern des Palastes eine eiserne Krone, welche Vulkan, dessen Größe zum Balkon hinaufreichte, dem Kaiser übergab.

Rostoff im Gouvernement Yaroslaff, 1. Juli.

— Der Kaufmann der zweiten Gilde, Andrei Titoff, hat auf seine Kosten in dieser Stadt ein Hospital für arme alte Leute errichtet. Dreißigtausend Rubel gab er zum Ankauf eines Hauses her, und hunderttausend, von deren Interessen die Bewohner desselben unterhalten werden.

Paris, 26. Juli.

Liebhaber von Speculationen im Spiel, welche das beste Probabilitäts-System kennen lernen wollen, um große Summen im rouge et noir zu gewinnen, oder vielmehr einen sichern Weg, kleine zu erlangen, können hierüber bei Herrn Demontissu in Paris, rue Neuve-St.-Roch, Nro. 33 im zweiten Stocke, belehrt werden. Er ist von 11 bis 1 Uhr täglich zu sprechen. Auswärtige werden auf frankirte Zuschriften Antwort erhalten.

Literarische Uebersichten.

Das WESPENNEST oder der KÖLNER KARNEVAL

von

Ed. Jermann.

(Leipzig. Georg Wigand. 1835.)

— 0 Herrn Jermann's Fatalitäten in Köln, die er sich durch die Beurtheilung einer von Dilettanten gespielten Faschings-Comödie zugezogen, machen den Kern des Buches, das manche bittere Wahrheit neben manchem überflüssigen Scherze enthält. Was Jermann von dem feilen Recensenten erzählt, der sich ihm für fünfzehn Thaler angeboten, so wie die Schilderungen von Rohheit und Dummheit, die sich ihm entgegenstellten, erfüllen den Leser mit gerechtem Unwillen; ob es aber einem in einer Stadt angestellten Schauspieler zustehe, öffentliche Kritiken über Privatgesellschaften drucken zu lassen, wagen wir hier nicht, in der Kürze zu entscheiden; selbst wenn die Privat-Gesellschaft, wie es hier der Fall war, ihre Leistung einer großen Versammlung von Mitbürgern Preis gibt. Das Buch ist übrigens gut geschrieben, und man wird beim Lesen unterhalten.

BALZAC'S erzählende Schriften

von

Seybold.

(Stuttgart und Leipzig. F. L. Rieger und Comp. 1835.)

Der Verfasser des Originals, so wie der Uebersetzer sind hinreichend ehrenwerth bekannt. Es wäre daher überflüssig, sich hier weitläufig über Beide auszulassen. Das erste Heft, das vor uns liegt, enthält den Anfang des Romans: »Die Chouans oder die Bretagne im Jahr 1799.« Druck und Papier sind zu loben. Die Lust, die das große Publikum für bildliche Darstellungen hat, möge es entschuldigen, daß ihm oft so Mittelmäßiges in dieser Art geboten wird. Auch diese Hefte sind mit Lithographien geziert, die bei der Wohlfeilheit des Ganzen mitgehen können.

KÖNIG EDUARD'S SÖHNE

nach Delavigne von Dr. G. Ritter von Frank.

(Leipzig. Brockhaus. 1835.)

Das Stück ist bereits drei Jahre alt, und mit verändertem Schlusse nach der Bearbeitung des talentvollen Regisseurs der Braunschweiger Bühne, Herrn Marr, an verschiedenen Orten aufgeführt worden. Die gegenwärtige Uebersetzung zeichnet sich durch eine fließende Diction aus; Druck und Papier sind gut.

ENGLISCHE LITERATUR.

Der Tod der Miß F. Homans raubt England eine geistreiche und anmuthige Dichterin. — Bukford, der Verfasser des Bathur, gibt so eben seine Pilgerfahrt nach Atcobaca und Bathala heraus. Dieß Werk erscheint zu gleicher Zeit in Paris bei Baudry. In demselben Verlage erschienen zwei merkwürdige Romane: Transfusion von Godwin dem Sohne, und the Pacha of many tales von dem Kapitän Maryat. — In London verließ die Presse: eine Geschichte Wilhelm's, von H. Trevolt. Th. Charles beschäftigt sich mit demselben Gegenstand und will vielfältige Documente darüber zusammengebracht haben. — Cobbet's Tod gibt noch immer den Blättern einen willkommenen Stoff zu Necrologen.

Kunst.

— Der Porcellainmaler Constantin hat so eben in Rom die schönste Copie der Transfigurationen vollendet. Diese Copie ist mit einer Kraft ausgeführt, welche in dieser Art von Malerei sehr selten ist. Sie ist in großen Dimensionen gemalt; die Höhe hält 22 Zoll und die Breite 12. Dieses schöne Werk wurde drei Tage ausgestellt, und ganz Rom wollte es sehen. Ingres, Cammucini, Thorwaldsen, Overbeck, Agricola und die ersten Künstler Italiens wünschten Constantin Glück. Auch Seine Heiligkeit besah diese Copie neben dem Original, und schien nicht Ausdrücke finden zu können, um seine Bewunderung auszudrücken.

Musik.

— Im ganzen Süden von Frankreich spricht man von dem magischen Effect, den Haydn's Schöpfung bei dem großen Musikfest in Toulouse hervorgebracht hat. Ein Pariser Blatt sieht darin das erste Zeichen der Decentralisation in Musiksachen in Frankreich. Während in Paris Haydn'sche Sinfonien keinen Effect mehr machen, und Romanze und Contretanz die Dilettanten beherrschen, wird der erhabene Componist enthusiastisch begrüßt zweihundert Meilen von der Hauptstadt der schönen Künste und des Geschmacks.

— Anna Maria Pellegrini Celoni starb nach langjähriger Krankheit in Bologna, woselbst sie Mitglied der philharmonischen Akademie war. Sie hatte die Kunst des Gesanges zur Vollkommenheit gebracht, und erregte in ihrer Jugend die Bewunderung ihrer Zeitgenossen.

— Der thüringisch-sächsische Musik-Verein, der Anfangs September sein drittes jährliches großes Musikfest mit einem Orchester von nahe an 600 Personen zu Halle feiern wird, hat den K. Hofkapellmeister Lindpaintner in Stuttgart um eine neue großartige Instrumental-Composition zur Feier jenes Festes ersuchen lassen.

Theater.

Paris.

Académie roy. d. M. Es ist nun ganz bestimmt, daß der Napoleon der Directoren, der Bonaparte der Bajaderen, kurz, der Großsultan der Oper, seinen Zauberscepter niederlegt. Noch wenige Tage, und er wird seinen Nachfolger seinen Künstlern vorstellen, den wohlunterrichtetsten Mann im Reiche der Mode und der alten und neuen Costüme. „Die Insel der Seeräuber" könnte schon am 25sten gegeben werden, da sie aber bescheiden ist, so will sie bis nach den Juli-Tagen warten.

Théâtre français. Ein Stück von Ancelot und Foucher ist mit Beifall angenommen worden. Der Titel ist noch unbekannt. Kein neues Werk wird vor dem September in die Scene gehen, wo der „Don Juan" von Casimir Delavigne gegeben werden wird. Von älteren Stücken kommen wieder auf das Repertoire: die „Eugenie" von Beaumarchais, und „l'amour médecin" und „le Sicilien ou l'amour peintre" von Moliere.

Opéra comique. In nächster Woche: „les deux Reines", in zwei Acten, Musik von Monpou, und „Zampa" mit Chollet.

Gymnase dramatique. Morgen: „la fille mal élevée" mit Dem. Sauvage u. s. w.

Vaudeville. Bald: „un de ses frères" in einem Act, und: „l'habit ne fait pas le moine" in drei Acten.

Palais royal. Nächstens: „l'orpheline de la Bérézina" mit einer neuen, sehr schönen Decoration von Ciceri. Indessen wird die Rückkunft der Dejazet erwartet.

Variétés. In Kurzem: „Madelon Friquet", worin die Jenny Colon wahrscheinlich, wie immer, sehr liebenswürdig seyn wird.

Porte St. Martin. „La Berline de l'Emigré" wird bald abgehen. Möge sie das Publikum mitnehmen und dem Director volle Cassen machen.

Ambigu-Comique. Obgleich Ango noch immer die Casse füllt, probirt

man doch ein dreiactiges Drama, betitelt: „Marguerite de Quelus.“

Cirque-Olympique. Die erste Vorstellung des „Elephanten und Pagen“ hatte eine glänzende Versammlung herbeigezogen. Der Elephant Kiouny, der die Hauptrolle hatte, zeigte während des ganzen Stückes eine bewundernswerthe Geschicklichkeit und Intelligenz. Ich möchte nicht sagen, daß er am Schlusse auf einem ungeheuern Seile getanzt hat, aber darauf gegangen ist er, und zwar mit einer solchen Elephanten-Grazie und Leichtigkeit, daß unaufhörliche Bravo's ihn verfolgten. Auch ein Kranz war für ihn in Bereitschaft. Der Künstler war aber zu bescheiden, ihn anzunehmen, und erschien nicht einmal, als er gerufen wurde. Nun sage man noch, daß die Thiere keinen Verstand haben!

Franconi in den elysäischen Feldern. Alle Abende die fashionable Welt; die elegantesten Damen; Dem. Antoinette, die liebenswürdige Reiterin; zweitausend Franken Einnahme; Bravo! Bravissimo!

(Mauchamps.)

— Pariser Oper. Das Wiederauftreten der Dem. Taglioni hatte den Saal gefüllt. Seit lange hatte die Versammlung keinen so schönen Coup d'oeil gewährt. Was das Land und die Bäder in Paris von schöner und eleganter Welt zurückgelassen haben, hatte sich an diesem Abend vereinigt, die Sylphide zu begrüßen. Am Ende der Vorstellung wurde die Tänzerin gerufen, um sich mit Beifall und Blumen überschütten zu lassen.

Aus der Gesellschaft.

— Die Familie des Königs der Franzosen wird Neuilly verlassen und über die Julitage in Paris bleiben. — Samstag den 25sten wurden die sechszehn Paare vor dem Maire getraut, welche bei Gelegenheit der Julitage ausgestattet werden sollen.

— Don Miguel will seinen Wohnsitz in Porto d'Anzio nehmen.

— Das große Fest im Versailler Park hatte einen solchen Zufluß von Neugierigen in das herrliche Bosquet der Königin zusammengeführt, daß man ein zweites für Sonntag den 26. ankündigte.

Oekonomie.

— In Bar in Frankreich, erzählt das Journal de la Meuse, werden mit Glück die Blätter der Kartoffeln wie Tabak behandelt und gebraucht, so daß selbst geschickte Raucher dadurch getäuscht werden können.

— Tokaier. Der köstliche Wein, den man schon oft flüssiges Gold und den König der Weine mit Recht genannt hat, wächst nicht bloß bei dem Flecken Tokay, sondern auch in dessen Umgebung. Das ganze Wein-Gebirge erhebt sich über 250 Fuß, aber der Hügel Mezes-Male liefert Wein von erster Qualität. Der Boden, der dieses Wundergewächs liefert, besteht größtentheils aus Porphyr. — Der größte Theil davon gehört der Krone; zunächst besitzen der Fürst Brezenheim und der Graf Szirmai einen bedeutenden Antheil. In guten Jahren liefern diese Berge mehr als 400,000 Eimer. König Bela IV. kann als

der erste Pflanzer dieser Reben angesehen werden; italienische Colonisten besorgten ihre Cultur. Schon um 1751 brachte der Zehnte aus diesem Gewächs dem Bisthum Erlau 10,000 Dukaten ein. Die Tokayer Traube wird erst sehr spät gelesen. Manchmal findet die Ernte erst den 28. Oktober und noch später Statt. Man zählt eilf verschiedene Sorten auf diesen Hügeln, die alle von köstlichem Geschmack sind, aber doch große Verschiedenheit unter sich zeigen. Jede Lese liefert drei Arten Wein; zuerst die, welche von selbst von den Trauben abläuft und Ausbruch heißt; dann die erste Kelter, welche die zweite Sorte, und die zweite Kelter, welche die dritte Sorte liefert.

Anecdoten.

— Talleyrand pflegte zu sagen: „Die Rede ist dem Menschen verliehen, damit er seine Gedanken verbergen könne." Man muß zu seinem Lobe sagen, daß er diese Maxime gewissenhaft in Ausübung gebracht hat. Aber auch sein Gesicht kommt seiner Verstellung sehr künstlich zu Hülfe. Der Marschall Lannes sagte bei solcher Gelegenheit: wenn, während er mit Ihnen spricht, ihm Jemand von hinten einen Fußtritt gäbe, so würde sein Gesicht nichts davon verrathen. Als Jemand dieses Talleyrand hinterbrachte, bemerkte er gelassen: „Oui, c'est le coup de pied de Lannes." (Der Name des Marschalls wird in Frankreich ganz gleichlautend mit l'âne gesprochen.) Murat, der nicht so fein wie Lannes war, sagte vom Prinzen von Benevent: „C'est de la boue en bas de soie." Murat gebrauchte jedoch das Wort boue nur an Tagen, wo er zur Höflichkeit geneigt war, oder in Damengesellschaft.

Naturgeschichtliches.

Ein junger französischer Seeofficier, der lange am Senegal gestanden hatte, kam vor sechs Monaten nach Frankreich zurück und brachte eine gezähmte Hyäne mit. War ihr Herr gegenwärtig, so durften auch andere Personen sich ihr nähern und sie streicheln. In Brest zeigte der junge Officier seine Hyäne dem Seepräfekten, welcher ihn bestimmte, sie der Regierung zum Geschenk zu machen. Kürzlich führte ihn ein Zufall nach Paris, wo er sich auch nach dem Pflanzengarten begab, um die Menagerie zu sehen. Kaum erblickte ihn die Hyäne, so neigte sie sanft den Kopf und den Schweif, um jene Liebkosungen wieder zu erhalten, die sie so lange schon entbehren müssen, denn seitdem sie in der Menagerie war, durfte Niemand sich ihr nähern, ohne daß sie wild wurde. Der junge Mann verstand sie sogleich, streichelte ihr den Rücken und steckte ihr die Hand in den Rachen. Alle Zuschauer, die umher standen und die von der früheren Bekanntschaft Beider nichts wußten, konnten ihre laute Verwunderung nicht zurückhalten.

Vermischtes.

Französische Blätter sprechen von einer deutschen Familie, Beerenhänger, die von Breslau nach Paris gehen und sich dort auf dem gewöhnlichen Mirliton (Kindertrompetchen) hören lassen will. Der ältere Beerenhänger soll einen Klappen-Mirliton erfunden haben. Das Ganze ist eine Mystification, wie

sie die Pariser Blätter oft zu Tage fördern.

— Man will in dem neuen, im Gymnase gegebenen Vaudeville: „La fille mal élevée“ Anspielungen auf den berüchtigten Proceß de la Roncière's gefunden haben. Die Verfasser, d'Epagny und Comberousse, verwahren sich dagegen; es scheint jedoch etwas an der Sache zu seyn.

— Ein schwedisches Blatt berichtet, daß, als jüngst ein deutscher Antiquar, der Doktor Löwe, die berühmte gothische Handschrift des Ulfilas in Upsala sehen wollte, er zum Erstaunen der Bibliothekaren die Bemerkung machte, daß eilf von diesen prachtvollen, auf purpurrothem Pergament mit Gold und Silber geschriebenen Blättern fehlten. Der Diebstahl kann erst kürzlich begangen worden seyn. Der Verdacht fiel auf einen englischen Reisenden.

— In der Alexandrowsky'schen Kanonengießerei zu Petrosadovsk bedient man sich schon seit 1788 der Eisenbahnen, um die Kanonen nach den verschiedenen Theilen der ausgedehnten Fabrikgebäude zu schaffen.

— In Paris circuliren nach einer neueren Zählung folgende öffentliche Transportwerkzeuge für Personen (die Cabriolets ausgenommen): 54 Omnibus, 26 Dames blanches, 20 Tricycles, 48 Favorites, 22 Orléanaises, 14 Diligences, 24 Béarnaises, 18 Citadines, 18 Parisiennes, 6 Ecossaises, 6 Batignollaises. Im letzten Jahre haben diese Wagen, die gewöhnlich 15 Personen fassen können, 11 Millionen Franken eingenommen.

— Ueber Beleuchtungen. Unsere Illuminationen mit Unschlitt-Lampen haben den zweifachen Uebelstand, zuerst, daß sie die Façaden der Gebäude schwärzen, zweitens, daß sie einen übeln Geruch verbreiten. In Italien hat man stets andere Arten von Beleuchtungen öffentlicher Denkmäler in Anwendung gebracht. In Mailand z. B. hängt man Guirlanden von bunten Papierlaternen an alle Gebäude, selbst an den prächtigen Dom und seine Glockenthürme; dieses gewährt einen herrlichen Anblick. In Florenz und andern Städten bedient man sich wieder anderer Mittel. Dort sieht der Reisende an den Palästen große Arme von Eisen oder Bronce, welche ungefähr zwei Fuß von der Mauer abstehen. Hier bringt man bei festlichen Gelegenheiten weiße Wachsfackeln an, welche aber in der That einen Eindruck machen, der mehr zum Ernst als zur Freudigkeit auffordert. In England wendet man das Gas, zur Beleuchtung der Decorationen an der Außenseite der Gebäude, mit großem Glücke an. Auch in Paris will man, bei den dießjährigen Julifesten, einen Versuch damit machen. Auf dem Greveplatze soll eine Decoration im mittelalterlichen Geschmacke, ungefähr zehn Fuß von dem Stadthause entfernt, errichtet werden. Diese soll durch Tausende von Gasflammen, Sonnen, Girandolen und Sternen beleuchtet werden. Decoration und die Art Gas dabei anzuwenden, sind von Herrn Visconti. Man hofft, daß dieser Versuch gut ausfallen und dazu dienen werde, die alte, unzweckmäßige und den Gebäuden schädliche Beleuchtungsart abzustellen.

— Aus Taganrog wird unter'm 2. Juni gemeldet: Während April und Mai wurden nach Mariupol

35,015,880 eingesalzene Fische gebracht, die größtentheils von den südlichen Küsten des Azow'schen Meeres kamen, und den Kosaken vom schwarzen Meere und denen vom Don gehörten. Diese ungeheure Menge ist für Klein-Rußland bestimmt, und bis jetzt sind bereits 25,000,000 Fische auf 10,000 Wagen dahin verladen worden. Ein so beträchtlicher Handelszweig bietet den Einwohnern von Mariupol große Vortheile, auch nimmt diese Stadt sehr schnell an Ausdehnung zu.

— Den 21. Juni wurde in St. Petersburg unter großen Feierlichkeiten der Grundstein zu dem General-Observatorium gelegt. Die Platina-Medaille, welche bei dieser Gelegenheit geschlagen wurde, stellt auf der einen Seite das Bildniß des Kaisers dar, und auf der andern das Observatorium, vom Zodiacus umgeben.

Wiener Theaterzeitung.

Herr Herrmann Waldow besingt in der Theaterzeitung Herrn Johann Gab. Seidl, und schließt mit den Worten:

»O sey mein Bruder, liebe mich,
Wie ich Dich lang geliebt!«

Dieser zärtliche Sänger wohnt in Hinterpommern. Wir können nicht sagen, ob Herr Seidl, der in Steiermark lebt, diesem poetischen Wunsche nachkommen und seinen liebenden Freund in Pommern wieder lieben wird. Man sieht jedoch, daß die in deutschen Gauen zerstreuten Stämme sich Herrn Bäuerle anschließen wollen. Schon beginnen „die Bewohner des herrlichen Herzogthums Pommern," die Steiermärker zu lieben, und wollen wieder geliebt seyn, die Meklenburger, Friesen, Westphalen, die Bewohner des Landes Dahme und Bärwalde, die Cassuben und Wenden u. s. w., werden sicher nicht zurückbleiben, und so wird es auch, neben dem politischen Vortheil, Herrn Bäuerle an trefflichen Mitarbeitern nicht fehlen, während sein großer Humorist auf vier Wochen nach Italien gereist ist, wie er selbst und nach ihm viele Blätter verkündigten.

Von Mad. Crelinger heißt es in jenem Blatte:

„Mad. Stich-Crelinger, die Heroin (e) des deutschen Cothurns, ausgezeichnet durch ihren wohlerworbenen europäischen Kunstruf, dem Wiener Publikum aus mehrmaliger Gastanwesenheit *) und so vielfältigen großartigen Kunstleistungen lieb und werth, — erscheint hier mit ihren beiden talentbegabten Töchtern, Clara und Bertha, welche uns das jüngste Gastspiel der gefeierten Künstlerin-Mutter auf eine höchst anziehende Weise vorführte. Die Bewunderung, welche die berühmte Gastspielerin in früherer Zeit und jetzt neuerdings erregte, wurde durch das wohlausgebildete Talent der jugendlichen Kunstpriesterinnen und den schönen erfolgreichen Einfluß des mütterlichen Vorbildes nur noch gesteigert. In beiden Knospen reifen der deutschen Bühne reiche und vielversprechende Erwartungen, die in einer solchen Bildungsschule gewiß bald üppige Frucht tragen werden. Der Künstler hat eine vereinigende Gruppe aus unseres Grillparzer's klassischer „Sappho" gewählt, uns

*) Sollte nach Geistesabwesenheit formirt werden.

die liebwerthen Gäste in einem Bilde vorzuführen, dessen Conception und Ausführung gewiß allgemein befriedigen und auf wahren Kunstwerth Anspruch machen dürfte!“

Dieses „dürfte“ am Schlusse macht den herrlichsten Eindruck! — Auf solch' pomphaften Wasserfall ein so dürftiges Ende! Unvergleichlich! Bäuerle läßt sich von seinen Mitarbeitern verschiedene Stylsorten liefern, wie sie die öffentlichen Schreiber in Paris und Italien vorräthig haben. Der pomphafteste Styl ist auch der theuerste; ein Styl, worin sich nur ein gesunder Menschenverstand kund gibt, wird nicht hoch gehalten. Für Mad. Crelinger hat er einmal nichts sparen wollen, das sieht man! Ja — aber die Bewohner „der herrlichen Mark Brandenburg“ werden das auch zu schätzen wissen und die Theater-Zeitung halten. —

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte, ein wohlgetroffenes in Paris verfertigtes Bildniß des Herrn Kapellmeisters J. Meyerbeer, und zu gleicher Zeit eine neue Komposition von ihm, welche in diesem Augenblicke bei allen Dilettanten in Paris anzutreffen ist. Es ist eine Canzone, deren Lieblichkeit und melodiöse Durchführung des Hauptgedankens an die trefflichen Singstücke dieser Art der älteren italienischen Meister erinnert.

Herausgegeben von August Lewald.



J. Meyerbeer.

[illegible] Stuttgart.



A.Lewal

Die Worte von Emil Deschamps.

Die Musik von G. Meyerbeer.

Allegro

...donne, Ist sie stets Ve...ne...digs Sonne, An...muth

...gli...se, C'est la per...le de Ve...ni...se, Pu...deur

dolce

Zäch tig...der rei...nen See...le, Mor...gen...stern mit kla...rer

gra...ce ...be vir...gi...na...le C'est l'é...toi...le ma...ti

cresc.

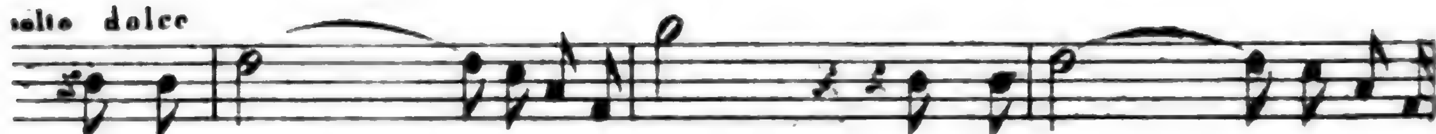
Hel...le ...in dir hold ge...wo...gen, Herr...sche üb...er Land und

...na...le ...li...re, l'âme é...pri...se Jeu...ne fil...le, sois mar...
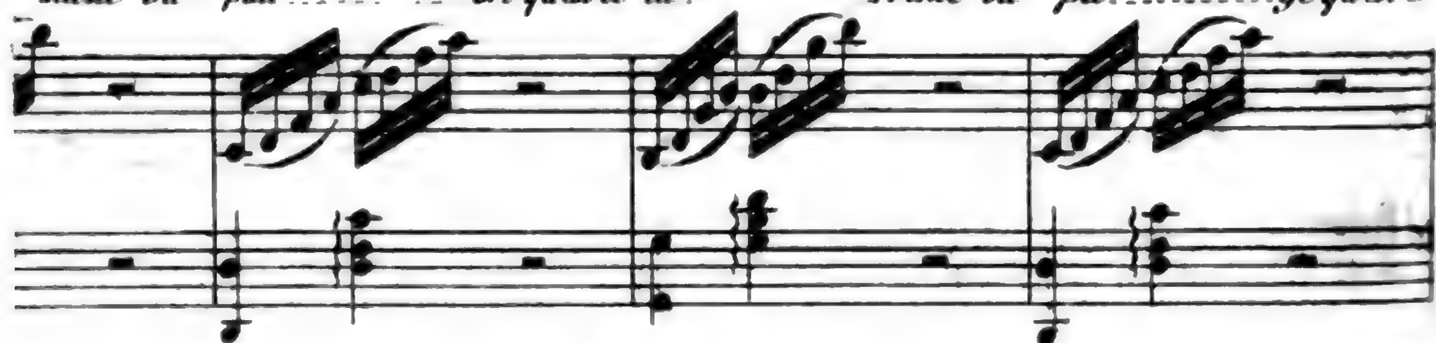
p

Wo...gen, ...e...ben, Und was that ich lieb' ihn ja, Ich lie...be, ich

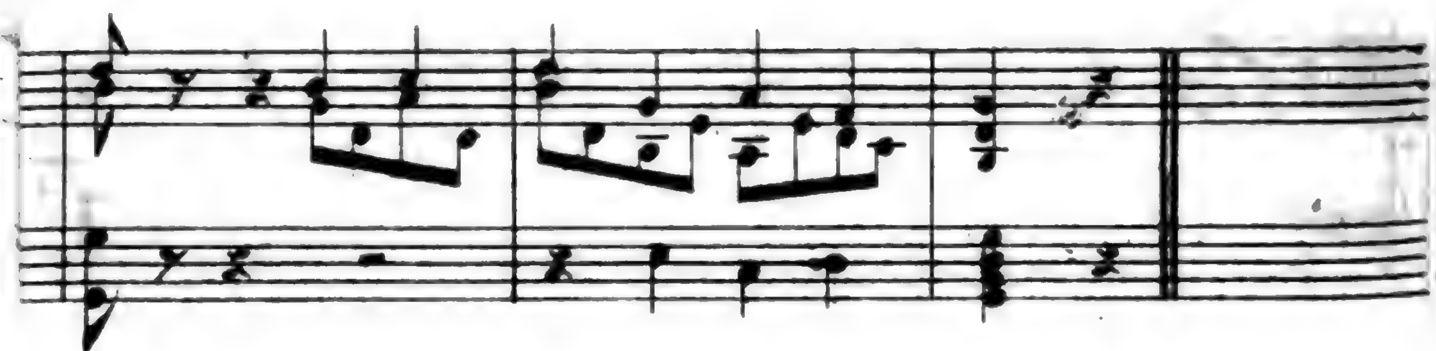
qui...se, ...a...ge, Mais je l'aime, tout est là, Je l'ai...me, je



Reich und arm, für e_wig ja! Fürst und Die_ _ _ _ ner e_wig
Riche ou pau_ _ _ _ vre qu'est ce là! Prince ou pa_ _ _ _ ge qu'est ce







Grangeneuve.

De Latouche, einer der ausgezeichnetsten jungen Schriftsteller Frankreichs, hatte lange geschwiegen, als er vor wenigen Wochen mit einem Romane vor dem Publikum erschien, welcher das größte Aufsehen erregte. Sein Held ist ein Mitglied jener gemäßigten Revolutionspartei, welche sich Gironde nannte, und als Gegnerin des Berges bekannt ist. Grangeneuve selbst ist ein ziemlich unbekannter Name, von dem die Geschichte wenig weiß; desto willkommener war er aber dem Dichter, weil er ihn mit allem ausstatten konnte, womit ein junger Autor so gern seinen Liebling auszustatten pflegt. Durch das Ganze zieht sich eine interessante Liebesgeschichte. Wir geben hier eine Schilderung des Herbstes 1792 bis zum Anfange des Jahres 1793, der Hinrichtung Ludwigs XVI. Später soll noch ein andres Fragment aus diesem interessanten Buche mitgetheilt werden.

Von den frühern Werken von de Latouche erwähnen wir hier noch: Fragoletta, und den Briefwechsel zwischen Clemens XIV. und Carlo Bertinazzi, ferner die Königin von Spanien, ein Lustspiel, und den Figaro, der unter de Latouche's Redaction eine Bedeutung erhielt, die er seitdem nie wieder erreicht hat.

Herbst 1792.

„Holla, ho! Die aus Brest und Marseille sind in Unordnung! Seht nur! Vier ihrer Kanonen auf dem Platze! und ein gut Theil dieser Herren mit dem Bauch in der Luft; alle Schloßhöfe sind leer, und die Straßen bis zum Pont neuf wie gefegt! Noch einen Ruck mit der Halfter, und wir führen diese Canaille nach ihren Vorstädten zurück."

„Sehen Sie doch, Vicomte, das Pferd von einer Kanonenkugel entzwei gerissen; von dem Reiter ist nur ein Bein übrig."

„Laßt das, mein Guter; diese acht und vierzig heulende Sturmglocken von Paris machen mich taub. Das ganze Volk kann noch einmal zurück kommen und uns auf den Nacken fallen. Das Feuer ist schon in allen Häusern, die an das Schloß stoßen."

„Bei meiner Ehre! ein schönes Schauspiel! Ich wette, daß 900 Toisen Feuersbrunst vor uns liegen. Es ist heiß. Teufel! Was willst Du? Heut ist der 10. August."

So fing mit einem Vortheil der Schweizer und der aus den Tuilerien geflüchteten Edelleute jener Tag an, welcher mit der Absetzung des

Königs endigen sollte. Keiner von den Vertheidigern des Thrones, kein Mitglied des Adels hatte die Uniform der Nationalgarde anziehen wollen, um sich den sogenannten constitutionellen Bataillonen anzuschließen. Einen solchen Abschen hatten sie, die Ritter des Dolches, vor dem Pacte, den ihr Meister feierlich beschworen hatte den 14. Juli 1790 und den 18. September 1791. Es war auf dem Carousselplatze, dem gewöhnlichen Bereiche dieser Polemik, wo das Drama gespielt wurde, dessen erster Act schon den 20. Juni beendigt war. Die Rache hatte damals mit dem Lächerlichen begonnen, und die Tragödie mit der Staatsaction. Die Sieger hatten sich dabei sehr gut amüsirt. Man hatte auf Kosten der Majestät eines Menschen gelacht. Die Sprache der Hallen wurde laut am Hofe gesprochen, und viel gemüthlicher als roh hatte die Demokratie an diesem Tage statt der mittelalterlichen Krone eine groteske Mütze aufgesetzt. Immer ist es wieder dieses ritterliche Caroussel, wo sich die zwei alten Kämpen gegenüber stellen, die selten Waffen zum Scherze tragen, der Despotismus nämlich und die Sclaverei.

Ein einziger Mensch, eine Frau, zeigte sich als Mann mitten in diesem heuchlerischen Hofe, wo alle Hoffnung zur Versöhnung trügerisch war, die damals nur bestand in der Niederlage der Franzosen, in der preußischen Allianz, in dem Verlust vieler tausend Bürger, um einige Höflinge zu erheben. Diese Frau war die Königin. Sie verbarg ihre Gedanken nicht, und hätte kämpfen und sterben wollen, ehe sie zur Schande gegriffen hätte. Die Andern, welche ihre Bewegungen mit den Fremden combinirten, Parteigänger, die sich mit dem Mantel des Gesetzes bedeckten, um seinen Sinn zu vernichten, Verschworene ohne Treu', ohne Genie und ohne Muth — sie verdienten, was dieser Tag über sie verhängte. Wenn ihr trauriges Schicksal einst ihre Fehler überragen wird, dann soll uns ein edles Mitleid wieder ergreifen; aber in diesem Augenblicke müssen wir es sagen, obgleich die Hebel dieser Revolte nur Danton und Robespierre waren, der Sieg ist auf der Seite der Gerechtigkeit gewesen. Noch ein Tag, und der Feind wäre in Paris eingerückt. Man mußte sich die Macht aneignen, um den Fremden zu widerstehen: diese Revolution war zur politischen Nothwendigkeit geworden. Ludwig XVI. war so schuldig am 10. August, wie seine Feinde am 21. Januar es wurden.

Und dieser König floh von seinem Posten, als alle Würfel zu seinen Gunsten standen! Marie Antoinette, von Ruinen und Schlachtopfern umgeben, beklagte weniger seinen Verlust, als das Unglück, theilnahmlos unterlegen zu seyn.

Grangeneuve trat in die Versammlung in dem Augenblicke, wo der ungewisse Kampf vielen Deputirten die Meinung aufdrang, daß

ihnen nichts übrig bliebe, als auf ihren Sitzen zu sterben; da erinnerte er sich, daß Pethion nach den Tuilerien gegangen sey. Es sollte die versöhnende Macht des Maire aufgeboten werden, aber seine Gegenwart war unnütz, und konnte gefährlich für ihn werden. Pethion als Geißel hätte leicht der Furcht oder der Rache der Höflinge geopfert werden können.

Grangeneuve schlug vor, ihm durch ein Dekret befehlen zu lassen, daß er in die Versammlung kommen solle, um über die Lage von Paris Rechenschaft zu geben.

„Ich danke Euch mein Leben, Ihr Herren!“ sagte Pethion eintretend; „ein wildes Geschrei theils voll Abscheu und theils voll Freude hatte mich in jenem Palaste empfangen, wo ich den 20. Juni nicht schweigen wollte, als ich im Namen des Volkes sprach. Man wollte mich mit Ketten belasten und hat mich mit Flüchen ziehen lassen.“

Als die National-Versammlung dem Monarchen einen Zufluchtsort in die enge Loge eines Journalisten gewährt hatte, und Westermann und seine Kanoniere die Fremden aus dem Palaste vertrieben hatten, welche zwischen dem Fürsten und dem Volke standen, verließen die Deputirten den Senat, und Heinrich (Grangeneuve) durchlief, einer der Ersten, diesen Garten der Tuilerien, der noch vom Blutbade dampfte. Ueberall brennende Balken und Trümmer, und dicker Rauch, welcher in finstern Massen diesen königlichen Sitz durchzog, der mit herrlichen Orangenbäumen, mit Blumen aller Art und mit weißen Statuen bevölkert ist. Die Mauern der Terasse waren mit Blut getränkt und die Schwellen mit Schutthaufen bedeckt. Hier Haufen von Bajonetten und die Scherben der Branntweinflaschen der Schweizer, etwas weiter unter zerrissenen und blutigen Stoffen der Zipfel eines mit Lilien gestickten Mantels; im duftigen Rasen, am Fuße der Marmorbilder und unter blühenden Gesträuchen, überall nur Leichen. Eine Kaserne brannte, und bei ihrem Scheine sah man auf dem Platze Ludwig XV. Lastwagen mit Sterbenden beladen, und einige Spießgesellen Orleans', welche beim ersten Schuß davon gelaufen waren, kamen nun zurück, um die Schweizer zu ermorden noch nach beendigtem Kampfe.

Da wandte sich Grangeneuve; er sah nach dem Saale der Reitbahn, wo die Versammlung ihre Sitzungen hielt, und die der Brand noch vor einer Stunde hätte erreichen können. Durch die geöffneten Fenster des einen Saales des Comité's der Zwölfe sah er einen gedeckten Tisch, und neben seiner Familie unbeweglich und mit gesenktem Auge den gleichgültigen Ludwig XVI. daran sitzen. Er machte die Honneurs seiner gewöhnlichen Mahlzeit.

Ohne aber seine eigenen Interessen ungeduldig zu werden, inmitten so ernster Begebenheiten und zu glücklich, um sich einer Beleidigung entsinnen zu können, suchte Grangeneuve nach einigen Tagen dem Manne zu begegnen, der sein Ausforderer in einem Moment geworden war, wo er sich andern Verpflichtungen aufzusparen hatte. Er fand ihn nirgend. Eines Abends jedoch stieß er auf eine Gruppe, wo er den Namen Ferrières und den seinigen hörte. Er erfuhr hier, daß Guadet der Eingebung seines Zorns gefolgt war, und daß der royalistische Deputirte auf ein Dekret seiner Kollegen nach der Abbaye geschickt worden war.

Die Zeit drängte. Schon verfinsterten sich die ersten Tage des September: die Gefängnisse waren bedroht, und Ferrières konnte sterben in den ausbrechenden blutigen Auftritten. Von dieser Gefahr hören und zu seiner Rettung eilen, war bei Grangeneuve Eins und Dasselbe. Er wußte, daß sein Gegner in der Abbaye eingekerkert war, und dorthin eilte er, um ihn zurückzufordern und zu vertheidigen.

Man erwarte nicht, daß wir jene Begebenheiten hier beschreiben werden, denen der September seinen Namen hinterlassen hat. Zu lange herrschte die literarische Mode, sich nur von Foltern begeistern zu lassen, und nur Vergnügen beim Blutgeruche zu empfinden. Es ist vielmehr jetzt die Sache der Philosophie und der Gerechtigkeit, zu erklären, wie durch das einfache Zusammentreten einer kleinen Anzahl von Unsinnigen ein solcher Blutfleck auf dem Gewande Frankreichs entstehen konnte. — Wir wollen gestehen, daß dieses Werk der Ausrottung von Wesen übernommen wurde, die durch Unwissenheit entadelt waren. So ist die Gesellschaft beschaffen: das Verbrechen wird ausgeführt durch die Opfer der Selbstsucht der Reichen. Derjenige, welcher ersinnt, hervorruft oder antreibt, ist für Alles verantwortlich. Immer ist der Kopf schuldig, wenn selbst der blutige Arm unschuldig wäre.

Sie hatten zu einigen Bettlern gesagt, denen es eben so an Vernunft wie an Brod fehlte, daß Greise, Frauen und Priester im finstern Kerker gegen die kaum entstandene Republick conspirirten. Und mit einigen Hellern hatten sie entsetzlichen Muth, zweifelhafte Uneigennützigkeit und den blindesten Patriotismus angefeuert. Was eben dabei so entsetzt, betrübt und verwirrt, das sind weniger die Fanatiker, die solchen Gedanken haben konnten, als daß eine Bevölkerung von 800,000 Seelen keinen Widerstand der Ausführung dieses Komplotts entgegenstellte. Die Urheber dieses Attentats waren zehne; man kann und soll sie nennen. Sie hießen: Robespierre, Couthon, Sain-Just,

Danton, Billaud-Varennes, Collot-d'Herbois, Sergent, Panis und Marat.

Die Henker wurden täglich mit zwei Franken bezahlt, wie es die genauen Register der Kommune belegen, und überstiegen nicht die Zahl von 180. Und diese verübten ihre Arbeit, nicht von der Nacht begünstigt, nicht während eines Tags, wo Schrecken und Entsetzen herrschten, sondern während vier Nächten und bei der Helle von vier Tagen. Das Morden fing am zweiten an und endigte am sechsten. Wo verbarg sich wohl die National-Garde? Sie bestand aus 50,000 Mann und kam nicht! Und die Pariser blieben gleichgültige Zuschauer bei diesen Thaten. Fünfzig Schützen hätten dem Morden Einhalt gethan, und ganz Paris sah ruhig zu. „Ich hoffte nicht mehr," sagte Madame Roland, „daß die Freiheit bei diesen Niederträchtigen jemals zurückkehren würde, die unempfindlich blieben bei den äußersten Schändlichkeiten, die man gegen Natur und Menschlichkeit verüben kann." Wartete die National-Garde auf Befehl ihres Chefs? Muß man denn im Paradeschritte Unglücklichen zu Hilfe eilen, die ermordet werden?

Wie konnte diese Garde, welche wir so oft zweideutige Thaten vollbringen sahen, z. B. unter Sacken die Polizei handhaben, oder einen zerstreuten Spaziergänger mit Stockschlägen daran erinnern, daß er vor Quelen's Prozessionen den Hut abzunehmen vergessen hatte; wie konnte sie, sage ich, so oft schon zum Besten der Unterdrückten ihre Pflicht versäumen? Was that die Nationalgarde bei den Septembermorden? Damals gab es ja keine materiellen Interessen zu beschützen, keine Gewürzläden zu vertheidigen? Man würgte damals nur Priester, Greise und Kinder.

Als Grangeneuve sich an den Pforten der Abbaye zeigte, traf er den blutdürstigen Wahnwitz auf seiner höchsten Stufe. Das Gerücht von der Einnahme von Verdun hatte sich überall verbreitet, man sagte, daß die Preußen auf Chalons losmarschirten; drei Tage noch, und sie waren in Paris. Die Gefahr für Frankreich war feierlich proklamirt worden; die Lärmkanone that jede Viertelstunde einen Schuß, und die schwarze Fahne flatterte auf dem Stadthause. Sieben Wüthende, es waren ihrer nicht mehr in der Abbaye, hatten bereits über das Schicksal von sechzig Gefangenen entschieden, und nur die Damen St. Brice und Tourzel verschont, ferner den Lehrer der Taubstummen, Abbé Sicard. Die Gefangenenliste in der Hand zogen die Mörder umher, und wenn sie einen Unschuldigen zu finden glaubten, so ließen sie ihn hinaus, und riefen dem bewaffneten Volk zu: „Hut herunter!"

dann häuften sie das Gold, die Edelsteine und Papiere zusammen, um Alles in die Kanzlei der furchtbaren Kommune abzuliefern.

Nachdem Grangeneuve durch ein Gewölbe von Piken, Säbeln und Keulen hindurchgedrungen war, meldete man den Wilden, daß ein Kommissär der Versammlung zu interveniren verlange, in dem, was sie ihre Gerechtigkeit nannten. Ein Mensch trat aus dem Haufen hervor, er trug in der Hand eine eiserne Lanze, die geschliffen und blutig war.

„Das Blut,“ schrie er, „gehört Montmorin dem Minister und seiner Kompagnie. Wir sind auf unserm Posten; verlaßt nicht den eurigen! Wenn Alle, die wir zur Aufrechthaltung der Gerechtigkeit hingesetzt haben, ihre Schuldigkeit gethan hätten, so wären wir nicht hier. Wir verrichten ihre Arbeit, und vollenden sie gut.“

„Er ist nicht hier, Dein Ferrières!“ sagten fast zu gleicher Zeit Chabot und Bazire, welche abgesandt waren, die Wuth der Mörder zu besänftigen, sie aber zu ermuthigen und ihnen zuzulächeln schienen.

„Er wurde auf seine Bitte nach Bicètre gebracht,“ fügte Bazire hinzu, „weil er den Oberarzt dort kennt; er wird sich dieser Protection wohl erinnern.“

Heinrich war nur sehr unvollkommen beruhigt, und da er sah, daß seine Magistratswürde hier verkannt wurde, so bot er heimlich einem der Satelliten Geld an, damit er ihm Gewißheit über den Gegenstand seiner Forschungen brächte.

„Nehmt dieses Taschenbuch, mein Freund, und suchet genau in allen Theilen des Hauses. Wenn Ihr Euren Repräsentanten findet, so bringt ihn her, denn er ist unverletzlich. Ihr sollt Lohn empfangen und werdet eine gute That verrichtet haben.“

„Man bezahlt mich, damit ich tödte,“ gab der Andere zur Antwort, „und nicht, damit ich gute Thaten verrichte.“

Und damit kehrte er ihm den Rücken.

Grangeneuve schien nun Gewißheit zu haben, daß der, den er suchte, nicht hier sey. Er eilte mit pochendem Herzen und verwirrten Sinnes nach seiner Wohnung. Er hörte, wie die Würger, die seit einigen Minuten nichts mehr zu thun hatten, davon sprachen, nach Bicètre zu gehen.

„Dort sind die Haupträdelsführer, welche die Männer von Coblenz befreien wollten, um sie gegen uns zu bewaffnen. Marsch!“

„Ja,“ rief der Mensch mit der eisernen Pike; „denn hier in der Abbeye sind die Löcher schon leer. Die Gefangenen sind alle massakrirt .... bis auf Einige.“

„Und warum sind Einige verschont?“ fragte ein Marseillaise.
„Weil man sie zum Fenster hinausgeworfen hat.“



Habt Ihr wohl jene Masse unförmlicher Gebäude betrachtet, ein Pandämonium bizarrer Konstruktionen, das im Süden von Paris auf dem Gipfel eines unfruchtbaren Abhanges ruht? Diese Fabrik beherrscht und scheidet die beiden alten Straßen nach Italien und Spanien. Dieser Hügel bewahrte in seinem Schooße fast alle Steine, woraus die Hauptstadt gebaut ist, und an seinen Seiten sieht man noch die Räder wie ungeheure Krahne, um die Aushöhlung fortzusetzen. Kein grüner Teppich, keine etwas erhöhte Vegetation entzieht den Blick des Reisenden dem Umkreis trauriger Mauern und den tausend mit Eisen vergitterten Fenstern und dem elenden Glockenthurm dieses finstern Aufenthaltes. Ist es ein Schloß, ist es eine Citadelle, ein Hospital oder ein Gefängniß oder eine Stadt? Es ist Alles dies zusammen: es ist Bicètre. — Bicètre, in dem fortwährend sechs tausend Menschen wohnen. Die Vernunft des Jahrhunderts hat hier den Wahnsinn eingesperrt, und mit ihm drei andere Schwachheiten der menschlichen Natur: das Verbrechen, die Armuth und das Alter.

Dieser Ort, dessen Namen englischen Ursprungs ist, wird in der Geschichte des Mittelalters nur bei Gelegenheit von Felonie, Diebstahl, Mord und Aberglauben erwähnt. Von dem alten Römerkirchhof bis zum Gipfel des Berges hatten sich um 1540 Gespenster und Wehrwölfe eingenistet. Im Grunde der nahen Steinbrüche von Mont Rouge zeigten die Schwarzkünstler den Teufel unsern Vätern. Heute gibt es keine Poesie an diesem verödeten Horizont, als einige zerstreute Steinhaufen, welche an der Sonne bleichen, und unbeweglichen Schafheerden ähnlich sind, und dann die großen Räder, die uns zum Theil die Ideen des Hochgerichts vergegenwärtigen, oder wenn sie sich plötzlich in Bewegung setzen, uns wie eine gespenstische Kraft vorkommen, wie ein geheimnißvoller Telegraph, wie die Zeichen des unheimlichen Schäfers, den er seinen Hunden und zahllosen Schafen ertheilt. Habt Ihr nun den Gipfel dieses Hügels erstiegen, wo der Seekalk und der Feuerstein sich vermischen, werdet Ihr die Perspective sich in wunderbarer Verkürzung ausdehnen sehen. Die Panorama's, die sich hier enthüllen, zeigen einen Doppelcharakter von Glanz und Ländlichkeit. Durchwandelt dieses Plateau, wo die Wand der Steinbrüche mit der Pflugschaar des Landmanns wetteifert, wo das Erdreich die Ausgrabungen von Pompeji vergegenwärtigt, und sich vor Euch die geheimnißvollen Thäler der Bievre öffnen. Der

Park von Arcueil und von Cachant breiten zu Euren Füßen die Wipfel ihrer großen Bäume aus, wie ein Sammtteppich von verschiedenen Farben. Im Norden liegt Paris! Mit seinem Amphitheater von Monumenten, seinen gothischen Spitzen, seinen abwechselnden Kuppeln; und der Lauf des Stromes wellenförmiger als eine Schlange, die sich zwanzigmale um sich selbst schlingt. Der Windstoß aus allen Gegenden reinigt hier die Atmosphäre und bringt langes Leben hervor. Gefangene haben hier fünfzig Jahre in den Fesseln gelegen. Man erzählt von einem berüchtigten Diebe, der im achtzigsten Jahre noch lebte, von denen er zwei Drittel in einem unterirdischen Kerker zugebracht hatte, und sich zweimal todt stellte, um nur Luft und Wärme zu genießen. Wenn man ihn dann unbeweglich und kalt in den Hof hinauf brachte, so öffnete er die Augen und sagte: „Nun habe ich doch noch einmal die Sonne gesehen!"

Zu jener Zeit jedoch, die wir hier flüchtig skizziren, athmete in Bicètre unter einigen Bösewichtern, welche der Ketten würdig waren, und Mördern, die den Henkertod erwarteten, mehr als ein Schlachtopfer der Willkühr und der kalten Grausamkeit der Feudalgesetze. So z. B. Söhne von guten Familien, welche sich dem Berufe widersetzten, der ihnen von dem Ehrgeiz ihrer Eltern aufgelegt worden war; Brüder und Gatten, die sich aufgelehnt hatten gegen freche Liebschaften einiger Hofleute, besonders aber eine große Anzahl von Wilddieben, welche zur lebenslänglichen Kettenstrafe verurtheilt waren, weil sie es einst versucht hatten, einen Hasen zu tödten, an einem Tage, wo ihre Familie hungerte.

Die Henker des Septembers, alle Ideen verwirrend oder vielmehr unfähig, eine andere zu begreifen, als die, die Kerker zum Vortheil der Kirchhöfe zu leeren, erstiegen mit ihren Kanonen die Hügel von Bicètre. Sie hatten beschlossen, diese Citadelle zu besetzen, und müßten sie das Veteranenkorps, welches sie bewachte, selbst belagern.

Sie stiegen hinan; eine Todtenstille herrschte um die Mauer, denn der Schloßverwalter, ein Gegenstand des Hasses der ganzen Gemeinde, weil er im Rufe stand, der Hofpartei anzugehören, hatte die Gitter geschlossen und bereitete sich vor zur Vertheidigung. Vor einem Hauptthor angelangt, dessen Bogen etwas Großartiges zeigt und von symetrischen Alleen und Buxbaumeinfassungen umgeben ist, machte die Armee der Bergpartei Halt, erließ eine Aufforderung an das Gefängniß, sich zu ergeben, und nöthigte vor allen Dingen unschuldige Dachdecker, welche einen vorspringenden Flügel des Gebäudes ausbesserten, herunter zu steigen. Sie nahm diese für einen Tirailleur-Posten. Beim Anblick der Artillerie gingen die Veteranen zu den Angreifern

über. Der Schloßverwalter wurde von seinen Leuten mit Erschießen bedroht, die Thüren wurden eingeschlagen und ein Tribunal in freier Luft installirte sich vor dem Eingang des Gefängnisses. Man kann noch heute die Treppe mit dem Eisengeländer sehen, wo der Tisch und die drei Richter sich befanden; wie in der Abbaye, bei den Carmelitern und der Salpetrière, so folgten sich auch hier die Urtheile und ihre Vollziehung einen ganzen Tag hindurch nach der Gefangenenliste, welche als alleiniger Ankläger galt. Kein Widerstand fand statt; diese Henker hatten selbst Zuschauer ohne Zorn und ohne andere Leidenschaft als die Neugier. Und diese elenden Gleichgültigen waren die Bewohner des Hauses selbst. Es waren jene Greise, die unter dem Namen der guten Armen dort aufgenommen wurden, Sicherheit vor physischen Bedürfnissen kann zum Stumpfsinn, das Alter zur Unempfindlichkeit führen. Jedoch waren in einem viereckigen Hofe, der für die Galeerenslaven bestimmt war, und in einer großen Anzahl von kleinen Gefängnissen Männer von starker Faust und wildem Muthe, welche wenige Tage vorher von den Botschaftern der aristokratischen Partei und einigen ihnen ergebenen Wächtern von dem ihnen Bevorstehenden benachrichtigt worden waren. Als am Abend die ersten Sieger in ihre Abtheilung drangen, standen die Gefangenen im Wahne, Jene eilten herbei, die ihnen Belohnung und Freiheit verheißen hätten, um eine gegenrevolutionäre Bewegung zu unterstützen.

„Es lebe Condé!“ schrieen sie. „Es leben die Oestreicher! Nieder mit der Nation!“ Maillard, welcher befehligte, ließ sogleich die Thüren schließen; der Tag neigte sich, und man wollte für die aufgehende Sonne die Rache versparen. Aber in der Nacht entkam der Schloßwächter auf unbekannte Weise den Sansculottes. Die Galeerenslaven erfuhren es, er ließ unter sie einige Waffen vertheilen und öffnete ihre Gefängnisse. Die Gefangenen blieben dessen ungeachtet darin, wie in einer Verschanzung, und warteten auf die günstige Gelegenheit, die äußeren Linien zu bezwingen und beim ersten Tagesgrauen im Tumult zu entkommen. Inzwischen versuchte man es, die Gefangenen einen nach dem andern aufzurufen, während die Todtschläger sie erwarteten, aber keiner erschien. Nun entspann sich zwischen den Galeerenslaven und denen vom Berge einer jener Riesenkämpfe, welche der Hölle der Poeten würdig sind. Gewandt und beschützt von den Winkeln ihrer Käfige, welche im Erdgeschosse lagen, fehlten diese Jäger nicht einen Schuß aus ihren kurzen Flinten. Die Belagerer schossen auf gut Glück; die Mehrzahl verlor ihre Vortheile. Wer keine Flinte oder kein Pulver hatte, schaffte sich Waffen von jeder Art; bald waren es herausgerissene Eisenstangen, bald ungeheure Pflastersteine, die in den

Winkeln aufgehäuft lagen. Wehe dem, der sich näherte! Ganze drei Stunden hindurch hielten die Gefangenen die Belagerung aus. Mehr als einer ihrer Ausfälle warf die vom Berge zurück. Endlich ergriff den Anführer der Terroristen eine groteske und fürchterliche Idee, deren Anwendung später nachgeahmt wurde. Er ließ Spritzen kommen und sammelte alles Wasser, welches zu den Douchebädern der Narren vorhanden war, und so durchnäßte er das Pulver der Kämpfenden und erstickte sogar Einige durch diese Folter einer abscheulichen Hinrichtung.

Man sah Menschen mit blutendem Mund und leeren Augenhöhlen sich wild in die Spitzen der Säbel und Bajonete stürzen. Man sah elende Wahnsinnige von den Dächern herniedersteigen, wohin sie, von unbekannter Hand entfesselt, hinaufgeklettert waren und sich mit Geschrei und wildem Gelächter in die Saturnalien des Kampfes mischen, in die Mündungen der Kanonen schauen, ihren von Hitze verzehrten Arm hineinstecken und so ihre Glieder zerrissen in alle Winde fliegen, ohne daß eine Spur davon zurückblieb. Und ein Mann erschien mitten in diesem Getümmel, der zu keiner von beiden Parteien gehörte, und dennoch doppelte Angriffe auszuführen hatte. Er forderte einen Gefangenen zurück, er suchte ihn im Gewühl des Kampfes, in den geheimsten Zellen, auf den platten, mit Blei gedeckten Dächern, die Nachts mit einer dreifachen Reihe von Lampen bedeckt sind, um kühnen Entweichungen vorzubeugen. Und dieser Forscher war Grangeneuve; der Gegenstand seiner Sorge war Ferrières. Der Oberarzt, welcher Beschützer des gefangenen Deputirten war, hatte ihn die Terassen erreichen sehen; aber dort machte ein Hund, der gewöhnlich die Gefangenen bewachte, einen fürchterlichen Lärm. Durch das Schießen gereizt, sprang und schäumte das Thier, als sey es wüthend. Niemand wagte, sich ihm zu nahen; selbst den Gefangenwärter, der es nährte, kannte es nicht mehr. Grangeneuve aber sah in einem umgeworfenen Schilderhaus und in der Wuth des Hundes, wenn er sich diesem Orte näherte, ein Anzeichen, daß ein Mensch hier verborgen lag. Er wollte so eben den Kampf mit diesem Gegner bestehen und sich seinen Bissen aussetzen, als ein Schuß von der gegenüberliegenden Treppe das wüthende Thier niederstreckte, und einer der Mörder, von der Hoffnung beseelt, hier einen Flüchtling zu finden, auf die Terasse sprang, um das Schilderhaus aufzuheben. Es lag auf seiner Oeffnung. Ein vor Schrecken halbtodter Mensch lag darunter; — er hatte sich einen Zufluchtsort daraus gemacht. Der Septembriseur Reton hob den Menschen mit einer Stange in die Höhe, und indem er eine ganz blutige Hand auf seinen Kopf legte, sagte er: „Da ist noch ein Knäuel abzuhaspeln!“

„Mein Herr," sagte Grangeneuve, dem der Muth fehlte, diesen Menschen Kamerad zu nennen, obgleich er lebhaft wünschte, ihn zu beugen, „dieser Mensch ist nicht, was Sie von ihm glauben. Seine Kleider zeigen es Ihnen an."

Die Kleider der Gefangenen von Bicètre waren in der That halb grau, halb schwarz.

„Ein Kleid von Werkstück," sagte Retou, „mit Zierathen von Schiefer und Futter von Ziegelsteinen." Hiemit wollte er anzeigen, daß er ihn für einen aus dem Gefängniß Entflohenen halte: „Das ist seine Uniform, hat er sie geändert, so kann er sie noch einmal ändern."

„Achtet," sprach Grangeneuve, „einen Volksrepräsentanten, ein Mitglied der Nationalversammlung, das ich, sein College, hier zurückfordere! Kennt Ihr das Dekret der Unverbrüchlichkeit?"

„Ich kenne unsern Anführer, das Oberhaupt der harten Fäuste," sagte Retou. „Laßt mich Den in den Fischbehälter der Carmagnole schicken. Man wird ihn am Fenster niesen lassen, oder ich will ihn gleich selbst hier weiter machen." *)

Retou zog eine Axt aus seinem Ledergürtel. Ferrières stieß einen Schrei aus, und Grangeneuve näherte sich ruhig, indem er unter den Augen des Banditen das Dekret der Unverbrüchlichkeit entfaltete, mit dem er sich wie mit einem Vorbauungsmittel versehen, indem er die Versammlung verließ.

Der Würger wurde von der Kaltblütigkeit des Deputirten betroffen, und fühlte sich zu gleicher Zeit von der Achtung, die man ihm bezeugte, indem man ihm ein Papier vor Augen hielt, geschmeichelt. Er nahm es verkehrt und durchlief es ebenso, und sagte, nachdem er es gleichgültig Grangeneuve zurückgab:

„Es ist gut, es ist Alles in Ordnung, Ihr seyd gute Sansculottes! Es lebe die Nation."

Ferrières heftete sich das Dekret der Unverletzbarkeit mit Stecknadeln auf die Brust, und diese Vorsicht war wahrlich nicht überflüssig, wollte man durch den Hof des Gefängnisses dringen, dessen Ausgänge eine doppelte Reihe von Würgern besetzt hielt.

Als er außer Gefahr und im Freien war, küßte er seinem Befreier demüthig die Hand.

---

*) Weiter machen hieß bei diesen Leuten — tödten. Der Fischbehälter der Carmagnole war das Revolutionstribunal, am Fenster niesen — guillotiniren.

„Was bin ich Ihnen nicht schuldig," sagte er. „Ist es möglich, mein Herr, daß Sie mein Schutzengel geworden sind, daß Sie, um mich zu befreien, so vielen Gefahren Trotz geboten haben!"

„Sie hatten mich beleidigt," sagte Grangeneuve, „ich hatte das Recht, Rache zu nehmen."

Die Gärten von Mousseaux.

Es war den 26. December 1792, um eilf Uhr des Vormittags, und Paris hüllte sich noch in seine Nebelschleier, welche den Körper erstarren und den Geist betrüben. Der Pariser Winter ist ohne Größe. Es ist nicht jene rauhe und großmüthige Jahreszeit, die Berge und Wälder mit Eis krönt; nicht jener Greis der Dichter, unter dessen Hand die Flüsse gefesselt werden, dessen Haare und Bart aus Eiszapfen bestehen, worin die Nordwinde wühlen. Hier ist es eine Zeit des Elends und des physischen Schmerzes; es ist ein halbnackter Bettler, der an den Häusern sich hinschleppt, die Gedanken mit Diebstahl und Mord erfüllt, und dem Armen noch wehthut, der vor Leiden und Hunger vor Rothschilds Thür niederfällt.

„Hier," sagte eine junge Frau in Pelz gehüllt, die von einem geschäftigen Manne auf dem Boulevard de la Madelaine geführt wurde, „hier ist der Schnee nicht einmal weiß. Von den Füßen der Vorübergehenden getreten, oder durch die Hitze von tausend Schornsteinen geschmolzen, fällt er schmutzig herab, und erregt Katarrhe bei der kränkelnden Einwohnerschaft. Der Wind, den die vielen Straßenecken unterbrechen, muß seinen großartigen Flug aufgeben, ohne doch minder stechend zu seyn. Man hat hier alles zu leiden und nichts zu bewundern."

Grangeneuve führte sie von der schlüpfrigen Mittelstraße unter die schwarzen Bäume, denn ein dumpf rollender Wagen kam hinter ihnen her. Dieser Wagen bahnte sich einen Weg durch den Schnee, wie eine Pflugschaar; und dennoch zogen ihn vier starke Pferde mit solcher Schnelligkeit, daß eine Reihe Nationalgardisten, die an beiden Seiten die Escorte bildeten, kaum nachfolgen konnten. Dieser Wagen, den man nicht rollen hörte, flog wie ein Pfeil vorüber. Kanonen und Fahnen, die auf seinem Wege aufgestellt waren, hatten kaum Zeit, sich zu ordnen. Durch die sprengende Escorte der Reiter erblickte man mit Mühe hinter den Fenstern vier sitzende Männer. Einer davon, der auf zwei Tage zu der gefahrvollen Stelle eines Maires von Paris

erhoben worden war, hieß Chambon; der Andere, sein obscurer Gehilfe, war Etienne Colombeau. Der Dritte war eine dicke, gedrängte Figur, mit einem breiten, flachen Gesichte, einem ängstlichen doch feinen Blicke, einer furchtsamen Miene, und weinerlichen Zügen. Er war grob gekleidet und trug lange schwarze Haare. Dies war Chaumette, derjenige, der das Gesetz der Verdächtigkeit gegeben hatte, ein Gottesläugner; Anaxagoros Chaumette, der procureur-syndic der blutdürstigen Gemeinde von Paris. Der Vierte endlich, der sich durch nichts als einen feinen, nußfarbenen Ueberrock auszeichnete, war ein Gefangener, den man aus dem Tempel in den Nationalconvent führte: Es war Ludwig XVI.

Ludwig XVI. erschien zum zweiten Male vor den Schranken. Aus seinem Gefängnisse bis zu den Tuillerien sollte die Fahrt nicht länger als 14 Minuten dauern. An diesem Tage wollten seine Vertheidiger das Wort nehmen; sein Schicksal sollte unwiderruflich entschieden werden.

„Ach," sagte Adeline, „wie beklage ich die Königin. Arme Frau, noch so schön, sind Deine Haare im Kerker doch schon weiß geworden. Arme Mutter! Sie lehrt ihre Kinder das Lied von Gretry: „„O Richard! die ganze Welt verläßt Dich!""

„Auch Ludwig setzt dem Unglücke Würde entgegen," sprach der Richter, der sich auf seinen Posten begab. *) „Welche Ruhe in seiner Haltung! Das erste Mal, meine Liebe, als er denselben Weg mit seinen Kerkermeistern zurücklegte, richtete er sanfte Worte an sie, während sie ihm mit groben erwiderten." — „„Aus welcher Provinz sind Sie?"" fragte er Colombeau.

„„Von den Ufern der Loire, mein Herr.""

„„Ein zauberisches Land,"" sagte der König. „„So hat man mir gesagt; denn ich habe nur die Gegend von Caux gesehen. Ich wollte in zwei Jahren ganz Frankreich durchreisen.""

Als er am Ende der langen und peinlichen Sitzung schwach geworden war, näherte er sich einem Andern seiner Wächter, mit dem so eben ein Grenadier seine Ration theilte, und sprach leise einige Worte zu ihm.

„„Sagt laut, was Ihr begehrt;"" schrie der harte Jacobiner.

„„Ich bat Euch,"" sagte der König von Frankreich mit Ruhe, „„um ein Stückchen Brod.""

Sie wissen, Adeline, was ich von diesem Manne denke und wie oft ich seine Macht angegriffen habe; wer wird ihn aber jetzt nicht bemitleiden, da die unwürdigen Sieger ihn in seiner Niederlage ver-

*) Grangeneuve, als Deputirter.

spotten? Wenn man bedenkt, daß Einer von denen, die ihn bewachen, der Geist besitzt, oder doch wenigstens Geist besitzen will, Witze und Sarcasmen auf ihn macht! So sagte er zu ihm Anfangs September: „„Ihr seyd nicht mehr König, da habt Ihr ein schönes Mittel, Bürger zu werden. Im Uebrigen tröstet Euch, der Fall der Könige ist so nahe, wie der Fall der Blätter."" Und Mailhe, unser Sekretär, der für den Beklagten stets die Insolenz eines Lakaien in Bereitschaft hat, der ihm, ohne ihn anzusehen, über die Schulter die Actenstücke zureicht, die er anerkennen soll!

Ganz Paris ist übrigens der Bergpartei ergeben, und die ganze Nationalgarde ist für Marat, daher haben wir wenig Hoffnung, daß der Angeklagte mit jener Würde behandelt werden dürfte, die einem Volke geziemt. Ich tadle nicht, daß man Scepter, Krone und den andern Schmuck des Thrones in die Münze getragen hat; warum aber verstümmelt man Statuen, warum mißhandelt man Kunstwerke, und wirft sich gleich Vandalen auf einige Denkmäler, die öffentliches Eigenthum sind? Welche Rache findet eine befreite Nation in den Kunstgallerien, den Bibliotheken und den Gräbern von St. Denis? Warum weckt man in finstern Nächten zwei gefangene Frauen, zwei gefangene Kinder auf, durch das wilde Geschrei, daß die Königswürde abgeschafft sey, beim Scheine der Pechfackeln und dem dumpfen Wirbeln der Trommeln? Kein König in Europa wird seinem Bruder hilfreich seyn; kein Royalist wird sich für seinen Herrn tödten lassen. Kaum haben sie den Muth, eine leise Anspielung auf das Schicksal des Monarchen und den Wunsch, ihn zu befreien, in der komischen Oper aufzugreifen, wenn man **Raoul-Crequi** oder Richard Löwenherz gibt." —

Bald verließ nun Grangeneuve Adeline, von seiner Pflicht erfüllt, und trat in den Saal des Convents, wo die Parteien sich streng in drei Gruppen schieden. Nach dem Berge und der Gironde hatte Barrere eine jener gemischten Parteien gebildet, welche die Geißel aller Versammlungen sind, das caput mortuum aller berathschlagenden Körper, die man immer auf gerechte Weise mit unedeln Namen belegte. Diese Mitte, die allen Punkten des Kreises gleich fern und isolirt darin steht, ist eben so fern aller Tugend, welche das Leben des Staates ausmacht. Ein solcher Chef war würdig, diese Massen zu lenken, die immer scheinen, Gesetze zu geben, und doch unter jeder Drohung zusammenbrechen.

Als das Urtheil zum Spruch vorbereitet war, versuchte es Grangeneuve, Lajuinais, Brissot und einige Andere, deren Namen die Geschichte besser kennt, mit Bescheidenheit, den Ideen der Gerechtigkeit

und der Vernunft Eingang zu verschaffen. — „Warum," sagte er zu seinen Collegen, „sollten wir vergessen, daß die Constitution diesen Mann für unverletzlich erklärt? Müssen wir, weil er meineidig wurde, eben so handeln? Die größte Strafe, die festgesetzt wurde, ist die Absetzung. Wir wollen sie verhängen, aber bedenken Sie, daß unsere Zukunft von Ihrer Gerechtigkeit abhängen wird. Der Tod des Königs ist der Selbstmord der Republik.

Vernichten ist eine Abgeschmacktheit, welche selbst der Sieg nicht entschuldigen kann. Schaffen Sie vielmehr für immer die Todesstrafe ab, und beginnen Sie heute mit Ludwig XVI. Ist er schuldig? Niemand läugnet es selbst von denen, welche ihn vertheidigen: darum verdammen Sie ihn zu der Strafe des Lebens."

„Nein! er diene zum Beispiel für seine Brüder," sagte Guadet lächelnd. — „Ist sein Erscheinen vor Gericht nicht erniedrigender, als es sein Tod wäre? Louis hat wie ein Angeklagter geantwortet und nicht Ihre Macht verkannt. Er hat sich durch Lügen zu rechtfertigen gesucht. Der Tod kann diesen Menschen erheben und veredeln, ihn, der unter andern Verhältnissen Rechtlichkeit gezeigt hätte; denn wer könnte unschuldig seyn und herrschen? Verbannen Sie ihn in die Einöden Amerika's. Fürchten Sie nicht, daß er mit bewaffneter Hand zurückkommen werde, um seine Krone wieder zu erlangen. In einer republikanischen Schule wird er Buße lernen!"

„Er werde gerichtet!" schrie Bazire.

„Ihn den Chancen einer Verurtheilung aussetzen, hieße der Republik den Proceß erklären: eine mehr noch unpolitische als ungerechte Handlung. Wie denn? Partei, Kläger und Richter sind wir in demselben Processe! Welcher Wahnsinn! Sie klagen ihn an, Sie plaidiren gegen ihn und Sie werden ihn auch verurtheilen! Das wäre für Sie, 745 Bürger gegen Einen, ungerechter als es je die alten Parlamente, und abgeschmackter, als es je die Despoten waren."

„Nun wohl, es sey!" sagte Danton mit einem wilden Nachdruck: „Louis der Flüchtige, Louis der Letzte ist nichts als ein besiegter Feind. Keine Sophismen: wir wollen ihn nicht richten, wir wollen ihn tödten."

„Nehmt Euch in Acht," fügte der Girondist hinzu: „tödten ist nicht immer ausrotten. Der Tod gebiert Rächer und Nachfolger, während der fortgeschaffte König nie wiederkehrt. Wenn Barrere behauptet, daß nur die Todten nicht wiederkommen, so vergißt er die Stuarts. Nur die Todten, im Gegentheil, leben wieder auf. Wenn Frankreich jemals wieder unter das Joch der Bourbons fallen könnte, so wird es diese Schmach nur dem Blute verdanken, das Ihr vergießen wollt.

Louis mag eine Geißel seyn. Wenn die Fürsten glauben, das Privilegium des Blutvergießens zu besitzen, so laßt es ihnen."

Alles umsonst! Er machte neue Versuche, mindestens Appellation an das Volk zu erwirken: das hieße, sagte er, dessen Herrschaft anerkennen, mehr Gerechtigkeit als Furcht zeigen, und als würdige Republikaner handeln. Verlorene Worte. Die meisten Girondisten sprachen gleich ihm, mit mehr Beredtsamkeit noch; denn diese edle Partei wollte die Monarchie stürzen, aber den König retten. Unmöglich! Grangeneuve trotzte lange mit seinen Genossen dem Geschrei der Jakobiner, den Dolchen der Septembriseurs. Der ein und zwanzigste Januar sollte sich über Frankreich erheben, um die neuere Geschichte mit Entsetzen zu füllen, und um fünfzig Jahre jeden Fortschritt der politischen Wissenschaft zurückzuwerfen.

Was Heinrich am meisten während dieser peinigenden nächtlichen Verhandlung frappirt hatte, war ein Mann auf der Rednerbühne. Man sah die andern Konvent-Mitglieder bei dem düsteren Scheine der verlöschenden Lampen umherwandeln; sie huschten hin und wieder, wie arme Seelen, die einen Spruch der Hölle erwarten sollten. Einige erwarteten ängstlich den Spruch und wähnten schon ihren Namen durch die Gewölbe schallen zu hören; Andere schrieben ihr Votum auf und strichen es dann wieder aus; noch Andere änderten ihren Spruch selbst noch, als sie die Stufen der Tribune hinanstiegen, und eine ungebührliche Angst machte Mörder aus ihnen. Aber jener Mann blieb ruhig. Er war von der Pariser Deputation. Als die Reihe an ihn kam, zu sprechen, und eine Stimme in die Wage zu werfen, die dem Opfer zum Heile werden konnte, breitete sich eine entsetzliche Stille über die Versammlung aus; die Angst malte sich auf allen Gesichtern. Von Diesem erwartete man Milde, wenn es ihm selbst Gefahr bringen sollte. Er fing an:

„Treu meinen Pflichten . . . ."

Man wagte, zu athmen.

„. . . . und überzeugt, daß Die, welche die Souveränität des Volkes gefährdet haben und noch später fährden werden, den Tod verdienen, stimme ich für den Tod Ludwigs."

„O das Ungeheuer! der Treulose! der Niederträchtige!" schrie eine Stentorstimme durch den allgemeinen Lärm, der sich erhob.

„Wessen ist," fragte Grangeneuve, „diese Stimme? Wer ist dieser kräftige Rächer der beleidigten Menschlichkeit?"

„Ein Fleischer," gab man ihm zur Antwort, „der harte und unerbittliche Legendre."

„Und der Meuchelmörder auf der Tribune?“ sagte er, „nicht wahr, es ist? ....“

„Joseph d'Orleans, der Vetter des Schlachtopfers, der Henker des 6. Oktobers, der Verläumder seiner Mutter, die Kreatur Marat's, der Soldspender der Septembriseurs, der Gläubiger der Lamballe, deren Tod ihm als Quittung galt.“

Der Herzog von Orleans ward von dieser Schilderung frappirt. Er suchte mit ängstlichem Blicke den Berg; dann kehrte er sich lächelnd nach Marat; aber Marat, Vadier, St. Just und Couthon wandten ihre Blicke mit Abscheu von ihm weg.

Wir übergehen hier die zu schwache Vertheidigung von Deseze; die beredten Thränen von Malesherbes; die rührende Anrede von Ludwig selbst, die ihm der bewundernswerthe André Chenier verfertigt hatte. Man muß einen Schleier auf eine so traurige Begebenheit werfen, welche besonders der Sache der Republik so verhängnißvoll wurde.

Der letzte Tag Ludwig XVI. war, wie man weiß, beinahe der Gedächtnißtag des Todes Carls I. Jener starb den 21., dieser den 29. jenes Monats, der wie mit einem Leichentuche die Erde bedeckt. Welche Größe aber hatte die Verurtheilung des englischen Monarchen voraus! Bei uns nahm man zuerst die Entwürdigung vor; der König wurde suspendirt, dann abgesetzt und mit Ausnahme des Wagens, der den Karren ersetzte, wurde nur ein gemeiner Verbrecher hingerichtet. In England war es ein König, den man sterben ließ. Die Edelgarde ging vor ihm her; Edelleute, mit unbedeckten Häuptern, gingen neben ihm, von denen vier: Richmond, Hertford, Southampton und Lindsey, sich als verantwortlich erklärt hatten und zu sterben bereit waren. Der Zug ging durch den Saal, wo die Gesandten sonst zur Audienz gelassen wurden. Auf einer schwarz drappirten Brücke, die aus den Fenstern des Palastes führte, stieg der König vor dem Scharfrichter hinab. Aus Whitehall ging er auf das Schaffot. Er war als Fürst gekleidet; er trug den Hosenbandorden und den königlichen Mantel. Er beklagte sich über nichts, als daß der Block nicht höher als gewöhnlich war. Er ward nicht gebunden und gab mit der Hand das Zeichen zum Beil.

In Paris waren alle Thüren stumm und alle Fenster blind, bei dem Zuge, der so zwecklos blutdürstig war. Bourbon sprach beinahe die letzten Worte des Stuart: „ich gelange von einer sterblichen Krone zu der unsterblichen!“ Das Urtheil enthielt, daß er gerichtet werden sollte zwischen dem Piedestal der umgeworfenen Statue seines Vorgängers und den elysäischen Feldern, auf dem Platze selbst, der seinen

Namen führte. An seiner Seite erblickte er ein colossales Bild der Freiheit, und sein letzter Blick konnte das alte Schloß der Tuilerien noch erreichen. Man weiß, daß er umsonst versuchte zu sprechen; dann ließ er die letzten Assignaten unter das Volk fallen, die ihm Pethion der Republikaner während seiner Gefangenschaft geliehen hatte; und indem er selbst seinen bescheidenen Rock ablegte, zeigte er sich noch einmal ganz weiß gekleidet, als letztes Symbol seiner verkannten Unschuld.

Am Abend dieses Tages, zur gewohnten Stunde, hob sich der Vorhang der Oper. Grangeneuve sagte, in sich gekehrt und das Herz voll Trauer, zu Adelinen dieselben Worte, welche später Charlotte Corday wiederholte:

„Welch' ein Volk für die Freiheit!“

* * *

.... Die Deputirten, welche nicht für den Tod des Königs gestimmt hatten, waren nun der Rache derer überantwortet, die sich selbst nicht mehr den Mißbrauch der Gewalt verzeihen konnten. Grangeneuve war gleich seinen Freunden den drohenden Gerüchten und den Beleidigungen der Familie Hebert überlassen, und den Dolchen jener Menschen bloßgestellt, an welchen die Gironde, den Ueberfall der Gefängnisse zu bestrafen, beschlossen hatte. Chabot wollte ihn nicht mehr kennen; die aristokratischen Factionshäupter, welche die Gesellschaft der Madame Duvillars bildeten, hatten sich mit den Jacobinern verbunden, um ihre Verbrechen zu unterstützen, und auf solche Weise das Land zum Königsthum zurückzuführen, aus Haß der demagogischen Excesse.

Aber alle diese Gefahren konnten Grangeneuves Muth nicht beugen; doch was ihn still untergrub, war die Ungewißheit über Adeline's zukünftiges Loos und sein Unglaube an die Treue ihrer Zuneigung für ihn.

* * *

Der Frühling war wiedergekehrt; und oft, ehe er sich auf seinen täglich gefährlicher werdenden Posten begab, ließ er sich von Adeline auf einen Spaziergang, bald nach den elysäischen Feldern, bald in die einsamen Gärten von Mousseaux, begleiten, die so angenehm seiner Erinnerung waren. Eines Morgens, als sie in dieser fast königlichen Wohnung sich befanden, vernahmen sie die entfernten Schläge der Sturmglocke. Heinrich hatte sie schon lange gehört, und jeder Schlag

fiel ihm auf's Herz; aber er schien wie versunken in den himmlischen Genuß, den Duft einer Rose von Constantinopel einzuathmen. Ist es die Zerstreuung vor peinigenden Gedanken, oder ein Uebermaaß von Gram, sich mit einem Wohlduft zu identificiren? Diese Mischung von Gegensätzen, diese Lust, welche die Sinne erweitert, während das Herz enger wird, vereinigen sich später in der Rückerinnerung. Wir kannten eine Frau, welcher der Veilchenduft Thränen entlockte. Und Diejenige, für die ich dieses Buch schreibe, kann keine Tuberose riechen, ohne dabei vor Freude zu lächeln.

„Was bedeutet dieses dumpfe Geräusch?“ fragte Adeline mit einer unbestimmten Unruhe.

„Einer von den tausend Aufläufen, wodurch die Bergpartei dem Volke die Freiheit verhaßt machen will,“ erwiederte Grangeneuve.

Er verschwieg ihr, daß Vorgestern, den 31. Mai, die Männer seiner Partei denuncirt und verhaftet worden waren auf den Sitzen des Convents.

Adeline schien mit dieser kurzen Antwort nicht zufrieden; und Heinrich, theils sie zu befriedigen, theils um ihre Aufmerksamkeit von der Gegenwart abzulenken, erklärte ihr in wenig Worten die Lage des Landes und die Ereignisse, die sich so plötzlich und seit einigen Wochen erst erfüllt hatten.

„Siehst Du,“ sagte er, „jetzt da das Königthum gestürzt ist, gibt es zwei Parteien, die um Frankreichs Zukunft streiten. Zuerst Menschen von Talent und Rechtlichkeit: Vergniaud, Gensonne, Pethion, Mad. Rolland, Condorcet, Brissot und einige Andere noch, unter denen Dein Freund seinen bescheidenen Platz einnimmt. Sie wollen den unpartheiischen Sieg des Gesetzes, die Ausübung edler Tugenden, und suchen nicht die Republik in einer Gleichheit der Entbehrungen für Alle und in der langen Kette von Hinrichtungen. Diesen entgegen stehen die ehrgeizigen Köpfe, die mit stumpfsinniger Rache erfüllt sind, die zweimal hundert tausend Köpfe verlangen, über Gottesäcker herrschen wollen, um sich die Güter der Schlachtopfer zuzueignen. Dies sind: Robespierre, Marat, Hebert, Couthon. Auch einen alten Freund finde ich unter ihnen, François Chabot, und einen Andern, den nur der Ruhm kennen sollte, den Dichter der Philinte und der Hofmeister, Fabre-d'Eglantine.“

Das Volk von Paris ist für die Henker; seine Deputation besteht aus ihnen und es hat seine letzte Zustimmung dem unedeln Haupte aller der Zwiste und Unruhen gegeben, die eine Revolution nothwendig entstehen lassen mußten. Ich spreche von dem Besitzer dieses Ortes, dem Gefäße, in welches seit 89 zu viel Schmutz geschüttet wurde; aber

einem Gefäße der gerechten Erwählung; einem Ehrgeizigen, der das Verbrechen begreift, sich aber nicht bis zu seiner Ausführung zu erheben vermag, der Ludwigs Entthronung, aber nicht seinen Tod wollte, und doch so feigherzig dafür gestimmt hat; dem Marat alle Verachtung wiedergibt, die der Tribun empfängt; der mit eigenem Gelde die Becher Wein wie Blut bezahlt; mit dem Berge wie mit Coblenz Verträge schließt; mit St. Just das Ackergesetz entwirft, während er sich auch mit seinen Vettern den Emigrirten versteht, um die Krone seiner Familie zuzuwenden.

Unsere Versammlung schwebt nun zwischen solchen Parteiungen; sie ergreift und verwirft dieselben Maßregeln; sie klagt Robespierre an und verurtheilt Louvet; sie verhängt und widerruft ihre Proscription; sie will eine Wache, um die Freiheit ihrer Berathungen zu sichern und wagt sie nicht anzunehmen in Gegenwart der Meuchelmörder. Die Lösung aller dieser Räthsel ist die Furcht. Und der Mann, der sie im höchsten Sinne beherrscht diese Versammlung, der Morgen schon vielleicht nach der Dictatur die Hand ausstreckt, ist mehr als Alle von dieser elenden, schwächlichen Unbeständigkeit befallen.

„Aber hier ist er!“ sagte Grangeneuve mit einem Male, indem sie um eine Ecke bogen, und Adelinen's Arm ergriff, gleichsam als wolle er sie instinktmäßig gegen eine fremde Macht in Schutz nehmen.

Sie befanden sich noch wenige Schritte von einem Spaziergänger, welcher, wie sie, gekommen zu seyn schien, um einige angenehme Augenblicke des Morgens hier zuzubringen. Da ihn der Thürhüter nicht kannte, so hatte er schon einige Mal versucht, Reitunterricht hier zu nehmen. Sobald ihn aber Jemand bemerkte, stieg er vom Pferde ab, es mochte noch so sanft und ruhig seyn. Dieser Reiter, so bleich und ängstlich vor dem muthigsten der Thiere, das so wichtig zur Ausführung großer Unternehmungen ist, war Robespierre selbst; der Mann, dessen Auge den Senat bewegte, und dessen Stimme ganz Europa erschütterte. Er fürchtete sich vor einem Pferde.

Er erkannte Grangeneuve; seine Züge belebten sich mit einem entsetzlichen Lächeln, und indem er mit dem Daumen über die Schultern nach der Richtung von Notre Dâme hinwies, wo die Sturmglocken aus den Thürmen erschallten, sagte er: „Man erwartet uns im Convent!“ und er eilte fort, als ob er die Antwort gefürchtet hätte.

Heinrich schien nicht auf diese Begegnung große Wichtigkeit zu legen; er führte Adeline nach der Seite seiner Wohnung, wo er sie lassen wollte, und bemühte sich, ihr sein flüchtiges Bild dieser Epoche zu vollenden.

„Wir glauben nicht, daß diese beiden Parteien zusammen bestehen

können," sagte er; „entweder muß der Berg oder die Gironde umkommen: wir haben für uns ganz Frankreich, aber unsere Gegner haben Paris. Wir greifen offen an, aber sie brüten über Complotte und Meuchelmord. Ich habe manchmal die geringe Popularität meines Aeußern und die Unbedeutendheit meines Namens dazu benützt, um einige Klubbs zu besuchen, und hörte dort seltene Motionen gegen uns schließen. Vor ungefähr acht Tagen hörte ich in der Section des Tempels einen Menschen sagen — er war bleich und sprach langsam — „„Man muß den Moment ergreifen, wo sie nach Hause kehren, die zwei und zwanzig Schurken von Deputirten, welche die Gemeinde angegeben hat. Acht andere, die ich noch bezeichnen will, dazu, und dann soll man sie alle in ein einsames Haus der Vorstadt Montmartre führen, welches Orleans gehört. In einem gewissen Theile des Hinterhauses wird jeder Gefangene einen Jakobiner finden, der ihn septembrisiren wird. Man wird sie in eine große Grube werfen, die schon im Voraus gegraben ist, und dann wollen wir sagen, daß sie emigrirt sind. Der Moniteur wird verkündigen, daß sie mit Pitt und Koburg im Briefwechsel stehen.""

Adeline konnte ihren Schauder nicht unterdrücken.

„Man klagt uns des Föderalismus an," fuhr Grangeneuve fort; „man sagt, daß wir mit den Departements sympathisiren, uns unserer Committenten erinnern wollten, und daß wir vergessen, daß das Vaterland im Süden durch die Barrière d'Enfer und im Osten durch Pantin begrenzt wird. Wie Sie sehen, ein verdammenswerthes Verbrechen, ein unliberales Vorurtheil! Wollen wir die September-Gräuel rächen, so heißt dies, Paris verläumden; wollen wir den Blutdurst hemmen und den Arm der Würger fesseln, so droht man uns mit Proscription und Tod. Vorgestern hatte eine unserer Commissionen, die Commission der Zwölfe, einen Demagogen verhaften lassen, einen Journalisten, der die Schande seines Standes ist, und der unter dem Namen Père Duchène sich bemüht, die Gesinnungen und die Sprache der Franzosen zu bekehren. Die Gemeinde von Paris, ihren Maire an der Spitze, erschien, um diesen Bürger zurückzufordern, und ihm die Bürgerkrone zu reichen. Camille Desmoulins sagte zu ihm sehr treffend: „„Wenn die Könige von Europa ihren Unterthanen den Glauben beibringen wollen, daß wir ein Vandalenvolk wären, von der Finsterniß der Unwissenheit befangen, so lassen sie die Fetzen deiner Blätter in ihre Zeitungen rücken, als wenn diese Schmutzlappen die Nation etwas angingen, als wenn ein Pariser Kloak ganz Frankreich wäre.""

Aber obendrein verlangten sie, diese Bürgerobrigkeit von Paris, die Proscription der zwei und zwanzig; ein erster Versuch mißglückte.

Fonfrede bedauerte öffentlich, nicht zu Denjenigen zu gehören, nach welchen die Municipalität die Dolche zückte. — „Mein Herr," sagte Penières zu Pache, „hätten Sie vielleicht auf Ihrer Liste nicht noch ein Plätzchen für mich? Sie sollen hundert Thaler dafür haben." — Alle, Alle, riefen unsere Feinde, über den Nichterfolg etwas beschämt. Aber wer weiß . . . . .

„Ja, wer weiß," rief Adeline entsetzt, „wer weiß, was eine Reaction von der Rache, ein fester Wille von dem Morde erhalten kann? Man würde diese überspannten Menschen beugen müssen."

„Man kann mich unter ihren Messern, aber nie zu ihren Füßen fallen sehen," sagte Grangeneuve lächelnd.

„Und diese Sturmglocke, die nie aufhört," fügte Adeline hinzu. „Ich höre auch in der Ferne den Generalmarsch. Wenn sie nun noch die Kanonen auf dem Pont neuf lösten? Man sollte nicht in diese Sitzung gehen!"

„Wir haben diese Schwachheit jüngst gehabt, Pethion und ich," sagte Heinrich; „aber er hat mich bestimmt, indem er mir richtig vorhersagte, daß die Meuchelmörder nicht kommen würden. „„Es regnet, sagte er, indem er ein Fenster aufmachte; heute wird nichts daraus."" Und so war es. Aber heute scheint die Sonne, und Robespierre wollte zu Pferd steigen. Man muß also auf seinem Posten seyn."

Auch Adeline faßte einen Entschluß in demselben Augenblick, als ihr Freund den seinigen zu erkennen gab.

Heinrich steckte, ohne daß er es verbergen wollte, die uns schon bekannten Pistolen in seine Brusttasche. Er ergriff einen Stock, in dem ein Degen verschlossen war, und sagte, indem er fortging, mit einem Blick voll heiterer Sicherheit: „Sie finden heute nicht, wie in den Gefängnissen, Schlachtopfer, die sich nicht einmal wehren können!"

Adeline kam fast zugleich mit ihm in dem Convent an. Sie stahl sich in die Tribunen mit Hülfe einer groben Verkleidung, und bereitete sich vor, alle Gefahren des Mannes, dessen Unglück sie machte, vorauszusehen oder zu theilen.

Aber um in diese vollgepfropften Tribunen einzudringen, welchen Widerstand, welche Hindernisse, selbst welche Kämpfe hatte sie zu bestehen? — „Bist Du für die Schwarzen, kleine Bürgerin?" fragten sie die halbbetrunkenen Sansculotten, „oder für die tapfere Bergpartei?" — „Für die gute Sache!" und die Dummheit der Fragenden legte diese etwas jesuitische Antwort immer zu ihren Gunsten aus und sie passirte. Auch passirte sie im Geleite jenes kühnen Schutzes einer schönen Frau; nachdem sie aber hier einen Arm, der sie unterstützte, dort ein hülfreiches

Knie, das sich beugte, um sie auf jene Balken zu heben, welche damals alle Zugänge der Tuilerien verstopften, gefunden hatte, gerieth sie in eine Gruppe von Strickerinnen, die mit rothen Augen und den Fäusten in der Seite dastanden.

„Was will sie hier, die da mit den weißen Händen, mit der Schürze einer Bonne und dem Kleide von Seide? Das ist eine von ehemals, siehst Du! Eine Rührende, eine von den Schwestern der Wittwe Capet! He! sag' doch einmal, Du Zieraffe! Zu wem willst Du im Convent? Bist Du die Mätresse von Barbaroux oder von dem unbestechlichen Robespierre?“

„Pfui doch, Cornelie! Robespierre hat keine Mätresse.“

„Ach, Du weißt es, Du! Deine Schuld ist es nicht, wenn er keine hat.“

Nicht weit davon begegnete Adeline einer ganzen Armee mit einem Artilleriepark, welcher Bomben, Haubitzen und Oefen zum Glühen der Kugeln mit sich führte, einen vollständigen furchtbaren Belagerungs-Apparat. Was aber könnte den Muth eines liebenden Weibes zurückhalten?

Im Augenblick, wo sie einen Platz fand oder sich vielmehr einen schuf neben einer Säule, die sie mit dem linken Arm umfaßte, und während ihre Augen gierig nach der Einfassung blickten, wo sie Grangeneuve an der rechten Seite zwischen Gensonné und Ducos erkannte, erhob sich ein fürchterlicher Tumult, ein gemeiner Faustkampf um die Tribune, wo sich der Präsident befand. Die Ursache dieses betäubenden Getümmels war die Gegenwart Lanjuinais, welcher den Gang der bewaffneten Insurrection enthüllte, und das Projekt der Gemeinde von Paris, den Convent zu unterjochen und zu decimiren. Drouet und Legendre hatten sich auf ihn geworfen, um ihn niederzureißen. Sie versuchten es, ihn von seinem Platze zu den Füßen des Berges zu werfen. Der unerschrockene Bretagner widerstand, und während Legendre, die eine Hand auf dem Kopf seines Feindes, diesen ihrer Sache ergebenen Kopf gegen den Marmor stieß, begnügte sich Lanjuinais, zu sagen: „So laßt doch decretiren, daß ich ein Ochs bin, und schlagt mich nieder!“ Der Fleischer ließ ab, und der Deputirte sprach, indem er sich zum Berg wandte: „Wenn die Alten ein Opfer bereiteten, so krönten sie es mit Blumen, Ihr aber, Ihr mißhandelt es!“

Es trat eine kurze Stille ein. Dann aber kehrten die Bittsteller wieder, welche sich zu der Barre drängten, ihre Anklage gegen die zwei und zwanzig Repräsentanten und die Mitglieder der Commission der Zwölfe herzuheulen. Sie forderten, sie befahlen die Proscription

im Namen jenes unsinnigen Volkes, welches die acht und vierzig Sectionen von Paris bildete. — „Hört, was ich euch sagen will," erwiederte der Präsident Isnard: „Wenn das Eisen in die Brust der Nationalrepräsentation gestoßen wird, so erkläre ich euch im Namen Frankreichs, daß Paris verloren ist. Ganz Frankreich würde diese Frevelthat rächen, und man würde bald an den Ufern der Seine den Platz suchen müssen, wo Paris einst gestanden hat."

Dieses Bild erschütterte die Geister und machte die Herzen zu Eis, bis auf eines. Ein Löwenhaupt richtete sich empor, welches Mirabeau ähnlich sah. Die unerschrockene und spöttische, joviale und zugleich schreckliche Miene jenes muthvollen Proletariers, welcher die Kühnheit als erste Triebfeder der Revolution proclamirt hatte, jener träge Sublime, welcher gesagt hatte: „Ich will lieber auf dem Schaffote ruhen, als arbeiten, um zu leben;" jener Athlet, der am Ende überwunden zu seinem Henker sagte, der ihn verhindern wollte, seinen Unglücksgefährten zu umarmen: „Dummkopf, wirst Du auch unsern Köpfen verbieten, sich in Deinem blutigen Korbe zu begegnen?" kurz, es war Danton. Heute fragt man sich, wo die Kinder solcher Eltern sind.

„Ich erkläre," sprach er, „daß wir Euch widerstehen werden. Solche Unverschämtheit fängt an, uns lästig zu fallen." — Aber die Begünstiger des Aufruhrs, die Rädelsführer des Complotts gegen die Unverbrüchlichkeit der Repräsentation, diese Bergpartei, welche ihre Collegen aus einer Versammlung jagen wollte, wo die Freiheit der Meinungen proclamirt worden war, waren selbst schon gefangen. Die blinden und wüthenden Massen, die sie gefesselt hatten, unterschieden sie nicht mehr von ihren Collegen, und als Lacroix, Barrere und einige andere Freunde Marat's aus dem innern Raume fortgehen wollten, stießen sie überall auf drohende Piken und gekreuzte Bajonette.

„Es lebe der Berg! Es sterben die Girondisten!" schrien die Tribunen.

„Keinen Bürgerkrieg!" riefen einige furchtsame Stimmen.

„Wir sind nicht mehr frei!" rief Malarme, „ich protestire gegen die Unterdrückung, welche uns umgibt."

„Wir wollen endlich wissen, was das Volk von uns will," sagte Barrere. „Der Convent stelle sich vor die bewaffnete Menge, die ihn belagert hält, und versichere sich ihrer Dispositionen!"

„Geht nicht hinaus, ihr Girondisten!" rief eine Stimme, welche Grangeneuve augenblicklich zu erkennen glaubte.

„Es wird wichtig seyn," bemerkte Lacroix, „daß die Dissidenten sich selbst Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß die Ursache aller dieser

Verwirrungen vor dem eigenen Willen verschwinde, und daß die Abgeordneten, welche heute der allgemeine Wunsch ausstößt, sogleich ihren Abschied nehmen.“

„Feigheit!“ rief Grangeneuve, „die Ernennung, die wir erhalten haben, hat Niemand das Recht, zu widerrufen. Ich will Euerm Hasse weder meine Pflichten, noch meine Ehre zum Opfer bringen. Wenn Ihr aber die Großmuth besitzet, Euch mit Einem Opfer zu begnügen, so stoßet zu, und möge dieses Verbrechen Euch zufrieden stellen!“

„Es lebe Grangeneuve!“

Die vorige Stimme wiederholte: „Geht nicht hinaus!“ Aber Herault de Séchelles, welcher für Isnard den Präsidentenstuhl eingenommen hatte, beförderte den Tumult. Er verließ seinen Platz, bedeckte sich, und ging nach der Thüre, von zwei Drittheilen der Versammlung gefolgt. Dieß erregte Schrecken auf einer andern Seite zu Gunsten des Berges. Durch ausdrucksvolle Bewegungen, durch Körper, die sich halb über die Tribunen hinauslegten, wurde ausgedrückt, daß Die, welche den Saal verließen, umgebracht werden würden. Der Berg zögerte. Endlich aber ging er mit seinem Präsidenten vorwärts, so dicht geschaart, daß keiner der Proscribirten sich dazwischen drängen konnte, und bezeichnete so die isolirte Gruppe den Würgern.

In den königlichen Gärten, wo das irrende Häufchen der Deputirten sich zeigte und von allen Ausgängen zurückgewiesen wurde, erkannte Grangeneuve zuerst unter den Zuschauern, die Neugierde, Haß oder Sorge hier versammelt hatte, Adeline. Er bat sie mit den Blicken, sich zurückzuziehen; sie antwortete mit einem ruhigen Lächeln und einem langen Blicke.

Henriot, der Anführer der bewaffneten Banden, sprengte auf seinem Pferde vor die Deputirten.

„Was will das Volk?“ fragte der Präsident. „Der Convent ist nur mit dem Volk und seinem Glücke beschäftigt.“

„Herault!“ erwiderte der Eisenfresser mit seinem dreifarbigen Federbusch, indem er einen Säbel von lächerlicher Größe aus der Scheide zog: „Das Volk hat sich nicht erhoben, um Phrasen zu hören, sondern um Befehle eines Souverains zu ertheilen. Es will Opfer haben! Es will zwei und zwanzig! Schafft sie her!“

„Wir stellen uns Alle!“ rief la Réveillère. Und Niemand wagte, ihm zu widersprechen.

„Es lebe Marat!“ heulte eine andere Gruppe von Kindern in Lumpen, und stürzte sich auf den erstaunten Convent.

Marat selbst trat aus ihrer Mitte.

„Im Namen des Volks,“ sagte er, „ermahne ich Euch, auf Euern Posten zurückzukehren, den Ihr feige verlassen habt.“

Ohne ihm zu antworten, ging man nach der Brücke. Herault de Séchelles las mit lauter Stimme ein Dekret, welches alle Befehle in dem Bezirke des Convents aufhob, und die bewaffnete Macht sich zurückziehen hieß.

„Ich erkenne nichts an,“ sagte Henriot, „als die Menschen zu bezeichnen, die man von Euch fordert.“

„Soldaten,“ rief der Präsident, „arretirt diesen Rebellen.“

Henriot riß sein Pferd zurück, schwang den Säbel und schrie: „Zu den Waffen, Kanoniere! Zu den Stücken!“

Die Kanoniere ergreifen die Lunte, die Cavallerie rüstet sich, und die Infanterie zielt auf die Volksrepräsentanten, welche die größte Kaltblütigkeit und Muth zeigen; aber alle jene Neugierigen, die herumstanden, waren schon entflohen, bis auf ein Weib.

Niemand schoß. Der Convent durchzog die Linien unter dem Geschrei: „Es lebe die Republik! Eine Constitution! Es lebe der Berg! Nieder mit den Girondisten, den Brissotisten und den Rolandisten! Kehrt um in die Wachthäuser!“

Noch einmal, beim Ausgange zum Hotel von Brienne, zurückgedrängt, wurde die Versammlung in der That gezwungen, in ihren Sitzungssaal zurückzukehren. Die Tribunen waren indessen angefüllt worden von Menschen mit finstern Gesichtern, welche mit Dolchen und Doppelflinten bewaffnet waren. Der erste Redner, welcher wieder das Wort nahm, hatte einen ruhigen Ton, den jedoch ein fürchterlicher Blick Lügen strafte.

„Nun, meine Collegen,“ sagte er, „Ihr habt Euch überzeugt, daß der Convent vollkommen frei ist . . . .“

Man blickte sich an. Einige wagten ein Lächeln. Dieser unerwartete Panegyriker war Couthon; Couthon, welcher einst in seiner Jugend sich in den Thälern des Mont d'Or verirrt hatte, als er sich Nachts zu seiner Geliebten begeben wollte, und in einen gefrorenen Sumpf gerieth. Er verlor bei dieser Gelegenheit für immer den Gebrauch seiner Beine. Seine Stirne war heiter geblieben; ein sanfter und leidender Zug belebte sein schönes Gesicht: er hatte aber das Herz eines Panthers. Ein Bedienter trug alle Tage auf die erste Bank des Berges dieses fürchterliche Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses.

„Der Abscheu des Volkes,“ sagte er, „spricht sich nur gegen untreue Sachwalter aus; uns aber umgibt es mit seiner Achtung und Zuneigung. Warum zögern wir noch? Wir wollen unsern

Gewissen ebenso wie unsern Wünschen gehorchen. Ich verlange demnach ....“

Man wußte nun schon, daß von Proscription und Schaffot die Rede seyn würde. Eine dumpfe Stille herrschte. Da setzte sich schnell einer seiner Kollegen, den die Versammlung nur zu gut kannte, neben ihn. Es war eine Mißgeburt von weniger als 5 Schuh; eine kurze und dünne Gestalt mit einem gemeinen Gesichte, in dessen convulsivischem Zucken die Bewegung der Seele und die innerliche Wuth zu lesen war. Dieser Mensch war durch die Verachtung, die Alle ihm zollten, zu einem gewissen Grade von Popularität gelangt; bald versteckte er sich in einen Keller, bald erschien er auf der Tribune, eine Denunciation in der einen Hand und eine Pistole in der andern. Er besaß den Geist eines Wahnsinnigen und den Wahnsinn eines Ungeheuers. Einst hatte Vergniaud gesagt: „Ich schäme mich, diese Tribune nach Marat zu betreten. Ich liebe Marat nicht.“ Nun setzte er sich neben Couthon, vom Blutgeruche herbeigezogen. Er trägt auf dem ungeheuern Kopfe, die herumschweifenden Augen beschattend, einen runden, ganz zerfetzten Hut; seine fettigen Haare sind mit Stricken in eine Art Zopf gebunden; er trägt einen weiten, grauen Ueberrock mit einem grünen, in's Gelbe spielenden Sammtkragen, der ganz zerdrückt und formlos ist, Lederhosen ohne Träger und zerrissene Stiefel.

„Ich verlange,“ fuhr Couthon fort, durch die Gegenwart des Menschen kühner gemacht, „daß Lanjuinais, Vergniaud, Gensonné...“

Er besann sich auf Namen, wie es schien; aber ohne Verlegenheit zu zeigen, zog er nun eine lange, enggeschriebene Liste aus seinem Taschenbuche und las daraus:

„Gensonné, Guadet, Pethion, Lanthenas ....“

„Nein!“ sagte Marat, „Valaze.“

Und der Name wurde sogleich mit dem Bleistifte für den andern gesetzt, ohne die Versammlung befragt zu haben.

„Valaze, Lehardi, Boileau, Biroteau, Bertrand, Gomaire, Ducos ....“

„Nein, Louvet.“

„Louvet, Bergouin, Mollevaut, Barbaroux, Brissot, Grangeneuve ....“

Ein Schrei wurde von der Tribune gehört.

„Kervelagan, Buzot, Lidon, Lasource, Chambon, Gorsas, Lesage, Vigne, Henry Larivierre und Rabaud St. Etienne, sogleich verhaftet werden.“

Die Liste wurde im Ganzen abgestimmt. Ein großer Theil der Versammlung erklärte, daß er von dieser Deliberation nichts wissen wolle. Vergeblicher Widerstand! Eine Menge fremder Jacobiner, die eingelassen worden waren, und zwischen ihren Freunden Platz genommen hatten, bildeten eine scheinbare Mehrzahl. Man erhebt sich; man proklamirt den Sieg; die Acte ist schon bereit, der Präsident unterzeichnet, und verläßt schnell seinen Stuhl.

Die Sitzung war zwar geendigt, aber Niemand durfte sich entfernen. Es war eilf Uhr Abends und die Abgeordneten Frankreichs wurden noch gefangen gehalten von zehn Räubern, welche Paris als seine Herren erkannte.

Endlich wurden die Thüren geöffnet und Jeder durfte nun seinen Weg suchen mitten unter gedungenen Mördern und Nachstellungen aller Art. Grangeneuve fand Adeline zu den Füßen der Statue des Gladiators. Ein Mann war bei ihr, der sich bei seinem Näherkommen hastig entfernte, und das Paar, welches so viel Sorge und so viel Liebe sich mitzutheilen hatte, erreichte stillschweigend die Straße Courcelles.



Der Waldbruder

von

Ludwig Neuffer.

Die Sonn' ist untergangen, es fällt
Vom Himmelszelt
Die Nacht schwarzwolkig hernieder;
Auch wälzen Gewitter sich drohend heran,
Der Thalbach stürzt, es heult der Orkan,
Und die Berghöh'n hallen es wieder.

Da zieht ein Ritter im Walde daher
Mit Schwerdt und Speer,
Durchnäßt von strömendem Regen.
Er schmachtet nach Einkehr und findet sie nicht,
Doch endlich erblickt er ein flackerndes Licht,
Dem reitet er stracklich entgegen.

Er reitet und bahnt sich mit scharfem Sporn
Durch Busch und Dorn
Mit sorgsam prüfenden Schritte,
Von Blitzen umleuchtet, vom Donner umkracht,
Im schaurigen Dunkel der Mitternacht
Den mühsamen Pfad zu der Hütte.

Und als er zur Hütte gekommen, da scholl
Ihm grauenvoll
Ein Schrei der Verzweiflung zu Ohren:
»Herein, ihr höllischen Geister, zu mir!
Thut mir nach Verdienst, und zerreißet mich hier,
Mich Sünder verdammt und verloren.«

Von Schreck und Staunen erschüttert begann
Der Rittersmann:
»Was hat für ein Wahn dich betrogen!
Ich bin ein Ritter, und habe mein Schwerdt
Stets offen und nur auf Gegner gekehrt,
Doch meuchlerisch nie es gezogen.« —

»Ha, seyd ihr ein Ritter, erbarmet euch mein,
Und laßt die Pein
Des Herzens mich endlich verbluten!
Stoßt mir in den Busen den tödtlichen Stahl,
Und lasset mich enden die schreckliche Qual,
Die brennt gleich höllischen Gluten.« —

»Verblendeter Alter, was flehst du von mir?
Der Tod kann dir
Nicht Gnade vom Himmel erringen.
Doch sage die Jammerkunde mir an,
Was hast du gefrevelt und Böses gethan?
Vielleicht mag's Lind'rung dir bringen.«

»Es findet nicht Lind'rung mein leidendes Herz,
Der wilde Schmerz
Umwindet mir ewig die Seele.
Verlassen wird euch der Lebensmuth,
Erstarren im Herzen das wallende Blut,
Wenn ich, was ihr wünschet, erzähle.

Ich war ein Jüngling in strebender Kraft,
Voll Leidenschaft,
Voll reger Begierden und Triebe,
Als ich mir die mönchische Kutte gewählt,
Dieweil ich die Wünsche des Herzens verfehlt,
Die Hoffnungen schmachtender Liebe.

Entflohen der Welt, mit Gebet und Gesang
Glaubt' ich den Drang
Im Innern der Brust zu besiegen.
Ich habe gekämpft und gerungen mit Macht,
Oft sah die einsame Mitternacht
Mich vor dem Altare noch liegen.

Bei frommen Gelübden und Uebungen war
Das Probejahr
Mir endlich vorüber geschwunden.
Ich fühlte mich freier, der blutende Schmerz
Ward endlich geheilt, und das ruhige Herz
Genas von den heimlichen Wunden.

Ach, hätt' ich das Kloster verlassen, bevor
Den Eid ich schwor,
Dem Orden verbrüdert zu bleiben,
Dann wär' ich nun glücklich, dann würde nicht
Die Strafe der Laster, nicht Gottes Gericht
In diese Wildniß mich treiben!

Denn siehe, da schwanden in Saus und Braus,
Jahr ein, Jahr aus,
Die müßigen Stunden und Tage.
An Beten und Fasten ward wenig gedacht,
Es reihten von Morgen bis spät in die Nacht
Sich lärmende Zechergelage.

Es lauschte der Mönche verwöhntes Ohr
Dem frommen Chor
Nicht gern in der stillen Kapelle,
Weit lieblicher tönte der klirrende Sporn,
Das Waffengeräusch und das schmetternde Horn,
Und spürender Doggen Gebelle.

Oft zog man zu Walde, wenn kaum es getagt,
Zur blut'gen Jagd
Mit Koppeln der stöbernden Hunde,
Den Eber zu treiben aus seinem Versteck,
Und den flüchtigen Hirsch, mordgierig und keck
Zu verfolgen mit tödtlicher Wunde.

Was weit und breit dem Lüstling um Gold
Der Erdkreis zollt
Das mußt' auf der Tafel uns prangen.
Da saßen wir jubelnd am üppigen Mahl,
Es kreiste mit köstlichem Wein der Pokal,
Und bacchische Lieder erklangen.

Auch war mit Wunderkräften erfüllt
Ein Gnadenbild
Im Chor der Kapelle zu schauen;
Drum kamen, der Andacht zu pflegen allda,
Mit reichen Geschenken von fern und nah
Oft pilgernde Mädchen und Frauen.

Das waren uns Feste! Mit schlauer Kunst
Um Liebesgunst
Verstanden wir trefflich zu werben.
Kein frevelnder Reiz blieb unversucht,
Durch Gift der Verführung die Scham und Zucht
In weiblicher Brust zu verderben.

Auch war nicht fern auf der nämlichen Trift
Ein Nonnenstift,
Zwar hoch von Mauern umfangen,
Doch konnten wir unter der Erd' entlang
Durch einen verborgenen Felsengang
Zu den freundlichen Schwestern gelangen.

Und war ein Bankett im weiten Revier,
Dann schwangen wir
Als Gäste behend uns zu Rosse,
Doch mundete nirgends so trefflich der Wein,
Als bei dem bacchantischen Ritterverein
Auf Kleebronns gastlichem Schlosse.» —

»Das liegt nun in Trümmer verschüttet, begann
Der Rittersmann,
Nun hausen dort Ottern und Unken,
Denn Feinde verheerten den Felsenhort,
Nachdem, wie man sagte, durch Meuchelmord
Der streitbare Ritter gesunken.» —

»Wohl hat er, wie dir's die Sage genannt,
Durch Mörderhand
Dieß traurige Ende genommen.
Ein Teufel erschlug den gewaltigen Mann! —
Doch ist dir von dem, der den Frevel gethan,
Nie Kunde zu Ohren gekommen?» —

»Nie kam mir Kunde zu Ohren, wie sehr
Ich weit umher
Mit Forschen und Fragen mich mühte.
Doch Alter, was sagst du? Ein schwerer Verdacht,
Ein gräuliches Ahnen des Thäters erwacht
In meinem betroff'nen Gemüthe.» —

»Was läugn' ich? Du siehest den Thäter in mir,
Der qualvoll hier
Seit Jahren gebüßt für die Sünden.
Ruhmwürdiger Ritter, ich kenne dich nicht.
Doch glaub' ich, in deinem Blick und Gesicht
Mir schreckliche Spuren zu finden.

Ich muß, was soll mir ein Leben voll Schmerz?
Ich muß mein Herz
Durch freies Bekenntniß entladen.
Mich drückt in den Abgrund nieder die Last,
Ich find' auf Erden nicht Ruhe noch Rast,
Was kann noch die Hölle mir schaden?

Einst ward ich, verflucht sey der schreckliche Tag,
Zum Trinkgelag
Des gastlichen Ritters gerufen.
Da ging's im Galoppe mit sausendem Lauf
Hinaus zum Kloster, zur Burg hinauf,
Auf Rosses beflügelten Hufen.

Schon waren versammelt die Ritter und Herrn,
Von nah und fern
Im hohen, gewölbeten Saale,
Schon stand mit Speise beladen der Tisch,
Und alle wir setzten uns wacker und frisch
Zum lecker bereiteten Mahle.

Nun ward mit Jucheyen und Jubelsang,
Bei Kling und Klang,
Unmenschlich geschmaust und getrunken,
Es strömte wie Wasser der feurige Wein,
Bis hinter die Berge der tagende Schein
Der scheidenden Sonne gesunken.

Drauf ritten die Ritter vom tüchtigen Schmaus
Voll Weins nach Haus,
Und Kleebronn war ihr Begleiter.
Ich aber, von schnöden Begierden entflammt,
Zu neuen Verbrechen und Schanden verdammt,
Ich zog in Verblendung nicht weiter.

Längst nährt' ich die Triebe verbotener Lust
In wilder Brust,
Doch ohne den Wunsch zu erjagen.
Nun, dacht ich, als Kleebronn verlassen den Saal,
Nun endlich hat Deinem Verlangen einmal
Die glückliche Stunde geschlagen.

Im schattigen Garten, im Mondenschein
Ging ganz allein
Walpurgis, die lieblichgebaute.
Mir schwoll im Busen das gährende Blut,
Und heißer erwachte die Liebesglut,
Als ich durch's Fenster sie schaute.

Nun eilt' ich hinunter auf heimlichem Weg
Den Wendelsteg
Mit raschem, beflügeltem Schritte.
Die Kühle des Abends, die schmeichelnde Luft,
Die trauliche Dämm'rung, der würzige Duft
Lud uns in die laubige Hütte.

An Reiz und Verführung jeder Art
Ward nichts gespart,
Ich schlang mich um sie, wie die Ranke,
Und pflückte, vergessen der Pflicht und Scheu,
Die heilige Blume der ehlichen Treu,
Dem Wirth und Freunde zu Danke.

Was starrst du, fremder, geharnischter Mann,
So wild mich an,
Als wollte dein Blick mich erstechen?
Halt ein mit dem Zorn, der schon dich ergreift,
Vernim, wie ich Schulden auf Schulden gehäuft,
Dann magst du nach Wunsche dich rächen.

Kaum hatt' ich die rohe Begier gestillt,
Als wutherfüllt
Der Ritter im Garten sich nahte.
Ihn hatte, da mich er beim Zuge nicht fand,
Der Argwohn befallen, ihm hatt' es geahnt
Von einem entworfnen Verrathe.

Schon tobt er im Gange, schon blinkt der Stahl
Im Mondenstrahl,
Schon stürmt er herein in die Laube.
Zum Tod ist das mordende Eisen gezückt,
Schon lag, mit den eigenen Haaren bestrickt,
Walpurgis vor ihm in dem Staube.

Doch schnell ihn von hinten umfassend, entwand
Ich seiner Hand
Das drohende Eisen behende,
Und stieß es, zu Boden ihn schleudernd mit Macht,
Bevor die Besinnung ihm wieder erwacht,
Mit tödtlicher Wund' in die Lende.« —

»O schrecklich, so lenkt mir des Himmels Rath
Hieher den Pfad,
Sprach zürnend und staunend der Ritter,
So führt, da kein Forschen und Suchen gelang,
Zu diesem Verruchten der heilige Gang
Der Vorsicht mich im Gewitter!

Vernimm denn, ich bin des Gemordeten Sohn,
Und will den Lohn
Für deine Verbrechen dir zahlen.
Verwirkt ist dein Leben, du bist nicht werth,
Daß länger die Erde dich trägt und nährt,
Daß Mond noch und Sonne dir strahlen.« —

»Verwirkt ist mein Leben, die Rach' ist erwacht,
Des Abgrunds Nacht
Umringt mir die bebende Seele.
Nur eine Minute noch schenke du mir,
Auf daß, mein Bekenntniß vollendend, ich dir
Den Tod auch der Mutter erzähle.

Erst wurde der Tod des Gemahles beweint,
Als hätt' ein Feind
Aus heimlicher Rach' ihn erschlagen.
Auch wurden zum Schein viel Boten entsandt,
Ob sie nicht vermöchten, umher im Land
Den Thäter der That zu erfragen.

Doch ich, von dem tiefen Geheimniß geschützt,
Kam täglich itzt,
Als wollt' ich mit Trost sie erquicken,
Und von der Gelegenheit Reizen versucht,
Vermaß ich mich lange, die winkende Frucht
Verbotener Liebe zu pflücken.

Drauf sollte sie, als ich gestillt die Glut,
Ihr Geld und Gut
Dem Kloster zum Eigenthum geben.
Doch als sie's versagte, da traf sie mein Zorn;
Im Graben der Burg, in dem schroffigen Born
Beschloß sie ihr jugendlich Leben.« —

»Verworfenes Scheusal, so donnert ihn an
Der Rittersmann,
Stirb grablos hier auf der Stelle!
Vergifte nicht länger die Erd' und die Luft,
Fahr hin, wo die Schaar der Verbrechen dich ruft,
In die untersten Schlünde der Hölle.« —

Sprach's, stieß ihm, ergriffen von Wuth und Schmerz,
Das Schwerdt durch's Herz,
Daß plötzlich die Seel' ihm enteilte,
Und rannte durch Nacht und Gewitter davon,
Ob Blitze noch kreuzten mit furchtbarem Droh'n,
Und Sturm noch die Wälder durchheulte.

England.

Eine ärztliche Consultation.

(Nach dem Leben.)

Doctor E. war der Modearzt seines Wohnortes. Niemand konnte sich dort mit dem Gedanken des Todes vertraut machen, der nicht vorläufig seine Meinung darüber eingeholt hatte.

E. war ein Greis von außerordentlicher Dicke, dabei klein, mit rothen Wangen und einer heitern Laune in den Augen und Mundwinkeln. Seine schwarzen Kleider hätten wohl öfter als es geschah, die Bekanntschaft mit der Bürste machen dürfen, obgleich er weder seine Haare puderte noch Tabak schnupfte. Im Winter stieg er aus seinem Wagen, in einen kurzen Mantel gehüllt, der ihm ein sonderbares Aussehen verlieh, und wohl zunächst für seinen kleinen Sohn bestimmt gewesen seyn mochte. Seinem Hute sah man den langen Dienst an, und ein Paar alter Handschuhe von Ziegenleder, das einst seiner Frau zugehört hatte, und ihm in einem erbärmlichen Zustande übergeben worden war, bedeckte seine Fingerspitzen so gut es gehen wollte. Unser Doctor war sehr ökonomisch, und obgleich er schon ein recht ansehnliches Vermögen besaß, so hatte doch seine Thätigkeit nicht nachgelassen.

Um 6 Uhr stand er auf und begann um 7 seine Visiten zu machen; kam er Mittags nach Hause, so ertheilte er Denen Rathschläge, die ihn besuchten. Oft fing er Abends noch einmal an, seine Kranken zu besuchen, und wurde er auf das Land gerufen, so wandte er die Nacht dazu an, indem er dabei zu bemerken pflegte, daß er dadurch nichts an der Zeit verliere. Mit einem Worte: er war ein

unermüdlicher Mann, dem nichts unvorhergesehen kommen konnte; seine ganze Zeit gehörte ihm, wenn sie nicht schon von ihm zu etwas bestimmt worden war.

So war der Doctor endlich dahin gelangt, fast nur allein im Gebiete der Krankheit zu herrschen, und man kann annehmen, daß er allein mehr Geld von seiner Kundschaft bezog, als die übrigen Aerzte alle zusammen genommen von den ihrigen.

Uebrigens trieb er sein edles Geschäft schon seit einem halben Jahrhundert; und da die Stadt schnell emporgewachsen war, so war er von einer Straße in die Andere gewandert, je nachdem sich Mode und Reichthum dort niedergelassen hatten. Trotz dieser günstigen Stellung hörte man ihn jedoch immer klagen: „Die Zeiten haben sich geändert, ich erhielt sonst zwanzig Guineen, wo ich heute kaum eine erhalte.“

Dies war jedoch nichts Anderes als eine rednerische Figur in dem Munde des alten Doctors, und keineswegs eine wahre Behauptung; denn sonst erhielt er zwanzig Guineen für eine lange Reihe von Visiten und eine sorgfältige Behandlung, während er jetzt eine einzige Consultation sich mit einer Guinee bezahlen ließ; dies wollte er damit ausdrücken. O! über die traurigen Zeiten für die armen Doctoren!

Trotz dieser nachtheiligen Umgestaltung der Dinge nahm der gute Mann dennoch alljährlich 5 bis 6,000 Pfund Sterling ein. Diät und Bewegung waren seine Hauptgrundsätze. Diese beiden prophylaktischen Mittel wandte er bei sich zuerst an, und nach dem Satze: „was dem Hahn nicht schadet, schadet auch der Henne nicht,“ verfehlte er auch niemals, ihre Tugend in allen Fällen zu empfehlen, zu denen er gerufen wurde.

Niemand verstand es so gut als er, einen Pudding zu bereiten, oder eine Suppe, um den Appetit des Kranken zu erwecken; Niemand verstand es so gut wie er, über die Vorzüge der Kuh= oder Eselsmilch zu sprechen, und in welchen Fällen man sie mit Brod, Mehl oder Reis genießen müsse. Er besah eine halbe Stunde lang die Zunge des Patienten, und fühlte immer bedächtig den Puls an beiden Armen; dann setzte er sich nieder und erzählte irgend eine unterhaltende Anecdote, um sein Examen damit zu krönen. Durch dieses Verfahren war er der Liebling aller alten Damen geworden, und man muß gestehen, daß er ein angenehmer Schwätzer und ein vortrefflicher Chronist der Vergangenheit und Gegenwart zu nennen war.

So war der Doctor E. mit 70 Jahren beschaffen, der gesuchteste

Arzt der Stadt und Gegend, obgleich ihm einige Fehler vorgeworfen wurden und einige Lächerlichkeiten anklebten. Da er dabei ein guter, lieber Mann war, so wandten sich die jungen Chirurgen stets an ihn, und so ward seine Popularität von einer Generation zur andern übertragen. Was seine eigentliche Wissenschaft betraf, so glaubte Niemand sich das Recht anmaßen zu dürfen, darüber mißbilligend abzusprechen. Er selbst machte keineswegs Ansprüche auf ein ungemeines Wissen, auf übergroße Gelehrsamkeit; seine Bemerkungen, so wie seine Recepte waren unveränderlich dieselben, und er hegte einen innern Abscheu gegen jedes neue Mittel, gegen jede neue Erfindung im Gebiete der Wissenschaft, und war stets sehr aufgebracht, wenn er zu solchen Neuerungen nothgedrungen seine Zuflucht nehmen mußte; wenn ihn nehmlich seine Mittel verließen und der Wunsch der Kranken es anhaltend begehrte. Auch verfehlte er dann nicht, seiner übeln Laune in solchen Fällen freien Lauf zu lassen und behauptete, daß Alles dieses bald in gerechte Vergessenheit zurücksinken würde, und daß man wieder zur bittern Rinde, zum Opium und dem gebrannten Schwamm werde zurückkehren müssen, wenn man das Unzweckmäßige des Morphins, Chinins und Jods werde erkannt haben. Vor Allem liebte er die langen Recepte, besonders deßhalb, weil man annehmen kann, daß unter einer großen Menge von Mitteln doch Eines seyn könnte, welches gegen das Uebel gut wäre. Es erleidet keinen Zweifel, daß er in seinem Herzen jene Zeit zurückwünschte und in Gedanken auch wieder heran kommen sah, wo man eine Arzenei aus 50 bis 60 Ingredienzien bereiten ließ. Trotz dieser Eigenheiten war unser Doctor dennoch ein ehrenwerther Mann; man konnte zwar kenntnißreichere und uneigennützigere Aerzte finden, aber Doctor E. würde gewiß einen leeren, schwer auszufüllenden Platz zurück gelassen haben, wenn es ihm eingefallen wäre, sich zurückzuziehen.

..... Einst hatte ich mit diesem Manne eine Consultation bei einer Dame, die an Wassersucht litt. Es war keine Hoffnung mehr zu ihrer Wiederherstellung vorhanden; aber man mußte doch suchen, ihren Zustand zu erleichtern.

Ich hatte die Kranke noch nicht gesehen, daher konnte meine Beobachtung nur sehr oberflächlich seyn und ich hoffte, daß des alten Doctors Wissenschaft ein bedeutendes Licht auf die Zustände der Patientin werfen würde.

Wir setzten uns zum Bette nieder, und ich konnte es mir nicht verbergen, daß der Tod hier unausbleiblich schnell eintreten müsse, da das Wasser bereits die Brustregion erreicht zu haben schien.

Der alte Doctor besichtigte zuerst die Zunge, hierauf zog er seine goldene Uhr hervor und zählte mit großer Gewissenhaftigkeit die Zahl der Pulsschläge während einer Minute; dann reichte er mir die Uhr, und ich wiederholte mit eben solcher salbungreichen Miene was mein Herr Kollege gethan hatte. Jetzt nahm der Doctor verschiedene Gegenstände, die in der Nähe waren, und bat mich, mit ihm an das Fenster zu treten; dort betrachtete er sie von allen Seiten, bis seine Neugier gehörig befriedigt war und auch der Meinigen nichts zu wünschen übrig blieb. Nun forderte er ein Band, womit er den Körper der Kranken alle Tage zu messen pflegte, um zu sehen, ob der Sitz des Uebels an Ausdehnung verloren, oder eine größere Entwickelung gewonnen habe. Nachdem er das Band auf ein Ellenmaß gelegt hatte, waren wir überzeugt, daß der Bauch um den zwölften Theil eines Zolles dicker geworden war. Er schüttelte hierüber den Kopf; und ich schüttelte den Meinigen auch; er verlangte die Nahrungsmittel zu sehen, welche der Patientin gewöhnlich dargereicht wurden und die verschiedenen Arzneien, die man ihr eingab; er kostete von allen mit tief ernster Miene; ich that dasselbe; endlich verordnete er für jetzt gekochten Reis mit einem Zusatze von etwas Küchensalz.

Wir wurden nun mit vielen Zeremonien in ein anderes Zimmer geführt, wo Stühle für uns zurechtgestellt waren, und Dinte, Federn und Papier auf einem Tische lagen. Nachdem wir uns niedergelassen hatten, ließ man uns allein, um uns nicht bei der Consultation zu stören.

„Ich glaube, Herr H., daß Sie Hopkins, dort unten im Thale, kennen werden?" mit diesen Worten begann der alte Doctor unsere Sitzung.

„Ja, Herr Kollege, ich habe eine triftige Ursache ihn zu kennen, denn er ist mir eine große Rechnung schuldig, die er mir nicht bezahlen will."

„Es ist ein schlechter Kerl, das kann ich Ihnen versichern, der mir noch gestern einen bösen Streich gespielt hat."

„Wie, was? Ich hörte ihn nur immer Gutes von Ihnen reden; auch wurden Sie sein Hausarzt, nachdem er M*. abgeschafft hatte."

„Das ist Alles wahr, und ich betrachtete ihn auch stets als einen ehrenwerthen und rechtlichen Mann. Nun wissen Sie ja wohl, wie herrlich sein Haus liegt, mitten in einem prächtigen Garten; hier pflegte ich nun gewöhnlich bei meinen Besuchen noch ein wenig spazieren zu gehen. Es war stets mein letzter Besuch, den ich machte, um ein halbes Stündchen diesem Vergnügen zu widmen. Auch verfehlte mein guter Patient niemals eine Schüssel herrlicher Erdbeeren

mit Zucker und Wein oder andere Erfrischungen, wie sie die Jahreszeit bot, für mich in Bereitschaft zu halten. Ich bin ein großer Freund von gutem Obste, das eben frisch gepflückt wurde, besonders wenn ein gutes Glas Wein dazu gereicht wird, um den Magen zu erwärmen, und daher hegte ich wirklich eine gewisse Dankbarkeit für jene zarte Anerkennung meiner Verdienste und meiner Neigungen.

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr Kollege, es kann nach der Erschöpfung an einem heißen Tage nichts Erquickenderes und Zweckmäßigeres geben. Ich habe auch schon von seinem Obste gekostet, und kann daher Ihnen in dem Lobe seiner Vortrefflichkeit beistimmen.“

„War es nicht excellent? Ich muß gestehen, daß ich stets schon von Weitem wie ein Schulknabe nach den Obstbäumen in Hopkin's Garten sah. Nun aber hören Sie! In diesem Jahre litt er an hartnäckiger Dyspepsie, welche während der ganzen Erdbeerenzeit anhielt. Das war mir ganz recht; als ich ihm nun aber in der vorigen Woche meine Rechnung sandte — was glauben Sie wohl, was ich zur Antwort erhielt?“

„Wahrlich, Herr Kollege, das ist schwer zu errathen; doch wird es wahrscheinlich etwas sehr Unhöfliches gewesen seyn.“

„Urtheilen Sie selbst: ich erhielt ein Billet, worin mir Hopkins sein Befremden eröffnete, da er der Meinung sey, daß seine Erdbeeren, sein Wein und sein Zucker, denen ich reichlich zugesprochen, mir eine genügende Entschädigung gewesen seyen für die ganz unnützen Besuche, die ich ihm gemacht hätte. Am Fuße des Billets fand ich eine Gegenrechnung über 14 Pfund? Was sagen Sie nun?“

„Ach, Herr Kollege, das war stark!“

„Nicht wahr? Stark! Wenn mein tägliches Frühstück mich nur 5 Pence kostet, so soll ich nun seinetwegen eine Ausgabe von 3 Schilling 6 Pence täglich machen, und das für eine Sache, die ich als eine Erkenntlichkeit eines dankbaren Patienten anzusehen berechtigt war. Ist das nicht ein ganz abscheulicher Charakterzug von dem Menschen? Ich habe in den letzten zwölf Jahren nicht 3 Schilling 6 Pence zu meinem Vergnügen oder gar für Luxusbedürfnisse ausgegeben. Solch ein elender Wicht! Ich mußte ihm alle Tage eine Schüssel Erdbeeren, eine halbe Bouteille Portwein und ein Viertelpfund Zucker abnehmen und baar bezahlen! Das kann ihm wohl gefallen? Ich habe zwar wohl außerdem noch zu meinem Dessert ein Partiechen mitgenommen, und je zuweilen wohl auch noch einige Gurken, etwas Spargel und ein Körbchen voll Weintrauben oder etwelche schöne Aepfel; aber dennoch ist seine Frechheit unerhört. Ich habe mir nun fest vorgenommen, außer der mir zukommenden Bezahlung nichts mehr von

meinen Patienten anzunehmen; hier war leider die Versuchung zu groß, als daß meine Philosophie ihr nicht hätte unterliegen sollen. Der Teufel hole den Kerl! Und seinen Bruder, der mich in seinen Concurs verwickelt, und mir, gleich seinen andern Gläubigern, nur zwei und einen halben Schilling für das Pfund Sterling anbietet, und 300 Pfund hatte ich von ihm zu fordern! Eine schöne Familie das! Aber warte nur, der Erdbeerenhändler soll mir einmal wiederkommen! Ich laß' ihn sterben, ehe ich zu ihm gehe!“

Hier stand der Doktor ganz erhitzt auf, und wie ich ihn an den Gegenstand unserer Berathung erinnerte, sprach er: „Ach ja! ich werde Morgen um zehn Uhr wiederkommen; bis dahin soll man die Krankheit ihren ungestörten Fortgang nehmen lassen.“ —

Hierauf verließen wir das Haus, indem wir Beide eine ganz übermäßig ernste Miene annahmen.

(Monthly Magazine.)



Der Marschall Mortier.

Eduard Adolph Casimir Joseph, Marschall Mortier, Herzog von Treviso, den mitten unter Festen der Tod ereilte, hatte sich dreißig Jahre hindurch dem Feuer der Schlachten ausgesetzt, bald in den Feldzügen der Republik, bald in denen des Kaiserreichs. Geboren 1768 zu Cambrai, ging er 1791 mit dem ersten Bataillon National-Freiwilliger in's Feld, wo er sogleich den Grad eines Kapitäns erhielt. Von diesem Augenblick an bestand sein Leben nur aus Schlachten, Waffenthaten und Beförderungen.

Den 28. April 1792 befand sich Mortier bei der Affaire von Quievrain, wo ein Pferd unter ihm getödtet wurde; dann in der Schlacht von Jemappes, vor Neerwinden und bei den Belagerungen von Namur und Maestricht. Sein ausgezeichneter Muth bei Hundschooten erwarb ihm den Grad eines General-Adjutanten am 16. Okt. 1793.

Zur selben Zeit wurde er bei der Entsetzung von Maubeuge verwundet; dieß hinderte ihn aber nicht, sich unter Lefebvre und Kleber bei Altenkirchen und Friedberg auszuzeichnen.

1798 wird er zum Brigadegeneral ernannt und commandirt einen Theil der Avantgarde der Donauarmee. Gegen den Schluß des Jahres wird er Divisionsgeneral bei der helvetischen Armee, und hatte den ehrenvollsten Antheil an dem glänzenden Feldzug von Massena gegen die Russen.

Nach dem 1803 erfolgten Bruche des Traktats von Amiens rückt er mit 12,000 Mann in Hannover ein, das er nach geringem Widerstand einnimmt. Seine Belohnung ist das Commando der Artillerie in der Consulargarde.

1804 wird Mortier in die erste Beförderung der Marschälle begriffen, und 1808 zum Großkreuz der Ehrenlegion ernannt.

1806 befehligt er ein Corps der großen Armee in Deutschland, und reibt in Dürenstein mit 4,000 Franzosen und zwei Kanonen 30,000 Russen auf.

Von hier gelangt er zum Kommando gedachten Korps französisch-niederländischer Truppen, operirt in Hessen und Hannover, besetzt Cassel, und rückt im November 1806 in Hamburg ein. Beim Wiederbeginnen der Feindseligkeiten marschirt er durch Meklenburg nach Pommern, wo er glänzende Vortheile über die Schweden erficht. Bei Friedland, den 13. Juli 1808, hält er sich mit großem Muthe auf dem linken Flügel der Armee gegen einen viel stärkern Gegner. Einige Zeit hierauf wird er Herzog von Treviso und erhält 100,000 Franken auf die hannöverschen Domänen.

In den Jahren 1808, 1809, 1810 und 1811 dient er in Spanien, ist bei der Belagerung von Saragossa, siegt mit 30,000 Franzosen über 60,000 Spanier in der blutigen Schlacht von Ocana, leitet die Belagerung von Cadix, und vernichtet die Spanier bei Gebora.

1812 übernimmt er das Kommando der jungen Garde während des russischen Feldzuges. Er wird Gouverneur des Kreml, während die Armee ihren Rückzug beginnt, sprengt ihn am 16. November in die Luft, und verläßt die Stadt am 23. desselben Monats.

Bei seiner Ankunft in Frankfurt am Main bringt er wieder die junge Garde zusammen, die er nach Lützen, Bautzen, Dresden, Leipzig und Hanau führt, wo sie sich tapfer gehalten hat.

Während des Feldzugs von 1814 focht Mortier stets tapfer bis unter die Mauern von Paris; dann war seine politische wie militärisch Rolle ziemlich unbedeutend, obgleich er nach und nach hohe Functionen bekleidete. Während der hundert Tage wurde er Pair des Reichs, verlor anfänglich diese Würde unter der Restauration, und erhielt sie dann erst im Jahre 1819 wieder. Nach der Julirevolution wurde er zum Großkanzler der Ehrenlegion ernannt, endlich gegen das Ende des Jahres 1834 zum Präsidenten des Ministeriums und Kriegsminister, welches er nicht lange geblieben ist, wie man weiß.

Er war 67 Jahre alt.



Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Genua, 31. Juli.

Nachrichten aus verschiedenen Theilen Italiens verkündigen, daß die Könige von Sardinien und Neapel, so wie andere Fürsten Italiens, einen Congreß hieselbst halten wollen, um ihre gemeinschaftlichen Interessen zu berathen.

Havre, 31. Juli.

— Myriaden kleiner gelber Fliegen mit vier Flügeln erfüllen die Luft, und bilden förmliche Wolken, die bei dieser erstickenden Hitze sehr belästigen. Seit Menschengedenken erinnert man sich nicht, eine so große Menge solcher Insekten auf einem Haufen gesehen zu haben. Man weiß nicht, welcher Ursache man diese Erscheinung zuschreiben soll.

Paris, 1. August.

— Die Leichname aller Derer, die am 28. v. M. umkamen, welchen Standes sie auch gewesen sind, wurden in Särge von Blei eingeschlossen und zu den Invaliden gebracht. Hier werden sie bis zum Tage des Begräbnisses verbleiben. Der Trauergottesdienst wird in der Kirche der Invaliden gehalten, und der Zug sich nach dem Père-Lachaise begeben. Die Regierung wird diese Feierlichkeit mit großem Pompe vollziehen.

Weimar, Mitte Juli.

— x Ob der verderbliche, leichte Geschmack der Zeit, oder eine schwächliche Direction, oder das neuere Theaterpersonal selbst die Schuld trägt, mag ich nicht verrathen: ausgemacht aber ist, daß die Weimarische Bühne von der alten Größe herabgesunken ist, und nun nicht einmal mit andern Residenztheatern gleichen Schritt zu halten vermag. Die gute, alte Göthe'sche Schule ist dem Meister theils schon gefolgt, wie der treffliche Oels, theils aber schwach und stumpf geworden (Graff, Dürand, Haide, Md. Eberwein), und nur wenige Mitglieder aus jener Periode, wie Md. Dürand und Hr. Lorzing, sind noch immer, freilich in beschränkten Kreisen, groß. Unter den später eingeführten Mitgliedern aber ist Keines über das Mittelmäßige erhaben, manche sind ganz unerträglich und ruhen gemächlich auf den dürren Lorbeern ihrer Gage aus (Engelken, Winterberger, Md. Unzelmann u. s. w.).

Die Tragödie hinkt schmachvoll auf Filzsocken einher, kaum hört man noch Schiller'sche Trauerspiele; Winterberger ist ein winterlich-frostiger, weinerlicher, buch-

stabirender Don Carlos. Genast muß seine schöne Kraft in verschiedenen Fächern zersplittern, und kann darum in keinem wahrhaft groß erscheinen. Wer wird auch ein guter Komiker, Tragiker und Sänger zugleich seyn wollen? — Dagegen sollten Hr. Krieger und Dlle. Lorzing bei Weitem mehr beschäftigt werden, um aus frischer Blüthe saftigen Kern zu gewinnen. Nur mit den größten Anstrengungen konnten Göthe's und Raupach's Tasso, König Manfred und Konradin zu erträglicher, aber sehr verspäteter Darstellung gebracht werden. —

Höhere Lustspiele und feine Conversationsstücke mußten auch bei uns der niederen Posse weichen, und nur Lumpaci-Vagabundus und Eckensteher Nante waren dem Weimarer Publikum verhaßte Gestalten. — Seidel spielt in der Komödie noch immer die erste Geige, denn außer ihm hat unsere Bühne keinen Komiker.

Nachdem Dlle. Schmidt sich dem Ehestande ganz widmen will, möchte auch die Oper einer neuen ersten Sängerin bedürfen, denn Md. Streit vermag, schon ihrer ritterlichen Gestalt wegen, nicht alle Rollen mit gleichem Erfolg zu übernehmen. Hr. Knaust, vom Bremer Theater, ist ein anerkannt trefflicher Tenor, nur möchte ihm mehr Spiel und weniger Koketterie zu wünschen seyn; übrigens wird er in der Regel vom Bassisten Schorrmüller schlecht unterstützt. —

Nur die Chöre, Ballete, Mechanik, Dekorationen und Komparserie, also streng genommen die Nebensachen, sind alles Lobes werth; sie geben selbst schlechteren Darstellungen einen Reiz, der den Mangel des Uebrigen weniger fühlbar macht. Die erste Tänzerin, Dlle. Granert, wird aus Wien ganz neue Pas, vielleicht auch etwas Geschmack und Geist mitbringen. Die zweite, äußerst graziöse Tänzerin, Dlle. Gebhardt, neigt sich mehr zum dramatischen Fach, und gefällt als Preciosa schon allgemein. Man sieht, sie hat neben Frische, Jugend und Grazie, auch Talent und gute Schule. Wie fleißig auf unserer Bühne getanzt wird, kann man schon daraus entnehmen, daß während der gegenwärtigen Ferien eiligst ein neuer Fußboden eingezogen werden muß; der alte ist ganz durchgetanzt: „Tanzboden hat ein Loch.“

Unter den neueren Gästen nennen wir Dlle. Wolf, vom Stadttheater zu Cöln; sie ließ das Publikum nur sehr lau, und Dlle. Lorzing gab uns längst Pfefferrösel viel gemüthlicher, Käthchen von Heilbronn viel unschuldiger und edler. — Die ungarischen Tänzer, Gebrüder Müller aus Pesth, machten ebenfalls keinen sonderlichen Effekt mit ihrem Fußgestampfe, und wurden insbesondere von Dlle. Gebhardt selbst im fremden Tanze bei Weitem übertroffen.

Dagegen erfreute auch uns unsere schöne Landsmännin, Dlle. Livia Gerhardt, vom Stadttheater zu Leipzig, in einer Reihe von sechs Darstellungen. Besonders als Giulietta in Capuleti und Montecchi, und als Alice, wo sie stürmisch gerufen wurde, hat die jugendliche Künstlerin ihre Meisterschaft bewährt.

Seitdem unser Hoftheater seine Sommerferien in Dresden, Leipzig und den südlichen Bädern hält, hat auch der Hof seine Sommerschlösser auf der schattigen Höhe des Belvedere und am kühlen Strande der Saale zu Jena und Dornburg bezogen, und die jungen Engländer sind, strotzend von Weimarischer Bildung und Gelehrsamkeit, über Hals und Kopf nach ihrer Heimath zurückgereist, wahrscheinlich, um am großen Londoner Doktorschmause frische Beefstakes essen zu können.

Unsere Bürger schlendern nun behaglich durch den duftenden Park an der Ilm hin nach dem stillen klassischen Tiefurt, oder, wer gern Bier trinkt, nach Oberweimar und Ehringsdorf, um vortreffliche Gartenconcerte, Illuminationen, schöne Welt und Ilmenauer zu genießen. — Sonst begnügte man sich auf den Dörfern mit süßer oder saurer Milch, jetzt aber, seit Göthe es nicht mehr bemerkt, trinken sogar die geschmackvollsten und elegantesten Damen Weimar's ächten Ilmenauer Bierquell. —

Dem höheren Zirkel ist freilich ein ganz anderer Genuß bereitet. Denn auch in diesem Sommer hat die verehrte Großherzogin Maria, den Mangel an öffentlicher Musik und in dessen Folge den geringen Kunstgeschmack ihrer Residenz erkennend, den Hofrath Rochlitz von Leipzig zu sich beschieden, um seine früher unterbrochenen, theoretisch-praktischen, musikalischen Abendunterhaltungen fortzusetzen, an denen außer mehren Damen höheren Ranges die Elite der Dichter, Komponisten und Musiker Weimar's Theil nehmen darf. Der alte Rochlitz soll einen recht faßlichen und breiten Vortrag halten und unterwirft seine treffenden Kunsturtheile sogleich der eigenen Anschauung der Anwesenden, indem er durch einen aus den gebildetsten Jungfrauen und Jünglingen der Stadt bestehenden, von Häser geleiteten und eingeübten Chor auf der Stelle die betreffenden Gesangstücke wenigstens oberflächlich ausführen läßt. Man kann sich denken, daß auf solche Weise richtige Begriffe von jeder Art von Musik gewonnen werden müssen.

Unter unsern jüngeren Componisten, die zum Theil auch schon dem Auslande vortheilhaft bekannt sind, nenne ich die Musikdirektoren Götze (Alexander in Persien, der Gallego, neue Oper in vier Akten), Carl Eberwein (Graf von Gleichen), und Lobe (die Fürstin von Grenada), ferner Häser, Genast, Max Eberwein, Wenzel, Eduard Hummel.

als die vorzüglicheren, neben denen eine Menge schüchterner Talente steht, die in der hier bestehenden Liedertafel hinlängliche Gelegenheit findet, ihre Geschicklichkeit öffentlichem Kunsturtheil zu unterwerfen. —

Besonders zahlreich haben sich in diesem Sommer die Gäste im benachbarten, traulichen Bad Berka an der Ilm eingefunden. Diese Anstalt hat neuerdings sehr gewonnen durch Errichtung eines sehr eleganten Gesellschaftshauses, durch die Benutzung einer ergiebigen Stahlbadquelle, und durch eine Menge schöner Spaziergänge, welche den bequemen Genuß auch der entlegeneren Waldpartien sehr erleichtern. Besonders für Brust- und Nervenleidende sind Berka's breite Wiesenflächen, stille zuglose Thäler und würzige Fichtenwaldungen äußerst zuträglich.

Literarische Uebersichten.

Das Werk des Vicomte Alban de Villeneuve-Bargemont, welches den großen Preis Monthyon für die den Sitten nützlichste Publication empfangen hat, führt den Titel: „Christlich-politische Oekonomie, oder Untersuchungen über den Zustand und die Ursachen der Verarmung in Frankreich und in Europa, und über die Mittel, sie zu unterstützen und ihr zuvorzukommen.“ Drei dicke Bände in groß 8. mit Karten, Plänen und Tabellen.

VALIDA
ou
la reputation d'une femme.

— Dieser Versuch eines jungen Talents wurde mit großem Interesse aufgenommen. Der Verfasser hat eine wunde Stelle unserer Gesellschaft berührt, und wenn das abschreckende Gemälde, welches er vor unsern Blicken aufrollt, vielleicht zu grell dem Leser erscheint, so bedenke man, daß, wenn eine moralische Idee in der Form des Romans dargestellt werden soll, sie nothwendig im Herzen des Lesers einen tiefen Eindruck für lange Zeit hinterlassen muß, um Früchte zu tragen. Dies hat der Verfasser der Valida gefühlt; indem er die Seele ergreift, spricht er zur Erkenntniß; durch die Einbildungskraft wirkt er auf das Gemüth und rührt bis zu Thränen. Valida ist eines von den Büchern, das man zweimal liest; die erste Auflage ist bereits vergriffen.

MONSIEUR MAYEUX.
Komischer Roman von Ricard. Aus dem Französischen übersetzt von Wilhelm Schröder.

(Leipzig bei Georg Wigand. 1835.)

— * Monsieur Mayeux ist für Frankreich zur stehenden Figur der Komödie, des Romans, der Karrikatur, zum Repräsentanten einer großen Klasse von Menschen in den bizarreries der witzigen kleinen Journale geworden. Monsieur Mayeux hat einen tüchtigen Höcker und ein breites Maul, wie der Hanswurst der Deutschen und der Clown der Engländer, ist gutmüthig, wie unser Hanswurst, und grob, wie der englische Clown. Aber sein Charakter hat andere, dem deutschen Wesen widersprechende Seiten aufzuweisen: Mayeux ist frivol, lasciv, wollüstig im höchsten Grade. Er spielt die politischen Komödien mit und figurirt in allen Tagesbegebenheiten. Er ist keine Karnevals-Erscheinung, kein Maskenspaß, kein Fantasiegebilde, sondern ein satyrisches Lebensbild mit den eigenthümlichen, physischen Attributen und instinktmäßigen Leidenschaften eines Bucklichen. Vorliegender Roman erzählt seltsame Abenteuer und Fahrten des Monsieur Mayeux von seiner Geburt bis zu unsern Tagen in reizendem Wechsel und treffender Charakteristik des zur stehenden Figur gewordenen kleinen Helden. Der Nichtfranzose erhält dadurch einen kleinen Begriff von dem Wesen des Monsieur Mayeux. Die Uebersetzung ist ungezwungen und dennoch im Geiste des Originals treu gehalten.

Die Kunst, das neugeborene Kind zu pflegen.

(München bei Georg Franz. 1835.)

— x Je größer der Einfluß ist, den die erste Pflege des neuen Ankömmlings auf die Weckung von Keimen des gesunden oder ungesunden Zustandes für die Dauer des Lebens ausübt, desto willkommener muß Alles seyn, was Menschenwohl fördert und Uebel verhütet. — Die genannte Schrift beschäftigt sich mit diesem Gegenstande auf eine den Zweck umfassende Weise, um irrigen Vorstellungen und Gewohnheiten zu begegnen. Bei dem Vielen, was über diesen Gegenstand schon geschrieben worden ist, haben wir in vorliegender Schrift nicht viel Neues, wohl aber eine so genaue Zusammenstellung des Beachtungswürdigen gefunden, daß sie für die Hände aller jungen Frauen Empfehlung verdient.

Ueber die Emancipation der Frauen. Ein wohlgemeintes Wort von S . . . .

(München bei Georg Franz. 1835.)

— x In der That ein sehr wohlgemeintes, kurz gefaßtes, aber mit liebenswürdigem Eifer ausgesprochenes Wort. Der Verfasser hat nur irrthümlich behauptet, der baden'sche Abgeordnete Duttlinger habe in diesem Jahre zuerst an die bürgerlichen Rechte der Frauen erinnert. Die würtembergische Stände-Versammlung hat schon vor mehren Jahren die Emancipation der Frauen, die Befreiung von der Nothwendigkeit einer Beistandschaft und dergl. verabschiedet.

Ueber das dermalige Missverhältniss der Vermögenslosen oder Proletairs zu den Vermögen besitzenden Klassen,
aus dem Standpunkte des Rechts betrachtet von Franz Baader.
(München bei Georg Franz.)

— x Die Betrachtung dieses Gegenstandes hat in England und Frankreich eine politische Bedeutung, bei uns, wo überhaupt weniger von Proletairs die Rede seyn kann, nur eine untergeordnete moralische und ökonomische. — Herr Franz Baader hätte den Standpunkt in Deutschland besser im Auge haben sollen, das lag aber außer seiner Absicht. Er will den gefährdenden aristokratischen Associationen proletarische entgegengestellt wissen; die Proletairs müssen und können ihr Heil nur beim Priester finden. Hinc illae lacrymae! Hinc der großmüthige Kampf für eine Sorte von armen Teufeln, welche die französische Regierung so ängstlich bewacht. Priester und Menschen, die Nichts zu verlieren haben, in Gemeinschaft gebracht — das mag den Argyrokraten hart zu Leibe gehen — aber die Proletairs werden darum keinen Heller und kein ausgedehnteres Recht gewinnen. Warum sollen wir uns drei Jahrhunderte der Aufklärung entreißen lassen. Die Proletairs haben beim Staate und nicht bei der Kirche die Ausgleichung zu suchen.

Die Höllenmaschine des dritten Nivose.

Der Mordversuch auf dem Boulevard du Temple gibt ein gelegenheitliches Interesse den nachfolgenden Umständen über die Explosion in der Straße St. Nicaise, welcher Bonaparte wie durch ein Wunder entkam. Man gab am dritten Nivose in der Oper „Haydn's Schöpfung," und der erste Konsul willigte darein, auf das Zureden der Madame Bonaparte, hinzugehen. Die Generale Bésières und Lauriston, dienstthuende Adjudanten, begleiteten ihn in seinem Wagen, Madame Bonaparte folgte ihm in geringer Entfernung von Rapp begleitet. Mitten in der Straße St. Nicaise begegnete der Wagen des ersten Konsuls einem kleinen Karren und einigen Männern. Ein Grenadier der Escorte, der sie für Wasserträger hielt, versetzte ihnen einige Hiebe mit dem flachen Säbel, damit sie aus dem Wege gingen. Der Kutscher hatte die Geschicklichkeit, dem Karren auszubiegen, obgleich er sehr geschwinde fuhr. Kaum war der erste Konsul vorüber, so hörte man eine fürchterliche Explosion zwischen seinem Wagen und dem der Madame Bonaparte. Die Fenster wurden zertrümmert, und Hortense Beauharnais leicht an der Hand verwundet. Das letzte Pferd der Escorte wurde ebenfalls verwundet. Der erste Konsul gelangte wohlbehalten in der Oper an, so wie alle Personen seiner Begleitung. Das Oratorium hatte so eben seinen Anfang genommen. Die Explosion war in dem Saale gehört worden. Der erste Konsul trat in seine Loge, wohin alle Blicke sich richteten. Man bemerkte eine Bewegung, und Gesichter vom Schrecken berührt. Er war ruhig und lorgnirte die Zuschauer. Fouché war an seiner Seite. „Josephine....!" sagte er zu Rapp, sobald er ihn erblickte. In demselben Augenblick trat sie in die Loge, und er brach seine Frage ab. „Diese Spitzbuben," fügte er mit dem kältesten Blute hinzu, „wollten mich in die Luft sprengen. Lassen Sie mir ein Textbuch des Oratoriums bringen." Das Gerücht dieses Ereignisses hatte sich bald im ganzen Saale verbreitet. Das Publikum wurde durch den Anblick des ersten Konsuls beruhigt und gab ihm die lebhaftesten Beweise von Theilnahme. Die Musik wurde nicht unterbrochen. Wie er in die Tuilerien zurückgekommen war, unterhielt

sich der erste Konsul ruhig über die Folgen, die diese That gehabt haben würde, wenn er umgekommen wäre. Einige behaupteten, daß Moreau an seine Stelle gekommen wäre. Der erste Konsul behauptete, Bernadotte: „Wie Antonius," sagte er, „würde er dem Volke den blutigen Rock Cäsars gezeigt haben!"

Am andern Morgen nach diesem Ereigniß publicirte der Moniteur eine Serie von Befehlen der Polizei-Präfectur gegen die Komplotte der Anarchisten, die man Wahnsinnige und Septembriseurs benannte, und besonders über die Höllenmaschine von Chevalier. Mehr brauchte es nicht, um die Meinung und die Erbitterung des Publikums auf sie zu lenken. Das Attentat des 3. Nivose wurde ihnen zugeschrieben. Der Verdacht des ersten Konsuls hatte sich auf sie geworfen und aller Anschein klagte sie an. Der Staatsrath begab sich zuerst zu Bonaparte. Die Minister des Innern und der Polizei befanden sich bei ihm. Boulay führte das Wort und drückte die Erbitterung seiner Kollegen aus, und schloß mit den Worten: „Es ist endlich Zeit, den Wunsch der Nation zu befriedigen, und alle nöthigen Maßregeln zur Erhaltung der bürgerlichen Ordnung zu verfügen." Nach einigen Worten des Danks knüpfte der erste Konsul eine Unterhaltung mit den Staatsräthen an. Der erste Minister hatte das Attentat auf die Royalisten und England geworfen. Der erste Konsul sagte: „Hiebei sind weder Adelige, noch Chouans, noch Priester. Es sind Septembriseurs, Bösewichter mit Verbrechen belastet, die in beständiger Verschwörung, in offenem Aufruhr, in Schlachtordnung gegen alle Regierungen stehen, welche sie auch seyn mögen. Es sind Handwerker, Künstler, Männer, die eine lebhafte Einbildungskraft haben, und ein wenig mehr wissen, als das Volk, mit welchem sie leben, und Einfluß darauf üben. Es sind die Werkzeuge des September, von Versailles, vom 31. Mai, vom Prairial, von Grenelle, von allen Attentaten, die gegen die Häupter der Regierungen jemals unternommen worden sind. Man muß durchaus das Mittel finden, hier schnelle Abhülfe zu leisten."

Kunst.

— Außerhalb des Thores von Girgenti zu Termini wurden vor Kurzem neuerdings alte Grabmäler, Vasen und Denkmäler aufgefunden. Auch entdeckte man unter andern merkwürdigen Gegenständen ein Stück einer Vase mit der Inschrift:

P. COR
ANT

und ein großer Stein mit der Inschrift:

POMPEJA
R—ODJA.

ferner ein steinernes Behältniß von drei Palmen Länge und zwei Palmen Breite, in der sich ein Skelett befand. Herr Romano gibt einen ausführlichen Bericht hierüber in dem Maiheft des Journals für Wissenschaften und Künste in Sicilien.

— Der Stettiner Kunstverein hat an Oelgemälden, zur Verloosung für 1835, zwanzig Nummern gekauft, darunter: eine Veronika von Remy, die Konfirmandin von Most, eine Wassermühle von Roch, Erinnerung an Dresden von Friedrich, mehre Bilder von Quaglio, Blechen, Bürckel. Außerdem wurden von Privaten theils angekauft, theils bestellt: acht und zwanzig Bilder.

— Baron Reifenberg wird das Leben Rubens nach einem, von dessen Neffen Philipp geschriebenen, Manuscripte herausgeben. In diesem Manuscripte heißt es, daß Rubens zu Köln geboren ist.

— Das Panorama der Schlacht an der Moskwa macht in diesem Augenblicke großes Aufsehen in Paris. Man sagt von dessen Maler Langlois, daß er sich darin als Militär, Gelehrten, Maler, Dichter und besonders als guten Franzosen gezeigt habe.

Musik.

— Madame Garcia-Ruiz, eine Schwester der Malibran, und Madame Corradi-Pantanelli verlassen Europa und gehen nach der Havannah; ein Wagestück, da das böse gelbe Fieber dort schon manchen italienischen Künstlerverein gelichtet hat.

Theater.

— Man liest in französischen Blättern: „Es existirt oder existirte doch wenigstens vor wenigen Jahren in Frankfurt am Main ein sonderbares Gesetz. Es durften nämlich von den Juden, die in dieser Stadt wohnten, sich nur dreizehn in einem Jahre verheirathen. Waren diesen dreizehn Bewilligungen vom Senate ertheilt, so mußten die Andern, die allenfalls noch Lust zum Heirathen hatten, bis zum nächsten Jahre warten. Eine Anecdote, die aus diesem Gesetze entsprang, dem schauderhaften Ueberbleibsel des Mittelalters, bildet den Gegenstand eines Stückes, welches man den 1. August auf dem Variétés-Theater unter dem Titel: „„die dreizehnte Heirath““ gibt.“

— Das goldene Kreuz hat in einer Uebersetzung von G. Harrys auf dem Hamburger Theater Glück gemacht. Aus diesem artigen französischen Lustspiel gaben wir bereits in unserm zweiten Hefte eine Lithographie der Hauptscene.

— In Berlin wurde zur Geburtsfeier S. M. des Königs das alte Meisterwerk von Cherubini „Lodoiska“ neu in die Scene gesetzt. Herr Schäfer von Hamburg sang den Floreski. Ein Fingerzeig für andere Theater Deutschlands.

Mode.

Eine kleine, flache, mit einem Diamanten geschlossene Haarflechte, oder kleine Diamanten in Email gefaßt, bilden die kleinen anliegenden Halsketten, welche man zur halben Toilette trägt. Der Charakter eines solchen Halsschmucks ist Zartheit, und wird mit einem Schlosse befestigt, welches durch Arbeit und Größe in die Augen fällt. Zum Beispiel ein flaches Band mit einem großen Herzen von Granaten; eine Masse venetianischer Ketten, deren Schloß eine Rose von kleinen Steinen, weiß oder in Farben bildet. Oft wird die Rose von Rubinen, die Blätter von Smaragden gemacht. Die Schlösser werden vorn getragen. *) Die sehr feinen venetianischen Ketten werden mehrfach umgelegt und in Zwischenräumen von flachen, viereckigen oder gerundeten Ringen bald ciselirt, bald emaillirt zusammen gehalten. Das Schloß hiezu ist sehr reich, und kann

*) Wir sprachen in unserem vorigen Hefte, in dem Artikel über die Niellir- und Goldschmiedekunst, von der Geschmacklosigkeit dieser Mode.

D. R.

aus vielen kleinen Steinen bestehen, die einen großen in der Mitte umgeben. Diese Halsbänder und Bracelets gehen mit einer einfachen Abendtoilette, mit einer Musselinrobe mit langen Aermeln, oder einem Kleide von schottischem Gros de Naples oder brochirtem Organdy.

Die Bijoux werden sehr einfach getragen, wie es die Toiletten der Saison verlangen. — Die eleganten Damen setzen nur darin einen Werth, eine Form zu tragen, wie sie keine Andere hat. Der Juwelier wird zwei- und dreifach bezahlt, wenn er versichern kann, daß kein Pendant zu seinem Schmucke vorhanden sey. Daher findet man jederzeit tausend verschiedene Muster. Eine alte Mode von fünf bis sechs Jahren wird immer noch gern getragen. Dies ist ein Armband von Gold, vorn mit einer Kette von einem dicken Herzen geschlossen, welche spielend auf die Hand fällt. Auch die sogenannten Hundehalsbänder von gebräuntem Golde, mit drei Charnieren, damit sie nicht die Biegsamkeit des Gelenkes hindern, sind ziemlich beliebt. Sie sind mit einem reichen Fermoir in farbigen Steinen oder mit einer Kamee geschlossen, woran eine kleine Kette hängt, mit einem Ringe, den man über den Handschuh anstecken kann.

Die Schnallen sind immer noch unverändert; man trägt sie zum Negligee. Sie sind sehr schmal in guillochirtem Golde oder auch schwarz und goldgestreift.

Eine schöne Broche oder Nadel ist immer noch in der Mode. Sie wird bald in der Chemisette oder in den Drapperien des Kleides oder im Halsbande getragen.

Die hauptsächlichste Veränderung in dem Reiche der Mode bezieht sich auf die Diamanten, welche man sonst vom Negligee ausschloß und die man jetzt unbedingt dazu tragen kann. Nur müssen es keine sehr großen Steine seyn, keine Ostentationsjuwelen, sondern sie müssen schön gefaßt seyn; zum Beispiel: gothische Rosen auf einem Smaragd oder Rubin und Blumen in natürlicher Farbe auf einem schwarzen Grunde. Wir müssen hier noch von einem Halsbande sprechen, wovon ein kleines Herz auf die Brust herunter hängt von Gold oder Steinen. Dergleichen trägt man auch auf der Stirn und erhöht ihren Reiz durch einen hübschen Bijoux in der Mitte, zum Beispiel einen Schmetterling, eine Blume u. s. w. Perlen werden gar nicht mehr getragen; hingegen kleine Ketten von Gagath zum Negligee oder zum Putze für junge Mädchen.

Herrenmoden. Auf dem Lande sind die leinenen Beinkleider immer noch Mode; sie werden weit getragen. Ueberröcke von grünem Tuch und grünem Sammet mit ciselirten Knöpfen, sehr kurz, mit einer einzigen Tasche auf der linken Brust. Hüte von Stroh, Binsen oder Weiden mit weiten Rändern und oben spitz. Die Farbe des Bandes ist der Laune überlassen. Schuhe von gefirnißtem Leder, Kamaschen von schwarzem Dammhirsch mit runden erhabenen Knöpfen von schwarzem Horne. Jabots an den Hemden. — In der Stadt trägt man enge Pantalons, deren Vordertheil einen großen Theil des Fußes bedeckt. Von dem Knie bis zum Stiefel muß der Pantalon gespannt seyn. Hellgrün und staubgrau sind die Modefarben. Ueberröcke und Fracks werden dunkel getragen. Einer der berühmtesten

Fashionables trug als Reitercostum: einen Hut von Brasilienholz, ein violett sammtenes Kleid, weiß sammtene Pantalons und Kappenstiefel. Rohrstöcke mit goldenen Knöpfen sind fortwährend Mode. Ketten, Lorgnons, Knöpfe, Nadeln, Sacktücher, Handschuhe und Sporen bleiben dem Geschmacke eines Jeden überlassen.

Aus der Gesellschaft.

— Nach den Versicherungen mehrer Pariser Journale soll das Fräulein von Morel die Braut des Herrn von Estouilly schon längst gewesen seyn, und nur die Verwerfung des Cassationsgesuches la Roncière's erwarten, um die Hochzeit auf's Glänzendste zu begehen.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben heute unsern Lesern eine Zeichnung nach Camille Roqueplan, die in Paris wegen ihrer ungemeinen Lieblichkeit großen Beifall gefunden. Zugleich fügen wir die sie begleitende Dichtung hier in getreuer Uebersetzung bei:

Die Waise.

(Zur Lithographie nach Camille Roqueplan.)

Verweilet, edle Frauen, verweilet mitleidsvoll und gestattet, daß die arme, verlassene Waise Euch ihre Noth klage. Nicht wahr, mein Anblick vermag Mitleid zu erregen? Und doch war ich einst der Stolz meiner Mutter, die Hoffnung und die Freude meines Vaters. Mein Vater blieb in der Schlacht — und nun bin ich eine arme Waise.

Ich armes, einfältiges Kind, wie freute ich mich, als die Siegesnachricht kam! Ich lief durch die Gassen, durch das drängende Volk; ich sah so heiter nach den Lichtern, welche die Leute vor die Fenster gestellt hatten. Aber meine Mutter wollte nicht leiden, daß ich ausgehe, meine Freude machte sie nur traurig; denn eben der Sieg hatte ja meinen Vater das Leben gekostet und aus mir eine Waise gemacht.

Lang währte die Lust unter dem Volke; meine Mutter verbarg sich umsonst, damit sie den Lärm nicht hörte. Sieg! Sieg! rief der Haufe, und meiner armen Mutter Thränen flossen stärker. »Warum weinest Du, liebe Mutter, während die Andern so jauchzen?« fragte ich. Sie aber umarmte mich mit einem tiefen Seufzer, und nannte mich: eine arme Waise!

»Gute Mutter, was ist eine Waise?« — Sie athmete nicht mehr. Ihre Augen waren geschlossen. Ich rief um Hülfe. Ach, die schönen Augen meiner Mutter öffneten sich nicht mehr. Was ich litt, will ich nicht erzählen. Jetzt, da ich nicht mehr die Freude meiner Eltern seyn kann, weiß ich ja — was eine Waise ist.

Keine Hand, die mich ernährt; keine Stimme, die mir ruft; kein sanfter Blick, der mich liebkost; von Allem, was mich einst lieb hatte, blieb mir nichts, als dieser Hund, den Ihr hier seht, und der meine Wiege bewachte. Andre Kinder spielen neben mir im Schatten, aber dieser grüne Dom ist nicht ihr einziges Haus. Sie haben Jemand daheim, der sie bewahrt und ernährt, denn sie sind nicht gleich mir eine arme, unglückliche Waise.

Ach, wenn Ihr Euch doch meiner erbarmtet! Verstoßt mich nicht, edle Frauen, verstoßt mich nicht. Glaubt mir, gern wollte ich mein Brod verdienen; das Kind eines tapfern Soldaten, der auf dem Schlachtfelde geblieben, hat auch seinen Stolz. Aber seh' ich Recht? Ihr weinet? Ihr weinet über mich? So wollt Ihr mir Brod und Arbeit geben! Ich umfasse Eure Knie, und Ihr, meine gute Eltern, blicket nieder und segnet meine Wohlthäter, und freut Euch des Glückes Eurer armen Waise!

Charles Nodier, der Verfasser von Johann Sbogar und vieler anderer schönwissenschaftlicher und kritischer Schriften hat auch in Deutschland seine Verehrer, und wir sind überzeugt, daß sein wohlgetroffenes Bild unserm Publikum angenehm seyn wird. In seinem Vaterlande genießt Nodier die allgemeinste und ehrenvollste Anerkennung.

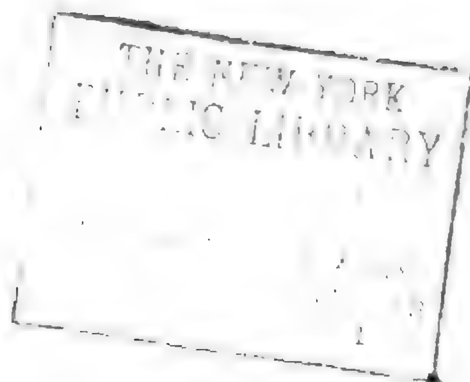
Das Modebild zeigt Kleider von gedrucktem Satin-Cachemire und von Organdy, eine Echarpe-Faille von Gros de Lyon und Spitzen, Reißstrohhüte, davon einer mit sogenannten Volubilis garnirt ist.

Herausgegeben von August Lewald.

Charles Nodier.



Der Waisenknabe.



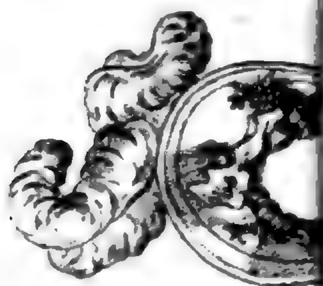
THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Lewald's Europa
Chronik der gebildeten Welt
1838 I. 7.









Europäische Zeit- und Reisebilder.

I.

Pyrenäen.

Das Thor von Venasque.

Ich und zwei Freunde hatten eine Reise nach den Pyrenäen beschlossen. Alle drei kümmerten wir uns nicht um das, was wir hinter uns ließen, und was wir bei unserer Rückkehr wieder finden würden; wir hatten uns versprochen, daß wir nur für die Berge Sinn und Sprache haben wollten. Politik war verbannt, kein Journal sollte gelesen werden; kurz, wir wollten uns eine neue, aller öffentlichen Angelegenheiten entledigte Existenz schaffen. Der Vertrag wurde heilig gehalten, und wir genossen einige Tage ganz das Leben der Bergbewohner.

Kaum waren wir in Luchon angelangt, als der Eine meiner Begleiter, der die Honneurs machte, jene berühmte Wanderung vorschlug, die man in einem Tage vollbringen kann. Man geht nämlich von Frankreich nach Catalonien, und gelangt durch Arragonien zurück, indem man sich durch die Thore von Picade und Venasque schlägt.

Den andern Morgen um fünf Uhr saßen wir zu Pferde. Estenjo, unser Führer, tummelte sein Pferd durch die große Allee von Luchon stolz vor uns her, geschmückt mit blauer Weste und rothem Gurt, einen breiten Hut auf dem Haupte und einen eisenbeschlagenen Stock in der Hand. Wir stiegen von Berg zu Berg, bis wir den letzten Gränzstein erblickten, und unser Führer, im Augenblicke, da das Pferd den Kopf in Spanien und den Schweif in Frankreich hatte, uns verkündete, das sey das Thor von Picade. Hier stand früher in der That ein großes steinernes Thor, welches die Gränze beider Länder bezeichnete. Der Weg, den wir noch zurückzulegen hatten, war zu gefährlich, um die Reise zu Pferde fortzusetzen. Wir befanden uns auf einem engen Felssteige, französische Abhänge rechts, spanische links.

Die Wolken waren so unter uns gelagert, daß wir auf französischer Seite nichts zu unterscheiden vermochten; in Spanien dagegen gewahrten wir röthlichen, ausgehöhlten Boden, auf dem glühende Sonnenstrahlen gegen uns abprallten. Lange zogen wir schweigend und traurigen Gefühles hin. Dieses unermeßliche, dürre, unbebaute Thal, diese geborstenen Felsen mit überhängenden Stücken, die tiefen, von den Sturzbächen gezogenen Furchen, Alles bot uns ein Bild trostloser Verwüstung. Die Natur zeigt hier ihren nackten Leichnam — ein trauriger, entsetzlicher Anblick! Mit großer Mühe setzten wir, Einer den Andern haltend, Felsstücke in Bewegung, die zu unsern Füßen zitterten, und ließen sie in das Thal hinab rollen. Es ist unmöglich, das Getöse zu beschreiben, welches plötzlich die vorhergehende Todesstille unterbrach; die Echo schienen sich zum ersten Male zu erwecken; das Brüllen des Donners ist weniger stark, weniger schlagend.

Wir setzten unsern Weg auf dem schmalen Fußpfade fort, und hatten bald die Eisberge der Maladetta vor uns.

Die Maladetta ist einer der höchsten Berge der Pyrenäen, ewiger Schnee bedeckt seine unendlich ausgedehnte Oberfläche; er streckt sich fern hin, mischt sich mit dem Horizonte und den Wolken, und scheint sich vom Himmel nicht zu lösen. Es war eben Mittag, die Sonnenstrahlen schossen in vollem Maße auf den durchsichtigen Schnee; ich habe in meinem Leben selten ein schöneres Schauspiel erblickt. Um den Berg spielten vom Schnee, der die Sonnenstrahlen wiederstrahlte, die lebhaften Farben des Regenbogens, während sich an der Oberfläche der Blick auf einer durchsichtigen Silbergaze verlor.

Um Arragonien zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren, mußten wir den Berg von Venasque gewinnen. Unsere kleinen, an dergleichen Märsche gewöhnten Pferde trugen uns behende nach der Höhe. Wir warfen noch einen Blick nach den Schneebergen der Maladetta, und zogen dann zu Fuße zum Thore von Venasque, um unsere Thiere verschnaufen zu lassen. Der enge Thorweg ist in einen ungeheuern, das Gebirge krönenden Felsen eingeschnitten. Auf dem Felsen erhebt sich ein hoher, eiserner Christus als Zeichen der Trennung beider Länder. Ich wollte durchaus bis zu diesem Christus gelangen, und kletterte auf den Felsen, trotz der Einreden meiner Freunde, welche beim Thore blieben. Es setzten sich mir Schwierigkeiten entgegen, aber alle Vorsprünge benützend, hatte ich die Spitze bald vollends erreicht, als ein mächtiges Stück unter meinen Füßen wich, sich lostrennte und in das Thor hinabstürzte. Kaum konnte ich Zeit gewinnen, mich am Christus festzuhalten, an dem ich nun hing, und mit Bangen nach meinen Freunden hinabschaute, welche, um den

entsetzlichen Stein zu meiden, sich schnell rückwärts warfen. Da gewahrte ich in demselben Augenblicke einen Menschen, der auf französischem Boden am Eingange des Thores saß, und mit der größten Gleichgültigkeit betrachtete, was in seiner Nähe vorging, ohne von der Stelle zu rücken. Um ihn von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen, stieß ich einen heftigen Schrei aus; denn der Stein rollte nach der Abdachung des Berges gegen ihn hinab, und seine Zermalmung schien unausbleiblich. Auf mein wiederholtes Geschrei schlug der Mensch seine Augen gegen mich auf, richtete sie dann aber wieder gelassen auf das Felsstück, das ihn bereits mit Staub bedeckte, und machte nicht die leiseste Bewegung, um auszuweichen. Geschwinde und geräuschvoll fuhr der Stein so nahe an ihm hin, daß er seine Kleider streifte; doch der Mann wandte nicht einmal den Kopf ab. Alles geschah mit der Schnelligkeit eines Gedankens. Kaum konnte ich Athem holen, und mühsam nur vermochte ich mich am eisernen Kreuze festzuhalten. Eine Minute lang befürchtete ich einen Menschen getödtet zu haben.

So rasch, als es der durchlöcherte Weg gestattete, stieg ich hinab und lief, ohne die Vorwürfe meiner Freunde anzuhören, auf den Mann zu, den sie von ihrem Standpunkte aus noch nicht hatten sehen können.

„Warum habt Ihr Euch nicht entfernt, als ich Euch zurief?“ redete ich ihn an. „Auf diese Weise hättet Ihr zerschmettert werden können! .... Seyd Ihr denn taub und blind?“

Bei diesen Worten warf der Mann einen langen Blick voll Bitterkeit und Mitleid auf mich, woraus ich entnehmen konnte, daß er gut sah und mich wohl verstanden hatte. Er schwieg indessen, und schenkte mir nicht die mindeste Aufmerksamkeit. Neugierig prüfte ich das Aeußere des Mannes; er schien bereits sehr betagt, aber dennoch stark und kräftig, der Kopf war schön und majestätisch, die Haut von der Sonne verbrannt, das Auge lebhaft, der Bart lang und weiß. Er trug das Gewand eines arragonischen Maulthiertreibers. Meine Freunde hatten sich zu mir gesellt, und zeigten nicht minder Erstaunen und Neugierde. Doch unser Führer nahm uns bei Seite und sagte: „Das ist der Mann aus dem Hospiz, ein Spanier, ein Verrückter.“

Einer meiner Freunde erinnerte sich nun auch, ihn öfters während der Badesaison gesehen zu haben.

„Er bewohnt das kleine Haus, das Sie unten am Berge sehen, hinter dem Hospiz,“ fuhr Esteujo fort, „und alle Tage, die schlimme Jahreszeit ausgenommen, steigt er herauf, setzt sich an diesen Platz, betrachtet das Thor von Venasque, kümmert sich um keinen Menschen, der hier vorüberzieht, und kehrt Abends zu seiner Hütte zurück.“ —

„Ist er verheirathet?“ — „Nein, er hat weder Frau, noch Kinder.“ — „Er lebt folglich ganz allein?“ — „Ganz allein, spricht mit Niemand, besucht Niemand, als den Herrn Maire; ich glaube, kein Bewohner des Landes kennt seinen Namen.“ — „Seit wie lange hat er seine Wohnung in dem Häuschen des Hospiz aufgeschlagen?“ — „Das kann ich nicht angeben; ich erinnere mich ihn von jeher da gesehen zu haben.“

Was uns Esteujo sagte, mußte unsere Neugierde verdoppeln. Abermals näherten wir uns dem Manne vom Hospiz, und richteten einige Fragen an ihn, die er nicht beantwortete. Wir blieben übrigens vor ihm stehen, und endlich brach er zuerst das Stillschweigen.

„Sie haben also große Lust, meine Geschichte zu erfahren,“ sprach er. — „Große, aber wir wagen es nicht, Euch um die Erzählung derselben zu bitten.“ — „Täusche ich mich nicht,“ sagte er, indem er auf meinen Freund deutete, „so sind Sie Advokat, ein Mann des Rechtes. Alle Jahre sehe ich Sie während der Badezeit hier, und erfahre dann zuweilen Neuigkeiten, trotz der Abgeschiedenheit, in der ich lebe. Ich kenne Ihren Namen. Ich weiß, daß Sie vor nicht geraumer Zeit einen Pächter des Hospiz vor den Assisen von Toulouse vertheidigt, und seine Freisprechung bewirkt haben.“ — „Das ist wahr,“ entgegnete mein Freund. — „Der junge Mann unterstützte mich manchmal bei den Arbeiten, die mir bei meinem hohen Alter zu beschwerlich werden; er hat mir Alles erzählt, Sie sind ein braver Mann, Sie haben einen Unschuldigen von den Galeeren gerettet, ohne einen Heller dafür zu fordern. Sie sind vielleicht der einzige Mann, mit dem ich in meinem Leben so lange sprechen werde, vielleicht der Einzige, der mein Vertrauen verdient; ich bedarf eines Mannes, der nach meinem Tode meinen Willen vollstrecke, zu welchem Ende ich weder ein Testament machen will, noch muß. Im Beiseyn Ihrer beiden Freunde will ich Ihnen mein ganzes Leben erzählen; was ich aber von Ihnen erwarte, wenn ich nicht mehr seyn werde, das vertraue ich Ihnen allein an; geben Sie mir Ihr Ehrenwort für den Vollzug, Ihr Gewissen wird dadurch nicht verletzt. Wollen Sie sich verbindlich machen?“

„Ich hafte mit meinem Ehrenworte,“ antwortete mein Freund.

„Hören Sie mich jetzt, denn Sie müssen die Geschichte meines Lebens der Sendung wegen kennen, zu der Sie nach meinem Tode beauftragt seyn werden.“

Wir ließen unsern Führer zurücktreten, der als ächter Bergbewohner sich in der Sonne ausstreckte und bald entschlief, indeß wir uns in den Schatten einer Höhle im Felsen niederließen, und der Erzählung horchten.

„Ich bin Spanier," sprach der Alte, „einziger Sohn und alleiniger Erbe des Don F . . . ., Granden von Spanien zweiter Klasse. Man erzog mich meinem Vermögen und Range gemäß. Mit dem fünf und zwanzigsten Jahre war ich elternlos. In Spanien ist es Gebrauch, daß die Edeln nach dem Tode ihres Vaters auf ihren abgelegensten Gütern in völliger Abgeschiedenheit ein ganzes Jahr in Trauer hinbringen. Herzlich beweinte ich Den, der in meinen Armen gestorben war; den Gebrauch meines Vaterlandes betrachtete ich als eine heilige Obliegenheit, und begab mich nach Arragonien, wo ich ein Schloß am Fuße der Maladetta besaß. Sie mögen die Ruinen davon gesehen haben, wenn Sie, wie viele andere Reisende, um den Berg herum gewandert sind. Es war im Jahre 1779, Spanien war schön und mächtig. Adel und Geistlichkeit hatten die unumschränkte Gewalt in den Händen, und die Feudalgesetze, strenger noch als in Frankreich, waren durch König und Clerus fester gekittet. Der Adel regierte das Volk, der König den Adel, und die Inquisition übte ihre Herrschaft über das Ganze aus. Ich gestehe es, ich war stolz auf meinen Grafentitel, auf die Prärogative meines Ranges, auf die Rechte meiner Geburt. Mein oberster Alcade handhabte die Gerechtigkeit über meine Vasallen, und meine Vasallen appellirten an mich, wenn ihnen der Spruch ungerecht schien.

Der Galgen vor dem Ehrenhofe des Schlosses verkündete mein Recht, in der ganzen Grafschaft zum Tode zu verurtheilen. Das Gesetz sprach diese Strafe über Schmuggler aus. Der Alcade verdammte solche Leute mit beispielloser Strenge, was mir immer zu Gemüthe ging, weßhalb ich die Strafe verringerte.

Zu jener Zeit gab es mehr Schmuggler, als gegenwärtig. Die Regierung hatte mich aufgefordert, sie zu vernichten; demzufolge setzte ich ein Drittheil meiner Vasallen auf den Kriegsfuß, ließ sie Wache halten, auf den Bergen umherschwärmen, und die Douaniers mit gewaffneter Hand unterstützen. Die Bewachung und die häufige Verurtheilung der Schmuggler vermehrten ihre Kühnheit und Anzahl. Sie organisirten Banden und widerstanden mit Waffengewalt. Sonst waren sie nur Colporteurs, jetzt wurden sie Räuber. Nahe beim Thore von Picade wurden eines Tages fünfzig von unsern Leuten angegriffen und beinahe Alle von diesen Banditen zusammengehauen. Ich schwur, die vom Alcade ausgesprochene Strafe nie mehr aufzuheben oder zu mildern, und den nächsten Schmuggler, dessen man habhaft werden könnte, an den Galgen hängen zu lassen.

Wenige Tage nachher erschien der Alcade und legte mir ein Todesurtheil zur Unterschrift vor. Ich zauderte, ich bebte, und war äußerst bewegt. Einige an einander gereihte Buchstaben sollten einem

Menschen das Leben kosten! .... Ich wollte den Spruch lesen — ich sah nicht mehr — ich bat den Alcaden, mir die Sentenz vorzulesen. Das that er denn sogleich mit fester Stimme, aber ich ließ ihn bei den ersten Zeilen inne halten — es handelte sich um ein Mädchen von zwanzig Jahren. „Auf sie soll die Strenge des Gesetzes nicht zurückfallen," rief ich aus, „sondern auf diese räuberischen Bösewichter, die den König bestehlen und meine Vasallen umbringen. Ein Mädchen von zwanzig Jahren ...." — „Gnädigster Herr," sprach der Alcade, „Milanetta ist die Tochter des Schmuggler-Hauptmanns. Jeden Tag täuscht sie die Aufmerksamkeit der Zollwächter, geht von Spanien nach Frankreich, um den beiden Banden die ihrem Handel nützlichen Nachrichten zu bringen. Das Mädchen ist schuldig, ich habe sie verdammt, Sie müssen den Spruch unterzeichnen. Sie haben es allen Ihren Vasallen, Sie haben es dem König gelobt. Das Wort eines Granden von Spanien ist heilig, gnädigster Herr, unterzeichnen Sie." — „Nun und nimmer! .... Ein Mädchen von zwanzig Jahren zum Tode? Ich hätte nicht den Muth!" — „Ich aber hatte ihn, sie zu verurtheilen." — „Was hat sie zu ihrer Vertheidigung vorgebracht?" — „Nichts." — „Sie hat nicht gestanden." — „Nein." — „Alcade Major, ich verschiebe die Vollstreckung des Urtheils. Laßt Milanetta vor mich bringen; ich will sie sehen und sogleich vernehmen. Ich werde dann wissen, was ich zu thun habe." —

Der Alcade gehorchte, und wenige Augenblicke später steht Milanetta vor mir.

O! hätten Sie das Mädchen gesehen, strahlend im Glanze der Jugend, Schönheit und Anmuth! Hätten Sie diesen feurigen Blick, diese hohe, gebräunte Stirne, dieses schwarze, lange Haar, diesen edeln Anstand, diesen majestätischen Kopf gesehen! — Sie hätten sie bewundert, wie ich hätten Sie unfreiwillig dem Mädchen Achtung gezollt, Sie hätten es geliebt, wie ich. Ja, ich zählte nur fünf und zwanzig Jahre, ich hatte die Weiber nur im Rausche der Sinnenlust gekannt. Mein Herz, noch jungfräulich in der Liebe, mein Kopf, unter der Glut unserer Sonne erhitzt, entwickelten eine tiefe, seltsame Neigung, die jählings ausbrechen mußte, um sich über mein ganzes Leben auszubreiten, um mein Daseyn zu vernichten.

Ich zitterte mehr als Milanetta, als ich zu fragen genöthigt war; ich blieb mit ihr allein, und sprach, indem ich meine Bewegung zu verbergen suchte: „Kennst Du die Strafe, zu der Dich der Alcade Major verurtheilt hat?" — „Ja, gnädigster Herr," antwortete sie mit ruhiger Stimme, „zum Tode." — „Ehe ich den Spruch gutheiße, wollte ich Dich sehen, erforschen und erfahren, ob Du nichts zu Deiner

Vertheidigung vorzubringen habest?“ — „Nichts.“ — „Du hast folglich Schleichhandel getrieben!“ — „Nein.“ — „Warum bist Du beinahe jede Nacht nach Frankreich gegangen, welcher Beweggrund konnte Dich dahin locken?“ — „Ich will es nicht sagen.“ — „Bedenke, daß unumwundenes Geständniß das einzige Mittel zu Deiner Befreiung ist.“ — „Ich weiß es, aber ich will nicht sprechen. Ihnen, gnädigster Herr, und dem Alcade werde ich antworten: ich habe keinen Schleichhandel getrieben. Ob ich jede Nacht nach Frankreich gegangen bin oder nicht, ich mag keinen Grund angeben. Mein Urtheil ist gefällt, man vollstrecke es; ich bin zum Tode bereit. Jetzt, gnädigster Herr, werde ich nichts mehr antworten.“ —

Und von diesem Augenblicke an war sie taub für alles Zureden, für Drohungen und Bitten. Sie beobachtete ein hartnäckiges, unüberwindliches Schweigen. Drei Tage lang besuchte ich Milanetta, drei Tage lang trachtete ich, dem Mädchen sein Geheimniß zu entreißen und das meinige dagegen auszutauschen; was sie verbergen wollte, verbarg sie im innersten Busen und errieth wohl, was ich nicht auszusprechen wagte. Ja, im kalten Kerker stürzte ich, ihr Herr, ihr Richter, der Herr ihres Lebens, zu ihren Füßen und bekannte, was sie aus meinem ganzen Wesen errathen hatte. Doch in diesem Kerker bangte ihr nicht, meine Liebe zurückzustoßen, ihre Begnadigung um den Preis von sich zu weisen, um den ich sie ihr geboten hatte. O! wer uns gesehen hätte, der könnte nie gesagt haben: „Hier steht der Richter, hier das Opfer.“ Sie blieb immer in ihrer ruhigen, gelassenen, würdevollen Haltung, während ich alle Qualen verschmähter Liebe, alle Verzweiflung eines verschmähten Herzens in mir fühlte. Die Mauern des Gefängnisses hallten wieder von meinen Bitten, von meinen wüthenden Ausbrüchen, von meinen Klagen und meinen Liebesbetheuerungen; ich wollte Milanetta zumal tödten und beim Leben erhalten. Ich wollte, sie sollte mein seyn, und war doch bereit, sie dem Henker zuzuschleudern. Ich ras'te, wüthete, ich liebte zum ersten Male, und das Weib, dem ich Liebe, Glück, Anbetung zuschwur, antwortete kalt: „Ich liebe Sie nicht, ich liebe einen Andern ....“ — Ach! dieses Geständniß, so brennend es in mein Innerstes drang, tröstete mich einen Augenblick in meinen Schmerzen, in meinem Wahnsinn. Verzehrende Eifersucht führt Haß und Rache in ihrem Gefolge .... sich rächen .... das ist eine Wonne für einen Menschen von glühenden Leidenschaften, wenn sie kein Echo finden. Bei diesem Geständnisse lachte ich wie ein Wahnsinniger — es war ein Lachen der Verdammten! ... Milanetta hatte es verstanden. Dießmal bebte sie zurück und flehte für das Leben des Geliebten. In ihrem Schrecken

vergaß sie, daß sie mir seinen Namen nicht genannt hatte; mit furchtbarer Stimme fragte ich darum. Da trat wieder Ruhe in alle ihre Züge und sie entgegnete kalt: „Sie werden ihn nicht erfahren.“

Doch in demselben Augenblicke wurde heftig an die Thüre geklopft; meine Leute suchten mich überall. Ein vornehmer Franzose war in größter Hast im Schlosse angelangt, und hatte mich sogleich zu sprechen verlangt. Meinen Leuten suchte ich die peinigende Unruhe zu verbergen, von der ich gefoltert wurde, und begab mich, von den trübsten Gedanken verfolgt, in den Empfangs-Saal.

Ein junger Mann harrte meiner mit Ungeduld. Er wollte mich ohne Zeugen sprechen.

„Ich bin der Marquis von N.,“ sprach er. „Wie Sie, mein Herr Graf, bin ich der Besitzer des äußersten Schlosses an der Gränze in Frankreich, wie Sie, bin ich Gerichtsherr über die Schleichhändler.“

Der Name war mir in der That nicht unbekannt — ich hatte mit dem Marquis wegen der Sicherheit der Gränzen wiederholt Briefe gewechselt.

„Wie streng jedoch Ihre und unsere Justiz seyn mag,“ fügte er bei, „so dürfen wir doch nicht Unschuldige hinrichten lassen, weil sie uns die Auskunft über ihre Handlungen verweigern.“ — „Was wollen Sie damit sagen?“ — „Hören Sie. Ein Mädchen, mit Namen Milanetta ist in die Hände Ihrer Zollschutzwächter gerathen.“ — „Wie, mein Herr, Sie könnten Aufschlüsse geben?“ — „Dies ist der einzige Entzweck meines Besuches. Diesen Morgen erst habe ich in Erfahrung gebracht, daß sie verhaftet, ja verurtheilt sey, und daß sie sich weigere, den Grund ihrer häufigen Besuche in Frankreich zu gestehen. Ich allein weiß darum — ich will Ihnen die Sache mittheilen — Ihnen allein, im Vertrauen auf Ihre Ehre, Ihre Discretion.“ — „Sprechen Sie, mein Herr.“ — „Milanetta ist meine Geliebte.“ — „Ihre Geliebte? Sie sind ihr Geliebter — Sie — Sie?“ — „Das scheint Ihnen seltsam, nicht wahr! daß ich ein so hübsches Mädchen, eines Schleichhändlers Tochter nicht in meinem Schlosse verberge und im Winter mit mir nach Paris nehme, wo ich sie dann ohne Scheu für meine Geliebte erklären könnte. Das erregt Ihr Erstaunen, daß ein Edelmann von Frankreich ein Bauernkind so sehr liebt und sich die Last eines Geheimnisses und die Langeweile nächtlicher, gefährlicher Zusammenkünfte auf den Hals ladet. Nun, Milanetta ist eben keine von Denen, welchen man die weibliche Würde in leichtem Triumphe abgewinnt.“ — „Ich glaube, sie zu kennen.“ — „Gewiß nicht, Sie kennen den Schatz von Liebe und Tugend in diesem Mädchenherzen nicht. Sie wissen nicht, daß Milanetta, der Leidenschaft sich hingebend, die sie zu mir,

mich zu ihr zog, keinen Tag zubrachte, ohne Thränen über den Fehltritt zu vergießen, den sie eben wieder zu begehen im Begriffe stand. Um mich zu sehen und still zu lieben, war ihr kein Wagstück zu groß. Sie haben nun das Geheimniß der nächtlichen Wanderungen, das sie Ihnen nicht anvertrauen wollte, weil sie zu erröthen befürchtete, weil sie dachte, daß eine öffentliche Erklärung, eine Erklärung, auch nur vor ihrem Richter allein, ihrem Vater zu Ohren kommen könnte. — O, Herr Graf, aus meinen Worten mögen Sie Die sattsam kennen gelernt haben, die man so ungerechter Weise verdammt hat; Sie sind unumschränkter Herr, Sie sind Niemand ein Todesurtheil schuldig, ich bitte um Gnade für die Unglückliche, Sie werden ihr sie nicht versagen.“

Die Worte des Grafen, Milanettas Liebe, die er mir mit so feurigen Farben schilderte, brachten meine Seele zu Wuth und Verzweiflung. Der Gedanke an Blut und Rache tobte in meinem Kopfe, um mich rasend zu machen — ohne zu wissen, was ich wollte, schellte ich heftig und befahl, Milanetta vor mich zu bringen.

„O! Sie soll mich nicht sehen!“ rief der Marquis aus. „Sie soll die Schritte nicht kennen, die ich thue. Sie retten, ist mein einziges Streben. Ihr mittheilen, daß ich ihr das Leben erhalten, hieße ihr Dankespflicht auferlegen, und ich verlange Nichts, als ihre Liebe . . . .“

Bei diesem Worte verdoppelten sich Zorn und Wuth in mir. — Der Marquis, so sehr aufgeregt, als ich, bemerkte dieß nicht. Er hörte Schritte in der Gallerie, und in der Voraussetzung, Milanetta nähere sich, fragte er, wo er sich verbergen könne. Ich bezeichnete ihm die Thüre meines Kabinets. Im Augenblicke, da er diese schloß, trat Milanetta in den Salon. Einige Minuten war ich außer Stande, ein Wort hervorzubringen; Zorn und Aerger durchtobten mein Gemüth; mein Anblick muß furchtbar gewesen seyn, denn Milanetta wandte das Gesicht ab. Dann rief ich mit donnernder Stimme: „Ich kenne Deinen Geliebten! Ich kenne ihn, den Du mir vorziehst. Er ist gekommen, um Deine Begnadigung zu erflehen, dieser Marquis N. Der Wahnsinnige, der Deine Unschuld herzustellen glaubte, indem er Dich vom Verbrechen des Schleichhandels zu reinigen bemüht war — und mir bekannte, Du seyst seine Geliebte — mir, der vor Wuth und Liebe stirbt.“

„Wie?“ rief sie außer sich, „der Marquis hier?“ — „Er ist noch da, Milanetta!“ — „Hier, hier, er in Ihrer Gewalt! Gnade für ihn, Gnade, theuerer Herr — ich allein verdiene Ihre Rache — mir den Tod — Ihm . . . .“ — „Ja, Dir den Tod, der Unsinnige

hat Deine Begnadigung verlangt — er hat mich gebeten, Dich ihm auszuliefern, ich aber werde Dich dem Henker überliefern, er soll Dich an den Galgen hängen, und Dein Liebhaber mag den Zuschauer abgeben.“

Ein wahnsinniges Gelächter dröhnte über meine zitternden Lippen. Mit ungemeiner Heftigkeit öffnete der Marquis die Thüre — ich hatte seine Anwesenheit vergessen. Es war ihm Nichts von meinen Worten entgangen. Bei seinem Anblicke stieß Milanetta einen verzweiflungsvollen Schrei aus — ich betrachtete sie mit allen Regungen des Zornes. Er zog mich von Milanetta weg und sprach mit leiser Stimme: „Mein Herr Graf, Sie sind Edelmann, aber Sie führen eine des Edelmanns unwürdige Sprache. Beleidigung, Liebe und Eifersucht finden bei Männern von hoher Geburt ihren Rächer einzig und allein im Schwerte. Milanetta soll nicht sterben, oder mich muß man zuerst im ehrlichen Zweikampf tödten.“ — „Wie, Sie würden ein Duell annehmen?“ — „Ja, ich weiß, daß in Frankreich wie in Spanien der Duellist mit der Confiscation seiner Güter bestraft wird, daß man sein Wappen zerbricht, sein Geräthe verbrennt, daß man ihm den Kopf abhaut, wenn er seinen Gegner tödtet, ich weiß, daß der König von Frankreich nicht milder verfahren wird, als der König von Spanien — aber jetzt hasse ich Sie so sehr, als Sie mich hassen können, und um ihr Herz mit der Spitze meines Degens zu durchstoßen, würde ich alle Schmach und Schande wagen!“ — „Ja, Sie haben meinen Haß wohl verstanden.“ — „Morgen also erwarte ich Sie mit Tagesanbruch, von einem Zeugen begleitet, am Thore von Venasque.“ — „Ich werde vor der bestimmten Stunde dort seyn.“ — „Wohl, und jetzt Milanetta's Begnadigung.“ — „Ihre Begnadigung?“ — „Graf, das ist die erste Bedingung unseres Zweikampfes!“ — „Wohl, sie ist begnadigt.“

Augenblicklich unterzeichnete ich, aber Milanetta schlug die Gnade aus. „Warum mich begnadigen?“ sprach sie: „Was haben Sie gethan, um Gnade von ihm zu erhalten? Was soll ich jetzt thun? Ich habe meinen Richtern die Antwort verweigert! Aber kann ich dieses Schweigen auch vor meinem Vater beobachten? Wenn er mich um das Geheimniß meiner nächtlichen Wanderungen befragt, was soll ich antworten? Erfährt er die Wahrheit, so wird er mich tödten!“ — „Er Dich tödten?“ — „Ja! obgleich er nur in Ihren Augen ein Schleichhändler, ein Bandit ist; aber dieser Bandit ist vielleicht auf die Ehre seiner Tochter eifersüchtiger, als alle Edelleute von Spanien und Frankreich. Er wird mich tödten, sage ich. Lieber möchte ich von Henkers Hand sterben.“

Es gelang dem Marquis, sie zu beruhigen. Er entfernte sich mit seiner Geliebten, indem er mir zuflüsterte: „Morgen."

Am andern Tage saß ich vor Sonnenaufgang auf dem Felsen, den Sie hier sehen. Der Marquis zögerte nicht; er brachte einen Zeugen mit; ich hatte diese Förmlichkeit vergessen. Wir sahen einen Mann wenige Schritte von uns vorüberreiten — ich rief ihm zu: „Sind Sie Edelmann?" — „So gut wie der König!" — „Kennen Sie mich?" — „Ja, Sie sind der Graf von F..." — „Ich will mich schlagen, wollen Sie mein Zeuge seyn?" — „Ja!"

Alsbald stieg er vom Pferde, maß die Degen und ordnete das Uebrige, als ein Mann, der an solche Vorfälle gewöhnt war. Schon begann der Kampf, als französische und spanische Wachen herzusprangen, uns mit Gewalt trennten und befahlen, wir sollten das Gefecht enden, mit der Drohung uns zu verhaften, wenn wir dennoch das Duell fortsetzen würden. Dießmal galt unsere Stimme nicht. Marechaussée und die heilige Hermandad hingen nicht von uns ab — Milanetta hatte sie benachrichtigt, um das Duell zu verhindern. Ich las die Wuth in den Augen des Marquis, er den Ingrimm in den meinigen. Da gab mir die Hölle einen Gedanken ein und ich rief: „Marquis, wir wollen uns im Angesichte dieser Menschen schlagen, ohne daß sie uns am Kampfe hindern können. Dieser Christus bezeichnet die Gränze von Frankreich und Spanien. Sie, ein Franzose, gehen nach Spanien hinüber, ich der Spanier, begebe mich auf französischen Boden. Binden wir unsere Klingen, ohne daß unsere Füße die Gränzlinie berühren. Wir werden nicht vor, nicht rückwärts schreiten können; desto schneller wird Einer von uns den Tod finden, und der Spanier, der den Franzosen, den Fuß auf französischem Boden, bekämpft, und der Franzose, der den Spanier, den Fuß auf spanischem Boden, bekämpft, werden ihren Degen nicht zerbrochen sehen, denn der König von Frankreich hat nicht mehr Gewalt über mich, als der König von Spanien über Sie, und man wird das Völkerrecht nicht brechen, um uns in fremdem Lande zu verhaften."

Mit einem Sprunge stand ich auf französischem Boden. Der Marquis war schon in Spanien, und nun riefen wir Beide den Wachen zu: „Zurück Marechaussée von Frankreich, Ihr habt nicht das Recht, Hand an einen spanischen Edelmann zu legen! Zurück, heilige Hermandad von Spanien, Ihr dürft nicht Hand legen an einen französischen Edelmann."

Erstaunt und schwankend wichen die Leute zurück, und die Soldaten beider Länder hielten, wie wir, am Gränzzeichen des gekreuzigten Christus, lehnten sich an die Felsen an und betrachteten schweigend

den Kampf, der eben begann. Hier war es, wo wir uns schlugen, hier in diesem Engpasse von Venasque, wo wir uns nur mit größter Mühe bewegen konnten — mit dem zweiten Stoße stürzte der Marquis todt zu meinen Füßen nieder. Ich wollte mich entfernen. „Bleiben Sie," rief mir mein Zeuge zu und hielt mich mit mächtigem Arme fest, „bleiben Sie, dieses bringt Ihnen den Tod, den Tod auf dem Blutgerüste." Aber in diesem Augenblicke lag ein Weib auf den Knieen vor dem Leichnam des Marquis und suchte ihn in wahnsinniger Verzweiflung wieder zum Leben zu bringen . . . Es war Milanetta! Mein Zeuge knirschte mit den Zähnen bei diesem Anblicke, lief zu ihr hin und riß sie mit Heftigkeit von der Leiche, welche sie umarmt hielt. Milanetta stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, fiel zur Erde und rang die Hände. „Gnade, mein Vater, Gnade!" rief sie. — „Ehrlose," rief der Vater mit dumpfer Stimme, „Ehrlose! Stirb mit ihm!" und mit einem Stoße seines Stilets streckte er sie leblos zu seinen Füßen nieder, dann hub er den Leichnam auf und schleuderte ihn mir zu und sprach mit furchtbarem Tone: „Wer in Schmach stirbt, soll kein Grab in seinem Vaterlande finden; Spaniens Erde verwirft den Körper Milanetta's, die sich an einen französischen Edelmann verkauft hat." — Da umringte die heilige Hermandad den Schmuggler, er warf sein Stilet weit von sich und streckte ihnen die Hände hin. „Bindet mich," sprach er zu ihnen, „ich bin der Anführer der Schmuggler, Ihr könnt mich jetzt hängen, weil ich Schleichhandel getrieben, nicht weil ich die Tochter gemordet. Ihr habt den Schmuggler außer das Gesetz gestellt, da muß er selbst wohl sein Recht vollstrecken! . . . ."

Meine Güter wurden eingezogen, mein Wappen wurde zerbrochen, mein Schloß geschleift, auf meinen Kopf ein Preis gesetzt . . . . Milanetta's blutiger Leichnam war mir geblieben — ich grub ihm ein Grab nahe beim Hospiz. Sie mögen es sehen, wenn Sie bei mir verweilen wollen. Seit fünfzig Jahren führe ich ein einsames, düsteres Leben in der Hütte, die ich gekauft; meiner Hände Arbeit fristet mir das Daseyn. Jeden Tag steige ich, wenn es die Zeit gestattet, zum Thore von Venasque, setze mich an jene Stelle, betrachte den Ort, wo der Marquis fiel, wo Milanetta von ihrem Vater getödtet worden ist, ich betrachte den Boden Spaniens, der einst mein Vaterland war, das mich verflucht, zum Verräther und Bastard erklärt hat, das ich nie wieder betreten habe. Gott hat mich durch Verlängerung meines Lebens und meiner Leiden hart gestraft — ich zähle achtzig Jahre, aber mein Herz ist jung für Erinnerungen und Qualen . . . . und jetzt

urtheilen Sie, ob ich einem Steine ausweichen soll, der mich zermalmen könnte. Wäre ich todt, ich hätte nicht länger zu leiden!“ —

Ein Augenblick des Schweigens und der Bewegung herrschte unter uns, und der Greis zog meinen Freund bei Seite, sprach lange mit ihm über seinen letzten Willen; dann stiegen wir den Berg hinab, um nach Luchon zurückzukehren.



Vor wenigen Tagen hat mein Freund einen Brief empfangen, der ihn vom Tode des Mannes vom Hospiz benachrichtigt. Kehrt er zum Süden zurück, so wird er den letzten Willen des Verstorbenen vollführen; er beobachtet über diesen Gegenstand das tiefste Stillschweigen.



II.

Der Aetna.



Seit einigen Jahren sind wir dergestalt mit Beschreibungen und Reflexionen voll Bewunderung und vorschriftsmäßiger Empfindsamkeit überhäuft worden, daß wir uns jetzt nicht ohne Grauen entschließen können, ein Buch über Italien zu öffnen. Zieht man indessen ein Gefühl, gegründet auf Wahrheit und richtiges Urtheil, einen Beobachtungsgeist ohne pedantisches Wesen, verbunden mit dem, was treue Darstellung eines erleuchteten Reisenden Anziehendes und Neues zu bieten vermag, dem erkünstelten Enthusiasmus beim Anblicke dieses schönen, reichen Landes, dieses Vaterlandes des Genie, der Wiege und wohl auch des Grabes der schönen Künste, vor, dann wird man sich Glück wünschen, *l'Italie-Audot* nicht mit den Werken verwechselt zu haben, die in letzter Zeit über diesen Gegenstand erschienen sind; zum Belege für diese Behauptung entlehnen wir Herrn Farjasse die Schilderung von der Ersteigung des Aetna. Nie ist vielleicht dieser, so hundertfältig von den Reisenden beschriebene Vulkan besser gezeichnet worden, als in folgenden Zeilen:

„Seit meiner Ankunft in Catanea hatte der Scirocco Massen von Wolken am Aetna aufgethürmt, die seine Spitze einhüllten. Endlich erhob sich ein Sturm, dem folgte ein tüchtiger Regenguß. — Da konnte ich den kolossalen Berg in seiner ganzen Majestät erschauen,

und ich hoffte nun ein Schauspiel genießen zu dürfen, das ich mir schon so lange verheißen hatte. Eines Morgens benützte ich einen günstigen Himmel, und reiste gegen zehn Uhr von Catanea ab, weil ich nicht früher einen Führer und Maulthiere finden konnte. Alsbald sah ich mich von den schrecklichen Wirkungen der Lavaströmung von 1669 überrascht: sie erstreckt sich häufig über eine Breite von drei Lieues und nimmt einen Raum größer als ganz Paris ein. Die Vorstädte hatte sie verschlungen, die Mauern in den niedern Gründen niedergeworfen, die höher gelegenen, wie ein geschickter General, in den Rücken genommen. Man schreibt dieses seltsame Phänomen der Luftsäule zu, welche zwischen dem erhabenen Mauerwerk von Catanea eingezwängt ist, und einen Damm gegen das Einbrechen des Feuerstromes bildete. Eine ähnliche Wirkung kommt häufig vor. Der Torre del Greco und andere Gebäude, die der Fanatismus zum Nachtheile des abergläubischen Volkes ausgebeutet hat, zeugen hievon.

Nicht ferne von der Straße nach Messina trifft man ein unermeßliches Lavabett, welches das alte Thor des Ulysses einnimmt, unter dem jetzt nicht mehr das kleinste Häuschen Schirm finden könnte. Bis Nicolosi ist das wohlbekannte Land von Dörfern und zahlreichen, in anmuthigem Amphitheater gelegenen Wohnungen durchsät. Nirgends, selbst nicht in der Campagna, hatte ich solch reiche Fruchtbarkeit wahrgenommen. In der Richtung von Nicolosi sahen wir einen Krater, dessen Doppelspitze mich an den Vesuv erinnerte. Das ist der monte Rosso, welchen der, vier Monate lang anhaltende Ausbruch von 1667 geschaffen hat. Aus diesem Feuerschlunde brach der Ocean hervor, welcher Catanea verheerte. Die rothen Schlacken, von denen die Seitenfläche bedeckt ist, haben dem Berge seinen Namen verliehen. Noch jetzt erschreckt dieser neue Vulkan durch seine Ausbrüche die drei tausend Bewohner von Nicolosi, die an seinem Fuße leben. Bis zu diesem Orte zählt man vier Lieues von Catanea; wir hatten drei und eine halbe Stunde gebraucht, um sie zurückzulegen; nach einem bescheidenen Mahle setzten wir uns auf frischen Maulthieren wieder in Marsch.

Nicolosi ist der letzte Ort der untern Region des Aetna; die Landleute unterscheiden drei von Catanea bis zur obersten Spitze des Vulkans. Wir traten jetzt in die waldige Region (nemorosa), die von der ersten durch eine kleine Sandfläche, oder durch Asche, vom monte Rosso ausgespieen, bedeckt ist, welche man zur Linken läßt. Der Regen vom vorigen Tage hatte den Weg äußerst angenehm gemacht und wir verließen ungerne diesen Sand, um über einen holprigen Lavaboden weiter zu gelangen, auf dem übrigens die Maulthiere mit großer

Sicherheit gehen. Am Ende dieses Lavabodens ist das Gehölz anfangs licht und dünn, aber bald bietet sich der Anblick des schönsten Parkes von prachtvollen hochstämmigen Bäumen dem Auge dar. Unter diesem Laubdache genossen wir die ganze Frische des Frühlings. Rosen, Veilchen, ja sogar Weißdorn, blühten zum zweiten, vielleicht zum dritten Male.

Ein schrecklicher Lavastrom zwang uns, diesen Aufenthalt zu verlassen, wo man noch die Gesänge und die Flöten-Wettkämpfe der Schäfer Theokrits zu vernehmen glaubt, wo Empedokles vielleicht unter den schattigen Ueberhängen eine Lagerstätte für seine langen Betrachtungen gesucht hat. Mit dieser zweiten Lava sind mehr Schwierigkeiten verknüpft, als mit der ersten, doch wir gelangten — Dank sey es der Geschicklichkeit unserer Führer oder vielmehr unserer Maulthiere — ohne Anstoß hinüber. Die Wälder des Aetna bestehen aus vier Gattungen von Eichen, aus weißen, grünen, Zwergeichen und Korkbäumen, und dann aus Kastanienbäumen und Eschen. Die Veränderung der Temperatur ist sehr fühlbar beim Eingange zur offenen Region (scoperta), die dem Gehölze folgt. Der Wärmegrad ändert sich so sehr, daß man drei Jahreszeiten zu durchwandern scheint, den Frühling, den Sommer und den Herbst.

Bei unserer Ankunft am Schneehause, casa della neve, sieben Meilen von Nicolosi, war der Thermometer seit Catanea um zehn Grade gefallen. Hier mußten wir einen Theil der Nacht verweilen. Wir richteten unsern Bivouac nach aller Bequemlichkeit ein, machten Feuer, bereiteten Thee, gossen einige Gläser Rhum zu, hüllten uns dann in Mäntel, und suchten zu schlafen, allein vergebens. Das Brummen des Vulkans, die Vorahnung des Schauspiels, das uns erwartete, bewegten unser Gemüth zu sehr, als daß wir ein Auge hätten schließen können. Um Mitternacht verkündete der Führer, daß wir jetzt aufbrechen müßten. Um uns zu stärken, nahmen wir ein leichtes Mahl, was uns sehr wohl bekam, denn ich weiß nicht, ob wir ohne diese Vorsicht im Stande gewesen wären, Anstrengung und Kälte zu ertragen, wie wir sie erfahren sollten.

Der Himmel zeigte sich in all der erhabenen Pracht der schönen Nächte des Orients, weithin sein blaues, unendliches Sammetgewölbe ausdehnend, übersät mit Millionen von Sternen, glänzend wie eben so viele Karfunkel. Die Abwesenheit des Mondes trug noch zur Erhöhung der feierlichen Majestät dieses Bildes bei. Bald verläßt man die äußerste Gränze der Waldregion. Ohne uns aufzuhalten, kamen wir an der Ziegengrotte vorüber. Nach und nach wurde der Weg abschüssiger, und der Wind, der sich jetzt fühlbar machte, zwang uns,

die Mäntel wieder anzuziehen, die wir schon abgelegt hatten. Nur von der offenen Region kann man den gigantischen Krater in seiner ganzen Ausdehnung überschauen. Bis dahin setzen die kleinen Hügel, die sekondären, an den Seiten des Berges zerstreuten Vulkane dem Ueberblicke ein Hinderniß entgegen.

Nachdem wir über einen weiten Raum frischgefallenen Schnees hingeschritten waren, gelangten wir endlich zum Hause der Engländer, welches Landleute, oder, wie Andere behaupten, halberstarrte Reisende zerstört haben, um sich zu erwärmen. Man braucht dritthalb Stunden, um die sieben Meilen zu durchwandern, welche zwischen diesem Zufluchtsorte und dem Schneehause liegen. Wir erwärmten uns, tranken Grog, und erwarteten die dritte Morgenstunde, um die Besteigung zu vollenden. Der mühsamste Weg ist ohne Widerrede der zwischen dem Hause der Engländer und der Basis des Hauptkegels; man muß ihn zu Fuße über Haufen eckiger Lava zurücklegen, deren Vorsprünge empfindliche Schmerzen verursachen; vom Fuße des Kraters wird die Neigung zwar abschüssiger, aber bei Weitem weniger mühsam; kann man auf dem nachgebenden Boden nicht festen Fuß fassen, so ist man vollends genöthigt, den Weg zwei- bis dreimal zu machen. Unwillkürlich mußte ich meinen Reisegefährten, der vor mir herging, mit den Eichhörnchen vergleichen, die, in einem cylindrischen Bauer eingeschlossen, immerwährend laufen, ohne vom Platze zu kommen.

Ich befürchtete, wir möchten die Höhe nicht mehr vor Tagesanbruch erreichen; glücklicher Weise war dem nicht so: wir gewannen die Spitze eine gute Viertelstunde vor Sonnenaufgang, und ich konnte dieses, in seiner Größe einzige Schauspiel in vollem Umfange genießen. Man erwarte von mir keine Zeichnung davon; ich glaube, daß der beredteste Schriftsteller vergebens bemüht seyn wird, diese Herrlichkeit zu malen, daß die reichste Einbildungskraft nicht entfernt der Wahrheit sich zu nähern im Stande ist. Die Sterne im Osten verschwammen in dem weißlichen Scheine, der der Morgenröthe vorhergeht. Calabriens Gebirge schnitten sich in lebhaften Tinten am Himmel ab. Lucifer, der Lichtbote, erglänzte in seinem unstäten Feuer. Im Westen herrschte noch dunkle Nacht.

Trotz der Größe des Phänomens, das zu meinen Füßen ruhte, konnten sich meine Blicke, gierig alle Wandlungen der neuen Schöpfung verschlingend, die sich vor mir entwickelte, nicht vom Himmel trennen. Einige leichte Wolken begränzten den Horizont und schwebten daran, wie ein Schleier hingezogen über das prachtvolle Mysterium; aber bald erhebt sich mit Majestät aus einem Meere von Opal, Purpur und Gold das Gestirn, das Licht und Leben über die Welt verbreitet.

Unbeweglich standen wir, von mächtigem Staunen ergriffen, als uns der Führer aufforderte, die Blicke nach Westen zu richten. Da erschien ganz Sicilien in der Gestalt eines riesigen Berges, dessen Spitze der Aetna bildete. Von diesem Punkte kamen uns der Erir, der Dinnamaro, der Stasso, die höchsten Berge nur wie Hügel vor. Wir sahen, wie das Licht anfangs die Gipfel erleuchtete, sich dann nach und nach über die Seiten verbreitete, und endlich wie ein Strom in die Tiefe der Thäler sich ergoß.

Der äolische Archipel krönte Sicilien im Norden mit seinen Türkiß-Felsen; zu unsern Füßen erstreckten sich die grünen Ländereien, von befeuchtenden Flüssen wie von langen Silberfäden durchschnitten, bedeckt von reichen Heerden, und dann das Meer, dessen azurne Wellen freundlich mit dem seligen Gestade kosen, das sie mit ihrem Gürtelbande umziehen. In weiter Ferne Malta, wie ein schwarzer Punkt an der Gränze eines Horizontes von dreihundert Stunden. Welche Erhabenheit! Welche Größe! Welch' eindrucksvolle Scene! Meine Knie beugten sich, ich betete den Ewigen an. Hieher komme der Gottesläugner, und er wird vor diesen Wundern in den Staub sinken, und sein Herz, wenn auch nicht der Mund, muß Gott erkennen. Ich habe die Gebern verstehen gelernt, welche die Sonne anbeten!

Man genießt auf dem Aetna eine überraschende optische Wirkung, welche die vereinzelte Lage dieses Colossen unter den Vulkanen allein hervorzubringen vermag. Ich spreche von der ungeheuern Schatten-Pyramide des Berges. Während ganz Sicilien in vollem Lichte steht, hält dieser Schatten, der sich über mehr als hundert Meilen gegen Agrigent wirft, ein Viertheil des Gemäldes in der Halbtinte, und bildet einen auffallenden Contrast mit den beleuchteten Partien; je mehr dann die Sonne steigt, desto mehr verkürzt er sich, bis er am Ende gänzlich verschwindet.

Nun richteten wir unsere Aufmerksamkeit auf den Krater, der sich hier als einen Schlund von zweitausend Toisen im Umfange zeigt. Sein Stand ist durch die vulkanischen Erschütterungen auf bizarre Weise abgeschnitten; die unregelmäßige Oberfläche ist gegen Osten etwas niedriger. Auf der entgegengesetzten Seite erhebt sich ein Kegel, den man nur auf der Spitze gewahr wird; von hier steigt die Rauchsäule auf, die sich in der Entfernung verliert. Ein Lavastrom ergoß sich aus der Seite dieses neuen Kraters, und stürzte in den großen, aus welchem sich jeden Augenblick schwefelige Dunstmassen emporwälzten, die den freien Blick in die Tiefe des Kraters hemmten. Die Wände sind mit verschlackten Materien, Schwefel und reinem Alaun bedeckt. Da und dort schlagen während der Dunkelheit blaue Flammen

aus den Spalten, und verleihen der schwarzen Lava eine wahrhaft höllische Färbung. Vergebens bemühten wir uns, in den Krater hinabzusteigen. Unser Führer stieß einen fürchterlichen Schrei aus, wenn wir davon sprachen. Ein Engländer hatte kurz vorher den Versuch gemacht, und theilte das Schicksal des Empedokles. — Es war sechs Uhr, als wir uns zum Rückzuge anschickten.

III.

Türkische Quarantaine.

Am 17. Mai kamen wir nach Schönus. Ein Beamter der türkischen Douane rief uns sein „Larga“ zu. Dies bedeutet, daß wir wieder die hohe See gewinnen sollten. Dieser Empfang versprach uns nichts Gutes, und in der That eröffnete uns der Chef des Zollwesens eine Stunde später, welche treffliche Dispositionen man hinsichts unserer Personen genommen hatte. Vergebens warf ich ein, daß unser Paß, den der Carabukir (Kapitän) bei sich führte, so wie ein Zeugniß des Protomedicus von Athen, aussagten, daß wir aus pestfreien Gegenden kämen, wir konnten nichts als immer nur das fatale „Larga!“ erlangen. Unsere Lage, mitten unter Leuten, denen wir uns nur schwer verständlich machen konnten, wurde immer trauriger. Endlich nach langem Unterhandeln erklärte der Chef des Zollwesens, ein harter und eigensinniger Mann, wie es alle Türken sind, und der weder lesen noch schreiben konnte, daß man jede weitere Unterredung abbrechen wolle und auch keine Briefe von uns empfangen werde; wir könnten daher nichts Besseres thun, als die Anker zu lichten und hinzureisen, wo es uns gefällig wäre.

Wir hatten nun unter zwei Wegen zu wählen. Entweder nach Athen zurückzugehen, und zu Lande durch Eleusis, Megara u. s. w. nach Prevesa zu reisen, oder auf unserm zerbrechlichen Fahrzeuge, das nicht einmal ein Verdeck hatte, um den Pelopones zu segeln. Ein gewagtes Unternehmen! Unsere Barke war nur dreizehn Fuß lang. In dieser beunruhigenden Alternative folgte ich den Eingebungen meiner Verzweiflung, und ohne an Gefahren und Verdrießlichkeiten zu denken, ließ ich auf die Eröffnung der türkischen Behörde die Antwort ertheilen, daß ich unwiderruflich entschlossen sey, in Schönus zu bleiben, und daß keine Gewalt der Erde mich von dort vertreiben

würde. Der Ton, worin diese Erklärung abgefaßt war, machte einen starken Eindruck auf die Türken, deren Arroganz von diesem Augenblicke bedeutend abzunehmen anfing.

So begann nun unsere Quarantaine. Die beiden ersten Tage blieben wir am Bord unsers Fahrzeuges; am dritten traf der Carabukir, dem es gehörte, seine Anstalten zur Abreise, und wir mußten daher von neuem mit unsern türkischen Befehlshabern einen Kampf bestehen, da uns bis jetzt nur das feuchte Reich der Meeresgöttin zum Aufenthalte stillschweigend eingeräumt worden war. Nach einfältigen Drohungen und langen Zänkereien erhielten wir endlich die Erlaubniß, unsere Matrazen nebst unserm Gepäcke im Schutze eines alten, isolirtstehenden Thurmes ausbreiten zu dürfen. Hier brachten wir acht und vierzig Stunden unter freiem Himmel zu, während welcher wir mit einer Heerde Ochsen förmlich um den Platz kämpfen mußten, die hier im Schatten zu ruhen pflegten, und nicht dahin zu bringen waren, uns diesen elenden Winkel zu überlassen. Endlich gelang es uns doch, sie mit Steinwürfen zu vertreiben, und in Frieden um die vier Ecken des Thurmes zu lagern, je nachdem die Sonne ihren Weg machte, und uns bald aus dem einen, bald aus dem andern Winkel vertrieb.

Gegen Abend erblickten wir auf dem Wege zur Stadt einen schlechten Wagen, von europäischer Bauart, dessen Fenster niedergelassen waren, und neben ihm drei bewaffnete Reiter, und einige Schwarze, welche Handpferde führten. Dieser Besuch war eine seltene Ehre für den Hafen von Schönus. Es war der Bey mit einem Theile seines Harems, der eine Barke in Augenschein nehmen wollte, die für ihn von Athen angekommen war. Kaum wurde die Equipage sichtbar, als sogleich die traurige Bevölkerung von Schönus eiligst davonlief, um sich zu verbergen. Wir, die wir keine Ursache hatten, ein Gleiches zu thun oder die vielmehr nicht wußten, daß es verboten sey, selbst in der Entfernung die Frauen eines Bey anzusehen, blieben ruhige Zuschauer des Vorgangs, der uns ziemlich ergötzte. Aber einer der Reiter sprengte auf uns zu, und gab uns durch Zeichen, die nicht mißverstanden werden konnten, zu erkennen, daß wir unsere Neugier zu bezähmen hätten, und daß wir uns sogleich den Blicken der Frauen entziehen sollten, die alsbald den Wagen verlassen würden. Dennoch nahm ich mir vor, von meiner Lage den Vortheil zu ziehen, den ich beabsichtigte, nehmlich zu sehen, wie sich ein türkischer Befehlshaber, von seinem Harem umgeben, ausnehme. Ich warf mich daher mit dem Bauche auf meine Matraze, unterließ es jedoch nicht, mich dann und wann ein wenig zu erheben, um die Damen zu beobachten. Alle waren verschleiert, so daß ich nur ihre Augen und Nasenspitzen zu

sehen bekam. Sie beschäftigten sich damit, Pfeifen zu stopfen, die sie ihrem Herrn und Meister überreichten, der nachlässig ausgestreckt im Wagen liegen geblieben war. Sie traten der Reihe nach zu dem Schlage hin, und der Bey rauchte aus einer jeden dargereichten Pfeife einige Züge; dies dauerte drei lange Stunden, während welcher wir in der unbequemsten Lage fast unbeweglich verharren mußten, dann gab er das Zeichen zum Aufbruch. Die Frauen kauerten indeß zu beiden Seiten des Wagens und betrachteten seine Person. Die Sonne war bereits ihrem Untergange nahe. Wir konnten deutlich sehen, daß der Wagen Sr. Herrlichkeit, der wahrscheinlich irgend einem Griechen gestohlen worden war, sich in einem zu miserabeln Zustande befand, um ganz nach Hause zu kommen. Wirklich spannte man die Pferde aus und ließ sie auf dem Felde laufen. Die Wege, die ich von frühern Reisen kannte, waren in diesem Lande zu schlecht; keine Straße, nichts als Unebenheiten, Steine und Abgründe. Ich konnte nicht begreifen, wie der elende Kasten glücklich, ohne umzuwerfen, nach Schönus gekommen war. Der Wagen blieb auch auf dem Felde stehen und der Bey hatte kaum mit seinen Damen die mitgebrachten Handpferde bestiegen, als er auch schon uns aus den Augen war, so schnell jagten sie davon.

Wenn wir nun gleich durch diesen Besuch drei martervolle Stunden hatten zubringen müssen, so waren doch seine Folgen für uns nicht unersprießlich. Der Bei hatte sich über mich Aufschlüsse geben lassen und befahl nun, man solle an der östlichen Seite des Thurms ein Obdach von Zweigen für uns errichten. Dies war in unserer damaligen Lage keine kleine Erleichterung unseres Schicksals. Unter diesen rohen und wilden Menschen kam solche Gunst wirklich unerwartet und forderte uns zum regsten Danke auf. Die unabläßige Wachsamkeit unserer türkischen Aufseher erschien uns von nun an nicht mehr so unerträglich. So lange das schöne Wetter anhielt, genügte uns das zerbrechliche Dach aus Zweigen des Rosenlorbeers vollkommen und vor der achten Nacht wünschten wir es uns gar nicht solider und undurchsichtiger. Jetzt aber brach ein furchtbarer Regen los und wir wurden so durchnäßt, daß ich unserm Papamuschi ganz ernstlich erklärte, daß ich bei andauerndem schlechten Wetter mich unter einen gegenüberliegenden Schuppen, mit meiner Begleitung, begeben würde. Diese Drohung brachte einen köstlichen Eindruck hervor; wir erhielten nun die Erlaubniß, den alten Thurm bewohnen zu dürfen, der jedenfalls dem Schuppen vorzuziehen war. Unser vornehmster Aufseher war nachgiebiger geworden, seitdem er meine festen Erklärungen vernommen hatte; mehr aber noch gewann ich ihn durch kleine Geschenke,

die ich ihm für seine schwachen Dienste gab, und die ich ihm für die ganze Zeit verheißen hatte, als es den drei Dummköpfen, welche die türkische Gesundheitskommission bildeten, gefallen würde, mich in diesem Zustande zu lassen. Das Unbegreiflichste dabei war, daß die Quarantaine immer gleich streng blieb und daß wir am achten Tage noch nicht anders gehalten wurden, als am ersten, und eben so wenig über die Dauer derselben etwas Bestimmtes zu erfahren im Stande waren. Da hieß es Resignation besitzen! Und sicherlich verdanke ich es der meinigen, daß ich nicht krank wurde, denn so schlechte Luft athmete ich noch an keinem Orte der Erde, so schlechte Nahrungsmittel dienten noch nie dazu, meinen Hunger zu stillen. Das einzige Fleisch was wir erhalten konnten, war Lammfleisch. Ein ganzes Lamm kostete zwar nur einen halben Gulden; allein es hatte weder Saft noch Kraft und war selbst um dieses Spottgeld noch zu theuer. Und bei allem diesem Elende nicht zu wissen, wie lange es noch dauern könnte! Die eigensinnigen Leute, mit denen wir es zu thun hatten, die nur ihren Launen folgten und morgen widerriefen, was sie heute festsetzten, machten die Ungewißheit über die Dauer unserer Lage nur noch peinlicher. Die Hoffnung die wir heute faßten, wurde morgen durch die Befehle des Bey wieder vernichtet; kurz, wir hatten nichts, worauf wir uns verlassen konnten.

Während dieser unerträglichen Ungewißheit suchte ich die Monotonie unsers Lebens durch Streifereien in die interessante Gegend zu unterbrechen. Wo keine Wohnungen der Türken waren, durfte ich frei umhergehen; dies machte mich meinen Zustand vergessen.

Nach vierzehn Tagen endlich schlug unsere Rettungsstunde. Wir sollten am andern Tage sechs Pferde zu unserer Disposition erhalten, um die Quarantaine zu verlassen. Ich aber trauete so wenig den von tausend Kapricen durchkreuzten Sanitätsverordnungen der Türken, daß ich es vorzog, noch an demselben Tage, in Folge dieser Bekanntmachung, die zwei Pferde zu miethen, die ich im Orte bekommen konnte, sie mit unsern Effecten zu beladen und zu Fuß unsere Wanderung anzutreten. So erreichten wir glücklich unser erstes Nachtquartier, welches nur drei Stunden von unserm Schreckensaufenthalte entfernt war.

IV.

Eine wüthende Wölfin.

Wir entlehnen dem Berichte eines Reisenden folgenden tragischen Vorfall, der sich in der Stadt Mirande, im Gers-Departement, den 30. Juli zugetragen hat:

Einige lustige Waidmänner hatten sich ein Stelldichein bei der alten Abtei Berdoues gegeben. Gegen Ende des Frühstücks bemerkten sie, daß Einer ihrer Kameraden, Prosper de Cours, sich nicht eingestellt hatte; sie wußten, daß er Bräutigam war, und sie nahmen sich vor, erhitzt vom Weine, ihn tüchtig zu necken und bei seiner Braut selbst aufzusuchen. Sie machen sich sogleich auf den Weg. Lustig und guter Dinge ziehen sie durch den Wald, als sie plötzlich ein fürchterliches Geschrei vernahmen. Sie eilten nach dem Orte hin, von wo es ertönte, und hatten nun das schrecklichste Schauspiel vor sich, das man sich denken kann. Ein Mädchen, das von einer Wölfin zerrissen wird, und auf einem Baume ein kleiner Junge, der um Hilfe schreit.

Einer von den Jägern stürzt sich sogleich auf das Thier und drückt seine Flinte darauf ab, ohne es jedoch zu tödten. Verwundet, wird die Wölfin jetzt nur noch wüthender, kehrt sich nach dem Jäger und beißt ihn in den Arm. Der junge Mann ist jedoch mit einer wunderbaren Stärke begabt. Er schlingt beide Arme mit solcher Kraft um die Wölfin, daß er sie fast erstickt und halbtodt zur Erde schleudert, dann schlägt er sie vollends mit leichter Mühe todt.

Der Kampf war so kurz, daß die Andern ihrem Gefährten keine Hilfe leisten konnten. Er hatte außer dem bedeutenden Bisse im Arme nur einige leichte Verletzungen noch erhalten. Aber zu dem Mädchen waren sie hingeeilt, um zu helfen, jedoch umsonst! Gesicht und Busen waren zerfleischt und zur Hälfte verzehrt; ein gräßlicher Anblick! An den Kleidern glaubten sie Mamsell de Rieutort, die Braut ihres Freundes Prosper de Cours zu erkennen. Da das Haus des Herrn de Rieutort nicht weit entfernt lag, trugen sie den verstümmelten Leichnam dorthin, der sogleich von den Eltern als ihre Tochter erkannt wurde. Der Bräutigam war zugegen; die Hochzeit sollte in den ersten Tagen des September statt finden; er konnte den Schmerz nicht ertragen — und erschoß sich.

Der von der Wölfin verwundete Freund wurde nach Mirande gebracht. Er legte sich sogleich mit einem heftigen Fieber in's Bett.

Am nächsten Morgen begibt sich ein Arzt, von zweien der Gefährten des vorigen Tages begleitet, zu dem Patienten. Auf die Frage wie er sich befinde, antwortet er nicht, sondern sein Blick ruht fest und unverwandt auf den Fragenden. Einer der Freunde wiederholt hierauf dasselbe. „Ah, Du willst wissen, wie ich mich befinde!“ schreit er jetzt, und wirft sich mit einem mächtigen Satze aus dem Bette und auf ihn hin. Mit einem Faustschlage streckt er ihn nieder und nun zerfleischt er ihn mit den Zähnen und saugt ihm das Blut aus, während er dazwischen wie ein Schwein grunzt. Bei diesem Anblick laufen der Arzt und sein zweiter Begleiter, laut um Hilfe rufend, davon. Der Wahnsinnige ergreift aber eine Eisenstange und läuft ihnen nach. Man denke sich den Schrecken der Bewohner des Städtchens, die zwei wohlbekannten Männer aus einem Hause stürzen sehen, von einem blutbefleckten Menschen im Hemde gefolgt, der eine schwere Eisenstange in die Luft schwingt und ein wildes Geheul dabei vernehmen läßt. Endlich gelang es, den Unglücklichen zu überwältigen und zu binden. Die Wasserscheu war bei ihm im höchsten Grade ausgebrochen.

V.

Der Scharfrichter auf dem Dampfschiffe.

Kürzlich reiste ich mit dem schönsten Dampfschiffe, das die obere Seine befährt, dem „Theodore,“ an dem Ufer von Melun vorbei nach Paris.

Die Conversation war ziemlich allgemein geworden, denn eine Stunde vor der Ankunft des Fahrzeuges in Melun, hatte ein großes Ereigniß statt gefunden, nehmlich die Hinrichtung eines Verbrechers, der, seltsam genug, seinen Richtern weder das Geheimniß seiner Geburt, noch seinen Namen hinterlassen hatte; er hatte noch auf dem Schaffotte gelächelt, wie ein Mensch, der Räthsel aufgibt, wenn er sieht, wie die Menge der Rather sich vergebens abmüht, das rechte Wort zu finden.

So viel war gewiß; der Verurtheilte war todt und Der, welcher das Urtheil vollstreckte, vermehrte mit seinem Gewicht die Ladung des Dampfschiffes, welches den Fluß hinabtrieb. Er stand, mit den Händen in den Seitentaschen, vielleicht da, wie ein ehrlicher Kaufmann,

der an dem Tage ein gutes Geschäft gemacht hat, und von einem Familienessen in Romainville gut gesättigt nach Hause kehrt.

Die Reisegesellschaft lispelte sich's in die Ohren: der Scharfrichter ist auf dem Schiff! aber Niemand kannte ihn, denn Samson sieht allen andern ordentlichen Leuten gleich; er trägt einen Ueberrock, eine Halsbinde, einen Stock, er lacht zuweilen und hat Appetit wie andere Sterbliche. Die Spurzheims, die zufällig auf dem Schiffe gewesen seyn mögen, hätten gewiß Alle ihre hohe Wissenschaft an diesem Schädel zu Schanden werden sehen, denn Samson's hervorragendstes Organ soll nach allen Berichten, das Wohlwollen, die Leutseligkeit seyn; sein Schädel allein ist im Stande das ganze Gehirnsystem auf einmal zu Boden zu werfen.

Genug indeß, man wußte, daß einer der Hauptpersonen des blutigen Dramas, welches am Morgen auf dem Marktplatze in Melun aufgeführt worden war, sich unter den Menschen auf dem Schiffe befand, aber man mußte sie errathen, denn der Scharfrichter setzt keineswegs seinen Stolz darein, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und mit stolzem Bewußtseyn zu sagen: „Seht mich an! ich bin der Kopfabschneider!“

Ein Jeder besah mit einem unruhigen Blicke seinen Nachbar und untersuchte mit ängstlicher Neugierde sein Aeußeres, um einige mehr oder minder deutliche Kennzeichen seiner Profession zu entdecken; auf solche Weise hatte sich bald eine Mißstimmung der ganzen Gesellschaft bemeistert, die sonst eben nicht auf dem Seine-Dampfschiffe zu herrschen pflegt, wo bald alle Reisenden sich nähern und anziehen. —

Im Hintertheile des Fahrzeugs, im engsten Raume der Gallerie, nicht weit vom Steuer, hatte sich eine Unterhaltung bemerkbar gemacht, die ein großer Theil der Schiffsgesellschaft hörte, weil sie ziemlich laut geführt wurde.

„Ihre Beschäftigungen müssen ziemlich peinlich seyn,“ sagte der Eine.

„Nicht zu beschreiben,“ erwiderte der Andere, „denn ich muß beständig das Instrument mit mir führen, und recht sorgfältig darüber wachen, daß es scharf bleibe, um auf einmal durchhauen zu können.“

Nun lenkte sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Sprechenden. Die tiefste Stille herrschte auf dem Verdecke.

Der Fragende fuhr fort: „Fehlt es Ihnen zuweilen an Beschäftigung?“

„Nur selten,“ erwiderte der Andere, indem er sich die Hände rieb, „ich bin überzeugt, daß ich dieses Jahr keinen Kopf verfehlt habe, und habe doch wohl an dreißig abgeschnitten.“

„Und immer glücklich?“

„Immer.“

„Brauchen Sie keine Hülfe dabei?“

„Keine. Und nur zum Graben nehme ich einen Gehülfen.“

Man steckte die Köpfe zusammen und flüsterte: Kein Zweifel! dies ist er!

Diese leise Mittheilung ging von Mund zu Mund, und bald wurde der Passagier der Gegenstand der lautesten Neugierde. Endlich kam der Moment, daß der Mann, auf den sich alle Augen mit einer Art von Aengstlichkeit richteten, aufstand, um sich eine Erfrischung reichen zu lassen. Es war eine Flasche Bier, von dem er ein Glas seinem Nachbar einschenken wollte, der aber mit großer Höflichkeit sich entschuldigte, kein Bier zu trinken; Andere, an die er sich wandte, hatten bald längere, bald kürzere Ausreden; als der Garçon nicht schnell genug mit der zweiten Flasche zur Hand war, rief ihm der Fremde unwillig zu: „mais arrive donc *bourreau!*“

Der Garçon, den in dem Augenblicke ein edler Diensteifer ergriffen hatte, brummte ihm entgegen: er möge seinen Namen nicht andern ehrlichen Leuten anhängen.

„Meinen Namen?“ lachte verwundert der Fremde.

„Ja wohl, Ihren Namen,“ antwortete der Bursche, „glauben Sie, daß man es noch nicht weiß! Nun, da Sie es selbst gesagt haben — mit Ihrem Köpfe abschneiden, Ihrem Gehilfen, Ihrem Graben — Sie kommen aus Melun, wo Sie den Menschen geköpft haben — Sie sind der Scharfrichter!“

Alle prallten einen Schritt zurück oder rückten hin und her auf ihren Sitzen. —

„Sie sind Samson!“

„Das ist wirklich stark,“ sprach der Fremde, indem er laut auflachte, er zog seinen Paß aus der Tasche und man ersah daraus, daß er einer der vornehmsten Gärtnereibesitzer des Departements war, der ein Instrument zum Propfen erfunden hatte. Was er vom Köpfen gesprochen, bezog sich auf Bäume, Blumen oder vielleicht Kohl.

Die ganze Versammlung brach in Lachen aus und der falsche Scharfrichter grüßte höflich und sprang an's Land; in demselben Augenblicke stieg der Mann des Gerichts auf dem Greveplatze aus und entfernte sich schnell, ehe das tiefe Incognito, das er stets um sich zu hüllen weiß, verrathen worden wäre. —

England.

Das Parlament im Jahre 1835. *)

I.

Das Unterhaus.

Die Kammern, in welchen sich das englische Parlament versammelt, bieten nicht den theatralischen Anblick der politischen Schauspielsäle, welche man in Frankreich für die Darstellungen der repräsentativen Regierung hat bauen lassen.

Besuchen wir zuerst die Kammer der Gemeinen. Da gibt es kein Amphitheater für die Damen, keine Logen für die Pairs und das diplomatische Corps. Nur eine enge Gallerie ist den Journalisten vorbehalten, eine andere, mehr geräumige wird dem Publikum geöffnet. Da herrscht kein Aufwand an Marmor, da trifft man keine Statuen, keine Vergoldung. Das ist in der That eine Kammer — eine weite, mehr lange als breite nackte Kammer ohne allen Zierath.

Denken wir uns auf der Gallerie und lassen wir unsern Blick von der öffentlichen Tribune aus hinabschweifen.

Uns gegenüber, im Fond, gewahrt man eine Art von Schilderhäuschen, darüber die königlichen Wappen. Hier sitzt der Speaker, Sprecher, auf einem grünen Stuhle, angethan mit einem weiten schwarzen Rocke und grauen Fausthandschuhen, auf dem Haupte eine ernste, ungeheure Perrücke, deren heruntergelassene Flügel ihm bis zum Gürtel fallen.

Zu seinen Füßen befindet sich ein schmales Bureau, an dem der Chef der Parlamentsschreiber sitzt, sein breites Gesicht auf beide Hände stützend, und unaufhörlich unter dem Hufeisen seiner kleinen Rollen-Perrücke hervorlächelnd.

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes ist ein katholischer Irländer.

Die Bänke für die Mitglieder sind im Gevierte zur Rechten, zur Linken des Sprechers und diesem gegenüber geordnet.

Es gibt weder mehr einen Stuhl für den Präsidenten, noch für die Redner. Man hält sich auf, wo man will, sitzt oder steht, den Hut auf dem Kopfe. Jeder spricht von dem Platze, wo er sich eben befindet. Um zu sprechen, nimmt man übrigens den Hut ab. Man ist gehalten, nicht die Versammlung, sondern den Speaker anzureden; auch wendet man sich gegen diesen, und sagt Sir und nicht Gentlemen.

An den Volksvertretern liebe ich dieses prunklose, durchaus bürgerliche Verfahren, und zwar, weil die Gemeinen einzig und allein zusammenkommen, um die Angelegenheiten des Landes zu berathen, und nicht, um Komödie zu spielen.

Um drei Uhr tritt der Sprecher ein, vor ihm her geht der Chef der Huissiers, hinter ihm der Sergent d'armes, den Degen an der Seite, in schwarzem Kleide à la française. Auf seinem Fauteuil angelangt, zählt der Sprecher die anwesenden Mitglieder; sind es deren vierzig, so wird die Sitzung eröffnet, nachdem der Kaplan das Gebet gesagt hat, welches Jeder stehend, mit entblößtem Haupte, den Blick nach der Lehne seines Stuhles gerichtet, anhört.

Gewöhnlich füllt man die ersten Stunden mit geringfügigen Geschäften aus. Man verhandelt Bills von lokalem oder privatem Interesse. Zwischen acht und neun Uhr fangen die Bänke erst an, sich zu bevölkern, und erst um Mitternacht wird die Kammer vollzählig. Zwischen Mitternacht und zwei Uhr des Morgens kommen in der Regel die großen Fragen zur Berathung, die auf eine wichtige, ernste Abstimmung zielen. So sind die Engländer. Sie mißtrauen über die Maaßen der Leichtigkeit ihres Geistes. Sie würden es für gefährlich halten, sich in ernste Angelegenheiten einzuschiffen, hätten sie sich nicht zuvor durch ein Mittagsmahl gehörig mit Ballast beladen. Sie müssen bei Wein und Grog Muße haben, ihre Meinungen und ihre Beredtsamkeit zu überdenken und reifen zu lassen.

Als er noch Herr Brougham war (und das war seine gute Zeit), kam Lord Brougham nie in das Unterhaus, ohne zwei bis drei volle Flaschen Porto geleert zu haben. Aus dem Grunde seines Glases schöpfte er damals Weisheit, Mäßigung und Discretion. Seitdem er beim Oberhause ist, wo das Dringende von 5 bis 6 Uhr abgemacht wird, ist Lord Brougham angewiesen, nüchtern zu sprechen, darum ist er jetzt stets betrunken. Aus der Mäßigkeit seines Magens geht die Unmäßigkeit seiner Rede und seines Gehirnes hervor.

Dieses fortwährende Hinausziehen der Versammlung in der Nacht hindert das Unterhaus, Sonnabends Sitzung zu halten. Der Eingriff

in die Rechte des Sonntags würde unvermeidlich eine legislative Entheiligung herbeiführen, und wahrlich, das Parlament möchte schlechten Dank davon haben, wollte es für sich allein die puritanischen Gesetze ungültig machen, die es so strenge aufrecht hält, — und diese Gesetze schreiben eine allgemeine, völlige Unthätigkeit während der 24 Stunden des heiligen Tages vor.

Nun einige Worte der Personal-Statistik.

Die Kammer zählt im Ganzen 471 Mitglieder für England, 29 für Wales, 53 für Schottland, 105 für Irland, im Ganzen 658. Bei großen Veranlassungen fehlen nur Wenige an ihrem Posten. Am Anfange dieser Sitzung, als es sich um die Wahl des jetzigen Sprechers handelte, haben 602 abgestimmt. Herr Abercromby, von der Opposition gewählt, trug den Sieg über Sir Charles Manners Sutton, den früheren Candidaten des Ministeriums, nur durch eine Mehrheit von acht Stimmen davon.

Man sieht, daß die Kammer in zwei, beinahe gleiche Hälften getheilt ist. Auf der einen Seite das Ministerium und die Reformisten, auf der andern Seite die Conservatisten, die Opposition der gegenwärtigen Zeit.

Jede dieser großen Abtheilungen ließe sich wohl wieder unterabtheilen. Unter die Reformisten würde man Whigs, Radikaireformers, Reinradikale und Repealers *) rechnen; unter die Conservatisten die alten Tories und die Halbconservatisten. Zu was würde das übrigens dienen? Es wäre kein Leichtes, diese unsichern, verschiedenartigen Nüancen zu entmischen. Ueberdieß verlieren sie sich jeden Tag, um sich in zwei bestimmten Farben zu vermengen.

Gibt es noch Whigs? Bilden die Whigs eine Partei? Keineswegs! Es gibt einige Herrlichkeiten, einige Minister-Lords, deren Ahnen Whigs gewesen sind; sie selbst sind keine mehr. Um fürder Häupter einer wahren politischen Partei zu seyn, mußten sie sich in den Radikalismus verwandeln, und Dolmetscher und Advokaten der Forderungen des Volkes werden. Was war die Folge davon? Whigs und Radikale lösten sich ineinander auf. Als die irischen Katholiken die vielen liberalen Zugeständnisse gewahr wurden, welche England erhielt, da machten sie es wie die Reinradikalen; sie vertagten ihre äußersten Ansprüche, und schwiegen von der Auflösung der Union. Unter O'Connels Anführung marschiren sie hinter den ministeriellen

---

*) Repealers sind die irländischen Mitglieder, welche die Auflösung der Union zwischen England und Irland verlangen.

Truppen und unterstützen sie, um ihnen das Zurückweichen unmöglich zu machen.

Auf dem Felde der Opposition hat eine ähnliche Vermengung Statt. Sir Robert Peel hat alle Tories in dieselbe Conservatisten-Uniform gesteckt; Lord Stanley's kleines unentschlossenes Bataillon nicht ausgenommen, gibt es jetzt Keinen, der nicht in jüngster Zeit die neue Livree der Kirchen- und Thron-Vertheidiger angezogen hätte. Der Tiers-parti hat am englischen Gestade des Kanals ebensowenig reussirt, als in Frankreich.

Die Frage ist einfach und klar. Der große Streit zwischen der alten und neuen Gesellschaft ist auszukämpfen; derselbe Streit, der in Frankreich im Jahr 1789 begonnen hat, nur daß, wenn der Thron Weisheit genug besäße, der ganze Kampf sich auf parlamentarischem Boden vollenden könnte.

Das Schlachtfeld liegt jetzt vor unsern Augen. Sie sehen nur ein Heer von Reformisten und eines von Conservatisten vor sich; Beide erkennen je nur ein Befehlswort, ein Banner; das erstere ist stärker, hartnäckiger, aber es hat vielleicht einen zu zahlreichen Generalstab und eine Nachhut, die sich mehr beeilt, an das Ziel zu gelangen, als das Hauptcorps; das zweite dagegen ist geschlossener, besser disciplinirt und mehr an Gehorsam an seinen einzigen Feldherrn gewöhnt.

Wie blutig auch die gegenseitige Erbitterung von beiden Seiten seyn mag, so wird man doch die kriegführenden Parteien kaum von ihrer gewohnten, ritterlichen Loyalität abgehen sehen. Es liegt eine Art von parlamentarischem Völkerrecht im Brauche der Kammer.

Die Opposition wird nie die Abwesenheit eines Ministers benützen, um seinen Collegen Fragen über Gegenstände vorzulegen, welche außerhalb des Bereiches ihrer Departements liegen. Eben so wenig wird je ein Minister eine Bill vorlegen, ohne vorher darauf vorbereitet zu haben. Von der einen, wie von der andern Seite herrscht in dieser Beziehung große Höflichkeit. Die Kartelle sind in der Regel ausgetauscht: das wird an diesem Tage, zu dieser Stunde vorkommen. Erklärt Einer, er sey zur genannten Zeit zu erscheinen verhindert, so beschleunigt man die Motion oder man verschiebt sie nach seiner Bequemlichkeit.

Handelt es sich um eine wichtige Abstimmung und die Majorität ist zweifelhaft, so wird Keiner, es mag ihn eine noch so dringende Angelegenheit abrufen, seinen Posten verlassen, es sey denn, er habe unter seinen Gegnern ein Mitglied gefunden, das eben so sehr danach strebt, sich entfernen zu können. Man kommt dann darüber ein, sich

gemeinsam der Abstimmung zu enthalten, und die doppelte Verbindlichkeit wird als heilig beobachtet.

Ist man handgemein, so wird das Gedränge zwar dicht, aber man versetzt sich nur großmüthige Hiebe und stets von vorne. Das Getöse billigender oder mißbilligender Unterbrechungen setzt übrigens ein fremdes, an die Disharmonien der englischen Aussprache wenig gewöhntes Ohr in Staunen und Schrecken. Es gibt einen unerhörten, betäubenden Lärmen, der um so seltsamer erscheint, als man nicht weiß, von wo er ausgeht. Es sitzen da 600 Menschen, welche wildes Freuden- oder Wuth-Geschrei ausstoßen, während ihre Körper ganz unbeweglich bleiben; ihre Züge bewahren die gewohnte Ruhe, das gewohnte Phlegma. Es liegt etwas Phantastisches in diesen Tumulten.

Hear! hear! ist das Zeichen der Befriedigung und Ermuthigung. Hört den Redner! Sein Wort berührt und durchdringt das Leben der Frage; wir hören ihn; hört ihn!

Spoke! spoke! zeugt von Ungeduld, Langeweile, Ueberdruß. „Sie mißbrauchen uns; Sie haben genug gesagt; Sie haben gesprochen." Dieser Vorwurf ist streng und gebieterisch; man widersetzt sich ihm selten.

Order! order! ist die Aufforderung zum Rufe zur Ordnung; es ist die Mahnung an den Sprecher, daß er den, der die Schranken überschritten hat, darauf aufmerksam machen und zurechtweisen soll, denn dem Speaker allein kommt es zu, die Strafe auszusprechen.

Der Sprecher vereinigt in sich, als ihr Abgeordneter, die Allgewalt der Kammer. Er genießt inmitten und nach Außen souveraines Ansehen. Seine Stelle bildet eine große Herrlichkeit. Er besitzt sein Präsidentschafts-Palais, und hält königliche Levers, wo man nur im Hofcostüme zugelassen wird. Sonderbar! Diese Herren, die Gemeinen, die in ihren Saal in Stiefeln und Sporen, die Reitpeische in der Hand, den Hut auf dem Kopfe, eintreten, finden die Thüre ihres Präsidenten verschlossen, wenn sie nicht Manchetten und ein Kleid à la française anhaben. Diese Strenge ist unvernünftig; Herr Hume, der sich dagegen erheben wollte, ist übrigens kürzlich schlecht dabei weggekommen; seine vernünftigen Einwürfe erschienen als radikale Verrücktheit. Alle Etiquette-Gewohnheiten sind bei den Engländern mehr eingefleischt, als die Mißbräuche. Sicherlich werden Kirche, Aristokratie und vielleicht sogar das Königthum eher reformirt seyn, als die grotesken Perrücken ihrer Magistraturen. Ihre entscheidende Revolution wird vorüber seyn, und die Toilette des alten Regime wird noch von ihrer Freiheit beibehalten werden.

In England sind die Gemeinen im wirklichen, unbestreitbaren Besitze der Souverainität. Die brittische Pairie ist nur noch ein Phantom, etwas würdiger aufgestutzt, als die französische, darum aber doch Phantom. Die Pairie, die dahin gebracht ist, daß sie nur den Gemeinen zu gehorchen und ihre Bills einzuregistriren hat, bewahrt dennoch allen äußeren Anschein von Suprematie. Sie hört nicht auf, die Gemeinen vor ihre Schranken zu rufen, und die Gemeinen erscheinen stehend, von ihrem Sprecher geführt, und hat ihnen die Pairie nur die königliche Einwilligung zu ihren Anträgen mitgetheilt, so entfernen sie sich, rückwärts grüßend; — das wahre Oberhaus begnügt sich, Unterhaus zu scheinen und so genannt zu werden.

Den ceremoniellen Levers des Sprechers muß jeder Vernünftige die populären Bälle des Präsidenten der französischen Deputirtenkammer vorziehen, der vor seiner Thüre keine Schildwache stehen hat, um den Fräcken den Eingang zu verbieten. Ich meines Theils liebe auch die mit Zahlen versehenen Einladungskarten, die 459 ersten für die Volksvertreter, das 460ste für den Herzog von Orleans und so fort. In Frankreich kommt die Pairie vor dem Volke, das ist gut, mit allem Respekt vor jeder Herrlichkeit. Schade, daß man in Frankreich nicht den Mißbräuchen selbst abhilft, statt sie nur dem Namen und Costume nach zu ändern. Das französische System ist weit verschieden vom englischen, aber ich zweifle, ob es das bessere sey. Die Engländer sind Unterthanen, erfüllt von Hochachtung; sie knieen zu den Füßen des Thrones, und bitten um Genehmigung *ihres Willens*. Die Franzosen stehen aufrecht vor ihrem Königthum, daß es sie an der Nase herumführe, indem es nichts dagegen hat, wenn sie sich nach Gefallen als Souverains ausrufen.

Herr Abercromby, der jetzige Sprecher, hatte sich durchaus nicht um die Ehre des Präsidentenstuhles beworben, den ihm der erste Akt der Gewalt der Reformisten beim Beginnen der Sitzung zuschied. Aengstlich um die Privilegien der Kammer besorgt, die er in ihrem Namen zu wahren hat, vertritt er seine Stelle mit so viel Würde, als die groteske Präsidiumsperrücke zuläßt. Obgleich umschattet von dieser ungeheuren Mähne, hat doch sein Gesicht nichts Wildes, es zeigt im Gegentheil einen sanften, anziehenden Ernst. Seine Haltung ist edel und geschmeidig, seine Rede ist bescheiden und anspruchslos, seine Stimme so voll und sonor, als dieß erforderlich ist, um oft von einer Versammlung gehört zu werden. Aber die Conservatisten können es ihm nicht vergeben, daß er, wenn auch ohne es zu wollen, ihren Candidaten entthront hat. Sie betrauern die Mienen des bejahrten Dandy, die alte fashionable Eleganz des Sir Charles Manners Sutton,

der sich, auf dem Fauteuil alt geworden, daran gewöhnt hatte, den Torismus durch ein günstiges Glas zu betrachten.

Allerdings hat sich Herr Abercromby, ein erklärter Parteigänger der Reformisten, nicht zum strengsten Censor seiner radikalen Freunde aufgeworfen, weil er den Präsidentenstuhl annahm. So hat Herr Abercromby die schwere Schuld, sich nicht einzumischen, um die Rache des großen beleidigten Redners zu verhindern, wenn O'Conell, von einigen unklugen Lords herausgefordert, ihnen von jenen blutigen Worten auf die Stirne schreibt, die nie mehr verwischen. Nach der Ansicht der Tories bestünde die Unparteilichkeit darin, Angriffe zu gestatten, ohne zur Vertheidigung zu ermächtigen.

Ich habe Ihnen den Hauptüberblick über die Kammer gegeben, und von ihren Gewohnheiten gesprochen; es bleibt mir übrig, Sie in eine Sitzung zu führen. Wählen wir die, in welcher die Reformbill der Gemeinden von England und Wales vorgelegt wird, wobei nach einmonatlichen Debatten abgestimmt wurde. Das Gefecht war nicht zu hitzig; ich hätte Sie zu lebhafteren Scharmützeln führen können, aber wir müssen einer durch Details unterbrochenen und wiederaufgenommenen Discussion beiwohnen. Das Drama wird hier einfach und vollständig seyn, die Hauptaction wird die ersten Schauspieler der ersten politischen Versammlung sattsam auf die Scene bringen.

Man wußte, daß Lord John Russel den 5. Juni Abends seine Bill bei den Gemeinen einbringen werde. Worin sollte diese lang verheißene, von der einen Seite so ungeduldig erwartete, von der andern Seite so sehr gefürchtete Maßregel bestehen? Große Neugier herrschte in London; eben war der dritte Tag des Wettrennens zu Epsom — gleichviel! Allgemein war man zur Stadt zurückgekehrt; man hatte die Pferdewetten den politischen Wetten zum Opfer gebracht. Von Mittag an waren die Umgebungen von Westminster von einer Menschenmasse belagert; man drängte sich zu den Thüren des Unterhauses. Nach manch heftigem Kampfe, wobei mir die Boxkunst gut zu Statten kam, gelang es mir, zur öffentlichen Gallerie mit Hülfe einer halben Krone durchzuschlüpfen.

Um drei Uhr, nachdem das Gebet verlesen war, und der Sprecher mit der Spitze seines dreieckigen Hutes die Mitglieder überzählt hatte, begann die Sitzung.

Zuerst handelte es sich lange um eine Bill über Vertheilung des Wassers im Kirchspiele Mary la Baune; das war eine wenig ergötzliche Debatte, aber Herr Henry Lytton Bulwer, Herr Hume und Sir Francis Burdett nahmen wiederholt das Wort, und ich fesselte meine

Aufmerksamkeit an ihre äußere Erscheinung, wenn auch nicht gerade an ihre Reden.

Herr Henry Lytton Bulwer ist ein junger Radikaler, der ein durchaus aristokratisches Leben führt. Er ist renomirt wegen der Eleganz seiner Dienerschaft und seiner Wagen. Niemand trägt einen so kurzen, knappen Rock. Er spricht gut und frei, mit etwas krankhafter Stimme, den Kopf zurückgeworfen, wie kleine Menschen zu thun pflegen. Er ist der Bruder des Romandichters, und hat selbst einen dicken Band über Frankreich geschrieben, worin er französische Sitte, Gesellschaft, Politik, Literatur mit einem Aplomb von Unwissenheit und Abgeschmacktheit beurtheilt, die an hanswurstischer Naivität nur dem einfältigen Buche der Lady Morgan nachsteht. Diese Wuth der Engländer, alle Länder zu beschreiben, durch welche sie ohne Kenntnisse, ohne zu beobachten, ohne Studien reisen, ist eine gewaltige Thorheit. Man muß sich ärgern, daß ein geistreicher Mann, wie Herr Henry Lytton Bulwer, in der Schriftstellerei mit einer nationalen, so gewöhnlichen Ungeschicklichkeit debutirte.

In Humes Aeußerem liegt nichts Besonderes, nichts Auszeichnendes; er benimmt sich wie ein guter, einfacher, schwerfälliger, unabhängiger, façonloser Bürgersmann. Spräche er nicht, schon seine Miene drückte eine unbesiegbare Abneigung gegen alle ceremoniellen Gebräuche aus. Charakter und Erscheinung widersprechen sich durchaus nicht; man kann keine andere Vorstellung von ihm haben. Aus seinem Vortrage leuchtet die Festigkeit und Rauhheit seiner Ansichten hervor. Ein Haupt des Radicalismus, ein unbestechlicher und unerbittlicher Reformist hat er geschworen, sein ganzes Leben auf den Bänken der Opposition zuzubringen. Treu seinem Schwure und nicht aus Sympathie nimmt er heute einen Platz unter den Conferenтisten ein.

Sir Francis Burdett unterscheidet sich von Herrn Hume in allen möglichen Beziehungen. Denken Sie sich eine lange Figur von etwa fünf Fuß zehn Zoll, in weißen Sammet-Beinkleidern, Halbstiefeln und blauem Fracke. Eine weiße Weste, eine weiße Halsbinde, ein kahler, platter gepuderter Kopf mögen das Gemälde vollenden. Die Männer der Oeffentlichkeit haben ein seltsames Geschick, wenn sie lange leben. Vor zehn Jahren war Sir Francis Burdett eben so sehr in der Mode als seine Toilette. Er war der Günstling von Westminster, der Volksredner der Gemeinen; er ließ sich in den Tower einschließen, weil er zu verwegen gegen das Königthum gesprochen hatte; — jetzt wird er dem Lande verdächtig, weil man glaubt, er stimme mit den Torys. Man verachtet ihn, man klagt ihn des Wankelmuthes an. „Ihr habt Euch geändert,“ spricht er vielleicht. „Sonst waret Ihr Reformisten, jetzt seyd ihr Radicale geworden. Die Torys meiner Zeit sind heut zu Tage Reformisten. Ich dagegen bin meiner Meinung, meinen Gewohnheiten treu geblieben!“ „Zum Unglücke für Sie, Sir Francis Burdett; Sie mußten sich auch umgestalten oder nicht alt werden. Wären Sie zu rechter Zeit gestorben, so möchten Sie Ihre bronzene Bildsäule neben der von Canning auf dem Westminsterplatze haben. Wer weiß, ob das Volk, das Sie sonst im

Triumphe fortgetragen hat, morgen nicht ihre weißen Beinkleider mit dem Kothe der Parlaments-Straße galoniren wird?“

Endlich war die Discussion über die Wasser von Mary la Baune erschöpft. Die Kammer mußte über diese eckelhafte Bill abstimmen und die Gallerien der Journalisten und des Publikums wurden geräumt. So ist es Brauch im Parlamente, wo die Divisionen unabänderlich nur bei verschlossenen Thüren statt haben.

Als ich wieder auf die Gallerie trat, bot der Saal einen sehr veränderten Anblick. Das kleine Stück war gespielt, das große begann. Die Reihen zur Rechten und Linken füllten sich immer mehr; Jeder eilte an seinen Posten.

Lord John Russel, der officielle Oberbefehlshaber der Reformisten, war auf der Ministerbank zur Rechten des Sprechers erschienen. Zu seiner Seite erblickte man seine ersten Adjutanten, den Schatzkanzler, Herrn Spring-Rice, mit breiter, hoher Stirne, einem Satyr-Gesichte, den bedeutendsten Sprecher, wenn nicht den bedeutendsten Kopf des Kabinets; Lord Morphat, den Secretär für Irland, einen großen jungen Mann, der mit seinen frühgrauen Haaren, die von der Ferne blond aussehen, einem schönen, furchtsamen, erröthenden Jünglinge gleicht; Lord Palmerston, den alten pausbäckigen Dandy, dessen dickes Gesicht noch zufriedener sich zwischen dem dichten Backenbart aufzublasen scheint, seitdem er nicht mehr von Herrn von Talleyrand am Leitseile geführt wird; Lord Palmerston, der nicht Pair werden wollte, als er das Ministerium das letzte Mal wieder antrat, weil er behauptete, seine Beredtsamkeit habe ein freieres Feld in der Kammer der Gemeinen, als im Hause der Lords.

Der ministeriellen Gruppe gegenüber, nur durch das Bureau der Parlamentsschreiber getrennt, befand sich Sir Robert Peel, ebenfalls umgeben von seinen conservatistischen Obersten, unter diesen durch seine grotesken Formen ausgezeichnet Lord Granville Sommerset, der Quasimodo von Westminster, den sein Doppelhöcker nicht abhält, am behendesten die protestantische Glocke gegen die Papisten zu läuten.

Da und dort gewahrte man noch andere berühmte Männer in der Versammlung. Daniel O'Connell, unser großer, großer O'Connell, ruhig mit der Durchlesung eines Buches beschäftigt, dessen Blätter er aufschneidet, in der Mitte seiner Söhne, seiner Neffen, dieser irischen Katholiken, die man seinen Schweif — his tail — nennt, einen Schweif, wenn man so will, der aber das Haupt des Staates führt; in ihrer Nähe Lord Stanley, den jungen Erben des Hauses der Derby, diesen eleganten ehrgeizigen Herrn, der die Bänke der Reformisten nur aus Herzens-Antrieb verlassen hatte.

Ferner waren zwei junge stehende Männer zu bemerken, sich eben so unähnlich in Taille und Tournure, als in Meinungen, aber Beide in der Modewelt berühmt und darum einer Beschreibung gleich würdig.

Der Erste ist der Vicomte Castlereagh, der Sohn des Marquis von Londonderry, unbändiger Conservatist, wie sein Vater, aber weniger naiv und mehr discret, als dieser. Der äußern Erscheinung und dem Talente nach dünn und armselig, vermag er sein wirkliches Leben nicht im Unterhause zu suchen; die Salons vom West-Ende sind

seine Atmosphäre, hier findet seine Fadheit die Luft, die er allein zu athmen im Stande ist. Lord Castlereagh ist eines der Häupter der Schule, welche die Wiedergeburt des englischen Fashionabilisme veranlaßt hat. Diese Schule trennte sich durchaus von der des Brummel, welcher seine Macht einzig und allein auf die Toilette gründete. Die neuen Fashionables von der Sekte des edeln Lords heucheln im Gegentheile gänzliche Nachlässigkeit und ein Gehenlassen in ihren Manieren. Nichts, was in die Augen springt in ihren Equipagen und in der Ausstattung ihrer Leute; Wagen in dunkeln Farben, düstere Livreen und sie selbst in der einfachsten Kleidung; nie geblümte oder verbrämte Westen; keine Juwelen, höchstens das Ende einer goldenen Kette am Knopfloche eines schwarzen Rockes; ein Stöckchen mit getriebener Arbeit, welches eine geheimnißvolle, aber der ganzen Stadt bekannte Empfindung verräth. Dabei ein übermenschliches Raffinement impertinenter Selbstzufriedenheit, eine erhabene Verachtung alles Dessen, was nicht den ausschließlichen Kreisen angehört, bei denen sie allein Zutritt haben; ein anmaßender Jargon, der sich meistens des Französischen bedient, um Phrasen zu übersetzen; wie: **Etiez-vous hier chez lady Hertford? Toutes les personnes existantes étaient là.** Lord Castlereagh ist als der vollkommene Typus dieser obersten und übervortrefflichen Kategorie der Modemänner von London zu betrachten.

Der Zweite, Herr Edward Lytton Bulwer, der wohlbekannte Verfasser des Pelham und vieler anderer Romane, ist, wie sein Bruder, ein erklärter Radicaler. Er ist sehr groß und würde noch größer erscheinen, hielte er sich nicht so gekrümmt; er hat starke, blonde, gelockte Haare; sein langes, ausdrucksloses Gesicht, seine starren, feuchten Augen lassen in ihm nicht den genialen Schriftsteller vermuthen. Der unbestreitbare Erfolg seiner Werke mag ihm die Thüren der ausschließlichen Gesellschaft geöffnet haben, wo er sich sehr häufig einfindet. Seinem Anzuge nach gehört er zu den alten Ueberlieferungen der Fashion. Selten begegnet man ihm anders als mit einem weiten Ueberrocke, dessen mit Seide oder Sammet gefütterte Flügel im Winde segeln, in Beinkleidern von heller, auffallender Farbe, mit lackirten Stiefeln, und einen Stock schwingend, mit reichem Beschlage am Knopfe. Er erinnert an die Parvenus von schlechtem Geschmacke, welche die vordern Logen der Oper zu Paris umlagern. Ich will die Verdienste und das Interessante einiger Romane des Herrn Edward Bulwer nicht in Abrede ziehen, aber ich meine, er hätte ihren Werth nicht so sehr übertreiben sollen, um sich dadurch hinreißen zu lassen, einen unbändigen Stolz an den Tag zu legen, wie ihn jede Zeile der traurigen Rhapsodien verräth, welche er neuerdings unter dem Titel „der Student" veröffentlicht hat. Indessen würde ich ihm dieses Werk immerhin eher vergeben, als einen Zug, den man mir von ihm erzählt hat. Mit Empfehlungsbriefen ausgestattet, besuchte ihn einst ein junger Amerikaner: „Ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen, mein Herr," sprach Bulwer, „allein ich sage Ihnen zum Voraus, daß es mir schwer werden wird, öfter die Ehre zu haben; ich habe bereits mehr Bekanntschaften, als meine Zeit mir zu pflegen gestattet, und, offen gesprochen, diesen bin ich die Augenblicke schuldig, über welche ich verfügen kann."

Finden Sie hierin nicht eine Höflichkeit, welche die gewöhnliche brittische Liebenswürdigkeit noch überbietet? Nach dem Gebrauche seines Landes möchte sich Herr Bulwer nicht viel gefallen lassen. Die Engländer richten sich durch Gastfreundschaft nicht zu Grunde. Ist ein Fremder an sie addressirt, und es läßt sich nicht ein gewisser Profit an ihm machen, so geben sie ihm ein trauriges, langes Mittagsmahl nebst Abendbrod zum Nachtische; haben sie ihn einmal tüchtig mit roast-beef voll gepfropft, mit Porto und Grog angefüllt, und Nichts gespart, was zur Erstickung hätte beitragen können, so geben sie ihm den Abschied; überlebt der Unglückliche diese Mahlzeit, so wird ihm die Thüre dieser Amphitryonen nur noch für die Abschieds-Visite geöffnet. Walter Scott, vielleicht ein eben so großer Romandichter als Herr Bulwer, glaubte in Beziehung auf Besuche, die an ihn empfohlen waren, keine Ausnahme von dem allgemeinen Rechte der Höflichkeit machen zu dürfen; er behandelte sie im Gegentheile gastfreundlicher, als es in England der Brauch ist; Walter Scott war aber auch kein großer fashionabler Romandichter.

Dort erkennen Sie auch den Doctor Bowring wieder, wie er stöbert, von einer Bank zur andern trabt und Jedem die Hände schüttelt, der sie sich schütteln läßt. Dieser ehrenwerthe Doctor hat all seine Zeit damit hingebracht, das Pflaster von Paris zu treten, weil er entdeckte, daß dort Charlatanerie ein äußerst kräftiges Mittel zu günstigem Erfolge sey. Er schlug den kürzesten Weg ein und ging gerade auf die Journale los. Die französischen Journale sind die Gefälligkeit selbst, weiß man sich nur mit ihnen zu benehmen. Bald handelte es sich nur noch um Doctor Bowring. Doctor Bowring that keinen Schritt, der nicht einregistrirt wurde, Doctor Bowring hier, Doctor Bowring da, überall und stets zu gelegener Zeit. Und die gutmüthigen Pariser mußten, betäubt von diesen Trompetenstößen, diese rührige, lärmende Personnage, deren dunkle, anonyme Sendung Niemand verstand, endlich als eine Sorte von commerciellem und literarischem Stratford-Canning betrachten. In England weiß man die Windmachereien der Presse genau zu schätzen, darum lachte man auch herzlich, als Doctor Bowring in Paris einherstolzirte, in jene Wichtigkeit gehüllt, die er in den Fabriken der dortigen Journale erkauft hatte. Er kehrte in sein Vaterland zurück, aber ohne den strahlenden Mantel; man behielt ihn, als verbotene französische Waare, an der Douane zurück. Kurz, Doctor Bowring ist geblieben, was er früher war, ein Reformist voll Verlangen, von der Reform Nutzen zu ziehen; ein bloßer Schüler aus der Vortheil erstrebenden Schule des Lord Brougham, eine Art von Handlungs-Reisender des Foreign-Office, der drei oder vier lebende Sprachen ziemlich fest spricht, ein Dichter, der etwas weitschweifige Verse in den Magazines erscheinen läßt; im Uebrigen aber der beste Doctor der Welt.

Es war nun bald sechs Uhr; man hatte keinen Kämpfer mehr zu erwarten; der Augenblick zu Eröffnung der Bahn war erschienen. Nach der Tagesordnung rief der Sprecher den Minister des Innern auf und gab ihm das Wort. Die tobenden Wellen legten sich und es herrschte ein tiefes Schweigen; Lord John Russel erhob sich.

Lord John Russel, der dritte Sohn des Herzogs von Bedford, ist ein ganz kleiner Mann von höchstens fünf Fuß französischen Maaßes; seine geringfügige Gestalt verleiht ihm ein jugendliches Aussehen; man würde nicht glauben, daß er fünf und vierzig Jahre zählt; durch die breite Stirn und das schmale Kinn bildet sein Kopf gleichsam ein Dreieck; seine kastanienbraunen kurzgeschnittenen Haare sind stets glatt gekämmt; über seinen Augen wölben sich die Brauen in gefälligen Bogen; durch sein blasses, ruhiges, sanftes, phlegmatisches Antlitz schimmert eine gewisse versteckte Feinheit; seine Art zu sprechen, stimmt durchaus überein mit der Bescheidenheit und Gelassenheit in seinem Aeußern; seine Stimme ist schwach und eintönig, aber deutlich; während er spricht, belebt sich sein Körper kaum mehr, als seine Rede; seine ganze Action besteht darin, daß er seine linke Hand über den Rücken gleiten läßt, um damit den Ellbogen am rechten Arme zu fassen, und sich in dieser Stellung zu schaukeln.

Lord John Russel drückt sich einfach und ohne Anstrengung aus; seine Rede ist kalt und trocken, aber klar und gedrängt. Er zeichnet sich als Schriftsteller mehr durch Kürze, als Eleganz aus, und diese Gewohnheiten vom Schriftstyle her überträgt er auch auf seine Improvisationen; er hat Nichts von der ermüdenden Volubilität des Herrn Thiers; er sagt nur, was er sagen muß und sagt dann auch Alles, was er sagen will. Sind seine Sarkasmen noch so frostig, so schneiden sie doch nicht minder ein. Um tief zu verwunden, braucht die Dolchklinge nicht vorher im Feuer roth geworden zu seyn. Diese jähen Funken stehen ihm nicht zu Gebot, die eine Versammlung durch ihre elektrische Wirkung in Verlegenheit bringen; er leitet und erhellt durch ein ruhiges, stetes Licht. Das ist ein ernster, entschiedener, entschlossener Geist, voll brauchbarer, kurzgefaßter Ideen.

Der Minister hatte in weniger als einer Stunde den ganzen Plan seiner Bill entwickelt, und die Motive und einzelnen Punkte genau auseinander gesetzt und zwar nicht, ohne spitze Pfeile gegen den verderblichen Einfluß der Torys auf die Municipal-Verfassung abzuschießen, deren Reform er verlangte.

Sobald sich Lord John Russel unter ziemlichem Gemurmel, welches seine Rede hervorbrachte, gesetzt hatte, erhob sich Sir Robert Peel und nahm das Wort.

Der Ex-Premier-Lord der Schatzkammer ist von mittlerer Größe; seine Tournure wäre elegant, würde ihn nicht seine Wohlbeleibtheit etwas schwerfällig machen; seine Kleidung ist sorgfältig, ohne gecken-haft zu seyn; seine geregelten Züge haben einen gewissen Ausdruck von satyrischer Verachtung; er scheint gar zu sehr auf großartige Manieren abzuzielen — bei angeborenem Range bewegt man sich leichter, ungezwungener. Studirte Affectation ist überdieß der vorherrschende Charakter in seinem Rede-Talente. Bewegung und Sprache, Alles zeugt von einem angemaaßten Streben. Er hat mehr von einem Komödianten, als ein Redner bedarf, darum wird man auch müde, wenn man ihn so agiren, sich drehen und wenden sieht. Ein Staatsmann soll sich nicht so auf graziöse Stellungen verstehen. Am Kamin mag Jeder die Beine kreuzen und, die Hände in den Taschen, mit

den Guineen klirren. Im Salon mag man den Rücken seines Kleides streicheln oder die Flügel seines Oberrockes zurückwerfen, dabei mag die Haltung gewinnen, aber im öffentlichen Leben zumal, wo die Gesetze einer Nation verhandelt werden, sind diese Uebungen einer unschuldigen Koquetterie nicht an ihrer Stelle. Sir Robert Peel macht einen wahren Mißbrauch von seinen Händen und Armen; denn er schlägt gar zu häufig ein Rad. In der ewigen Beweglichkeit seiner Person geht seine Rede beinahe verloren. Es läßt sich übrigens nicht läugnen, daß er leicht, lebhaft, geistreich spricht, daß man ihm mit Vergnügen zuhört. Seine Rhetorik, auf die öffentlichen Angelegenheiten angewandt, ist gefällig; er besitzt Alles, was die Redekunst zu verleihen vermag; aber das belebende Feuer ist bei ihm ein gemachtes; die wahrhafte Flamme, die sich mittheilt, entbehrt er gänzlich. Er spricht nicht aus voller Ueberzeugung. Nein, er ist der ehrgeizige maskirte Tory, der, um die goldenen Zügel der Regierung wieder zu erhaschen, sich gleißnerischer Weise in einen Reformisten-Mantel gehüllt hat; der mit Sack und Pack zu den Radicalen übergehen würde, wenn er Hoffnung hätte, dadurch die ersehnte Macht zu erringen und zu behalten.

Indem sich Sir Robert Peel, unter Vorbehalt weiterer Punkte, an den Hauptgrundsatz der Bill anschloß, gab er in seiner Antwort auf die bittern Vorwürfe des Lord John Russel einige gehaltvolle Scherze, welche die Versammlung sehr zu ergötzen schienen.

Der Minister entgegnete mit wenigen artigen, aber bestimmten Worten. Nichts vermag den Ernst des edeln Lords zu unterbrechen. Dieses politische Temperament betrachte ich als das wünschenswertheste für einen, im Streite begriffenen, Staatsmann. An solchem Phlegma bricht sich die Heftigkeit der Angreifenden, denn bei dieser Ruhe kann man nie hingerissen werden.

Ein Paar Mitglieder gaben Bemerkungen über Einzelnheiten; da jedoch keine die Einführung der Bill streitig zu machen suchte, so stand man im Begriffe, die Sitzung aufzuheben. Es war bald Nacht und die Stunde zum Mittagsbrod erschienen; man hatte die Kronleuchter noch nicht angezündet; und die Kammer erhob sich in Masse. Ein Mann mit brauner, gelockter Perrücke, blauem Oberrocke, breiten Schultern, von athletischer Gestalt, stieg von der Ministerbank herab und blieb in der Mitte des Saales stille stehen. Beim Tone seiner Stimme kehrte Jeder auf seinen Platz zurück. Abermals herrschte allgemeine Stille. Dieser Mann war unser große Irländer, der Riesen-Agitator, wie sie ihn nennen; — was den Riesen betrifft, so haben sie Recht, das war O'Connell, unser O'Connell, der energische Greis, der allein mehr Jugend und Leben besitzt, als alle jungen Männer der Gemeinen mit einander, als selbst die ganze Kammer.

Noch hatte die Dunkelheit nicht so sehr zugenommen, um ihn vor meinen Blicken zu verbergen. Noch sehe ich ihn, auf seinen hohen Beinen stehend, den rechten Arm ausgestreckt, den Körper vorgebeugt; noch höre ich ihn. Seine Rede war nicht lang; er sprach nur wenige, aber mächtige Worte. Der Löwe liebkoste, indem er brüllte. Sein Beifall war gebieterisch und drohend. „So habe die Bill also nur

an England und Wales gedacht. Warum Irland immer vergessen werden, immer nach den Andern kommen muß? Habe dieses Land nicht genug käufliche, bestochene Gemeindeverwaltungen? Er werde jedoch freimüthig und mit seiner ganzen Macht den Vorschlag des Ministeriums unterstützen. Es sey eine edle, glorreiche Maaßregel, und er wünsche nicht mehr für Irland."

Er wünsche, d. h. er befehle nicht mehr. O'Connell's Wünsche sind nicht zu verachten. Herr Spring-Rice beeilte sich auch, ihn vollkommen zufrieden zu stellen. „Er möge sich darüber nicht beunruhigen," erklärte der Schatzkanzler; „die Regierung werde Irland ebenso Gerechtigkeit wiederfahren lassen; es soll ebenso seine Gemeinde-Reform erhalten, und dies wohl noch in gegenwärtiger Sitzung."

„Meinen Dank!" murmelte O'Connell, indem er sich unter den Haufen der Mitglieder mischte, welche eben den Saal verließen. „Ich nehme dieses Versprechen für Irland auf."

Irland! — Ireland! Man muß unser Irland nennen gehört haben, mit diesem bewegten, zitternden, zärtlichen Accente, welche jede Silbe des theuern Wortes zusammendrückt und liebkost; man muß es gehört haben, um die Gewalt dieser mächtigen Beredtsamkeit zu verstehen. Ja, die wahre Vaterlandsliebe verleiht übermenschliche Kraft. Es ist eine unwiderstehliche Waffe, in Händen, die sie als eine heilige, heilig und mit Liebe erfaßte Sache zu beherrschen wissen.

Daß diese verzweiflungsvollen Conservatisten, welche ihre schwankenden Privilegien unter O'Connells Streichen zusammen stürzen sehen, ihn als Agitator, Wüthenden, Zerstörer behandeln, wundert mich durchaus nicht. Aber warum hat er selbst unter den Reformisten so viele unbeständige Bewunderer, die ihm seine heftige Bitterkeit, die unerbittliche Schärfe seiner Reden nicht vergeben können? Glauben diese Männer leidenschaftsloser Mäßigkeit, daß sanfte Worte, Bitten und Unterwürfigkeit auch nur eine von den Beschwerden Irlands zu heben vermocht hätten? Gewiß nicht. Hätte er nicht mit unbarmherziger, ungezähmter Rauhheit losgeschlagen, so stünde das alte Gebäude von Usurpation und Unduldsamkeit noch fest. Möge er nur schonungslos fortfahren! Er hat eine tüchtige Bresche in die Mauer geschossen; mag er sie vollends niederwerfen. Auf diese Weise umstürzen, heißt nicht zerstören: das heißt den Schutt vom Boden räumen, daß man die allgemeine Freiheit darauf bauen kann.

O'Connell ist unläugbar der erste Redner und der erste Politiker des Parlaments. Freund und Feind erkennt ihn, wenigstens im Innern als Meister an. Er ist auch in der That erster Minister. Was sind die Kabinets-Mitglieder anderes, als wohl dressirte Marionetten, die er nach Willkühr tanzen läßt. Sein Einfluß auf die Massen des Volkes ist unbegränzt. Er ist nicht in Irland allein das Ideal des Volkes, er ist es auch in Schottland und England. Gott verleihe ihm ein langes Leben! Auf ihm beruht die Hoffnung, die Zukunft der drei Nationen!

Von der Sitzung vom 5. Juni habe ich nur noch zu erzählen, daß hinreichend empfängliche Mitglieder zurückblieben, um noch einige Stunden lang verschiedene Geschäfte von sekondärer Bedeutung abmachen zu können.

Man kann überhaupt dem englischen Unterhause nachsagen, daß der große politische Kampf den lokalen und privaten Angelegenheiten kein Hinderniß entgegensetzt; häufig vollendet es in einer Nacht mehr Arbeiten als die französische Deputirten-Kammer in einem Monat von dreißig Tagen.

Sie haben gesehen, wie sich die Opposition der Conservatisten vor der Corporations-Bill gänzlich zurückgezogen hat; natürlich nicht ohne großes Herzeleid, aber die Taktik wollte es einmal so. Man mußte sich um jeden Preis das Ansehen geben, als ob man die Reform nicht so sehr hasse. Das war eben nicht der ungeschickteste Plan. Dagegen zählt die Opposition darauf, daß sie ihr Terrain im Kampfe über die irländischen Zehnten und die Appropriation wieder gewinnen werde. Ueber diese Frage hat sie sich in Schlachtordnung aufgestellt. „Wir haben hinreichend bewiesen," rufen sie in ihren Proclamationen aus, „daß wir vernünftige Reformisten sind, aber unsere Liebe zum Fortschritte geht nicht so weit, daß wir darüber die Kirche zum Opfer bringen wollen. Zu uns trete die Kirche und wer immer zur Kirche hält! Die Kirche ist in Gefahr!" Und ihre Kirche, diese unnatürliche, entartete Tochter, welche ihre Mutter verläugnet und beraubt hat, läutet überall mit den Glocken, die sie aus unsern Thürmen genommen, um mit aller Macht die alten protestantischen Vorurtheile ihren Kämpen zu Hülfe zu rufen. Ueberall pflanzt sie Bischöfe auf die Stühle ihrer altarlosen Tempel und läßt einen neuen Kreuzzug gegen den Katholicismus predigen. Hört sie: — „Unter den unzähligen religiösen Sekten, welche über die drei Königreiche verbreitet sind, von den Anabaptisten bis zu den Unitariern, um sie alphabetisch aufzuführen, gibt es keine streng verdammungswerthe und gefährliche. Die Sekte der Papisten allein droht dem Staate, dem Throne und dem Eigenthum Gefahr. Es ist an der Zeit, den Papst, wie unter der Königin Elisabeth, abermals im Bilde und in feierlicher Prozession zu verbrennen; auch möchte es nicht übel seyn, wenn man bei derselben Gelegenheit die gottlose Majorität der Gemeinen verbrennen wollte, welche einen Theil des protestantischen Zehnten in Irland der Erziehung von Armen aller Religionen zueignen will." Das egoistische, unsinnige Geschrei der Conservatisten wird, Gott sey Dank, in der Wüste verhallen. Ihr unendlicher Glaubens-Fanatismus wird über den allgemeinen Menschenverstand keinen Sieg davon tragen; in der Kammer und außerhalb derselben ist ihre Niederlage unvermeidlich. Um mich eines Bildes von Sheil, dem ersten irischen Redner nach O'Connell zu bedienen: Irlands Kirche wird der Gottesacker für den Torysmus und die protestantische Unduldsamkeit seyn.

Bald führe ich Sie vielleicht zum Unterhause zurück, und werde diejenigen von seinen Notabilitäten die Revue passiren lassen, welche ich Ihnen heute nicht zeigen konnte; zuvor aber sind wir dem Oberhause, der Kammer der Lords, einen Besuch schuldig, wo uns ein anderes Schauspiel und andere wichtige Schauspieler des politischen Drama erwarten.

London, Ende Juli 1835.

Andrew O'Donnor.



Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Paris, 9. August.

Marschall Oudinot soll zum Großkanzler der Ehrenlegion ernannt worden seyn. — Das Haus Nr. 50, auf dem Boulevard du Temple, in welchem Fieschi's Maschine angebracht war, wird von der Stadt angekauft und niedergerissen werden, um einen Durchgang zwischen der Rue basse und dem Boulevard zu bilden. — Der Herzog von Devonshire ist hier angekommen, um den König im Namen seiner Regierung zu beglückwünschen. — Fieschi wird allem Anscheine nach am Leben erhalten werden. — Der berühmte Chemiker Berzelius ist aus Schweden in Paris angekommen. Er wird von hier zur Versammlung der Naturforscher nach Bonn reisen.

Wiesbaden, 9. August.

(**) Hier gastiren gegenwärtig Herr und Madame Rosner. Ersterer wurde bei seinem ersten Auftreten als Zampa mit starkem Applaus empfangen, auch als Georg Brown in der weißen Frau und als Fra Diavolo erndtete er vielen Beifall. Herr Jaskewiz, der Baritonist, ist ebenfalls hier und gefällt. — An der Bank fehlt es dieses Jahr an Spielern; es stehen zwar viele Leute an den Tischen, allein die hohen Pointeurs, zumal aus dem Norden, sind nicht vorhanden. An dem Ausbleiben Letzterer soll einestheils die Revue bei Kalisch, anderntheils das jüngste Verbot in Preußen, die Verordnung auswärtiger Bäder betreffend, die Ursache seyn. Chabert hat für 60,000 fl. die Banken der Taunusbäder gepachtet, und die kleineren, wie Schwalbach, Schlangenbad, an Afterpächter überlassen, welche natürlich viel bezahlen müssen und mit Unglück spielen. Ich sah sie noch nie gewinnen. — Auf einem der Dampfschiffe auf dem Rhein zersprang kürzlich etwas an der Maschine. Die Gesellschaft gerieth in großen Schrecken und die Schiffsleute verloren den Kopf; glücklicherweise geschah kein Unglück, aber erst nach drei Stunden wurden sie durch ein anderes Dampfschiff aus der Verlegenheit gezogen, welches die Passagiere aufnahm. — Spindler ist seit acht Tagen in Schwalbach. — Zu dem großen Musikfest in Mainz, das jedes Jahr an Bedeutung zunimmt, erwartet man Meyerbeer, von dem eine neue Composition ausgeführt werden soll, und den Musikdirektor Löwe von Stettin, dessen »eherne Schlange« auch zum erstenmal zur Aufführung kommt. Das Orchester wird aus etwa 70 Musikern aus der Kapelle von Darmstadt, Frankfurt, Mainz rc., das singende

Personal aus Künstlern und Dilettanten der Liederkränze der nähern und fernen Umgegend bestehen und über 400 Personen betragen.

Literarische Uebersichten.

L'HISTOIRE DES FRANCS,

von dem Exminister Carls X., dem Grafen v. Peyronnet, erregt Aufsehen. Er hat sie in seinem stillen Gefängnisse zu Ham, fern von allen Zerstreuungen der Welt, geschrieben, und fünf volle Jahre darauf verwendet, dieses Werk zu vollenden. Es soll mit einer seltenen Aufrichtigkeit geschrieben seyn.

DER FAHRENDE SCHÜLER
von
Wilhelm v. Chezy.

3 Bände. Zürich bei Orell, Füssli und Comp.

— * Zwei Brüder von so auffallender, äußerer Aehnlichkeit, daß keine Unterscheidung mehr möglich ist, zugleich aber von den verschiedenartigsten Charakteren, sind in frühester Jugend aus der Heimath verloren gegangen, und finden sich erst, zu Männern herangereift, auf dem Schauplatze des Romanes wieder, ohne Ursprung und Zusammenhang zu kennen. Der Knoten ist auf das Interessanteste durch die tausendfältigen Verwechselungen in Folge der äußeren Aehnlichkeit geschürzt. Die Erzählung spielt in Salzburg in der sagenreichen Zeit der ersten Jahrzehende der Reformation. Die Schilderungen des reizenden Bodens sind treu und in gefälligem Lichte gehalten. Die dem Stoffe nach anziehende Novelle möchte gewonnen haben, hätte sie der Verfasser mehr zusammenziehen und von einer Anzahl schleppender Dialoge frei zu halten gewußt. Einen guten Freund finden wir vor, dessen Anwesenheit füglich durch eine Neuigkeit hätte ersetzt werden können: »die Schelme von Genua,« ein Schwank, den Herr v. Chezy genuesischen Annalen entnommen und schon vor fünf Jahren in Spindler's Zeitspiegel hatte abdrucken lassen, ist dem fahrenden Schüler wörtlich einverleibt.

NACHLASS eines GESCHIEDENEN.

Erste Lieferung. 3 Bändchen. Berlin 1835. Enslin'sche Buchhandlung.

— * Das erste Bändchen enthält eine Olla-Potrida von Bemerkungen über die Kunst und die Künstler und den Verfasser vorliegender Schriften. Unter manch geistreichen Ideen stoßen wir auch auf Darlegung von Ansichten, die uns anekeln, weil man sie uns in tausend Büchern ewig wiedertönen läßt. — Die deutschen Schriftsteller gefallen sich doch gar zu sehr in der Größe ihrer Landsleute; die deutschen Dichter in der Universalität ihres Kunstverstehens. Dieß erfahren wir hier wieder, wo wir noch überdieß aus dem Ernste, der uns eben ergreifen will, durch unnütze Wortspiele herausgerissen werden. — Das zweite Bändchen enthält ein Drama: die Künstler, ein Künstlerdrama, welches sich nicht über das Niveau seiner Genossen erhebt, und eben auch die Freude an sich selbst zum Mittelpunkte hat. Von der Bühne herab muß es tief rühren, wie sich selbstmörderische Gedanken bei Thee und Gebäcke in Eheverlöbnisse auflösen. Es ist groß von einem Dichter gedacht, der seinen Helden sagen läßt:

»— fordern Ehr' und Pflicht, Eins aufzugeben,
»So setzt die Liebe, nicht das Leben dran.
»Die flücht'ge mag und nicht das ew'ge fallen.«

Das dritte Bändchen enthält ein Trauerspiel: Karlo, welches in Berlin vor 15 Jahren Anstoß fand, weil der Papst darin spielt. Raupach hat das Publikum jetzt eines Bessern belehrt. Der Purpur soll der dramatischen Poesie nicht mehr allein entzogen seyn. —

Fieschi.

Man hat so viel schon über diesen Menschen gehört, weiß jedoch nur wenig von seinen frühern Lebensverhältnissen. Wir geben hier einige Nachrichten aus einem Berichte aus Paris, der über seinen Charakter Aufschluß geben kann.

Eines Tages, im Frühjahr 1831, so wird berichtet, besuchte mich der brave General F., begleitet von einem Soldaten von kleinem Wuchse, im Ueberrocke und dem bonnet de police, der mir ungefähr 36 Jahre alt zu seyn schien; er hatte kastanienbraune Haare, hohlliegende, ausdrucksvolle und durchdringende Augen, eine Adlernase, einen großen, mit schlechten Zähnen versehenen Mund, eine breite, gewölbte Stirne, den Untertheil des Gesichts eckig, ernste und kalte Gesichtszüge und eine frische Farbe. Der General stellte ihn mir als ein Opfer der gestürzten Regierung vor, und bat mich, mich seiner anzunehmen. Ohne noch zu wissen, womit ich ihm dienen könnte, fragte ich, wer der Soldat sey und welchen Verfolgungen er ausgesetzt war. Da nahm Fieschi, denn dieser war es, das Wort und sagte: »Ich bin ein Landsmann des Generals. Mein Vater, der mit ihm in der corsischen Legion diente, trat später in ein neapolitanisches Regiment ein; es war um das J. 1808. Als Soldatenkind machte ich mit ihm den Feldzug von 1812. Als ich 1813 nach Neapel zurückkam, bekam ich den Ritterorden beider Sizilien, und ward Unterofficier in einem

Ulanenregiment. Ich habe dem Feldzuge von 1814 beigewohnt, und kam zu Ende dieses Jahres wieder in mein Vaterland zurück. Hier nahm ich sogleich wieder Dienste bei der corsischen Legion, die der Oberst M. organisirte. Ich hoffte, meinen Orden tragen zu dürfen, oder die Ehrenlegion dafür einzutauschen; auch glaubte ich, Unterlieutenant zu werden. Aber bald wurden mir diese schönen Hoffnungen genommen; der König Joachim jedoch landete zu jener Zeit in Corsica, und ließ einen Aufruf an die gedienten Soldaten ergehen. Ich eilte mit mehr als tausend meiner alten Waffengefährten herbei, welche von Ferdinand verabschiedet worden waren. Ich war unter denen, welche Murat in der Expedition von Pizzo folgten. Nachdem sie beendigt war, wie Jedermann weiß, wurden wir sechs Wochen lang auf der Insel Ventotene zurückgehalten, und dann auf Feluken nach Corsica geschickt. Wir wurden, wie es hieß, von Ferdinand begnadigt, unter der Bedingung, in Frankreich den Prevotalgerichten überliefert zu werden. Bei unserer Ankunft ließ uns der Marquis Rivière, Commissär Ludwigs XVIII., nach dem Hafen von Bastia transportiren und von dort nach Toulon abführen, wo eine Auswahl unter den Unglücklichen vorgenommen wurde. Die Generale nämlich sandte man nach Marseille, und uns nach den hyerischen Inseln, wo ich mit mehreren Kameraden nach der Ankunft der Herzogin von Berry in ein Colonialdepot geworfen wurde. Zu jener Zeit meiner Verfolgung trat ich einer Verschwörung bei, die jedoch entdeckt wurde. Der Urheber derselben starb auf dem Schaffot, aber die Richter hatten Mitleid mit meiner Jugend und bewirkten einen Aufschub meiner Verurtheilung, während welchem die Regierung weder Versprechungen noch Drohungen verabsäumte, um mir die Namen meiner Mitverschworenen zu entlocken. Ich blieb aber stumm und standhaft, und zeigte ihnen, daß ein Corse für seine Sache zu sterben weiß, sie aber nie verräth. Endlich wurde man meiner Halsstarrigkeit müde, und ließ mir ankündigen, daß meine mir anfänglich zugedachte Strafe in Gefängniß verwandelt sey. Und welch ein Gefängniß! Ein Kerker, 6 Fuß lang, niedrig und feucht, in dem ich mit 60 Pfund Eisen angeschmiedet war. Während sechs Monaten erlitt meine feste Gesundheit, die den russischen Winter ertragen hatte, einen heftigen Stoß. Das Eisen hatte mir das Fleisch bis auf den Knochen durchgerieben. Würmer verzehrten mich bei lebendigem Leibe. Ich wurde mit dem schwärzesten Brode dabei ernährt, und war nahe daran, meinen Geist aufzugeben, als man mir die bevorstehende Ankunft des Herrn Appert meldete.

Ein mitleidiger Kerkermeister sagte es mir, der mich zugleich aufforderte, seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, wenn er durch den Corridor gehen würde, der zu meinem Kerker führte. Mein Aechzen that seine Wirkung; er verlangte, daß man ihm die Thüre öffnete, und bebte vor Entsetzen zurück bei meinem Anblicke. — »Was hat dieser Arme verbrochen?« fragte er den Kerkermeister. — »Es ist,« erwiderte dieser, »ein politischer Verbrecher, dem der König das Leben geschenkt hat.« — »Das Erste, was man ihm schenken muß, ist Luft und Licht,« rief Herr Appert voll Unwillen; »denn es ist minder grausam, mit dem Tode zu bestrafen, als zu einem solchen Leben zu verdammen.«

Hierauf näherte er sich mir, und erkundigte sich mit sanftem Tone über meine Verurtheilung, notirte meine Aussagen, schenkte mir zehn Franken, und ermahnte mich, den Muth nicht zu verlieren. Sechs Wochen nach diesem Besuche wurde ich in das Centralgefängniß von Embrun gebracht, wo ich noch acht Jahre verlebte. Nachdem ich diese Strafe abgebüßt hatte, wurde mir das Rhonedepartement zum Wohnorte angewiesen, und ich lebte in dem Flecken Colombes von meiner Hände Arbeit, bis zum Ausbruch der Juli-Revolution.

Das Gesetz, welches den politischen Verurtheilten Entschädigungen verheißt, rief auch mich nach Paris, um die meinige in Anspruch zu nehmen. Meine Dienste in der corsischen Legion sollten dem Kriegsminister constatirt werden. Ich war seit 1815 Sergeant, und hätte die Epauletts erhalten müssen, weil ich sie wohl verdient habe; allein ich habe sie noch nicht bekommen. Man zahlte mir meinen Gehalt von einigen Monaten, dann steckte man mich in eine Compagnie von Veteranen-Unterofficieren, wo ich keinen Vortheil für mich erblickte. Ich sehe nicht ein, wie ich loskommen soll, und doch kann ich dort nicht bleiben, denn ich bin noch kräftig genug, um in der aktiven Armee zu dienen.« —

Diese bestimmten und genauen Angaben, sowie seine martialische Haltung nahmen mich zu seinen Gunsten ein. General F. bestätigte die Wahrheit des Gesagten; denn er hatte ihn als Kind gekannt und wußte, daß er von Jugend auf militärische Gaben besessen, die nur bedauern ließen, daß sie keine wissenschaftliche Ausbildung erhalten hätten. Sogleich interessirte ich mich lebhaft für ihn, und weil es mir doch nicht gelingen wollte, Fieschi zum Grade eines Officiers zu verhelfen, so bat ich ihn, in Ruhe bessere Tage abzuwarten. Er besuchte mich zuweilen, erzählte mir seine Abenteuer, ohne sich zu widersprechen oder lügenhafte Aenderungen dabei bemerkbar zu machen.

Als General F. 1833 nach Corsica gereist war, erschien Fieschi, der mittlerweile aus den Veteranen getreten war, und klagte, daß man

ihm die Unterstützung entzöge, worauf er als politischer Verurtheilter Anspruch zu machen habe, bis er seine Verurtheilung beigebracht haben würde. Ich gab mir alle Mühe, dieses Aktenstück von dem Kriegsministerium zu erhalten; allein vergebens. Ich rieth nunmehr Fieschi, selbst bei dem Gerichte, das ihn verurtheilt hatte, oder in dem Detentionshause zu Embrun nachzusuchen. Er schien dieß sogleich thun zu wollen, und ich schrieb ihm selbst die nöthigen Briefe. Ich kenne jedoch das Resultat nicht, allein wie ich ihm einige Zeit darauf begegne, sagt er mir ganz freudig, daß er eine günstige Antwort erhalten habe, und nun bald seine Pension erhalten würde; sollte dies jedoch fehlschlagen, so hätte Herr C. ihm für diesen Fall einen kleinen Posten verschafft, wodurch er seine Frau und seine Tochter ernähren könne; denn stets — dies muß ich noch beifügen — verließ ihn die zärtlichste Sorgfalt für Beide nicht.

Hier endeten aber die Verbindungen, die ich mit diesem Manne unterhielt, der jetzt so lebhaft die Augen der Welt auf sich lenkt.

Kunst.

Horace Vernet, der sich den 28. Juli im Generalstabe der Nationalgarde von Paris, im Gefolge des Königs befand, hat von Sr. Majestät den Auftrag erhalten, diese fürchterliche Scene zu malen.

Theater.

Robert und Severini, die Directoren der italienischen Oper in Paris, durchreisen Italien, um Künstler zu engagiren. Mad. Albertazzi, Prima-Donna, ist bis jetzt ihre bedeutendste neue Acquisition. Rubini, Tamburini, Lablache, Santini, Iwanoff, die Grisi und Raimbeaux, sind wie immer dabei. Mercadante schreibt ein neues Werk für sie. Die Eröffnung wird am 1. Oktober statt finden, und am 31. März 1836 wird dieses Theater wieder geschlossen werden.

— Das Théatre français engagirt ein Ballet, um die alten Komödien, namentlich die von Molière, mit jenen Tänzen auszustatten, wie sie am Hofe Ludwig XIV., zu den Kompositionen Lullys darin getanzt wurden. Auch das alte Kostüm soll dabei beobachtet werden.

— Die bedeutendsten Mitglieder des französischen Theaters in Berlin befinden sich jetzt in Paris, ohne auf irgend eine Bühne zum Gastspiel zugelassen zu werden.

Industrie.

Der englische Mechaniker Worth will einen ungeheuern Lustre verfertigen, der mit Gaze erhellt werden und in großer Höhe in die Luft gehängt werden soll, um für uns die Sonne zu ersetzen, während sie unsern Antipoden leuchtet. Ein einziger Lustre soll für eine große Stadt hinreichend seyn. Herr Worth will mit den Regierungen unterhandeln.

Eisenbahnen.

Von der Anlegung folgender Eisenbahnen ist in diesem Augenblicke in Deutschland die Rede:

1) Von Nürnberg nach Fürth (soll bald eröffnet werden). 2) Von Dresden nach Leipzig (wird bereits angelegt). 3) Von Cöln nach der belgischen Gränze. 4) Von Elberfeld nach der Ruhr. 5) Von dort nach Düsseldorf. 6) Von Minden nach dem Rhein. 7) Von Berlin nach Potsdam. 8) Von dort nach Leipzig. 9) Von dort nach Magdeburg. 10) Von Magdeburg nach Leipzig. 11) Von Berlin nach Stettin. 12) Von Hannover zur Elbe (ist bereits aufgegeben, wegen erhobener Schwierigkeiten zwischen der Hannöverschen Regierung und dem Hamburger Comité). 13) Von

Bremen nach Hannover. 14) Von Stuttgart nach Kannstadt. 15) Von Frankfurt nach Mainz. 16) Von Mannheim nach Basel. 17) Von Neustadt (Holstein) nach Altona. In Oestreich sollen die ungeheuern Eisenbahnen zur Ausführung kommen, von Wien nach Lemberg, und von Wien nach Triest.

Mode.

Man trägt unter den Scheiben der Sommerhüte entweder eine Reihe kleiner Blumen, welche das ganze Gesicht umgibt, und auf jeder Seite mit Schleifen endet; oder eine Blumen- und Band-Agraffe mitten auf der Stirne. Diese Mode verlangt, daß man die Hüte sehr nach hinten aufsetze. Sie sind übrigens klein und von Außen nicht sehr verziert. Weiße Federn auf einem Hut von Reisstroh, sind noch immer elegant. Auch der Paradiesvogel ist adoptirt, doch nur in glänzender Equipage oder auf dem ersten Platze eines bedeutenden Konzerts. Zu Fuße, auf der Promenade, würde sich keine elegante Dame darin zeigen, das hieße die Mode outriren. — Hüte von Stoff werden nur wenig getragen; öfter sieht man Hüte von italienischem, von schweizer und von genähtem Stroh. Hinten wird ein Bavolet von Seide angeheftet, um den Nacken vor den Sonnenstrahlen zu schützen. — Die Capotes von Gaze, einfach, mit einer Gazeschleife garnirt, sind sehr passend für die Saison. — Junge Frauen tragen sehr zierliche Hauben, à la paysanne genannt, die weit aus der Stirne getragen werden und deren Bärtchen auf den Busen fallen. Mitten auf der Stirne ziert sie eine Rose. — Mantelets werden noch immer getragen; die von gesticktem oder einfachem Musselin sind die beliebtesten. — Die Gürtel werden ohne Schnalle, mit Schleifen getragen; bei großer Toilette hängen die Enden lang hinab.

Im Ganzen sind seit 14 Tagen keine wesentlichen Veränderungen in diesem Gebiete vorgenommen worden.

Herren tragen Ueberröcke von Doppel-Merino, mit einer Reihe; schwarze Sammtcollets, englische Piquégilets bis oben zugeknöpft; schwarze Cravatten. Weiße leinene Pantalons, halbeng; spitzige Stiefel, mit hohen Hacken; Strohhüte mit schwarzer Seide gestickt.

Oekonomisches.

Die Chocoladefabricanten Debauve und Gallais, rue des Saints-Pères Nro. 26 in Paris, haben eine neue Art von Chocolade erfunden, die sie Thereobrome nennen, und die sich in kalter Milch auflösen läßt. Sie ist auf Reisen, und zur Bereitung kalter Leckereien sehr zu empfehlen. Dieselben haben auch eine „Monographie des Cacao oder Handbuch für Liebhaber der Chocolade“ herausgegeben.

Anecdote.

Als der König von Rom geboren war, sollte in Rom ein Te Deum gesungen werden. Alles war zu dieser kirchlichen Feierlichkeit bereit, die Geistlichkeit und das Publikum versammelt, nur Zingarelli fehlte, der Kapellmeister. Man läßt ihn rufen, er aber erklärt, er wolle sich lieber die Hand abhauen lassen, als bei dieser Gelegenheit dirigiren, er erkenne

weder Napoleon als seinen Herrn, noch den König von Rom an. Die Meldung wurde nach Paris gemacht und Napoleon, der in diesem Punkte keinen Spaß verstand, sandte sogleich den Befehl an den Präfecten von Rom, Zingarelli arretiren und nach Paris von Gendarmen transportiren zu lassen. Dieses erschreckte indeß unsern fanatischen Maestro nicht im Geringsten. Er äußerte sich so frei und fest vor dem Präfecten, daß dieser glaubte, die Gendarmen bei ihm weglassen zu können und ihm sein Wort abnahm, daß er sich selbst in Paris stellen würde. Zingarelli hielt Wort und kam zur bestimmten Zeit auf dem Boulevard des Italiens an, wo er in dem Hause abstieg, das damals noch Gretry bewohnte. Er ließ sogleich dem Kaiser seine Ankunft melden. Man antwortet ihm nicht, und acht Tage vergehen ihm in der Ungewißheit. Er hatte Zeit sich mit Ruhe auf seine Vertheidigung vorzubereiten. Endlich erscheint ein Abgeordneter des Kardinal Fesch, der mit vieler Höflichkeit sich nach dem theuern Befinden des Künstlers erkundigt und ihm, ehe er sich entfernt, tausend Thaler im Namen des Kaisers übergibt. Zingarelli hebt jetzt seine Vertheidigungsgründe für eine andere Gelegenheit auf und läßt seinen Dank vermelden. Während zwei ganzer Monate wurde er von keinem Boten der Gewalt mehr belästigt, und er glaubte sich ganz vergessen, als er Befehl erhielt, eine feierliche Messe zu componiren. Dieser Befehl war vom 1. Jan. 1812 datirt und die Messe sollte den 12. desselben Monats aufgeführt werden.

Der Halley'sche Komet.

Der Halley'sche Komet passirte (nach den Berechnungen von Damoiseau, Rosenberger, Pontecoulant ꝛc.) am 6. August, früh vor Sonnen-Aufgang seinen aufsteigenden Knoten, d. h., trat über die Ebene der Erdbahn hervor, und zwar von der Erde 46, von der Sonne 37 Millionen Meilen entfernt, etwas nordwestlich von dem der Milchstraße am nächsten stehenden Stern (Zeta) des Stiers, doch wird er, weil er nur kurz vor der Sonne aufgeht, also von ihrem Glanze verdunkelt wird, und noch sehr weit von uns entfernt ist, wohl schwerlich vor Mitte des Monats zu sehen seyn; dann aber, bis zum Ende dieses Monats, geht er, etwa 50 bis 65° rechts von der Sonne abstehend, spät Abends im Nordosten auf und kann bis zum frühen Morgen beobachtet werden. Im Laufe des Monats rückt er von dem genannten Sterne des Stiers in der Richtung nach den Zwillingen durch die Milchstraße bis zu deren östlichen Rande fort, und nähert sich der Erde bis auf 28½, der Sonne bis auf 29 Millionen Meilen. — Wir werden von dem weiteren Verlauf der Route dieses interessanten hohen Reisenden pünktlich Bericht erstatten.

— Dem Vernehmen nach ist in der Nacht vom 30. zum 31. Juli gegen Morgen auf der Breslauer Sternwarte der Enke'sche Komet aufgefunden und beobachtet worden.

Gesundheitspflege.

— Das Racahout der Araber, welches jetzt so ziemlich in ganz Europa als wohlnährendes, leicht verdauliches Nahrungsmittel bekannt und verbrei-

tet ist, wird in neuester Zeit in Paris von einem ebenfalls brevetirten und approbirten Mittel verdrängt, welches Allahtaïm Allabamia heißt, und neben den nährenden Stoffen auch besonders milde und erfrischende besitzen soll. „Die Pflanze Sultane Bamia (hibiscus escolentus)," so berichtet der Rapport an die königliche Facultät der Medicin, „wird nicht nur im Orient, sondern bei vielen Völkern der neuen Welt als Nahrungsmittel gebraucht. Sie soll vor dem Steine schützen, wenn man sie täglich gebraucht."

— Als stärkend und leicht erregend wird ein Nahrungsmittel aus der Frucht des Palamoud (Quercus ilex L.) angepriesen, besonders bei Reconvalescenten und der Diät in chronischen Krankheiten. Beide Mittel besitzen einen angenehmen Geschmack.

Vermischtes.

— Die Diligence Lafitte-Caillard begegnete am letzten Sonntag Abend in den Straßen von Nogent einem Frachtwagen, und beide fuhren an einander. Da man sie nicht losbringen konnte, kam Jemand mit einem Licht herbei, welches er zwischen beiden Wagen hielt. Das Feuer ergriff den Lastwagen und kurze Zeit darauf auch die Diligence, so daß beide zugleich verbrannten. Niemand wurde verletzt, einen einzigen Reisenden ausgenommen, der eine leichte Verwundung davon trug.

— Auf einer Meierei in dem Kirchspiel von Colebrook dienen fünf Knechte, deren Alter zusammen 317 Jahre beträgt. Der Pächter ist 92 Jahre alt, die Frau 88, die Tochter 68, das Pferd 28, die Sau 23 und der Hund 18. Neulich ist die Lieblingskatze aus Altersschwäche gestorben.

— Eine Zeitung schließt den Nekrolog eines bedeutenden Mannes mit den Worten: „Durch seinen Tod verliert die Gesellschaft eine ihrer schönsten Zierden, die Kirche einen treuen Diener, seine Gattin das Muster eines Ehemannes, und wir einen pünktlich bezahlenden Abonnenten."

— Oehlenschläger begleitet den Prinzen Christian und dessen Gemahlin auf ihrer Lustreise durch Dänemark. Sie luden ihn persönlich, bei ihrer Durchreise durch Odensee, hiezu ein.

— Das vor vier oder fünf Jahren in Wien von zwei Berliner Einwohnern, den Herren Gerike und Wagner angelegte Tivoli, soll gegenwärtig öffentlich ausgespielt werden. Die beiden Inhaber haben dazu die Genehmigung der Kaiserl. östr. Regierung erhalten, und der von dem Großhändler-Hause D. Zinner und Comp. ausgegebene Plan enthält die ganz neue Art der Einrichtung der Ausspielung in Serien von 90 Zahlen; der erste Ruf gewinnt das Tivoli mit dazu gehörigen Gebäuden, Grundstücken und vollständiger Einrichtung, oder statt dessen eine Ablösung von 200,000 Gulden W. W. u. s. w. Das Loos kostet 5 G. W. W.

Nekrolog.

Einer der geistreichsten Schriftsteller der Voltair'schen Schule, Pigault-Lebrun, ist in Celle, nächst Saint-Germain in dem Alter von 83 Jahren gestorben. Er wurde 1752 geboren, aber erst mit 40 Jahren be-

gann er seine schriftstellerische Laufbahn. Le Citateur und l'Enfant du Carnaval waren seine ersten Romane, dann folgte die ganze Reihe, die ihn zum Liebling der Lesewelt machte. Raban, Victor Ducange, Paul de Kock und Auguste Riccard sind seine Schüler. Mit der Erscheinung Walter Scott's nahm seine Beliebtheit ab. Er publicirte nur noch zwei Romane: l'Egoiste und St. Martin. Dann widmete er sich ernsten Studien zur Geschichte Frankreichs. Das Werk, welches sie zur Folge hatten, hat wenig Aufsehen in der Literatur gemacht. Pigault Lebrun hat auch für das Theater Français einige Stücke geschrieben, worunter les Rivaux deux mêmes, welches Kotzebue unter dem Titel „das Posthaus zu Treuenbritzen" ohne Angabe der Quelle bearbeitet hat. Die jetzige junge Welt spricht mit Geringschätzung von diesem Autor, ohne seine Werke zu kennen.

Die artistischen Beilagen.

Wir überreichen mit diesem Hefte unsern Lesern:

1) Die interessanten Bildnisse zweier englischen Künstler, John Kemble und Miß O'Neil. Ersterer wurde von Talma selbst für seinen Meister erkannt. Sein Geburtsjahr war 1757, gestorben ist er 1823. Er excellirte als Hamlet, Coriolan, Brutus und Macbeth. Ueber die Rollen des Macbeth und Richard III. gab er sehr merkwürdige Studien heraus. Er war der Freund der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit; nur Garrik hinterließ eine größere Künstler-Reputation in England.

   Miß O'Neil war die große Nachfolgerin der Mistreß Siddons. Ihre Erscheinung war nur vorübergehend, und doch hat sie einen tiefen Eindruck hinterlassen. Sie spielte im Trauerspiel, wie in der Komödie, war jedoch im erstern größer. Geboren ward sie 1791; ihre Eltern waren arme Komödianten in Irland. Nachdem sie in Dublin Beifall erhalten, ging sie 1814 nach London, und gefiel sehr als Julia, Belvidera, Monime, Evadne und Isabella. Ihre Schönheit glich ihrem Talente. 1819 heirathete sie ein reicher Grundbesitzer in Irland, Mitglied des Parlaments, Herr Belcher. Sie zog sich nun vom Theater zurück, und lebt noch auf ihrem Schlosse in der Gegend von Mallow, sehr geehrt und geliebt. Das Porträt zeigt sie als Isabella, in Southerne's Tragödie.

2) Die Gallerie (Bazar) in New-Castle.

3) Das Porträt des Fräuleins von Morel, wie es von einem geschickten Künstler während des nächtlichen Verhörs gezeichnet wurde.

4) Eine Musikbeilage: der Kuhreihn.

Das nächste Heft wird unter Anderem die Bildnisse des Marschall Mortier und des verwundeten Fieschi bringen.

Herausgegeben von August Lewald.



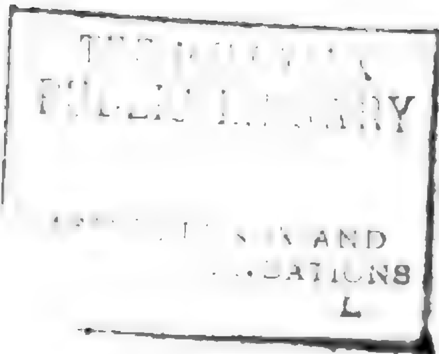




Königliche Gallerie in Newcastle.



Mlle de Morell.



Die Worte von Mme de R . . .
Musik von Herrn Grafen von WARTBERG.

Andan

a tempo

d. kennst du das Lied, dess Zau-ber wei-se, Mir wun-der-
hl, o hört ihr wohl, dort auf der Hö-he, Des Hir-ten
z, welch' ho-her Reiz liegt in dem Lie-de, Es tönt wie

--bar
lan- Hel
aus

dolce

--vetien mi Ich lieb' dich e-wig, lieb' dich heiss!

P dal

Neueste Genrebilder aus London.

I.

Mein sehr ehrenwerther Freund Bob.

(New Monthly Magazine).

In einer öffentlichen Schule war es, wo ich die Bekanntschaft meines Freundes Bob Bournaby, eines hübschen Kindes von zehn bis zwölf Jahren, machte. Ich war zwei älter, als er, und da zwischen unsern Aeltern einige Verbindungen stattfanden, so wurde er unter meine besondere Aufsicht gestellt. Er war als einziger Sohn sehr verzogen worden, und die Welt erschien ihm bis dahin nur wie ein Paradies voll Kuchen und Näschereien. Sein Wille war die Richtschnur des ganzen Hauses, und seine Mutter dachte nur daran, ihm jeden Tag neue Vergnügungen zu verschaffen.

Aus dieser Erziehung konnte nur Unwissenheit und Müßiggang entstehen, und alle Laster, die sich davon ableiten lassen. Eine Ungehorsamkeit der stärksten Art, die er sich zu Schulden kommen ließ, hatte jedoch einstmals den Zorn seines Vaters so stark erregt, daß er ihn aus dem Hause stieß, und ungeachtet der Drohungen, der Bitten und der Nervenanfälle seiner Mutter, ihn der Sorge des ehrwürdigen Doctors Rearpepper übergab.

Ich gesellte mich bald zu ihm, und er bezeigte mir auch viele Freundschaft; da alle in der Schule neu für ihn waren, so konnte der arme Junge nicht ohne mich seyn; auch verließ er mich weder bei Tage noch bei Nacht. Wir saßen auf derselben Bank, wir arbeiteten an demselben Pulte, wir waren die Unzertrennlichen geworden. Kein Tag verging, wo er nicht einen losen Streich verübte; das Geld schien ihm in den Händen zu brennen, und sobald er keines mehr hatte, lieh er welches ohne Umstände, um seinen Launen nachgehen zu können. Auf solche Weise war er eine bedeutende Summe unserer Nachbarin, der dicken Mistreß Puffy, schuldig geworden. Sie handelte mit Zuckersachen. Wenn er sich dann in Verlegenheit befand, so hatte er die häßliche Gewohnheit, durch Lug und Trug seine kleinen Uebelthaten verbergen zu wollen, und machte seine Angelegenheiten dadurch nur immer ärger.

Hätte ich ihn nicht wahrhaft geliebt, so hätte er meine Geduld bald ermüdet. Mehr als hundertmal mußte ich ihm mit meiner Börse aushelfen, wo er mir dann immer die Zurückzahlung versprach, es aber vergessen hatte, so bald er mich nicht mehr sah. Ich muß es zwar gestehen, daß er dann immer verlegen aussah, daß seine Schamröthe von seiner Gemüthsbewegung Zeugniß ablegte, und schon damals war er im innersten Herzen „mein ehrenwerther Freund." Mit sechszehn Jahren verließ ich die Schule, und der arme Bob vergoß bittere Thränen bei unserer Trennung. Er sagte zwar nichts von den neun Schillingen, die er mir noch schuldig war, aber als ich ihm die Hand schüttelte, und ihn bat, mir zu schreiben, da sah er aus, als erwartete er noch den Zusatz: „und vergiß nicht, das Geld in den Brief zu legen!" Ich sah ihn während meines Aufenthalts in Oxford nicht wieder. Unsere anfangs lebhafte Correspondenz hörte nach und nach auf, und während eines ganzen Jahres hörte ich nicht mehr von ihm sprechen.

Endlich kommt eines Tages ein Packet unter meiner Adresse an, mit einer schönen prachtvoll gebundenen Ausgabe eines meiner Lieblingsautoren. Mein Name stand auf der ersten Seite eingeschrieben: „Von seinem affectionirten und dankbaren Freunde Bob."

Ja, dachte ich bei mir selbst, Bob ist noch mein Freund. Er hätte sich geschämt, nach einer so langen Zeit mir die elenden paar Schillinge zurückzuschicken, aber seine Schuld vergaß er nicht, und hat nun einige Guineen ausgegeben, um sich ihrer zu entledigen. Ein Brief begleitete dieß Geschenk, worin er mir meldete, daß er Dienste genommen habe, und nun mit seinem Regimente in die Fremde ziehe. Nachdem ich Oxford verlassen hatte, mußte ich auf den Continent. Bei meiner Zurückkunft nach London fand ich unvermuthet meinen Freund Bob in einem Gasthofe. Unserm Wiederfinden fehlte es nicht an Zärtlichkeit, aber es waren nicht mehr zwei Knaben, die sich nach beendigten Vakanzen wieder sehen, sondern zwei Männer, die die Welt kennen, und sich darin gebildet haben. Wir sprachen von unserem Aufenthalt in der Schule, von unseren Spielen und muthwilligen Streichen, und während wir so Arm in Arm die Straßen von London durchliefen, lachten wir noch immer so herzlich und sorglos, wie wir es in dem Garten des Doctor Rearpepper gethan hatten.

Ich bemerkte bald, daß Bob immer noch derselbe war; er führte mich täglich zu einem Pastetenbäcker, und sagte beim Fortgehen, als wäre es bei Mistreß Puffy: „Schreiben Sie es nur auf meine Rechnung!" Ich sah, wie er tausend kostbare Kleinigkeiten kaufte, ohne ein einzigesmal seine Börse aufzumachen. Da ich wußte, daß er nicht den vierten Theil der erkauften Dinge zu bezahlen im Stande war, erlaubte ich mir, ihm meine Bemerkung darüber zu machen, und sah alsbald an seiner Schamröthe, daß er die Richtigkeit derselben empfand. Da er aber nicht im Stande war, von seinen Gewohnheiten zu lassen, so hatte dieses keine andere Folge, als daß er zurückhaltender gegen mich wurde. Dieß Verhältniß sollte jedoch bald eine andere Wendung erhalten, als Bob eines Morgens herzulief, und mir meldete, daß sein Regiment nach Indien bestimmt sey. Er zeigte mir seine

Briefe, und es war mir augenscheinlich, daß er sich zur Abreise richten müsse. Wir frühstückten zusammen, und wie ich sah, daß die Bedienten ihm immerwährend neue Rechnungen überreichten, so erwachte mein Argwohn wieder, aber ich hütete mich wohl, ihm denselben mitzutheilen. Bald nach dem Frühstück nahm er meinen Arm, und zog mich mit sich fort. Wir durchliefen einige Straßen in ungewohntem Stillschweigen. Mit einem Male kehrte er sich heftig bewegt nach mir. „Es ist kein anderes Mittel," sagte er, „ich muß wegreisen." — „Ja wohl, Bob, wenn sie Euch nicht in's Gefängniß setzen." — „Gefängniß?" wiederholte er, bis an die Ohren roth werdend, „wie versteht Ihr das?" — „Verzeiht, lieber Freund," sagte ich, „aber es scheint mir unmöglich nach dem, was ich Euch ausgeben sah, daß Ihr zu einer plötzlichen Abreise vorbereitet seyn solltet. Ihr kennet den Zustand meiner Finanzen, und werdet wissen, daß ich wahrlich nicht zu viel habe. Wenn ich aber, so wie ich jetzt da bin, Euch dienen kann, so disponirt über mich, wie es Euch gut dünkt."

Bob drückte meinen Arm convulsivisch, und ich sah eine Thräne in seinem Auge. Da er jedoch nicht den Muth zu besitzen schien, mir seine Verlegenheit ganz zu enthüllen, so brach er nach seiner Gewohnheit schnell ab und sagte mit Lebhaftigkeit: „Ich habe nicht weniger von Euch erwartet, mein theurer Freund, und Ihr könnt mir in der That einen wahrhaften Dienst erzeigen, wenn Ihr Euch für eine Forderung verbürgen wollt, die mich sehr genirt." — „Ich hoffe," sagte ich, „daß es sich nicht um eine große Summe handelt? — „Ja — nein — größer in der That, als es Euch lieb seyn möchte." — „Wenn die Summe groß ist, Bob, so bedenket, daß ich an Eurer Statt in's Gefängniß muß, sobald Ihr sie nicht bezahlt." — „Nie! nie!" schrie Bob mit einer Miene, mit einem Gefühle, das man nicht verkennen konnte. — „So sagt mir denn, wie groß die Summe ist." — „Erlaubet mir vorerst, daß ich Euch einige Umstände enthülle, die fürchterlich auf meinem Herzen lasten; aber nicht hier, folgt mir an einen ruhigeren Ort." Und mit einem feierlichen Stillschweigen führte er mich nach Park Lane. — „Was bedeutet das Alles?" fragte ich ihn. — „Seht Ihr jenes Haus," nahm Bob wieder das Wort, indem er mit der Hand auf ein sehr schönes Haus zeigte, vor welchem zwei reich gekleidete Lakaien die Visitenkarten einer eleganten Dame abnahmen, welche in einem mit dem edelsten Wappen gezierten Wagen saß.

„Ja wohl sehe ich das Haus," sagte ich, „aber in welchem Zusammenhange kann es mit Eurer Geschichte stehen?" — „Hier wohnt einer der reichsten Privatmänner Englands." — „Das sehe ich wohl," erwiderte ich. — „Er ist Vater einer Tochter, einer einzigen Tochter," sprach Bob mit Emphase. — „Wirklich?" sprach ich. — „Seine einzige Erbin," fügte Bob hinzu. — „Nun, mein Lieber, und was geht das uns an?" — „Ich schäme mich, so lange meinem Freunde ein Geheimniß daraus gemacht zu haben," brummte er zwischen den Zähnen. — „Was wollt Ihr damit sagen?" — „Es war nicht mein Geheimniß; dieses himmlische Mädchen hat mir ihr Herz geschenkt," sprach er erröthend. „Die reiche Erbin, sie liebt mich," fügte er mit leiser Stimme hinzu. — „Das ist eine große Neuigkeit!" rief ich aus.

„Dann braucht Ihr mich armen Teufel ja nicht mehr." — „Ach!" sprach Bob, „Ihr wißt noch nicht Alles. Wir lieben uns Beide zum Rasendwerden; wenn ihr reicher Vater aber hört, daß ich insolvent bin, so wird man ihm nicht mehr von Heirath sprechen dürfen." — „Das ist vernünftig," sagte ich. — „Und auch mein Grad ist ein Hinderniß. Klara will, daß ihr Gemahl mindestens Kapitän sey." — Hier konnte ich mich kaum des Lachens erwehren.

„Es ist vielleicht eine Schwäche," sagte Bob in einem pikirten Ton, „aber es ist die einzige, die ich an ihr entdecke, und darum will ich sie respectiren. Ich habe keine Hoffnung zum Avancement, wenn ich nicht nach Indien gehe, und . . ." — „Schon gut, ich begreife das Alles," sagte ich. „Nun aber, sprecht aufrichtig, was soll ich für Euch thun?" — „Ich bitte Euch," sprach er zögernd, „Euern Namen auf einen Wechsel von **190** Pf. Sterl. zu unterzeichnen." — „Barmherzigkeit, welche Summe!" rief ich, indem ich zurücksprang. „Nach dem aber, was Ihr mir da eben gesagt habt, ist es mir nicht erlaubt, zu zaudern, komme auch, was da will zur Verfallzeit des Wechsels." — „Ich werde dafür Sorge tragen," sprach er lebhaft, „verlaßt Euch darauf." — „Thätet Ihr das nicht, so erinnert Euch, mein lieber Bob, daß ich in's Gefängniß wandern müßte. Doch jetzt genug über diesen traurigen Gegenstand. Kommt mit in den Gasthof, um das Geschäft abzumachen." — „Nur noch einen Augenblick," sagte er, „ich kann mich von diesem Hause nicht losreißen." — „Es ist die Kassette, die Euer Kleinod bewahrt." — „Ja, und glaubt nur, daß ich Euch mein Glück mitgenießen lassen will," sprach er mit Gefühl. „Seht Ihr wohl jene drei Fenster mit den Vorhängen von blauer Seide? Das ist ein himmlisches Zimmer, das Ihr bewohnen sollt, wenn ich endlich der Herr dieses Hauses seyn werde. Nichts auf der Welt ist comfortabler, als dieß Gemach. Geschmackvolle Meubel, eine bezaubernde Aussicht auf den Park. Aber kommt, lieber Freund, von allem Diesem wollen wir bei Tische sprechen."

Vor dem Ende der Mahlzeit schien Bob von seiner innern Bewegung ganz zurückgekommen, und ich konnte mich, als ich ihn im Begriff einer langen Trennung so munter und zufrieden sah, des Argwohns nicht erwehren, daß er mehr mit der Erbschaft, als mit der Erbin zufrieden sey.

„Ich kann nicht begreifen, Bob," sagte ich, „wie Ihr diese Verbindung habt einleiten können, da wir uns doch seit Eurer Ankunft nicht einen Augenblick getrennt haben." — „Keine Frage," erwiderte Bob, „erinnert Euch, daß das nicht mein Geheimniß ist." — „Das ist wahr," sprach ich, indem ich einen andern Ton annahm. „Wird sie das Haus bei ihrer Hochzeit bekommen?" — „Ei, sicher, mein Freund! und welch' ein Haus. Ich habe selten ein schöneres gesehen, und besonders das Zimmer, das ich Euch bestimmt habe. Doch apropos," sagte er, indem er sich unterbrach, „Ihr liebt besonders die warmen Bäder, nicht wahr?" — „Ungemein!" — „In diesem Zimmer ist ein Divan mit blauer Seide, der, sobald man an eine Feder drückt, sich öffnet, um eine schöne Badewanne von weißem Marmor sehen zu lassen." — „Das ist vortrefflich," sagte ich. — „Und nichts

ist vergessen worden, die drei Hahne" — „Drei?" sagte ich, ihn unterbrechend, „Ihr irrt Euch, man braucht nur zwei." — „Nein, drei," erwiederte Bob, „einen für's heiße Wasser, einen für's kalte" — „Gut, das sind zwei." — „Und einen" sagte Bob, „für das kölnische." Abends unterzeichnete ich den Wechsel, und am andern Morgen trennten wir uns mit dem lebhaftesten Bedauern.

Ich fühlte mich sehr verlassen nach der Abreise meines Freundes, und verschiedene Umstände hatten meine Zuflüsse so verringert, daß ich ganz entmuthigt war, und zur Erholung auf den einsamsten Spaziergängen umherirrte. Ich erhielt nach und nach Berichte über so extravagante Ausgaben meines Freundes Bob, daß ich alle Hoffnung verlor, und nach vier Monaten, das heißt, zwei vor der Verfallzeit des Wechsels hatte ich alle Ursache, zu glauben, daß ich dem Gefängniß nicht entgehen würde. So brachte ich einige Wochen in einem Zustande der Aufregung und des Leidwesens zu, den ich unmöglich beschreiben kann. Eines Tages ging ich trauriger und niedergeschlagener als gewöhnlich nach Park Lane, und befand mich, ohne es zu wissen, dem Hause gegenüber, das die zukünftige Gemahlin Bob's bewohnte.

Ach, dachte ich, wenn mein Freund Eigenthümer dieses Hauses wäre, so ginge Alles gut, denn er ist ein braver und rechtschaffener Junge. Bevor er mich aber in das Zimmer mit den blauen Vorhängen und der Badewanne mit den drei Hahnen einführen wird, werde ich alt genug im Gefängniß werden, und den Schmerz haben, meinen Namen entehrt zu sehen. Wie ich nun nach dem Balcon blicke, bemerke ich eine Frau, die einige Blumentöpfe begießt. Sie blickt nach mir, scheint mich zu erkennen, und macht mir ein Zeichen, näher zu kommen. Es war eine Freundin und Verwandte von mir, Namens Mistriß Simmons.

„Ich bin erfreut, Sie zu sehen," rief sie herunter, „wir sind seit gestern hier in der Stadt bei unserm vortrefflichen Freunde, Herrn Molesworth. Kommen Sie, ich bitte, es wird mich freuen, Sie ihm vorzustellen." Ich klopfte an die Thür in einer ungewöhnlichen Bewegung. Endlich sollte ich das Haus betreten, wohin mich meine Einbildungskraft so oft schon geführt hatte. Vielleicht wird man mich in dem blauen Zimmer empfangen. . . . Die Erscheinung der Mistriß Simmons machte meinen Gedanken und Verlegenheiten ein Ende. Sie empfing mich an der Thüre des Salons, und stellte mich Herrn Molesworth vor, einem ziemlich podagrischen Greise und seiner einzigen Tochter, einem liebenswürdigen Mädchen von achtzehn Jahren. Ich brachte glückliche Tage bei dieser Familie zu. Das junge Mädchen besonders interessirte mich um so mehr, als ich glaubte, das Geheimniß ihres Herzens zu kennen. Ich verband mich enger mit ihr, ohne zu besorgen, daß man mich ernster Absichten wegen im Verdacht haben könnte, und unsere Vertrautheit wurde der Gegenstand der Spöttereien aller unserer Bekannten, ehe ich noch eine Ahnung hatte, daß zwischen uns die leiseste Sympathie obwalten könne. Wie groß war also meine Ueberraschung, als ich an dem Vorabende des unglücklichen Verfalltages meines Wechsels Mistreß Simmons sich mir nähern sah, mich

vertrauensvoll fragend, warum ich so traurig wäre, da Alles so gut für mich stände?

Ich antwortete ihr ausweichend, da ich Niemanden auf der Welt die ärgerliche Stellung, worin ich mich befand, enthüllen mochte. „Das bedeutet nichts," sagte Mistreß Simmons zu mir. „Gehen Sie nur den graden Weg, mein lieber Vetter, und machen Sie freimüthig Ihren Antrag. Ihre Familie gehört zu den achtbarsten. Sie sind nicht reich, das ist wahr. Werden Sie aber nicht einmal ein schönes Vermögen erhalten? Uebrigens können Sie mir es schon glauben, sie hat Geld genug für zwei." — „Ich bitte Sie," sagte ich erstaunt, „wen verstehen Sie darunter?" — „Miß Molesworth," sagte Mistreß Simmons. „Ich bin gewiß, daß sie eine Neigung zu Ihnen gefaßt hat." — „Sie irren sich ganz und gar. Ich kann Ihnen sagen. . ." Hier stotterte ich einige Worte, weil ich mich erinnerte, daß ich nicht das Recht hatte, Bob's Geheimniß zu verrathen. — „Ich weiß, was ich sage," erwiederte Mistreß Simmons, „doch da kommt sie selbst. Ich will Euch allein lassen; das wird am besten seyn." Und damit ging sie zu der einen Thür hinaus, während Miß Molesworth zu der andern hereintrat.

„Mein Gott, haben Sie etwas Schlimmes erfahren?" fragte sie mich lebhaft. „Sie scheinen so verwirrt und bewegt." — „Sind wir allein?" fragte ich nach einem Augenblick des Stillschweigens, „ich will mich offen erklären."

Miß Molesworth senkte erröthend die Augen, und ein unwillkührliches Zittern nöthigte sie, sich zu setzen, während sie mich anhörte. — „Beruhigen Sie sich, erwiderte ich hierauf, „ich bin Bob's bester Freund, und ich kenne das Geheimniß Ihres Herzens." — „Mein Geheimniß?" fragte Miß Molesworth. — „Ja, Mademoiselle, ja, ich wiederhole es Ihnen, ich bin Bob's vertrautester Freund!" — „Bob!" sagte sie mit Verwunderung. — „Ja, wir waren Schulfreunde!" — „Aber ich bitte Sie," sagte sie, indem sie ihre Hand mir entzog, die ich in die meinige genommen hatte, „wer ist Bob, in welchem Verhältniß stehen wir zu einander?" — „Nur ein wenig Aufrichtigkeit," sagte ich leiser, „verbergen Sie mir nicht, was sich hier zugetragen, denn Bob hat Alles seinem Freunde vertraut, bevor er England verließ." — „Vertraut?" rief sie. — „Ihre wechselseitige Liebe, Ihre gegenseitigen Versprechungen," antwortete ich. — Miß Molesworth bebte. Ihre Wangen wurden röther, als Feuer. Sie konnte kein Wort hervorbringen und sah mich starr an. Endlich sprach sie:

„Ich weiß nicht, mein Herr, wie ich mir Ihr Betragen erklären soll. Ich habe nie ein solches Verhältniß unterhalten, nie irgend Jemand ein Versprechen gegeben, und ich kenne durchaus Den nicht, den Sie meinen. Ich habe Sie immer für einen Freund gehalten, aber jetzt" . . . . Sie konnte nicht ausreden, sie verhüllte ihr Gesicht und weinte. Jetzt fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich begriff die unverzeihliche Falschheit Bob's, und hatte nun auch die feste Ueberzeugung, daß der fatale Wechsel von ihm nicht bezahlt werden würde.

Mistreß Simmons trat in diesem Augenblicke ins Zimmer, und fand uns Beide einer stummen Verzweiflung preisgegeben. Miß Molesworth lief auf sie zu, und verbarg ihr Gesicht an ihrem Busen. Doch kaum war eine Viertelstunde vergangen, so lag ich, ohne selbst zu wissen, wie, zu ihren Füßen, schwur ihr ewige Liebe, und dankte dem Himmel, daß ihre Liebschaft mit meinem Freunde Bob nur eine Fabel gewesen war. Miß Molesworth schickte mich zu ihrem Vater, aber in ihren Augen las ich, daß sie meinen Antrag günstig aufgenommen hatte. Ich ging als Glücklichster der Sterblichen zu Bette, und träumte, daß ich mit meiner Frau in einem Wagen fuhr, den sechs Drachen zogen, die mit ihren Füßen über den verstümmelten Leichnam von Bob Bournaby hinwegschritten. Am andern Morgen war mein erster Gedanke der Besuch bei Herrn Molesworth. Leider aber wurde diese glänzende Perspective durch die Erinnerung an den Wechsel verdunkelt, und die große Wahrscheinlichkeit, daß ich am Ende des Tages meine leichtgläubige Güte im Gefängniß würde abbüßen müssen. Konnte ich mich wohl in dieser kritischen Lage dem ehrwürdigen Vater der Miß Molesworth vorstellen, und Gefahr laufen, daß er am andern Tage genöthigt seyn würde, 190 Pf. Sterl. für mich zu bezahlen, um mich aus dem Gefängniß zu befreien? Nachdem ich lange mein trauriges Schicksal beklagt hatte, faßte ich endlich ein Herz, und ging zu Bob's Banquier, um Gewißheit über mein Schicksal zu erhalten. Ganz verzagt trat ich ein, aber ich versteinerte fast vor freudigem Erstaunen, als ein Commis mir mit Höflichkeit sagte, daß Herr Bournaby bereits seinen Wechsel eingelöst habe.

Zwei Gedanken bestürmten mich zugleich. Ich hatte von meinem Freunde schlecht gedacht, aber ich durfte mich gesichert in Park Lane präsentiren. Die Präliminarien meiner Verheirathung wurden abgemacht, die Molesworths verließen die Stadt, um einige Zeit auf einem Gute hinzubringen, welches sie in Wiltshire besaßen, und ich blieb, um einige Geschäfte zu ordnen, zu denen ich einen bis zwei Monate brauchte.

Ich saß betrübt über die Abreise meiner Braut allein in meinem Zimmer, als die Thür heftig aufgerissen wurde, und Bob zu mir eintrat. Er war so glücklich, mich wieder zu sehen, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn freundschaftlich zu empfangen. Er ergoß sich in Dank über den Dienst, den ich ihm erzeigt hatte, und nachdem ich ihm meine Besorgnisse und meine Zufriedenheit mit seiner Pünktlichkeit zu erkennen gegeben, konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu sagen:

„Nun, Bob, da Ihr Kapitän geworden seyd, wird Eurer Heirath wohl nichts im Wege stehen.“ — „Meiner Heirath,“ sagte er erröthend. — „Ja,“ erwiederte ich, das Lachen unterdrückend, „Eurer Verheirathung mit der reichen Erbin von Park Lane.“ — „Ach,“ erwiderte er, indem er meine Hand fest drückte, „sprechen wir nicht mehr davon, ich bitte Euch.“ — „Und warum, mein Freund?“ — „Alles ist aus,“ sagte er seufzend. — „Wär' es möglich?“ rief ich. — „Ja, die Ungetreue! Aber ich kann nicht von ihr sprechen! Es thut mir zu weh!“ — Ich versprach ihm Stillschweigen, und wir lebten einige Zeit vergnügt mit einander nach unsrer alten Weise, bis er

eines Morgens in Verzweiflung zu mir kam. Sein Schneider hatte ihm gedroht, ihn arretiren zu lassen, wenn er die Rechnung nicht bezahlte. Ich versprach ihm, mit dem Manne zu reden, und zu sehen, ob er eine Frist bewilligen wollte. — „Nur einen Monat noch,“ sagte Bob; „gehe zu ihm, mein Freund, um zu sehen, was sich thun läßt.“ — Der Schneider war unerbittlich, aber er sagte mir, wenn ich für Bournaby haften wollte, so wollte er zusehen. Ich zögerte zwar einen Augenblick, aber der glückliche Ausgang des Geschäftes der 190 Pf. Sterl. bestimmte mich, mich für ihn zu verbürgen, und ich eilte, ihn aufzusuchen, und ihm den glücklichen Erfolg meiner Botschaft zu melden. Kaum hatte er mich gehört, so sprang er auf einen Stuhl, und rief: „Ihr werdet doch nicht so dumm gewesen seyn, will ich hoffen, Euch diesem erbärmlichen Kerl zu verbürgen?“ — „Das habe ich in der That gethan,“ antwortete ich. — „Dann,“ sprach Bob, „werdet Ihr Euch herausziehen, wie Ihr könnt. Ich werde in einem Monat eben so wenig zu bezahlen im Stande seyn, wie jetzt. Ich hatte Euch nicht darum gebeten, und ich wiederhole es Euch, Ihr mögt zusehen, wie Ihr Euch aus einer Verlegenheit ziehet, zu der ich Euch nicht veranlaßt habe.“ — „Mein lieber Bob,“ sagte ich, „ich werde es um so weniger können, da ich zu jener Zeit andere Verbindlichkeit einzugehen habe.“

Bob wiederholte seine Rede, und verließ mich bei ziemlich übler Laune. Ich hatte in den nächsten Tagen mehre Geschäfte, und sah ihn sehr wenig, und immer ziemlich kalt und gemessen. Am Tage vor dem Verfall des Wechsels fing ich an, mich ein wenig über meine Verantwortlichkeit zu beunruhigen. Ich sagte Bob ernstlich, in welche unangenehme Lage ich mich aus Freundschaft für ihn versetzt hätte. Er seufzte tief, wiederholte mir, daß er nicht schuld daran sey, und versicherte mich, daß er nicht einen Pfennig in der Tasche habe. Ich entschloß mich endlich, zu dem Schneider zu gehen, und um einen Monat Verlängerung zu bitten. Aber kaum hatte ich dieß mit schwerem Herzen herausgestammelt, als er mir antwortete, daß mein ehrenwerther Freund schon diesen Morgen da gewesen sey, um die Rechnung zu bezahlen. Ich ging sogleich zu Bob, der mich mit einer so natürlichen Lustigkeit und so erfreut über den Streich, den er mir gespielt hatte, empfing, daß ich mich nicht enthalten konnte, in sein Gelächter einzustimmen, um so mehr, wenn ich bedachte, daß die Stunde der Rache vielleicht bald kommen könnte.

Die Familie Molesworth kam einige Tage darauf nach London zurück, um andern Tages die Hochzeit zu begehen. Bob war überrascht, mich so gedankenvoll zu sehen, und fragte mich um die Ursache, warum ich ihn seit Kurzem so vernachlässigt hätte. „Mein lieber Bob,“ antwortete ich, „eines Geschäftes wegen, das bis jetzt ein tiefes Geheimniß war. Aber ich will für meinen Freund jetzt keines mehr daraus machen. Ihr sollt also wissen, daß ich mich morgen verheirathe.“ — „Ist es möglich!“ rief Bob außer sich. „Und mit wem? Ist sie hübsch? Ist sie reich?“ — „Das kann ich Euch nicht Alles im Augenblick beantworten,“ sagte ich, „aber ich dinire um sechs Uhr mit meiner neuen Familie, und bin Willens, Euch meiner Gattin vorzustellen. Macht

Toilette, und in einer halben Stunde wird mein Wagen vor Eurer Thür seyn.“ Wie wir nun Beide im Wagen saßen, fragte Bob: „Und wo werdet Ihr in Zukunft leben?“ — „Das wird Euch die Zeit lehren,“ erwiederte ich. — „Wohin führet Ihr mich?“ sagte er in dem Augenblick, als der Wagen schnell nach Park Lane einbog. — „Ihr seht es ja, nach Park Lane.“ — „Und Eure Gattin wohnt?“ lachte er mühsam heraus. — „In Park Lane.“ — Er sagte nichts mehr, denn er befand sich in einer sichtbaren Verlegenheit. Und wie der Wagen nun vor der Thür des Herrn Molesworth hielt, sagte er mit erstickter Stimme: „Ich verdiente diese Lection, ich bin beschämt über meine Aufführung. Es ist genug, treibt die Sache nicht weiter. Wir wollen in's Hotel zurückkehren.“ — „Das wäre mir nicht recht,“ nahm ich das Wort, während der Bediente den Schlag öffnete und den Tritt niederließ. — „Was wollt Ihr thun?“ sprach Bob, und zog mich beim Rockschoß zurück, als ich schon die Treppe hinaufstieg. — „So kommt nur!“ sprach ich. „Ihr werdet dort alte Freunde finden, und könnt mir das Zimmer mit den blauen Vorhängen und dem Bade mit kölnischem Wasser zeigen.“ — „Das geht zu weit,“ murmelte er. „Ich gestehe ja mein Unrecht ein. Ich habe Euch betrogen; verzeiht mir. Aber jetzt laßt uns umkehren, oder man wird uns für Verrückte halten.“ — „Vertraut meinem Wort, mein lieber Bob, folgt mir, und seyd in Zukunft so wahrhaft, wie ich es stets gegen Euch gewesen bin bis auf diesen Augenblick.“ Ich drückte ihm die Hand, und stieg vollends die Treppe hinauf. Er folgte mir mehr todt als lebendig. Als wir die Thüre des Salons erreicht hatten, sagte er leise: „Wenn sie die Geschichte wissen, was werden sie von mir denken?“ — „Sie wissen nichts,“ entgegnete ich ihm schnell, „und sollen nie etwas erfahren, was dem Rufe meines ehrenwerthen Freundes Bob schaden könnte.“

„Nie mehr soll eine Lüge über meine Lippen kommen,“ sagte er. — Und ich habe Ursache, zu glauben, daß er in diesem guten Entschlusse beharrte.

II.

Der Roman einer Nacht.

Englisches Abenteuer.

Welche Anmuth liegt in einem Frühlinsmorgen, welche Anmuth, nicht allein in ländlichem und poetischem Sinne, wo er Thautropfen, frische Zephyre und pittoreske Landschaften in seinem Gefolge führt, nein, ein solcher Morgen hat eben so seine Reize, wenn er sich uns in seiner künstlichen, anti-romantischen, gemeinbürgerlichen Toilette zeigt, wenn Phöbus erstes Morgenroth nur die Schornsteine, oder da und dort einen Glockenthurm von zweideutiger Bauart beleuchtet. Ja, ich liebe einen Frühlingsmorgen, selbst wenn, statt des süßen

Gesanges einer Nachtigall das Rollen eines einsamen Cabriolets an mein Ohr schlägt, welches seinen verspäteten Herrn nach Hause führt, wenn die Luft nur von den Gemüsen duftet, die man nach dem Markte von Covent-Garden trägt, und sich des Himmels Azur hinter dem Kohlendampf vom verflossenen Tage versteckt. Einen auf diese Weise durch Kunst und Civilisation entstellten Morgen möchte ich mit einem schönen Weibe vergleichen, das eine übel sitzende Nachthaube trägt.

Ja, ich muß es noch einmal sagen, ich liebe diese Stunde zweifelhaften Lichtes, wenn die Scheinwerfer am Regent-Street von den Strahlen des Tages erblassen, wenn die Laterne, welche der Polizei-Agent an seinem Gürtel trägt, nicht mehr für ein Irrlicht von dem Gentleman gehalten werden kann, den die Freuden eines leckern, lang gedehnten Mahles des freien Blickes und der Vernunft beraubt haben. Unsere materielle Person, Alles, was an uns nach den Anstrengungen eines Balles übrig geblieben ist, kehrt nach Hause, gehüllt in einen Mantel, der seit einem Dutzend Jahren Wind und Wetter trotzt, auf dem Haupte einen Claque von so ehrwürdigem Alter, daß man seine ursprüngliche Form schwer zu entdecken im Stande sein möchte. Ich weiß nicht, ob es der ganzen Welt so geht, ich meiner Seits fühle mich bei solchen Gelegenheiten ganz besonders zur Philosophie hingezogen. Der Zauber des glänzenden Schauplatzes, den ich so eben verlassen, hat mich zu blenden aufgehört; ich vernehme nicht mehr die hinreißenden Töne von Weipperts Orchester; meine Eroberungs-Träume, meine galanten Plane weichen nach und nach reineren, heiligeren Gedanken. Ich frage dann mein Gewissen, ob ich mit Lady A. nicht zu weit gegangen bin, ob meine Aufmerksamkeit nicht vielleicht Mistreß B. compromittirt hat, und ich schließe meine Betrachtungen mit der Bitte, der Himmel möge die theuere Lady Mary meine Worte während des letzten Galopps nicht so buchstäblich nehmen lassen.

An einem solchen köstlichen Morgen, im Monat Mai, kehrte ich von einem Balle bei Lady ...... auf Portland-Place zurück, und gab mich ganz der Betrübniß hin, die mir unwillkührlich die Abwesenheit einer Person verursacht hatte, in welche ich tant soit peu verliebt war; ich hatte vergebens auf ihr Erscheinen gehofft. Mein Versuch, die bewunderungswürdige Lehre des französischen Moralisten:

„Hat man nicht, was man liebt,
Muß man lieben, was man hat!“

in Ausübung zu bringen, war fruchtlos geblieben. Es hatte in der That bei dieser Fête nicht an schönen Frauen gemangelt, und meine Eitelkeit fügte bei, daß ich auch hinreichend liebenswürdige Blicke und ermuthigendes Lächeln getroffen haben möchte, wäre mein Herz nicht durch einen mächtigen Bundesgenossen geschützt gewesen. Aber was liegt daran? Meine eigene Rolle war ganz verfehlt. Vergebens hatte ich die Weste angezogen, deren Farbe sie gerühmt; vergebens einen großen Theil des Morgens damit hingebracht, einen Walzer-Pas zu studiren, den sie liebte, und der Strauß aus den seltensten Blumen zusammengesetzt, die ich selbst vor meinem Frühstücke auf dem Covent-Garden Markte geholt hatte, war unnütz in der Tasche meines Klei-

des verwelkt. Mit einem Worte, ich fühlte mich von der widrigsten Gemüthsstimmung heimgesucht.

In solcher geistigen Verfassung wandelte ich Regent-Street hinab, wunderte mich, daß man den Muth haben könne, bis drei Uhr des Morgens auf dem Balle zu bleiben, und berechnete, ob ich mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit darauf hoffen dürfte, die Dame meines Herzens in der dunkeln Loge im Erdgeschosse der Oper zu treffen, in welcher sie ihre äußerst vorsichtige Mutter verschlossen zu halten pflegte, als des Prinzen von Talleyrand Wagen, der den Veteran der Diplomatik von seiner gewöhnlichen Whist-Partie im Klubb der Reisenden heimbrachte, an meiner Seite hinfuhr. Während ich in der Unschuld meines Herzens die Frage aufwarf, welche wichtige europäische Angelegenheit Seine Excellenz habe so lange auf dem Foreign-Office in einer Unterredung mit seinem confrère des protocoles hinhalten können, wurden meine Betrachtungen plötzlich durch eine weibliche Stimme unterbrochen und als ich mich umdrehte, sah ich eine elegant gekleidete Person auf den Stufen einer Treppe an der Ecke von Jermyn-Street sitzen, welche die Hände rang und ausrief: Ah! mon Dieu! mon Dieu! que vais-je devenir?

Anfangs hielt ich sie für eine von den schönen, freien, Nachts in der Straße herumlaufenden Damen, und dachte, sie habe ein wenig zu tief in die Wachholderflasche gesehen; ich wollte so eben meines Wegs gehen und sie der Sorgfalt jener bezahlten irrenden Ritter überlassen, die durch ihre Ordensregel verflichtet sind, allen Schönen Beistand zu leisten, welche sie in solchem Zustande treffen und ihnen für die Nacht ein Asyl in der gastfreundlichen Retraite zu verschaffen, welche man gemeiniglich Wache nennt, aber sie hielt mich durch Worte zurück die mein Mitgefühl stärker ansprachen: „Mon bon monsieur, par l'amour de Dieu!“ Der Ausdruck klang in meinen Ohren zu bestimmt, als daß ich hätte länger vermuthen dürfen, die Person, welche mir zurief, sey ihrer Sinne nicht vollkommen mächtig.

So angesprochen näherte ich mich der interessanten Fremden und entdeckte bei näherer Betrachtung eines der niedlichsten Gesichtchen, das je unter dem Tülle, der Gaze oder Blonde eines pariser Hutes hervorgesehen. Es war eine von den April-Physiognomien, die ganz dazu geeignet scheinen, zu gleicher Zeit zu lachen und zu weinen; denn während Thränen aus ihren schwarzen, glänzenden, ausdrucksvollen Augen hervorbrachen, spielte ein sanftes Lächeln um die rosigen Lippen und ließ eine Reihe von Zähnen durchschimmern, deren Perlfarbe das schönste Gebiß, das je aus einer Werkstätte hervorgegangen, beschämt haben würde. Wider meinen Willen interessirte ich mich für sie und als sie mit anmuthig bittender Geberde zwei hübsche Hände ohne Handschuhe zusammenlegte, so sah ich mich plötzlich von einem ritterlichen Geiste erfaßt und entschloß mich, der schönen Verlassenen nach Kräften — in allen Ehren — beizustehen. „Madame,“ sagte ich, indem ich mich ihrer Muttersprache bediente, und im reinsten Accente des Chaussée d'Antin zu sprechen bemüht war; „dürfte ich Sie wohl bitten mir zu sagen, worin ich Ihnen von Nutzen seyn könnte?“

„Helas!“ entgegnete Sie im wahren Style der alten Romane,

„Sie sehen eine unglückliche Fremde vor sich, welche nicht weiß, wo sie ihr Haupt hinlegen soll.

„Madame, ich stehe ganz zu Ihren Befehlen. Sind Sie irregangen, so werde ich mich sehr glücklich schätzen, wenn ich Ihnen wieder auf den rechten Weg helfen kann."

Der Blick, den die junge Fremde auf mich warf, schien mir zu bedeuten, daß ich ganz aussehe, als bedürfe ich eben so sehr eines Führers, als sie selbst. In der That! ich glaube, mein Anblick mit allen Zuthaten aus der Ordnung gebrachter Toilette war nicht sehr geeignet, großes Vertrauen einzuflößen. Ihre Kleidung befand sich indessen in keinem besseren Zustande, als die meinige, ja es war eine Art von Desorganisation sichtbar, die mich für einen Augenblick auf die schon einmal verworfene Ansicht zurückführte.

„Wo wünschen Sie hinzugehen, Madame?" fuhr ich mit möglichst ruhigem Tone fort.

„Helas! mein Herr, das werde ich Ihnen nicht zu sagen wissen."

„In jedem Falle nehme ich mir die Freiheit, Ihnen zu bemerken; daß diese Vorfrage große Bedeutung hat, und daß sie zuvor erledigt seyn muß, ehe eine Dame sich entschließt, einen Spaziergang an so frühem Morgen zu unternehmen; und wenn es mir erlaubt seyn dürfte, Ihnen noch einen Rath zu ertheilen, so möchte ich beifügen, daß es am besten wäre, Sie würden sich nach Hause begeben."

„Nach Hause, mein Gott!" rief sie aus, „ich habe kein Haus; das ist ja eben der Grund, warum ich mir die Freiheit genommen habe, Sie zu belästigen."

„Fast möchte ich fürchten, Madame, daß ich Ihnen in dieser Angelegenheit von wenig Nutzen seyn kann; aber wenn Sie nicht wissen, wo Sie hin wollen, so wissen Sie doch vielleicht, wo Sie hergekommen sind?"

„Geraden Weges von Paris;" antwortete sie. „Es mag höchstens eine Stunde seyn, daß ich mit dem Dampfboote von Calais angelangt bin."

Hierauf unterrichtete sie mich, daß sie nach London gereis't sey, um mit ihrem Bruder, einem Künstler der Oper zusammenzutreffen, daß sie an einem gewissen Orte ausgestiegen, in dem ich, trotz dem, daß sie den Namen so barock aussprach, Tower-Stairs wiederzuerkennen glaubte, daß sie ferner, so bald sie von der lästigen Neugierde der Douaniers befreit gewesen, ihre Person und ihren Koffer einem Cabriolet übergeben habe, das sich anheischig gemacht, sie sicher zu ihrem Bruder zu bringen, dessen leserlich auf ein viereckiges Papier geschriebene Adresse sie in unbegränztem Vertrauen auf englische Rechtschaffenheit in den Händen des Kutschers gelassen habe. Aber der Verräther hatte sie, ohne Rücksicht auf die Gesetze der Gastfreundschaft und die Schande, mit der er seinen Stand zu bedecken im Begriffe stand, zu der Stelle geführt, wo ich sie fand; hier ließ er sie unter dem Vorwande, daß sie am Orte ihrer Bestimmung angelangt, aussteigen, entriß ihr die Börse, die sie gezogen, um die Fahrt zu bezahlen, stieg dann wieder in seinen Wagen, und war mit einer Schnelligkeit auf und davon, als führe er auf einer Eisenbahn; Börse und Gepäck mit

sich nehmend, hatte der Elende die Reisende, vernichtet über ein solches Verfahren, zurückgelassen. Dieses Abenteuer brachte sie Morgens drei Uhr auf das Pflaster der Regent=Street; sie konnte kein Wort Englisch, hatte keinen Heller in der Tasche und zählte zu ihren Unglücksfällen noch den, daß sie die Adresse ihres Bruders verloren hatte, die sie indessen nur mit größter Mühe verständlich auszusprechen im Stande gewesen seyn möchte, wenn sie ihr wieder eingefallen wäre. In dieser verzweiflungsvollen Lage hatte sie sich vergebens an drei Vorübergehende gewendet, die auf ihr Anrufen nur mit jenem liebenswürdigen Goddam antworteten, das ihr durch ihre Bekanntschaft mit den Engländern in Paris nicht fremd war. Sie fügte bei, daß sie sich in ihrem Unglück ganz gewiß in das Wasser gestürzt haben würde, hätte sie gewußt, welchen Weg sie einschlagen müsse, um dahin zu gelangen; aber jetzt wünsche sie sich wegen ihrer Unwissenheit Glück, seitdem ich ihr unter der Gestalt ihres guten Genius erschienen sey, denn sie versichere mich, sie habe vom ersten Augenblicke in meinem Gesichte gelesen, daß ich unfähig sey, den Bitten einer unglücklichen Fremden zu widerstehen, und deßhalb frage sie mich, als einen galanten Mann, um Rath, indem sie sich ganz meinem Edelmuthe hingebe u. s. w.

Das war Alles sehr schmeichelhaft, aber es setzte mich doch einigermaßen in Verlegenheit, denn so sehr ich auch für einen kühnen Ritter zu gelten wünschte, so wäre mir doch lieber gewesen, meine schöne Unbekannte hätte diesen Wunsch nicht in meinem Gesichte gelesen. Ihre Erzählung konnte indessen wahr seyn, und ich durfte sie nicht ihrem Geschicke überlassen, das verbot mir die einfachste Menschlichkeit; aber was thun? Am leichtesten wäre es ohne Widerrede gewesen, ich hätte mich an den nächsten Polizei=Agenten gewendet und die Gastfreundschaft der Wachtstube für sie in Anspruch genommen, bis sie ihre Freunde von ihrem Abenteuer in Kenntniß setzen konnte; aber ich hatte nicht sobald ein Wort von diesem Vorschlage fallen lassen, als sie sich mit Gewalt dagegen sträubte und behauptete, das hieße sie auf die grausamste Weise der Schmach preisgeben. Alles, was sie von mir verlange, sey, daß ich sie zu ihrem Bruder führen solle. Sie könne sich in der That seiner Adresse nicht mehr erinnern, aber es sey ein Theil im Q u a r t i e r d e r O p e r. Uebrigens müsse ich mich gewiß eines Künstlers von fast europäischem Rufe erinnern! **M. l'Echapé, coryphée dansant et premier mime du théâtre de S. M. le roi de Grande-Bretagne.**

Unseliger Weise war mir Name und Stand dieser europäischen Celebrität nicht so bekannt, um mir die Mittel, ihren Aufenthalt auszukundschaften, an die Hand zu geben, und Alles bestärkte mich in der Ahnung, daß die reizende Schwester meinem Arme verbleiben werde, bis die Eröffnung des Logen=Vermiethungs=Bureau mir Gelegenheit böte, zu untersuchen, wie weit ihre Erzählung der Wahrheit getreu sey. Welche Partei sollte ich aber nun einstweilen ergreifen? Ich mochte nicht gerne an die Thür von einem der modischen Hotels klopfen, denn, in Betracht der Zweideutigkeit dieses Begegnisses mußte ich mich einer Weigerung auszusetzen befürchten. Sie in meine Wohnung zu führen, schien mir nicht ganz verträglich mit den strengen Gesetzen der

Schicklichkeit, und noch härter erschien es mir auf der andern Seite, mit ihr bis Morgens acht oder neun Uhr das Pflaster zu treten, und doch war das die einzige Alternative, welche mir übrig blieb. In diesem angenehmen Zustande von Verlegenheit schlenderte ich gedankenlos gegen Craven-Street hin, wo ich wohnte, während die Dame, durch ihr Mißgeschick keineswegs der Sprache beraubt, an meiner Seite hinwandelte und mir Details über ihre Geburt, Familie, Erziehung, Aufführung und ihren Ruf zu geben sich bemühte, was indessen wenig Interesse für einen Mann bot, der nur darauf bedacht war, sich so schnell als möglich der schönen Erzählerin zu entledigen.

So gelangten wir an die Ecke von Waterloo-Place und Pall-Mall; hier hatte ein Weib, das angeblichen Thee verkaufte, ihre Bude aufgeschlagen und schenkte ihre abscheuliche Infusion von einheimischen Blättern an eine Gesellschaft des infamsten Gesindels von beiderlei Geschlecht. Kaum hatte meine Schöne diese Bude erblickt, die ihr wie eine Oase in der Wüste entgegenleuchtete, als sie ausrief: „Ach! das ist herrlich!“ und mich bat, ihr eine Tasse von diesem erquickenden Getränke geben zu lassen, da sie vor Durst und Ermattung halb todt sey.

Einige Zeit stand ich an, ihrem Verlangen Genüge zu leisten, da sie indessen wirklich entkräftet seyn konnte, und ich kein anderes Mittel besaß, ihr zu trinken zu verschaffen, so gab ich nach und ließ ihr von der Arznei reichen, welche sie, ohne eine Miene zu verziehen, leerte. Als ich meine Börse zog, um zu bezahlen, sah ich zwei ältere Männer unter der Colonnade der Oper hervortreten, und, da sie sich näherten, erkannte ich zu meinem nicht geringen Schrecken in dem Einen die Züge meines Vaters, eines, was die Schicklichkeit betrifft, äußerst strengen Mannes, und im Andern die des sehr ehrenwerthen Herrn M.... seines intimen, nicht minder strengen und gottesfürchtigen, Freundes. Sie kehrten nach Hause, nachdem sie an einer langen Discussion im Unterhause Theil genommen; schmerzlich erregte mich der Gedanke an den Contrast zwischen dem patriotischen Eifer, der sie so oft zu wachen zwang, und der sehr zweideutigen Unterhaltung, welcher ich mich in diesem Augenblicke hingab. Das war nicht Alles; ängstlich strebte ich den Blicken und Vorwürfen meines ehrwürdigen Vaters zu entgehen, und mehr noch wünschte ich, mein Benehmen, so liebreich es im Grunde war, möchte nicht falsch von Herrn M. ausgelegt werden, welcher allen Bibelgesellschaften vorstand, unausgesetzt alle protestantischen Versammlungen von Exeter-Hall besuchte, und mit aller Kraft im Parlament die Bill des Sir Andrew Agnew für strenge Sonntagsfeier unterstützte. Seine gute Meinung von mir war mir überdieß noch dadurch sehr wichtig, daß mein Vorrücken von ihm abhing und er mir bereits die provisorische Stelle eines Vice-Untersecretariats-Assistenten bei der Kirchen-Commission zugesagt hatte.

So wenig ich hoffen durfte, nicht gesehen zu werden, so schlug ich doch meinen Hut in die Stirne, aber es war bereits zu spät. Meines Vaters äußerst scharfes Auge hatte mich in der Mitte der seltsamen Gesellschaft erkannt, in der ich mich eben befand. Mein Vater besaß viele Tugenden, aber Geduld und Gleichmuth gehörten nicht

dazu. Seine Wuth kannte keine Gränzen, als er mich gewahr wurde; mit drohender Geberde und Zorn flammenden Blicken stürzte er auf mich zu, und redete mich in durchaus nicht sanftem Tone an.

„Schön, sehr schön, mein Herr, auf Ehre!... infamer Taugenichts, der du bist!... unverschämter, unverbesserlicher Bursche! So führst Du Dich also auf, nachdem Du so heilig Besserung versprochen hast! Das werde ich nicht mehr dulden! Das sollst Du dein Tag des Lebens bereuen. Ich habe Dir Nichts mehr zu sagen, ich enterbe Dich, ich verbanne Dich aus meinem Angesicht ... ich ...“

Hier trat der sehr ehrenwerthe Freund dazwischen, um dem Ausbruche väterlicher Wuth ein Ziel zu setzen, nahm meinen Vater unter dem Arm, und führte ihn weg, nachdem er ihm einige vernünftige Worte in das Ohr gesagt. Aber Herr M. wandte sich, ehe er wegging, noch gegen mich und sprach, die Stirn mit der schlimmsten Vorbedeutung runzelnd, in feierlichem Predigertone: „Junger Mann, es betrübt mich sehr, daß ich Sie in solcher Gesellschaft finden muß; jedenfalls hätte ich gedacht, Sie würden in diesem Augenblicke mehr Rücksicht auf Schicklichkeit nehmen. Ich weiß, daß es mir nicht zukommt, Ihre Handlungen zu tadeln, aber in Ihrem eigenen Vortheile bedaure ich, daß Sie sich so wenig anständig benehmen.“

Er sprach es, trat ab und zog meinen Vater mit sich fort, der sein Ohr allen meinen Bitten, ihm den Vorgang erklären zu dürfen, hartnäckig verschloß.

Bei diesen Zwischenfällen wurde meine interessante und bestürzte Schutzbefohlene von Moment zu Moment mehr verlegen und in meinen Augen weniger interessant; da sie indessen einzig und allein von meiner Dienstwilligkeit abhing, so konnte es mir nicht einfallen, sie zu verlassen. Uebrigens wollte ich mich nicht neuen Demüthigungen aussetzen, und ich dachte daher ernstlich daran, sie an sicherem Orte unterzubringen. Nach langer peinlicher Ueberlegung entschloß ich mich, ihr einen anständigen Aufenthalt in meinem Zimmer anzubieten, bis der Morgen weit genug vorgerückt seyn würde, um sie den Händen ihres Bruders zu übergeben. Ich muß mich meinem guten Sterne anvertrauen, um sie aus meiner Wohnung zu bringen, ohne daß es meine süßsaure Wirthin bemerkt, dachte ich, im schlimmsten Fall ist Mistreß Simpkinson eine kluge Frau, der ich ohne Mühe den ehrlichen Fall auseinandersetzen kann. Sobald ich den Entschluß gefaßt, marschirte ich schnurstracks auf Craven-Street los; aber man denke sich meine Verlegenheit, als ich, an der Thür angelangt, entdeckte, daß ich den Schlüssel vergessen hatte. Ohne die Bewohner zu wecken, konnte man unmöglich in das Haus gelangen, und meine Grundsätze von Anstand und Sitte ließen ein Unternehmen nicht zu, das mich den unangenehmsten Deutungen ausgesetzt haben würde. Mit gepreßtem Herzen und niedergeschlagenen Augen begann ich meinen Spaziergang wieder; da fiel mir als letztes Hülfsmittel der Name eines Hotels in der Gegend von Adelphi ein, wo ich eine Anfrage um Aufnahme der unglücklichen Fremden wagen zu dürfen glaubte.

Auf dem Wege stieß ich auf ein Paar Polizei-Agenten, und es wandelte mich große Lust an, auf diese meine Verantwortlichkeit, trotz

der Einreden der Dame, abzuladen; aber sie zeigte einen so großen Widerwillen gegen diese Herren, daß ich meinen Marsch fortsetzte, von Minute zu Minute schweigsamer und übelgelaunter im Gedanken an die widrigen Folgen, welche das Zusammentreffen mit meinem Vater und seinem Freunde haben konnte. Doch bald fand ich, daß das Schicksal noch nicht alle seine Tücke an mir ausgelassen hatte. Kaum war ich zwei hundert Schritte am Strande hingegangen, als ich eine andere Person meiner Bekanntschaft traf, und zwar eine, die ich mehr, als jede andere in einer so gefährlichen Krise vermeiden wollte. Es war mein Freund Henry Lobham, der Bruder der nur allzu verführerischen Dame, welche durch ihre Abwesenheit bei dem Balle der Lady .... mir die Lust so sehr verkümmert hatte. Er war von dem guten Einverständniß zwischen seiner Schwester und mir unterrichtet, und widersetzte sich dem Gedanken an eine Verbindung zwischen uns weniger, als seine eitle Mutter, und so wird man mir wohl glauben, daß ich kein Verlangen hegte, von ihm in einer Gesellschaft gesehen zu werden, die der so sehr entgegengesetzt war, in welche mich die Pflicht eines treuen Unterthanen gegen seine Herrin rufen mußte.

Doch mein Freund Henry war in diesem Augenblicke durchaus nicht zu moralischen Betrachtungen aufgelegt; denn er kehrte selbst von Orgien heim und befand sich in einem Zustande, der der Bewirthung eines Freundes, bei dem er den Abend zugebracht, alle Ehre machte. Er kam auf dem Trottoir einher, wie ein Schiff, das wider den Wind segelt, und mein böser Genius wollte, daß ihn ein Stoß beim Laviren gerade an meine Seite führte.

„Holla! Ned, mein Junge, bist Du es?“ rief er aus, und hielt plötzlich in seinem excentrischen Laufe an. „Was ist das für ein schöner Fisch, den Du da gefangen? Ho, alter Fuchs, der Du bist! Das ist also deine Tu — Tugend! Wer ist denn die schöne Freundin, wenn ich mir die Freiheit nehmen darf, zu fragen?“

„Ach! mein Gott! Er ist betrunken!“ schrie meine liebenswürdige Gefährtin, „wie abscheulich!“

„Was — was sagen Sie?“ fuhr mein kurzweiliger Cobham fort, „Sie meinen, ich sey betrunken, gerade das Gegentheil, mein Engel!“

„Mein lieber Cobham,“ sprach ich, um mich dieser Verlegenheit so ruhig als möglich zu entziehen. „Ich bitte, halte mich nicht auf; Du scheinst in einem gewaltigen Irrthume begriffen zu seyn; diese junge Person ist sehr achtungswerth, und ich habe ihr versprochen, sie nach Hause zu führen.“

„Dem sey so, mein Freund, Du weißt, man geht sicherer zu Mehren. Nun denn mit Deiner Erlaubniß und — und ihrer Erlaubniß — werde ich Euch begleiten.“

Dem Worte folgte die That, und so trat er auf die andere Seite und bot Mademoiselle l'Echappé den Arm, welchen sie aber ausschlug. Er marschirte nun neben ihr her, und sprach in einem halb englischen, halb französischen Jargon sie an, der mich zu anderer Zeit wacker zum Lachen gebracht haben möchte.

Endlich ging er in seinem artigen Benehmen so weit, daß er das Kinn streichelte, auf welches Zeichen von Höflichkeit sie mit einer wohl

angebrachten Ohrfeige antwortete. Diese Ohrfeige wurde mit einem Aplomb und einer Genauigkeit gegeben, daß ich nicht daran zweifeln konnte, sie sey in diesem Geberdenspiel gar sehr geübt.

Lobham ließ sich durchaus nicht einschüchtern und betrug sich endlich auf eine so heftige Weise, daß ich mich in die Nothwendigkeit versetzt sah, dazwischen zu treten, um den Gegenstand seiner Wuth und zugleich seiner Bewunderung zu vertheidigen. Es entspann sich eine Art von Streit, und, obgleich ich nicht im Sinne hatte, ihn thätlich anzugreifen, so mußte ich ihn doch leicht zurückstoßen, um die Dame zu befreien, wobei er denn sein, bereits etwas precäres, Gleichgewicht verlor und zu Boden fiel, während mein schöner Schützling aufkreischte, wie Miß O'Neill in der Rolle der Belvidera, — und ehe ich noch Zeit gewinnen konnte, mich zu sammeln, rannten zwei Polizei-Agenten mit drohend geschwungenen Stöcken herbei.

Lobham sprang auf. Seine Trunkenheit schien sich durch den Fall verloren zu haben, aber er war wüthend über mich.

„Mein Herr!“ rief er mit einem Schwure aus, „Sie werden mir für diese Beleidigung Rede stehen, ehe vier und zwanzig Stunden vorübergegangen sind.“

„Wann es Ihnen beliebt!“ antwortete ich in einem Anfalle von Verzweiflung.

„Was soll das Gebrülle bedeuten?“ sprach einer der Polizeimänner im gebieterischen Tone, „fort, meine Herren, Sie und diese Dame werden die Güte haben, uns auf die Wache zu folgen.“

Weder Lobham noch die Dame zeigten große Lust, sich dem Angriffe auf die Freiheit der Bürger gutwillig zu unterziehen; und ich meines Theils, als ich sah, daß die Munizipal-Gewalt genug zu thun haben werde, diese beiden widerspenstigen Personen zum Gehorsam zu bringen, benützte einen günstigen Augenblick zu entschlüpfen, ließ meine Freundin sich aus der Verlegenheit ziehen, so gut sie konnte, riß aus und hielt nicht eher an, als bis ich vor meiner Thür in Craven-Street angelangt war.

Wie soll ich die traurigen Folgen dieses unseligen Morgens beschreiben! Etwa acht Tage später saß ich in meinem Zimmer, den Arm in einer Binde, einer Wunde wegen, die ich im Zweikampfe mit meinem Freunde Lobham in Wimbledon-Common geholt, als man mir drei Briefe zur Antwort auf andere brachte, die ich, um mein Benehmen zu entschuldigen, geschrieben hatte.

Der erste war von meinem Vater und lautete also:

„Ned, Du bist ein ganz unverbesserlicher Hund! und alle Deine Entschuldigungen sind bloße Mystificationen und können Deine Schuld nur vermehren. Von heute an ist Deine Pension auf die Hälfte herabgesetzt, und beim Himmel, wenn Du Dich nicht änderst, entziehe ich sie Dir ganz.

Dein ergebener u. s. w.“

Der zweite Brief war von meinem sehr ehrenwerthen Beschützer, welcher mir schrieb:

„Mein lieber Herr, ich bedaure, Ihnen in der Angelegenheit nicht nützlich seyn zu können, von der Sie sprechen. Der Erzbischof

hat heute selbst Herrn M. zum provisorischen Vice-Untersecretariats-Assistenten bei der Kirchen-Commission ernannt. Herr M. ist unstreitig ein Mann von vortrefflichem Rufe und untadelhaften Sitten, Sie begreifen also, daß ich gegen die Wahl Seiner Gnaden nichts einwenden konnte."

„Verzeihen Sie, wenn ich mir mit der Hoffnung schmeichle, daß diese Ungunst der Verhältnisse Ihnen heilsam seyn und Sie zum Gefühle der großen Verantwortlichkeit führen dürfte, welche sich an den Namen eines Christen knüpft."

„Ich bin, mein werther Herr, Ihr ergebener Freund und Diener

* * *."

Der dritte Brief war der grausamste von allen; er enthielt ein kleines Medaillon nebst folgenden Worten:

„Nach dem, was vorgefallen, werden Sie sich nicht wundern, wenn ich mich beeile, Ihnen ein Bijou zurückzusenden, welches ich gar nicht hätte annehmen sollen, wie ich mich jetzt erst zu meinem großen Leidwesen überzeugt habe. Mit Recht bin ich für den Ungehorsam gegen Mama bestraft. Alles erdenkliche Glück mit dem aufrichtigen Wunsche, daß Sie sich bessern mögen! Von nun an werden wir nur gewöhnliche Bekanntschaften für einander seyn.

Ihre Dienerin Emilie."

Die drei interessanten Dokumente zerriß ich in tausend Stücke, das Medaillon warf ich auf den Marmorboden im Foyer und zertrat es mit den Füßen. Da es mir indessen unmöglich war, auf das Geschehene zurückzukommen, so schwemmte ich Schmerz und Verzweiflung in einer Flasche **Bordeaux à l'Athenaeum** hinunter und begab mich in die Oper, um meinen niedergeschlagenen Sinn wieder aufzurichten. Die schöne Emilie und ihre Mutter saßen im Erdgeschosse in ihrer Loge. Um ihren Blicken zu entgehen, ging ich auf das Theater, und die erste Person, die ich traf, war die Heroine des unseligen Abenteuers, leicht geschürzt wie eine Tänzerin, eben im Begriffe beim Ballet unter dem Namen **Mademoiselle Euphrosine, de l'Académie royale de Musique**, zu debutiren. Sie lehnte an einer Couliſſe und lieh ihr Ohr gar willig den süßen Anträgen meines Freundes Lobham.

Wir hatten uns auf dem Kampfplatze versöhnt, aber Henry hatte mir nicht vergeben, darum war ich auch gar nicht erstaunt, als er sich bei meiner Annäherung umdrehte. Meine Entrüstung stieg jedoch auf das Aeußerste, als Mlle. Euphrosine, die falsche Ursache aller meiner Unfälle, mich mit einem Blicke tiefer Verachtung fest anschaute.

So verlor ich im Zeitraume von einer kurzen Stunde meinen Freund, meine Geliebte, die, beiläufig gesagt, zwanzig tausend Pfund Sterling in dreiprocentigen Consols zu ihrer Verfügung besaß, die Liebe meines Vaters, die Hälfte meiner Pension, die Hoffnung auf eine Anstellung, eine Verwundung an der Schulter nicht gezählt, Alles, um einer Nymphe gefällig zu seyn, die mich mit dem schmählichsten Undanke belohnte.

Gewiß ist nie eine solche Reihe unverdienter Unglücksfälle auf das Haupt eines Unglücklichen gefallen, und Alles nur in Folge einer ritterlichen Gemüthsstimmung. Der Mensch bedarf übrigens nur einer

einzigen Action in diesem Gebiete. Von dem Tage an war ich entschlossen, mich der Sache des schönen Geschlechtes nie mehr anzunehmen, und ich sprach, wie Paul Pey: „Wenn ich je in meinem Leben wieder Jemand einen Dienst leiste .... Sie werden sehen .... Ich sage nur dieses ....

III.

Vergnügungen im Sommer.

„Ein krankes Auge sieht in der Natur Alles verkehrt an." So geht es auch mit den Maulaffen der City in der großen Hauptstadt; selbst in ihren Vergnügungen scheinen sie Dingen zugethan, die ganz dazu gemacht sind, jedem Wesen von halbwegs unverdorbenen Sinnen Eckel einzuflößen. Um Pfingsten wird es so warm, als in der heißen Zone. Was fangen jetzt unsere Citybewohner an? Sie denken nur daran, wie sie sich am besten unterhalten können und in der That ihre Art und Weise ist äußerst ergötzend. Steigen Sie gefälligst zu den Werften der Themse hinab und betrachten Sie die Dampfböte, welche nach Greenwich, Woolwich und Gravesand abgehen. Sehen Sie diese Hunderte und Tausende von Personen und in Tonnen gepfropfte Gegenstände; Männer, Frauen, Speisen, Getränke, Pfeifen, Tabak in eine dichte Masse zusammen gekeult; wie Einigen übel wird, Andere lachen, Alle schwitzen und Alle überzeugt sind, daß sie sich unterhalten. Sobald das Schiff sich zu bewegen anfängt, glaubt man, Alles stürze sich in den Fluß. Indessen steigt schwerer Rauch in düstern Wolken aus den eisernen Kaminen auf und die Rußflocken fallen wie Schnee auf die Schweiß triefenden Gesichter herab und bilden auf diesen eine schwarze Schminke. Der Dampf dringt hervor, sein Geruch mischt sich mit dem der Fettigkeiten und des erhitzten Kessels und fängt nun an die Geruchsnerven der Menge gar nicht angenehm zu kitzeln. Gleichviel — die Menge unterhält sich und betheuert, nie etwas Vergnüglicheres gesehen zu haben.

Einstweilen gelangt das Schiff am Orte seiner Bestimmung an. Dann aber .... Welch' schrecklicher Verbrauch von Bier! Wachholder! Tabak! Die Kinder, blaß und aufgebläht von übermäßig genossenen, ungesunden Eßwaaren, weinen wegen Unverdaulichkeit; um ihre Thränen zu stillen, stopft man sie mit einer Zuthat dicker Kuchen voll. Ihre Eltern schlagen den Weg zur nächsten Schenke ein; sie treten in einen, mit Menschen gefüllten Saal, in welchem Bier und Tabaksqualm seit der Sündfluth Besitz ergriffen zu haben scheinen. Der Mann läßt sich eine Pfeife und einen Krug Bier geben; die Frau trinkt Branntwein mit Wasser gemischt; das Kind theilt abwechselnd mit Mama und Papa und übergibt sich am Ende. Es schlägt die Stunde

zum Abgange des Schiffes — plötzlicher Tumult, man läuft, um wieder an Bord zu gelangen, man stößt sich, drängt sich, wirft sich nieder, raucht, dampft und schwitzt sich wieder an, und kommt am Ende nach Hause, um zum Abendmahl Brod, Käse, Bier und noch einmal Bier zu verschlingen. Dann geht man zu Bette voll von den Vergnügungen des Tages. So bringt der Arbeiter seine Feiertage zu.

Ein Ladenbesitzer, der sich mehr comme il faut dünkt, würde so gemeine Belustigungen verachten. Er besteigt die Imperiale einer Stage und läßt sich nach dem Lande fahren. Glauben Sie vielleicht, er ergötze sich unterwegs am Anblicke der schönen Bäume, der reichen Gehöfte, er schlürfe mit Wollust den Geruch der blühenden Blumen und was sonst noch ländliche Düfte sind, ein? O nein, das ist nicht Mode bei ihm. Wenn er gleich auf der Imperiale sitzt, so kennt er doch die Gebräuche der großen Welt. Er zieht eine Cigarrenbüchse aus der Tasche, läßt anhalten, um Licht zu begehren, und schenkt dem Kutscher, zur schuldigen Danksagung für seine Gefälligkeit, auch eine Cigarre. Bald ist Alles um ihn her in City-Rauch und Gestank gehüllt. Für unsere Ellenreiter hat die schönste und die häßlichste Landschaft den gleichen Werth; er öffnet den Mund nur, um von den kleinen Theatern zu sprechen, seine Cigarren zu loben und zu sagen, was ihm das Dutzend gekostet hat. Er kommt in sein Wirthshaus, speist, spielt den Unverschämten, klatscht sich Beifall zu und verlangt seine Rechnung in einem Tone, als wollte er sagen, wenn man nur bezahle, so könne man auch thun, was Einem beliebe. In Betracht, daß er sich im Branntwein und Wasser übernommen hat, ladet ihn der Kutscher ein, den Rückweg im Innern der Kutsche zu fahren. Da begeht er Ungezogenheiten; man weist ihn zurecht; er theilt Fußtritte aus und wird mit gleicher Münze bezahlt. Drohend murmelt er zwischen den Zähnen, daß er Klage führen werde; das unterbleibt jedoch und so schließt er die Lustbarkeiten des Tages.

Wir haben die modernen City-Bewohner beschrieben. Es gibt indessen noch Manche von der alten Schule, die ihre Freunde auf dem Lande ruhig in ihrem Cabriolet besuchen, oder sich in einem anständigen Gasthofe eine mäßige Ausgabe erlauben. Nichts gibt es Gemüthlicheres, als solche Leute am Abend eines heißen Tages mit einem Pferde, das in sanftem Trabe seine fünf Meilen in der Stunde zurücklegt, heimkehren sehen. Man braucht nur einen Blick auf sie zu werfen, um sicher zu seyn, daß sie eben so genau ihre Gebete verrichten, als ihre Rechnungen bezahlen. Friede sey mit ihnen, und Allen, die ihnen gleichen.

Englische Literatur.

The Pacha with many tales.

So heißt ein neues sehr interessantes Buch des Kapitän Marryat. Der Titel bildet einen Calembourg, darum haben wir es auch nicht versucht, denselben zu übersetzen. Das Wort tales bedeutet Erzählungen, und tails, was auf die gleiche Weise ausgesprochen wird, Schweife, so daß der Türke, der Held dieser Geschichte, ebenso ein Pascha mit mehren Erzählungen, als ein Pascha von mehren Schweifen ist, wie das der Leser verstehen will. Im besonderen Falle erscheint er uns übrigens mehr als Geschichten-Liebhaber, denn als Würdenträger des Reiches.

Dieser Pascha, dessen Namen uns nicht genannt wird, wurde zur edeln Barbierkunst gebildet; aber mit persönlichem Muthe ausgestattet, gelang es ihm, einen Dienst zu leisten, den man seinem Vorgesetzten anzeigte, wodurch er zu einem Posten von einiger Wichtigkeit bei der Armee empfohlen wurde. Später gefiel es dem Sultan, dem alten Pascha die Schnur zu schicken und unser Held erhielt an seiner Stelle das Paschalik von Egypten. Keiner war dieses Vertrauens würdiger, denn er war sehr klein, sehr dick, sehr unwissend, sehr zornmüthig und sehr dumm.

Den Tag nach seiner Erhebung befindet er sich unter den Händen seines Barbiers, eines klugen, verschlagenen Griechen und überdieß noch Renegaten, mit Namen Mustapha. Der neue Pascha hatte oft Gelegenheit gehabt, den gewandten, feinen Geist dieses Menschen zu erkennen, darum befragte er ihn jetzt wegen der Wahl eines Wessirs, und Mustapha weiß seine Antworten so gut einzurichten, daß er sich selbst die Stelle geben läßt.

Mustapha läßt seinem Herrn, um ihn zu unterhalten, von einem griechischen Sklaven „Tausend und eine Nacht“ vorlesen, und der Pascha ist durch diese Geschichten so entzückt, daß er, sobald sie erschöpft sind, durchaus verlangt, man solle fortfahren und ihm andere erzählen. Aber Niemand an seinem Hofe besitzt hinreichend Erfindungsgabe. Endlich fordert ihn Mustapha auf, dem Beispiele des Kalifen Harun zu folgen und verkleidet in der Stadt auf Abenteuer auszugehen. Der Gedanke gefällt dem Pascha; er geht mit Mustapha fort,

und nachdem sie eine Zeit lang gewandert sind, gewahren sie an einer Straßenecke zwei Menschen, die miteinander plaudern; der Eine sagt zum Andern: Ich wiederhole es, Kaja, glücklich der, welcher jeder Zeit über eine Brodkrume verfügen kann, und wäre sie auch so hart, als die, an welcher ich gegenwärtig nage. Diese Worte erregen des Paschas Neugierde, er befiehlt, den Mann anzuhalten und nach dem Pallaste zu führen, wo er ihn den andern Tag vor sich kommen läßt, und um die Bedeutung seines gestrigen Gespräches befragt. Der arme Mann geräth in große Verlegenheit und betheuert, daß er jene Worte ohne besondere Absicht gesprochen; aber da ihm Mustapha zu verstehen gegeben, daß wenn sich nicht eine wirkliche Geschichte daran knüpfe, er eine erfinden müsse, wobei er Gefahr laufe, dem Pascha zu mißfallen und die Bastonade zu bekommen, so beginnt der Unglückliche zitternd folgende Erzählung:

Die Geschichte des Kameeltreibers.

Mein Vater besaß viele Kameele, die ich bei seinem Tode erbte. Eines Tages gebar eines unserer schönsten Kameele, während ich durch die Wüste zog. Mein Futtervorrath war so zusammengeschmolzen, daß ich das Neugeborene anfänglich seinem Schicksale überlassen wollte, aber bei näherer Betrachtung fand ich dasselbe so schön und kräftig, daß ich mich entschloß, es aufzuziehen, was es mich auch kosten möchte. Ich täuschte mich nicht in der Hoffnung, die ich auf das Thier setzte. Es wurde so groß und stattlich, daß ich mir schmeichelte, es würde ihm dereinst die Ehre zu Theil werden, den Koran bei der Pilgerfahrt nach Mecca zu tragen. Hätte nicht ein Marabout, der mir, Gott weiß aus welchem Grunde, übel wollte, erklärt, es würde der ganzen Karawane Unglück zustoßen, wenn man mein Kameel mitnähme, so wäre die Wahl auch in der That auf dieses Thier gefallen. Im folgenden Jahre war ich glücklicher. Zur Zeit der Abreise war der Marabout nicht anwesend und da man seine Weissagung vergessen hatte, so wählte man mein Kameel. Ehe ich wegging, umarmte ich Weib und Kind, und als ich mein jüngstes, nur zwei Jahre altes Töchterchen auf die Arme hob, steckte es seine Hand in meine Jacke, um, wie ich glaubte, eine Frucht zu suchen, wie ich sie bei der Rückkehr vom Bazar mitzubringen pflegte; diesesmal war aber Nichts darin zu finden. Wir zogen ab. Als wir in Adjeroid einige Tage rasteten, trat mein Feind, der Marabout in unser Lager, sprach, da er mein Kameel mit dem heiligen Koran beladen erblickte, einen Fluch über die Karawane aus und schied. Der Emir wurde ängstlich, doch es gelang mir, ihn zu beruhigen und wir setzten unsere Wanderung fort. Aber die traurige Prophezeiung des Marabout ging nur allzu getreu in Erfüllung. Wir hatten nur noch zwei Tagereisen zurückzulegen, um in die Kaaba zu gelangen, als sich der Wind der Wüste erhob und die ganze Karawane unter dem Sande begrub. Menschen und Vieh, Alles kam um, nur ich nicht. Aber, was nützte es mich, nicht vom brennenden Athem des Simoum getödtet worden zu seyn? Mein Tod war unvermeidlich, unsere Mundvorräthe waren verdorben, unsere Schläuche vertrocknet und ich hatte noch zwei Tage bis zum Ziele meiner Reise. Doch ich

faßte Muth, öffnete den Magen einiger Kameele und fand da Wasser genug, um etwa einen halben Schlauch damit zu füllen. Mit diesem Schatze belastet setzte ich mich in Marsch, sobald die Sonne untergegangen war. Ich wanderte die ganze Nacht und hielt bei Tage stille, so auch die kommende Nacht und die nachfolgende und so gelangte ich endlich zum Brunnen. Welche Freude! Aber bald fühlte ich eine neue Qual. Ich hatte in drei Tagen keine Nahrung zu mir genommen, war im höchsten Maaße geschwächt und konnte keinen Schritt mehr thun. Ich lag noch zwei Tage am Brunnen und fühlte, wie ich schwächer und schwächer wurde. Eben war ich im Begriffe zu verscheiden, als mich der Zufall meine Hand in die Tasche meiner Jacke stecken ließ, aus der ich eine harte, trockene Brodkrume hervorzog. Das war das Frühstück meines Kindes, welches dasselbe am Tage meiner Abreise da hineingelegt hatte. Ich dankte dem Himmel, tauchte das Brod in das Brunnenwasser und aß es, meine Tochter segnend. Dieses Brod rettete mein Leben, denn es erhielt mich vier und zwanzig Stunden lang, und am andern Tage kam eine kleine Karawane an und nahm mich nach Cairo mit. Erhabener Pascha, hatte ich nicht Recht zu behaupten: „Glücklich der, welcher jeder Zeit über eine Brodkrume verfügen kann, mag sie auch hart und trocken seyn!“

Der Pascha ist so zufrieden mit der Geschichte des Kameeltreibers, daß er ihm fünf Goldstücke geben läßt, und der Erfolg der ersten Wanderung bestimmt ihn zur Fortsetzung. So geht er beinahe jeden Abend aus und Marryat's Werk besteht nun aus den verschiedenen Geschichten, welche ihm die Personen erzählen, die er trifft, oder von denen er sprechen hört. Sie folgen hier in ihrer Ordnung:

Die Geschichte des griechischen Sklaven.

Der Pascha hatte diesen Sklaven zu einem seiner Freunde sagen hören: „Dieser Wein ist abscheulich und ich muß mich darauf verstehen, ich, der ich die Essenz von einem Ethiopier, einem Juden und einem Türken destillirt habe.“ Die Deutung dieser Worte ist sonderbar: der sie spricht ist der Sohn eines Böttchers in Smyrna, welcher seinem Vater im Handwerk folgte. Er tritt in die Dienste eines jüdischen Weinhändlers, welcher in seinem Hause noch einen ethiopischen Sklaven von athletischer Kraft, einen geschworenen Feind des Griechen, hatte. Eines Tages, da sie allein im Keller sind, will der Neger den Griechen umbringen, aber dieser benützt einen günstigen Zufall und tödtet den Ethiopier zu seiner Selbstvertheidigung. Bald fällt es ihm ein, daß er nicht im Stande ist, seine Unschuld darzuthun; er wirft den Leichnam in eine halbvolle Tonne und man vermuthet, der Neger habe sich davon gemacht. Der Janitscharen Aga hatte die Gewohnheit, heimlich seinen Weinvorrath bei dem jüdischen Händler zu kaufen. Er kommt einige Monate nach dieser Begebenheit zu ihm, versucht mehre Stücke und findet das, welches die Leiche des Negers enthält, so köstlich, daß er es sogleich in seine Wohnung bringen läßt. Indessen entdeckt der Aga bald, daß sein Stück nicht die Quantität von Wein enthält, welche es seinem Gewichte nach enthalten sollte, er läßt den

Juden kommen, man leert das Faß in seiner Gegenwart und findet den Körper. Der Jude hat gut betheuern, daß er nicht wisse, wie dieser Mensch da hinein gekommen sey, der Aga ist überzeugt, daß er ihn umgebracht habe und befiehlt dem Griechen, seinen Herrn in eine Weintonne zu werfen, daß er auf dieselbe Weise umkomme, wie er den Unglücklichen hat sterben lassen. Der Grieche wagt es nicht, seine That zu gestehen, gehorcht, und der Aga schenkt ihm das Handels-Kapital seines Herrn. Später ist der Grieche durch ein anderes Abenteuer gezwungen, zur Vertheidigung seines Lebens den Janitscharen Aga selbst in ein Weinfaß zu werfen. Indessen verbreitet sich der Ruf von der Vortrefflichkeit seiner Weine im ganzen Lande. Der Kadi will kosten und kauft gerade die drei unseligen Tonnen. Natürlich kommt Alles an den Tag, der Grieche muß sich flüchten und gelangt nach verschiedenen Abenteuern in Cairo an.

Die dritte Geschichte ist die eines Dominicaner Mönches. Dieser ist ein Mönch mit doppeltem Gesichte abwechselnd Mönch in seinem Kloster und Lebemann in der Welt. In der Kutte ertheilt er Unterricht in der Musik, in Uniform macht er den Damen den Hof. Er ist ein Findelkind und gibt sich für den Sohn einer alten Frau aus, deren Nichte er heirathen will; endlich wird er entdeckt, rettet sich nach Spanien, um der Inquisition zu entfliehen kommt er nach Cairo und geht zum Islamismus über. Diese Geschichte ist ein wahrer Irrgarten von Abenteuern, eine spanische Mischung, deren Analyse so lang seyn würde als die Erzählung selbst und am Ende würde das Vergnügen die Mühe doch nicht aufwiegen. —

— Unter denen, welche sich sonst von Mustapha rasiren ließen, war ein französischer Renegat aus Marseille mit Namen Huckaback, ein Mann von scharfem, erfinderischem Geiste, aber ohne alle Grundsätze, der sich seit Mustaphas Erhebung zum Wessir in dessen Dienste begeben hatte und auf seine Rechnung eine Schebecke befehligte. Mustapha läßt ihn rufen und sagt ihm, daß er nothwendig Geschichten zur Unterhaltung des Pascha erfinden müsse. Huckaback fragt über welchen Gegenstand, und Mustapha antwortet, er solle nur Reisen erfinden in der Art wie Sindbad der Seemann. Nun setzt sich der Renegat Abends an eine Straßenecke, wo Mustapha den Pascha vorüberführt, und im Augenblicke da sie nahen, läßt er die Worte vernehmen: „Ach! Wann wird die glückliche Zeit kommen, die mir bei meiner siebenten und letzten Reise vorhergesagt worden ist.“ Der Pascha will seiner Gewohnheit gemäß die Deutung haben, und Huckaback erzählt nach einander die äußerst originellen Geschichten seiner sieben Reisen.

Er ist seiner Aussage nach ein Barbier, und sein Vater erzieht ihn, um seinen Beruf fortzusetzen; aber ein galantes Abenteuer entscheidet seine Bestimmung für Reisen. Er ist verliebt in eine Nachbarin, verführt sie, nimmt die Flucht aus Angst vor der Rache ihrer zwei Brüder, und läßt sich am Bord eines genuesischen Corsaren anstellen, der von den Engländern genommen wird. Huckaback rettet sich aber durch Schwimmen, schifft sich einige Tage nachher auf einer Felucke nach Toulon ein, worauf sich unter den Passagieren eine heilige Frau befindet, die sich nach Frankreich begibt, um Aebtissin in einem

Kloster zu werden, die Felucke leidet Schiffbruch, Huckaback allein rettet sich vom Tode. Er findet den Leichnam der Aebtissin, zieht ihr die Kleider aus, legt diese an, und läßt sich im Kloster als die erwartete Aebtissin aufnehmen. Hier findet er Marie, welche aus Verzweiflung über ihr eigenes Vergehen und den Verrath ihres Liebhabers eben ihr Noviziat vollendet. Er entdeckt sich ihr, und will sie überreden, das Kloster zu verlassen und mit ihm in ein fremdes Land zu gehen. Marie weigert sich und fordert ihn auf, so schnell als möglich zu fliehen und die abscheuliche Kirchenschändung nicht länger fortzusetzen. Huckaback, überzeugt, daß er, einmal erkannt, im Kloster nicht mehr sicher sey, findet Mittel, in der Nacht wegzukommen, und die Klosterfrauen zweifeln, in Betracht daß die Aebtissin im Rufe der Heiligkeit steht, nicht daran, daß sie in den Himmel gehoben worden ist. Indem Huckaback durch das Land streicht, trifft er auf eine Reisekutsche, die von Räubern angefallen worden ist, und gibt sich mit Hülfe einer Lüge beim Marquis von Fonseca und seiner Tochter für einen Officier aus, der sie retten wollte, welcher in der Wirklichkeit aber von den Räubern erschossen worden ist. Er verliebt sich in Fräulein Cerise von Fonseca und wird mit Gegenliebe belohnt. Er ist im Begriff zu heirathen, als er Wind bekommt, daß der Marquis seine Täuschung ahne, und so ergreift er einen Vorwand, um das Schloß zu verlassen. Auf diese Weise endigt Huckabacks erste Reise.

Bei der zweiten schifft er sich nach St. Domingo ein. Kaum war er aus der Straße von Gibraltar, als er auf ein Schiff unter englischer Flagge stößt, das sich des seinigen bemächtigt. Die englische Bemannung besteht aus fünfzehn, die des Huckaback aus sechzehn Personen. Auf Befehl des Kapitäns ergreift jeder Mann vom ersteren einen Feind, schneidet ihm den Hals ab, und wirft ihn ins Meer. Huckaback, der sechzehnte, wird allein in seiner Eigenschaft als Barbier verschont. Es steht nicht lange an, so wird die englische Grausamkeit durch eine übernatürliche Macht bestraft. Nachdem sich mehre Nächte hintereinander eine Stimme Befehle ertheilend hatte hören lassen, wonach das Wasser sogleich bis zu den Stückpforten steigt, daß man es erst am Morgen durch Pumpen wieder hinausschaffen konnte, ruft dieselbe Stimme in einer Nacht die ganze Equipage auf das Verdeck, wo diese die blutigen Leichname der französischen Bemannung ausgestreckt erblickt; der Eine von ihnen erhebt sich, bemächtigt sich eines Mannes und wirft sich mit ihm in die See. Dieses Schauspiel erneuert sich fünfzehn Nächte hintereinander, am Ende ist die ganze Equipage ertränkt und Huckaback bleibt allein auf dem Schiffe. Ihn nimmt ein spanisches Schiff auf, das nach Mexico segelt. Es überfällt sie ein Sturm, da sieht er, wie die spanischen Matrosen, statt an die Rettung des leckgewordenen Fahrzeuges zu denken, vor einem Bilde des heiligen Antonius knieen; wüthend hierüber nimmt er das Bild und schleudert es in die See. Man will ihn seines Frevels wegen morden, aber im selben Augenblicke hört das Wasser auf zu steigen, und wenige Tage nachher läuft das Schiff in den Hafen ein. Der Inquisition überantwortet, erklärt Huckaback, daß ihm die heilige Jungfrau während des Sturmes erschienen sey und befohlen habe, das Bild in die See zu

werfen; man will ihm nicht glauben, aber man kielholt das Schiff und bemerkt, daß der Leck durch das Bild verstopft worden ist. Man ruft Wunder, und Huckaback wird in Freiheit gesetzt.

Seine dritte Reise macht er an Bord eines Wallfischfängers. Er geräth in das Eis, die ganze Mannschaft stirbt, ihn selbst ausgenommen; lange fristet er sich nur dadurch, daß er die Leichname seiner ehemaligen Reisegefährten verzehrt, um die er noch mit einem dicken Bären streiten muß. Von einer Eisscholle gestoßen, geht das Schiff unter, und Huckaback rettet sich auf einem der Trümmer, das nach einer Insel treibt, welche seit mehren Jahrhunderten von den Abkömmlingen einer schiffbrüchigen englischen Equipage bewohnt wird. Sonderbarer Weise besteht die ganze Insel nur aus Bimsstein, den Bewohnern dienen zum Essen, Bauen, zur Kleidung, mit einem Worte für alle Lebensbedürfnisse einzig und allein die verschiedenen Theile des Wallfisches. Man möchte Huckaback gerne hier zurückhalten, aber er langweilt sich, findet Mittel zu entfliehen und nach Frankreich zu gelangen.

Auf seiner vierten Reise trifft Huckaback eine ungeheuere Seeschlange, welche jeden Abend zu dem Schiffe kommt, ihren Kopf durch eine der Stückpforten streckt, sich einen Mann der Equipage holt, welche auch ganz umkommt, stets mit Ausnahme des Huckaback.

Seine fünfte Reise bringt Huckaback auf eine Insel, genannt die Insel der Goldquelle. Die Wasser dieser Insel sind vortrefflich zum trinken, aber sie haben die Eigenschaft, daß sie Alle, welche viel davon genießen, in Chalcedon-Bildsäulen verwandeln. Huckaback wird durch die Prinzessin, welche sich in ihn verliebt, darauf aufmerksam gemacht, und entgeht so der Falle, die ihm der König stellt, um die Statuen zu vermehren, welche seinen Palast zieren. Er entführt die Prinzessin und verläßt die Insel. Sie stirbt auf der Reise und Huckaback macht bei der Rückkehr nach Europa dadurch sein Glück, daß er einige auf der Insel der Goldquelle versteinerte Männer der Equipage verkauft.

Den größten Theil seiner sechsten Reise bringt er auf einer Menschenfresser-Insel zu; die siebente beginnt damit, daß er mehre Monate zwischen Eisbergen eingeschlossen ist, wie eine Kröte in Stein; endlich wird er befreit, aber nur, um von einem Wetterwirbel in die Lüfte gehoben zu werden. Er fällt auf das Verdeck eines Schiffes, dessen Kapitän, ein harter, grausamer Mann, ihn auf das barbarischste behandelt. Bald wäre er der abscheulichen Behandlung unterlegen, als ihm Mahomet erscheint und erklärt, er werde ihn retten, wenn er sich zum Islam bekennen wolle. Er macht sich dazu anheischig und Mahomet sagt ihm, daß er, wenn er ein braver Muselmann bleibe, eines Tages das Glück haben werde, im Divan seine Geschichte vor zwei Personen, gleich ihm gebornen Barbierern, zu erzählen, worauf er sogleich zum Admiral der Flotte des Pascha ernannt werden würde. „Aber,“ fügt er bei, indem er sich stellt, als kenne er des Pascha und Mustapha's erstes Handwerk nicht, „ich weiß wohl, daß das nie geschehen kann.“

„Wie!“ ruft der Pascha, „Mustapha ist Barbier gewesen und ich war es auch.“

„In diesem Falle muß ich Euere Flotte befehligen. Es ist der Wille des Propheten,“ antwortete Huckaback, und wird zum Admiral der Flotten des Pascha ernannt.

Die Erzählung von Huckabacks sieben Reisen wird unterbrochen durch die bereits bekannte Geschichte von der Entdeckung der Insel Madeira durch zwei Liebende, welche Schiffbruch leiden, und durch eine orientalische Mähre von einem Könige, der seinen Thron seiner einzigen Tochter der Prinzessin Babebibobu unter der Bedingung hinterläßt, daß sie einen Großen des Reiches heirathe, welcher keinen Flecken und keine Narbe auf dem Leibe haben darf. Sie wählt, und der Sohn des Wessirs, der die Prinzessin selbst heirathen möchte, der schönste Mann des Königreiches, besticht die Stummen, daß sie Vitriolöhl dem künftigen Gemahl in das Gesicht spritzen. Dieser ahnt Verrath, entkommt, und der Sohn des Wessirs wird von seinen eigenen Wunden entstellt.

Dann folgen die Geschichten von Hüdusi, dem Sohne eines Janitscharen, der an Allem zweifelt, und im Verlaufe seiner Erzählung die Motive seines Skepticismus gibt, dann die eines englischen Matrosen, der sieben tausend Stunden weit in fünf Monaten und drei Tagen über das Meer schwimmt.

Die Geschichte des Wasserträgers von Bagdad, die wir hierauf finden, ist eine der interessantesten des Werkes.

Unter der Herrschaft des berühmten Harun al Raschid lebte in Bagdad ein Wasserträger mit Namen Thussuf, der in seinem Stande mehr Geld gewann, als jeder Andere, und dann stets Alles, was er sich bei Tage erworben, dadurch wieder ausgab, daß er für sich allein ein großartiges Fest bereitete, und sein Haus prachtvoll beleuchtete. Macht man ihm Vorwürfe, daß es unklug sey, Nichts für den kommenden Tag bei Seite zu legen, so entgegnet er, Gott, auf den er sein Vertrauen setze, werde ihn nicht verlassen. Der Kalif tritt bei seinen nächtlichen Wanderungen verkleidet bei ihm ein und versucht es, seine Unklugheit zu besiegen. Am andern Morgen verbietet er allen Wasserträgern, während der folgenden drei Tage Wasser aus dem Flusse zu schöpfen. Thussuf wird nachdenkend, aber er trifft einen seiner Bekannten, einen Bader, der ihn sogleich in seiner Badestube anstellt, und Thussuf gewinnt am ersten Tage genug, um sein gewohntes Mahl zu bereiten. Den folgenden Tag läßt der Kalif alle Bäder schließen. Thussufs Industrie geht noch nicht zu Grunde; sie erhält sich noch mehre Tage. Thussuf läßt sich am Ende im Palaste des Kalifen selbst einführen, in der Kleidung seiner Wachen, hat aber nur einen Säbel von Holz. Der Kalif erkennt ihn, will sehen, wie weit seine Kühnheit gehe, und befiehlt ihm, einen Kopf abzuschlagen. Thussuf entzieht sich dieser Verlegenheit wie der preußische Soldat beim großen Friedrich; er bittet den Propheten, seine Klinge in Holz zu verwandeln, wenn der Mensch, den er tödten solle, unschuldig sey, und der Kalif, erfreut über diese Geistesgegenwart, schafft eine neue Compagnie von Bildaes und gibt Thussuf den Oberbefehl.

Eine chinesische Erzählung, welche auf die von Thussuf folgt, hat ihrer Schwärmerei wegen wenig Reizendes; aber die von der „Alten Frau," einer Favorit-Sultanin und Art Roxelane, ist äußerst interessant. Die eingestreuten Unwahrscheinlichkeiten sind so natürlich gegeben, daß man am Ende Alles für möglich hält. Die Art, wie sie sich benimmt, um zu der hohen Gunst zu gelangen, um sich von ihren Rivalinnen zu befreien, um ihre Würde zu erhalten, indem sie die Bastonade aussteht, wie sie entflieht, um den Wirkungen der unseligen Schnur zu entgehen, die Festigkeit, mit der sie dann auf ihrer Trennung vom Sultan besteht, der sie liebt und von ihr angebetet wird, Alles das ist vortrefflich erzählt; aber ihre Abenteuer, nachdem sie das Serail verlassen, und in Rußland, bis sie endlich in Cairo in das tiefste Elend versinkt, sind erzwungen und weniger interessant.

Diese Geschichte ist die letzte des Werkes. Kaum ist sie vollendet, so bricht eine von Mustapha und Huckaback angezettelte Verschwörung gegen den Pascha aus. Der Pascha stirbt durch die Schnur; Mustapha wird vergiftet; Huckaback erhebt sich auf Beider Ruin und wird Pascha von Egypten.

Diese Analyse mag kaum einen schwachen Begriff von dem Vergnügen geben, welches das Lesen dieses Werkes, dessen Geschichten indessen nicht immer denselben Reiz der Neuheit gewähren, Denjenigen verschaffen muß, welche sich einige Stunden den geistreichen Schwärmereien des Kapitän Maryatt hingeben wollen.

Frankreich.

I.

Gallerie interessanter Zeitgenossen.

Véron.

Das Glück des Herrn Véron ist eines der seltsamsten in dieser Epoche, die so überaus Seltsames gebiert. Auf alle Fälle wird Herr Véron mit einer Million von der Operndirektion zurücktreten; die Kunst kann freilich ein Wort dabei mitsprechen, aber sein schneller Reichthum liefert den Beweis von einer großen Willenskraft, gepaart mit einem seltenen Spekulationsgeiste Desjenigen, der noch vor sieben oder acht Jahren als bescheidener Journalist und noch bescheidenerer Arzt sich an Fortunens Rad angeklammert hat, bis daß es sich nach seinem Willen drehte. Véron ist ein Kind seiner Zeit; er versteht sie vollkommen. An einem schönen Tage sagte er Lebewohl der kleinen Zahl seiner Patienten, Lebewohl der pâte-Regnault, jenem berühmten Brustteige, den Véron erfand und durch die Journale aller vier Theile der civilisirten Welt verbreitete, und der für seinen Erfinder noch jetzt eine ergiebige Quelle des Reichthums ist. Von den Seiten der Quotidienne, wo er unter den Auspicien des Herrn Michaud dividirte, bestieg er den Katheder der königlichen Gesellschaft der bonnes lettres, wo er einen Cursus der Physiologie machte; dann erhielt er von der Regierung der Restauration den Titel eines Arztes, bei dem Museum angestellt; ein sonderbarer Posten, der darauf hinzudeuten schien, daß Véron für die Gesundheit der Diane, des Jupiters und des ganzen marmornen Olymps des Louvre zu sorgen hätte. Hierauf, vertraut mit der Macht des Journalismus, der später von ihm so geschmeichelt wurde, gründete Véron 1828 die Revue de Paris, und diese Revue war die Leiter, die ihn drei Jahre später zur Direktion der großen Oper führte.

Man muß gestehen, daß die Umstände auf seltene Weise günstig waren, als Véron mit kühner Hand es wagte, sich des Scepters der ersten lyrischen Scene der Franzosen zu bemeistern. Es ist wahr, daß eine Subvention von 800,000 Franken dem neuen Direktor bewilligt worden war. Es war im Jahre 1831, ein Jahr nach der Julirevolution; die gute Gesellschaft überließ die Feste des Bürgerkönigthums dem Publikum der Läden und den Würdeträgern der Bannmeile; sie

bedurfte daher eines Vereinigungspunktes, wo sie elegante Vergnügungen fände, und wo sie mit einem Worte unter sich war. Dieses begriff Véron vollkommen. Die andern Theater ließen sich mehr oder weniger von der revolutionären Literatur beherrschen. Véron beschloß, die Oper diesen Auserwählten wie ein Heiligthum zu eröffnen. Neben einem ungewöhnlichen Geschicke hatte er auch noch sehr großes Glück. Als der neue Selbstherrscher sich auf seinen Thron schwang, lag auf den Pulten der Musiker ein Meisterstück, welches die erste Probe erwartete, ein Meisterstück, welches in seinem Schooße incognito die Geschicke der neuen Administration trug, welche die Oper übernehmen mußte als eine Last ihres Vorgängers. Dieses Meisterstück übernahm nun Véron. Er wollte es damit wagen, um so mehr, da Kleider und Decorationen schon bestellt waren. Man riskirte es ohne große Hoffnung, dieses Werk, das ein großes Vermögen aufwog, jenen Robert le diable, der in 130 Vorstellungen noch nicht die Schaulust erschöpfte! Unter solchen Auspicien trat Véron seine Regierung an. Das hieß mit einer Schlacht von Rocroix debutiren, die ein Anderer eingeleitet hatte.

Wir haben jedoch schon gesagt, daß Véron vor Allem seine Zeitgenossen begriffen hat. Sie wollten geblendet seyn, das wußte er wohl. Darum jene pomphaften Ankündigungen, jene gefälligen Liebkosungen der Presse, jener Glanz der Scenerie, jene comfortable Eleganz im ganzen Saale, der einem aristokratischen Salon gleich sah, jener schnelle Ruhm des Prächtigen, Verschwendungen zu rechter Zeit, Alles dieses waren die Hülfsvölker Véron's! Um viel einzunehmen, säete er viel aus. Er verschmähte sogar nicht, den armen Provinzial-Directoren die anschlägigen Combinationen auf ihren Zetteln zu entlehnen, wie z. B. jene berüchtigte Scene des Ungeheuers, die zwar am ersten Vorstellungsabende der Tentation gepfiffen wurde, später aber dem Ganzen einen neuen Reiz verlieh, und von dem Publikum desto dankbarer aufgenommen wurde, da es Herrn Véron nicht gefiel, deshalb die Plätze zu erhöhen.

Dies war Véron's große Kunst: er wußte die Oper in die Mode zu bringen, indem er das Publikum wach erhielt über das, was er thun und nicht thun wollte, so daß eine Verfügung seiner Verwaltung oft einen Artikel mit der Ueberschrift „Paris“ nöthig machte, der neben dem Ministerwechsel figuriren durfte. Wie wir so eben gezeigt haben, hat Véron, indem er den Robert le diable in die Scene setzte, nur sein übernommenes Inventarium benützt. Le siège de Corinthe, le Comte Ory, Moise, la Muette, Guillaume Tell, alle diese Werke, die sein stolzes Gebäude erhoben, waren schon unter den frühern Direktionen gegeben worden. Kein neues Meisterwerk, das dem Robert zu vergleichen wäre, ist unter Véron's Auspicien in die Scene gegangen; weder le philtre noch le serment, weder Gustave noch la Juive können damit verglichen werden, und vermögen Véron von dem Vorwurf zu reinigen, als habe er diesen Librettomacher oder jenen Komponisten besonders vorgezogen, die denn das Publikum, wie alle Privilegirten, mit großer Sorglosigkeit behandelten. Man muß zwar gestehen, daß die Logen alle gemiethet waren, der Saal immer gefüllt war, allein

es geschah dies, weil Véron die Oper in Schwung zu bringen wußte, weil die gute Gesellschaft gezwungen war, sich dort sehen zu lassen, sie mochte Langeweile haben oder nicht. Und wer erinnert sich z. B. nicht jener 1800 Wachskerzen in dem Ballsaal des Königs von Schweden, welche die journalistische Presse mit unterwürfiger Gefälligkeit dem Publikum vorzählte. Das war wohl in der That ein armseliges Hülfsmittel für ein Theater, welches das Heiligthum für alle Künste seyn sollte: wo der Musiker zum Piedestal dem Lampisten dienen mußte. So wurde auch eines Tages im Publikum verbreitet, daß auf diesem glänzenden Balle die jungen Leute der feinen Welt, Damen selbst, die Laune ergriffen habe, sich maskirt unter den Schwarm der Tänzer zu mischen. War dem so? Darauf kommt's nicht an. Immer war es ein neues Mittel, Leute anzuziehen: man kam, um die Damen der hohen Zirkel in ihrem Incognito unter dem schwärmenden Balletcorps zu errathen. So hatte Véron fast die Zeiten zurückgeführt, wo der Hof von Ludwig XV. und der König selbst auf dem Hofoperntheater tanzten; wenig fehlte, und der Thronerbe selbst würde den Galopp Gustav III. mitgetanzt haben. Dies müßte ohne Widerrede Véron's schönster Triumph gewesen seyn. Um dieser so feenhaften Monarchie der Oper willen hatte Véron ein streng absolutes System eingeführt, welches zwar durch die allerliebsten Geschenke gemildert wurde, die statt Ehrenkreuzen in den Coulissen verschenkt wurden, nach den Wagramer und Austerlitz-Tagen der Oper. Man erinnert sich noch zu gut des reichen Schmuckes, der bei einer feierlichen Gelegenheit den Eifer der Mlle. Taglioni belohnte. Nur ein einziges Mal stieß der Director der Oper auf seinen Meister, dieses war jener Herr Scribe, dessen Gewandtheit in Geschäften nicht minder bekannt ist, als sein geistreiches und graziöses Talent. Wir wollen Herr Scribe hier nur als Vaudevillisten betrachtet wissen, wie man sogleich merken wird.

Herr Scribe ist, wie man weiß, im Besitz der ausschließlichen Lieferung der Librette für die Oper; ein Geschäft, das er als ächter Monopolist, d. h. mit einer entsetzlichen Nachlässigkeit betreibt, ungeachtet er nicht minder dafür ungeheuere Prämien erhält. Scribe hatte ein Gedicht für Meyerbeer gemacht. Das Gedicht wird Herrn Véron durch den dramatischen Fabrikanten ausgeliefert mit der Bedingung, ihm 10,000 Franken zu bezahlen, wenn das Werk bis zu einer gewissen Epoche nicht gegeben werden sollte. Meyerbeer seinerseits verpflichtet sich gegen Véron, ihm 30,000 Franken zu bezahlen, wenn er ihm nicht in der bestimmten Frist seine Partitur übergibt, um einstudirt werden zu können. Der Termin ist da, und die Partitur ist nicht fertig. Der Komponist entledigt sich des eingegangenen Vertrags und zahlt dem Direktor 10,000 Thaler, von denen dieser 10,000 Franken Herrn Scribe sendet. Nach einiger Zeit zeigt Meyerbeer dem Direktor an, daß er sein Werk nunmehr beendigt habe, bemerkt jedoch, daß er es nur gegen Rückerstattung seiner 30,000 Franken herausgeben werde. Man wird leicht einsehen, daß eine Partitur des Komponisten des Robert le diable damit nicht zu theuer erkauft sey. Véron entscheidet sich schnell dafür, aber nicht so Herr Scribe, so daß ersterer mit 10,000 Franken zum Vortheile Scribe's im Vorschusse bleibt. Wenn Meyer-

beer's neue Oper nun bald aufgeführt werden wird, so werden wir im Stande seyn, zu beurtheilen, ob das Libretto des großen Fabrikanten eine so theure Vorausbezahlung verdiente.

Wir sind überzeugt, daß Véron diese kleine Angelegenheit mit seiner gewöhnlichen Größe behandelt haben wird; deshalb ist es uns aber unbegreiflicher, wie er so kleinlich seyn konnte, die köstliche Charge, welche er Dantan eingab, dem Publikum zu entziehen. Alle andern Personen, welche der große Karrikaturist in seiner Gallerie aufstellte, haben zu allererst über ihr närrisches Aussehen gelacht, und ärgern sich nicht im Geringsten, sich den Augen der Gaffer in dem kleinen Museum der Passage des Panoramas ausgestellt zu sehen. Die Charge Véron's ist geistreich und malitiös, ohne etwas Beleidigendes zu haben, und da sie nun gänzlich unbekannt ist, so werden unsere Leser nicht böse seyn, sie hier durch eine kleine Beschreibung kennen zu lernen. Der Künstler hat unsern Director nämlich vorgestellt mit einem jener beruhigenden Instrumente in der Hand, die durch den Marschall Lobau so große Berühmtheit erlangt haben. Seine Nasenspitze guckt nur ein wenig aus einer ungeheuern Halsbinde hervor. Unter dem Arm hält er eine ungeheure Rolle Musikalien, und hinter sich schleppt er einen Pfauenschweif nach. Zu seinen Füßen liegen Büchschen mit der weltberühmten pâte-Regnault zerstreut.

Véron's frühere Stellung kann ihm unmöglich zur Schande gereichen; wir glauben vielmehr, daß sie ihn mit Stolz erfüllen sollte, da sie einen Beweis seiner Kühnheit gibt und seiner Einsicht in Geschäften. Wir müssen jedoch hinzufügen, daß, wenn gleich Véron Dantans Werk dem Publikum entzog, indem er die Form und alle vorhandenen Abgüsse kaufte, er doch wenigstens als Mann von Geist gehandelt hat, ein Titel, den ihm Niemand streitig machen wird, indem er seinen Freunden Exemplare dieser Burleske übersandte von einer Zueignung seiner Hand begleitet.

Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die steten Einnahmen der Oper von 8 bis 10,000 Franken als Antwort auf jene Einwände gelten können, die wir von dem Standpunkte der Kunst der Véron'schen Administration zu machen berechtigt sind. Auch wollen wir hier nicht näher erörtern, ob die zum Theil sehr kunstreichen Mittel, wodurch Véron während seiner Geschäftsführung die Oper auf einen so hohen Punkt hob, von langer Dauer seyn werden, oder ob sie seinem Nachfolger das Geschäft nicht unendlich erschweren.

Dieser Nachfolger, dessen Wahl schon seit einem Jahre so viel ehrgeizige Plane rege machte, ist Herr Duponchel, der gelehrte Zeichner der Costüme zur Oper: la Juive; derselbe Duponchel, den schlechte Spaßmacher schon einmal unter Umherschickung von Condolenzbriefen begraben ließen, und der sich nichts desto weniger sehr wohl befindet. Man schreibt seine Ernennung dem Einflusse des Herrn Bertin, des Redacteurs der Debats, zu. Folgendes war der Grund, daß der Sollicitant die Protection des ministeriellen Blattes erhielt. Bertin hat eine Tochter, deren musikalisches Talent auf die Bewunderung eines Salons wohl Anspruch machen dürfte, welche sich nun aber durchaus die Scene der großen Oper als Wirkungskreis erwählt hat. Zwei

Versuche dieser Mlle. Bertin, le loup garou und Fausto, welche in Feydeau und bei den Italienern gegeben worden sind, haben unglücklicher Weise die Schwäche der jungen Dame in der schweren Kunst dramatischer Komposition dargethan. Sie hat dessen ungeachtet aber in ihren Versuchen nicht nachgelassen. Victor Hugo selbst hat, wie man versichert, ein Gedicht in seiner grotesken Weise ihr für die Komposition anvertraut. Zu diesem Gedicht hat die Bertin eine Musik gemacht, die, wie alle Musiker versichern, unausführbar seyn soll, die nun aber die Familie des Mädchens in der großen Oper hören will. Um den Preis, daß er dieses Werk aufführen lasse, hat das Journal des Debats dem Herrn Duponchel seine hohe und mächtige Protection bei Herrn Thiers angedeihen lassen. Wir wünschen dem neuen Selbstherrscher der Rue Lepelletier, daß Mlle. Bertin keine andere Partitur mehr vorräthig habe, denn wenn sie sich vornehmen sollte, das Repertorium der Oper reichlicher zu versehen, so müssen wir fürchten, von dem administrativen Gesichtspunkte aus betrachtet, daß der Scherz der Spaßvögel mit der Beerdigung Duponchel's bald zur traurigen Wahrheit werde.

Während nun Duponchel, mit der Oper der Mlle. Bertin beladen, das Ruder der großen Oper ergreift, bereitet sich Véron vor, als Millionär in das Privatleben zurückzutreten. Er ist wahrhaft glücklich zu preisen: denn er hatte das zwiefache und seltene Talent, im rechten Augenblick zu kommen und sich zur rechten Zeit zurück zu ziehen.

II.

Die Trauerfeierlichkeit in Paris.

Wir sind nicht schnell genug, um der Geschichte zu folgen; ein einziges Ereigniß unserer heutigen Zeit würde ein ganzes Jahrhundert vergangener Zeiten erfüllt haben. Der schwarze Tod des vierzehnten, das trientiner Concilium im sechszehnten Jahrhundert befriedigten die Neugierde der Völker, erregten das Staunen der Generation, und genügten den Chronisten, den Philosophen, den Theologen, den Dichtern, Allem, was damals dachte, schrieb, forschte, las. Vergleicht man nun mit diesen Ereignissen das, was wir erleben. Der Süden von Europa hat seinen schwarzen Tod, an den man diesseits der Rhone und der Alpen kaum mehr denkt; Kalisch beruft ein militärisches Concilium zusammen, furchtbarer als das zu Trient. Soll von Ueberschwemmungen gesprochen werden, das überschwemmte Auvergne wird es uns sagen. Wollen wir Bürgerkriege, Spanien und Portugal werden antworten. Wollen wir den Tod in seiner fürchterlichsten Gestalt, den Selbstmord, so dürfen wir uns nur an das Fenster legen. Wir wollen uns jedoch nicht von diesem Ueberfluß an Calamitäten erdrücken

lassen, sondern wir wollen auf die Wissenschaft, auf die menschliche, muthvolle, geprüfte Vernunft, auf den Verstand der Völker bauen, und sie werden diese verderbten Ueberreste der alten Welt zerstreuen.

Stärker als die Politik, womit sie nichts zu schaffen hat, erhielt die unvergängliche Menschlichkeit eine glänzende Rechtfertigung in der prachtvollen Trauer der ganzen Bevölkerung von Paris bei dem Leichenbegängniß der Schlachtopfer vom 28. Juli. Sie war ganz zugegen. Diejenigen, welche den vierzehn Leichenwagen nicht folgten, in ernster Trauer mit dem Flor am Arme, standen weinend zu beiden Seiten des Trauerzuges, noch mehr, ganz Frankreich gesellte sich zu dieser Stunde der Feierlichkeit bei, der traurigsten, der beweinenswerthesten, der nationalsten, welche es jemals gesehen. Wenn 800,000 Franzosen bei diesem Leichenzuge innerhalb der Mauern von Paris waren, so folgten ihm 32 Millionen außerhalb der Barrière.

Diese tröstliche Einmüthigkeit beherrschte alle finsteren Gegenbeschuldigungen, den tiefwurzelnden Haß der Parteien. Nun da sie sich nicht umarmen konnten, weinten sie zusammen. Die Thränen sind Schwestern.

Es wurden ihrer so viele vergossen in jener glühenden Kapelle, wo vierzehn Särge der Reihe nach standen zwischen drei Kreuzen und zwei Priestern; vierzehn Särge, erhellt von traurigen Lampen, die auch in der Dunkelheit Thränen von Feuer ergossen. Eine unaussprechliche Andacht erfüllte die Seele in dieser glühenden Kapelle, weniger durch den Leichenapparat dieser schwarzen Schleier, dieser Särge, dieser Lampen, dieses Weihrauchs, weniger wegen des Todtengeruchs, wovon die Kirche erfüllt war, als durch den trüben Gedanken, daß fast jedes Alter in dieser Vereinigung seinen Repräsentanten hatte. Ein junges Mädchen von vierzehn Jahren, Handwerker, Angestellte, Tagelöhner, Soldaten, Anführer, ein General, ein Marschall von Frankreich, der Herzog von Treviso. Das eben machte traurig, denn hier war eine Musterkarte der ganzen Bevölkerung jener blutigen Revue. Jeder Andere hätte an ihrem Platze gewesen seyn können. Sie hat das Schicksal für die Anderen getroffen, sie allein büßten das Verbrechen, der Marschall und das junge Mädchen.

Am Mittwoch Morgen um neun Uhr flatterte ein weiter Trauerflor über Paris. Der gedämpfte Trommelschlag rief die ganze Nationalgarde zusammen, die in Gesammtmasse mitmarschirte, schön und majestätisch, wie sie es immer ist, denn sie weiß, daß die Todten das Heiligste auf der Erde sind, und daß nichts zu prächtig für sie ist, wenn das Vaterland sie beweint.

Nach einem ungeheuern militärischen Gepränge rollten langsam die vierzehn Wagen einher mit einem gestickten Anfangsbuchstaben auf der schwarzen herabwallenden Sargdecke; der erste Wagen führte Dem. Louise Josephine Remi, 14 Jahre alt. Die Lebenden und Todten hatten diese Ehre gelassen dem reinen zarten Kinde, welches vielleicht am Abend vorher glücklich und schön über denselben Boulevard schritt, wo es nun mit bleichem Gesichte vorüberzieht, und die Arme kreuzt für die Ewigkeit. Junge Mädchen hielten die Enden des jungfräulichen Bahrtuches, und riefen weit und breit Thränen hervor durch den Ausdruck ihrer rührenden Trauer. Sie waren weiß gekleidet, und gleich

der Todten mit Immortellen gekrönt. Wenn man bedenkt, daß auch sie hätten getödtet werden können, diese hier, jene dort, diese an der Seite ihres Vaters, jene in den Armen ihrer Mutter!

Die andern Wagen waren mehr oder minder geziert nach dem Range, den die Todten in der Gesellschaft eingenommen hatten; der des Marschalls war bedeckt mit Silber und reichen Stoffen. Die Herzogskrone, von Engeln getragen, glänzte in der Sonne. Vier Marschälle von Frankreich, Molitor, Gerard, Grouchy und Duperré, hielten das Bahrtuch, und das Schlachtroß folgte mit einem schwarzen Flor umhängt, worauf silberne Sterne gestickt waren. Diese orientalische Sitte, das Roß des Tapfern bei seinem Leichenbegängnisse mitzuführen, ist sehr gefühlvoll. Sein gesenktes Haupt, sein ruhiger Schritt, sein Erstaunen, seinen Herrn nicht mehr auf sich zu fühlen, sein Trauerschmuck endlich, der große Federbusch, Alles dieß verleiht dem Pferde einen Charakter, der es über das Gewöhnliche erhebt. Man bedauert es wie eine Waise.

Hinter dem Wagen des Marschalls ging Alles, was Frankreich Ausgezeichnetes in der Gesetzgebung, den Wissenschaften und den schönen Künsten zählt, die Minister, die Pairs, die Deputirten, der Cassationshof in rothen, der Rechnungshof in violetten Gewändern, die Facultäten mit ihren Pedellen, welche goldene Scepter trugen, der königliche Gerichtshof von Paris in rothen Kleidern, das Institut in großem Costüm, das Municipalcorps von Paris, die medicinische Schule im Costum, das Tribunal der ersten Instanz, der Generalstab des Geniewesens, die polytechnische Schule, die Normalschule und Deputationen der Handwerker.

Um ein Uhr hielt der Zug bei den Invaliden, wo das Amt gehalten wurde. Die Kirche war von außen und innen schwarz behängt und mit Trauerattributen umgeben. Cypressen, Kandelaber, Drapperien, Katafalke, Grabeslampen wurden überall gesehen.

Der König empfing die Todten, und während ein König von Frankreich, bis zu Thränen gerührt, selbst dem Schicksal entkommen, welches alle diese Todten abforderte, Weihwasser auf die Särge sprengte und die Kanonen auf dem Platze dazu donnerten, betete eine Königin auf beiden Knien für das arme Mädchen, wie für den Marschall. Die Glocken ergossen ihre Trauerklänge über Paris, und Frankreich hörte zu.

Dieser Tag war eine große geschichtliche Lehre. Er hat vielen Leuten gezeigt, daß es noch absichtslose Thränen gäbe für arme junge Mädchen, welche getödtet werden, für Handwerker, welche man verstümmelt, für Marschälle von Frankreich, die auf einem Tische im Kaffeehause den Geist aufgeben, welche ein langes Leben hindurch auf dem Schlachtfelde gekämpft und einen Sechsunddreißigpfünder erhofft hatten; daß es noch Thränen der Bewunderung gäbe für die Könige dieser Erde und heilige Königinnen, die nach dem Morde in einen Fiaker steigen, ihren eigenen verwundeten Sohn vergessen, um mit einer armen Wittwe, ihrer Freundin, in Gemeinschaft zu weinen.

Alles weinte: Greise über getödtete Greise, Jünglinge über getödtete Jünglinge, Weiber über getödtete Weiber, und junge Mädchen über das getödtete junge Mädchen.

Der Erzbischof von Paris hielt Messe für die Lebenden.

Türkei.

Gerechtigkeitspflege.

Obgleich die Aufmerksamkeit des Publikums seit so vielen Jahren nach der Türkei hin gerichtet ist, so ist dennoch im Allgemeinen noch wenig von der Geschichte und den Sitten dieses Volkes unter uns bekannt; der Zustand seiner Civilisation ist nicht gehörig gewürdigt, und man macht sich die falschesten Begriffe von der Regierung des Landes. Nach einem ziemlich allgemein verbreiteten Irrthume soll die Willkür des Sultans jedes Gesetz vertreten; allein es herrschen hier wie überall geheiligte Grundgesetze, die von der Regierung anerkannt und aufrecht erhalten werden.

Wir geben hier nach sichern Quellen die hauptsächlichsten jener Gesetze und einige Notizen über die türkische Verfassung.

Der Koran ist die Basis aller politischen und bürgerlichen Gesetze.

Die Vorschriften dieses religiösen Codex sind verpflichtend für alle Muselmanen. Selbst der Sultan muß sich ihnen unterwerfen. Ueberschreitet er sie, so wird er abgesetzt oder getödtet.

Die Regierung, als auf den Koran gebaut, ist heilig; die Person des Sultans unverletzlich; er wird wie der Stellvertreter des Propheten und der Repräsentant der Gottheit betrachtet.

Die Thronfolge ist in der Familie Othman festgesetzt; jedoch ohne Beobachtung des Rechtes der Erstgeburt.

Jedes muselmanischen Unterthanen Leben und Vermögen gehört der Vertheidigung des Gesetzes.

Diese Gesetze erkennen weder Adel noch sonstige Vorrechte. Vor ihnen sind alle Unterthanen gleich. Niemand kann verurtheilt oder seines Vermögens beraubt werden, ohne Urtheilsspruch.

Alle Unterthanen müssen die Steuern entrichten, besonders die Grundsteuer; Jeder kann zu allen Ehrenämtern gelangen.

Die ausübende Gewalt gehört dem Sultan uneingeschränkt; er muß sich jedoch den Aussprüchen des Divan unterordnen.

Der Divan oder Staatsrath besteht aus dem Groß-Vezier, erstem Minister und Stellvertreter des Großherrn; aus dem Mufti, Oberpriester; dem Kaimakan, Gouverneur von Konstantinopel; dem Reis-effendi, Minister des Auswärtigen; dem Kiajabei, Minister des Innern; den Kadilaskers für Europa und Asien, d. h. den Justizministern; dem Thersana-Emini, Seeminister; den drei Ober-Generalen der Cavallerie, Infanterie und Artillerie; dem Kapudan-Pascha, Admiral; den 6 Vezieren der Bank, Paschas von zwei Roßschweifen und aller jener Paschas von zwei und drei Roßschweifen, welche sich gerade in Konstantinopel befinden.

Der Divan, als Staatsrath, entscheidet über alle höchsten Interessen des Reichs, über Krieg, Frieden, höhere Verwaltung u. s. w. Auch fällt er in höchster Instanz das Urtheil in allen Civil- und Kriminal-Angelegenheiten. Er entscheidet die Prozesse gegen alle Beamten, welchen Ranges sie seyen. Seine Entscheidungen erfolgen nach der Stimmenmehrheit.

Der Großvezier präsidirt, und in seiner Abwesenheit nimmt der Mufti seine Stelle ein. Wenn Einer von ihnen selbst im Anklagezustand ist, so präsidirt stets der Andere, und in Abwesenheit dieses Andern, der Kaimakan. Wenn ein hoher Staatsbeamter verurtheilt wird, so muß das ganze Urtheil von der Hand des Mufti geschrieben seyn.

Der Großherr kann nicht den Vorsitz im Divan haben, und hat sogar keine Stimme darin. Er wohnt aber den Sitzungen hinter einem Vorhange bei.

Die Paschas, welche im Divan Sitz und Stimme haben, können, wie die 6 Veziere der Bank, nicht abgesetzt werden. Die Letztern sind stets Männer von großer Klugheit und anerkannter Rechtlichkeit. Sie werden stets zuerst um ihre Meinung befragt; ihnen ist zugleich die Aufsicht über die Großwürdenträger übertragen und die Aufrechthaltung der Verfassung des Reiches.

Todesurtheile, welche der Divan fällt, müssen stets vom Sultan unterzeichnet seyn; in andern Fällen genügt das Siegel des Mufti und anderer Räthe.

Die Auslegung der Aussprüche des Koran, als Strafgesetze, liegt dem Mufti in streitigen Fällen ob.

Jeder Pascha, dem der Sultan eine Provinz übergibt, erhält ein Tribunal, das gleichfalls Divan genannt wird, und das aus Effendi's, oder Rechtskundigen besteht. Von diesen Divans wird an den Divan in Konstantinopel appellirt.

In schweren Fällen wird der Ausspruch des Divan, wie der Wille Gottes verehrt. Der Sultan allein hat das Recht der Gnade und der Umwandlung der Strafen.

Die Mitglieder des Divan ernennt der Sultan.

Der Groß-Vezier ist der erste Staatsbeamte; ihm ist fast allein die Ausübung der Herrscherwürde überantwortet; das große Staatssiegel ruht in seinen Händen, das ihm der Sultan am Tage seiner Ernennung umhängt.

Die Ulemas sind die Diener der Religion und des Gesetzes. Sie sind entweder Effendis (Rechtsgelehrte) oder Imane (Priester). Der Mufti ist ihr Chef. Alle Ulemas sind heilig und können nicht eher zum Tode verurtheilt werden, bis daß sie abgesetzt und aus ihrer Korporation durch Divansbeschluß ausgestoßen sind. Die Stadtrichter (Kadis) werden aus ihnen gewählt, doch müssen sie Doctoren des Rechtes seyn.

Die Appellation von untergeordneten Gerichtshöfen zu den höhern, bis zum großen Divan in Konstantinopel ist durch das Gesetz festgestellt.





Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Hannover, 14. Aug.

(Aus der Posaune.) In Hannover geht es gegenwärtig still her. Der größtentheils schöne Sommer hat die halbe Stadt zu allen Thoren hinausgetrieben, und wer nicht Tage-, Wochenlang ausbleiben kann, versucht es mindestens mit Nachmittagen. Aber am Ende wird es langweilig, die Bäume anzusehen, die Blumen zu bewundern, den Stand der Feldfrüchte zu schätzen, die Stunde wohlthätig, aber heiß, und den Staub unerträglich zu finden. Kurz — es geht in Hannover still her! Der königlich baierische Oberfeuerwerker Hornung verdient daher allen Dank, daß er diese Stille auf die brillanteste Weise von der Welt aufrütteln wollte. Sein bekannter Ruf, wie das schönste Abendwetter, hatten am 11. d. M. eine unabsehbare Menge nach dem Schützenplatze hinausgelockt, denn, wer ihn etwa nicht in der Wirklichkeit gesehen, konnte hier den Brand von Moskau, ohne zu frieren oder zu verbrennen, in der behaglichsten Nähe betrachten. Freilich war dieser Brand nur ein kleines Bild des wirklichen, der Schützenplatz ist bekanntlich auch nicht die Stadt Moskau, und der Himmel bewahre uns in Gnaden vor der Wirklichkeit, denn wir könnten dann nicht sagen, was auch keiner damals unter Napoleons Adler gesagt hat: Wir gingen erfreut und befriedigt nach Hause.

Petersburg, 23. Juli / 4. Aug.

— Die Handelszeitung meldet die Ankunft einer Karavane aus der Bucharei von 1072 Kameelen an der Douane von Troitsk zu Ende des Monat Mai.

München, 12. August.

M. — Das Bedeutendste in unserer Residenz, während der Abwesenheit des königlichen Hofes und des größten Theils der höhern Gesellschaft, ist Ihres Seydelmanns Anwesenheit, der ganz unglaublicher Weise bei dieser afrikanischen Hitze das Haus füllt, und alte oft gesehene Stücke, die hier nur mit zweiten und dritten Subjecten besetzt werden können, zu Cassenstücken umwandelt. Am ersten Abende wurde der ausgezeichnete Künstler unmittelbar nach der Scene im vierten Acte (als Carlos im Clavigo) stürmisch hervorgerufen, eben so nach der Darstellung des Vatel, der sehr angesprochen hat. Als Ludwig XI., in dessen Darstellung er auf überraschende Weise mit Ligier in Paris übereinstimmt, so wie als Jude Schewa, wurde der

Gast empfangen und dreimal hervorgerufen. Publikum und Kritik lassen sich gleich lobend und rühmend vernehmen, und von den Kritteleien einer gewissen Clique in Berlin, die durchaus etwas an dem großen Künstler zu tadeln wissen wollte, ist hier keine Spur vorhanden. Die ferneren Rollen, worin wir Seydelmann hier noch bewundern werden, sind Franz Moor, Mephistopheles, Wellenberger in den Advokaten, Ludwig XI. zum zweiten Male und als Schluß der Shylok. — Eßlair und Vespermann sind, als Seydelmann kam, auf's Land gezogen. — Die Schröder soll, wie es heißt, in Wien bleiben und Madame Birch-Pfeiffer an ihrer Stelle engagirt werden. Zu den Oktoberfesten finden hier große Vorbereitungen Statt. Das prächtige Postgebäude mit seinen zwölf Säulen ersteht auf dem Max-Josephsplatze, in dessen Mitte sich die Max-Josephs-Statue erhebt. Die Residenz des Königs ist bis dahin vollendet, und der Monarch wird bei dieser Gelegenheit seine silberne Hochzeit begehen. —

Professor Zimmermann, unter dessen Leitung die Pinakothek und mehre andere große Bauwerke gemalt werden, tritt in diesen Tagen eine Reise nach Düsseldorf, in seine Heimath, an.

Prag, 10. August.

— A. Moritz's Gastrollen sind nun zu Ende, und das Publikum überzeugte sich von den bedeutendsten Fortschritten, die er während dieser Zeit gemacht hat. Der Beifall war so enthusiastisch, daß er an einem Abende vier Mal als Johann in Maske für Maske und eilfmal in den Drillingen, also fünfzehn Mal herausgerufen wurde. Man fand sein Spiel nach allen Richtungen vervollkommnet, Organ und Haltung ausgebildeter und in Auffassung und consequenter Durchführung der entgegengesetztesten Charaktere weit vorgeschritten. Es freute den Freund der dramatischen Kunst, aus des Künstlers Munde zu hören, wie viel er davon des großen Seydelmann's Lehre und Beispiel verdanke. Jetzt ist Herr Moritz nach Brünn abgereist, um den Rest seiner Ferien mit einem Gastspiel auf dem dortigen Theater auszufüllen, das sich nach allen Berichten unter der kunstverständigen Leitung des Herrn Direktor Schmidt auf einer für eine Provinzbühne sehr seltenen Höhe erhält. — Bei der Gesunkenheit unsers ganzen Schauspielwesens ist ein solcher Besuch wahrhaft erquickend und belebend.

Danzig, 11. August.

Zum festlichen Empfange des hohen Kaiserpaars werden bereits die lebhaftesten Vorbereitungen getroffen. Der Artushof wird zu einem Festballe bei dieser höchst erfreulichen Gelegenheit stattlich dekorirt, und hoffentlich durch die Gegenwart der hohen fürstlichen Häupter ein neues historisches Interesse gewinnen. — Eine der merkwürdigsten Erscheinungen, die, während der Anwesenheit unsrer Gäste aus Rußland alle Blicke auf sich zog, war der Tambourmajor der Russischen Gardetruppen. Dieser Musikführer, ein Vierziger und aus Eriwan gebürtig, hat eine Körperhöhe von 7 Fuß und 2 Zoll. Mit dieser ungewöhnlichen Körperhöhe steht die Körperstärke und Muskelkraft dieses Riesen in genauer Proportion. Er ist von den 54 Millionen Menschen im weiten Russischen Reiche der größte, und sein Anblick erweckt Erstaunen. Von den fast durchgängig mit Ordens- und Dienstehrenzeichen geschmückten Gardisten nahm besonders ein Feldwebel unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Fünf Russische Ordens-Zeichen schmücken die Brust des noch rüstigen Feldwebels, der, als Dienstehrenzeichen, 5 Streifen, 3 gelbwollene und 2 von Goldtressen, auf dem Arme trägt, von Moskau aus bis Paris den Schlachten beigewohnt, den Feldzug nach Persien mitgemacht, den Balkan überstiegen, und zuletzt in Polen mitgefochten hat. Eine gut geschriebene Lebensgeschichte dieses Mannes würde zugleich eine reiche Kriegsgeschichte seyn. Das großartigste Schauspiel für die Danziger, mehr aber noch für die Gäste aus den kleinern Nachbar- oder fern vom Strande liegenden Landstädten, wurde durch eine Spazierfahrt nach der Rhede, zum Besuch der Kaiserl. Russischen Flotte, dargeboten. Noch heute sehen wir, trotz des anhaltenden Sturmwetters, Schaulustige diese Augenfreude suchen. Doch, einer kleinen Völkerwanderung gleichend, wimmelten, während der Ausschiffung, Böte und größere Seefahrzeuge auf dem Ostseespiegel von den Moolen des Hafens bis zu den riesigen Kriegsfahrzeugen. Das Imposante dieses Schauspiels befriedigt auch jede Erwartung. Ist die Seekrankheit, die den Neuling auf den tanzenden Wogen überrascht, nicht zu angreifend und zu anhaltend, so hat er, wenn er die Kriegsschiffe erreicht, bald das kleine Naturübel vergessen, und fühlt sich, beim Anblick der schwimmenden Festungen (von welchen das eine Linienschiff 120 Kanonen führt, und bei ernstem Ereigniß eine Besatzung von 1000 Mann hat), reich entschädigt. Fern vom bergenden Strande, unter freiem Himmel, über unheimlicher Meerestiefe von schäumenden Wellen umringt und geschaukelt, blickt man aus dem niedern Fahrzeuge scheu zu den Giganten des Meeres empor, und wähnt sich in einem neuen Reiche, von den bisherigen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens getrennt, zu befinden. Eine wahrhaft erhabene Außenseite gewann dieses Schauspiel, als am 3. Aug. das russische Admiralschiff zur Feier des Geburtsfestes unsres allgeliebten Königs eine Kanonade eröffnete. Mit dumpfem Donnerhall schallten die Kanonenschläge aus dem Meere herauf und herüber.

Die Fantasie rief abenteuerliche Gebilde wach: man glaubte, der Meergott Neptun steige königlich aus den Wellen empor und grüße jubelnd das Licht des Tages, der einst den besten der Herrscher geboren. So folgte Schlag auf Schlag, bis bald das ganze Schiff von einer dichten Dampfwolke umgeben dem Auge des Zuschauers unsichtbar wurde. Erst lange darnach erhob und verdichtete sich diese Wolke, zog längs der Wasserfläche dem Lande zu und schloß sich einem Fichtenwalde an, an dem das schwarze Gewölk lange, als suchte es Ruhe von der Meerreise, gelehnt blieb. Die Russischen Marineoffiziere wetteiferten in gastfreundschaftlicher Zuvorkommenheit. Freundlich wurden die uneingeladenen Gäste von ihnen empfangen und durch die Schiffsräume geführt, wo, bis ins Detail, jedes dem Landbewohner Merkwürdige gezeigt und erklärt wurde. Einer dieser gefälligen Offiziere, der, auf Befragen der neugierigen Gesellschaft, welche er umherführte, sich als den Sohn eines Weltumseglers berühmten Namens zu erkennen gegeben, führte die Gäste zuletzt in sein eigenes Kajütenzimmer. Man erstaunte über die hier vorherrschende Ordnung, Reinlichkeit und zierliche Aufstellung der Instrumente und der kleinen Bibliothek; als darauf der freundliche Wirth die seidene Gardine von einem weiblichen Brustgemälde mit den Worten zurückzog: »das ist meine Frau,« rief ein Mitglied der Gesellschaft: »dem Haare und den Gesichtszügen nach ist Ihre Frau Gemahlin jedenfalls eine Deutsche.« — »Es ist die Tochter des ermordeten Kotzebue,« erfolgte zum Bescheide. Ueber 300 mit schaulustigen Passagieren gefüllte Böte und kleine Schiffe zählte man gleichzeitig auf der Rhede. Das schöne Geschlecht hatte diesmal die Gefahr nicht gescheut, und lustig und luftig flatterten die farbigen und weißen Schleier auf der beweglichen dunkelgrünen Wasserfläche. Nicht selten ertönte auch ein sonorer Angstruf; während von oben der schelmische Wind mit den leichtgeschwingten Sommerhüten tändelte, trieb der Wellenschlag sein loses Schaukelspiel mit den Böten, und selbst mancher Leidenszustand wurde durch die Seeluft und ungewohnliche Bewegung erweckt. — Am achten d. M. traf hier ein Russischer Hof-Courier ein, der von zwei Tscherkassen in Nationaltracht begleitet war.

Erfurt, 11. August.

— Diesen Nachmittag ward hier von der Schwimmanstalt ihr jährliches Schwimmfest gefeiert, das als eines der eigenthümlichsten und achtbarsten Volksfeste erscheint. Die Anstalt selbst ward vor wenig Jahren von der hiesigen Garnison gegründet, ausgestattet, und bisher unterhalten, auf einem Theile des zur Befestigung gehörigen tiefen, rundherum eingeschlossenen Stadtgrabens. Halb 4 Uhr beehrte die Generalität die Eröffnung; die Geübtern begannen in einem Zuge von vielen Reihen hinter einander, unter fortwährender Musikbegleitung, die Hauptfahrt als Fahrtenschwimmer, und jedes Auge erfreute sich der weitbedeckten lebendigen Wasserfläche. Davon zurückgekehrt sang der ganze Kreis ein Schwimmlied ab. Dann stieg Einer der Generale auf die Bühne, leerte einen silbernen Becher auf das Wohl Sr. Majestät und warf ihn hinab in die Tiefe; hinein stürzten sich jetzt eine Reihe von Tauchern, bis Einer den Becher als Preis heraufbrachte. Die Andern fuhren fort, von verschiedenen Höhen auf verschiedene Weise herabzuspringen; Mehrere schwammen mit Gepäck und Waffen, oder stürzten sich eben so 3 Stockwerke hoch hinunter und feuerten noch im Wasser ab; 9 Knaben gaben im Becken, im Schwimmtritt eine Quadrille mit Touren; und ein Aufseher endlich zeigte außerhalb eine Art des Fischfangens im Schwimmen — Alles unter fortwährender Musik und zahlreichen Böllerschüssen. Ebenso ging nun der ganze Kreis, wieder angekleidet, an zwei im Freien aufgestellte Abendtafeln, deren festliche Freude noch durch zahlreiche Zuschauer getheilt wurde.

Nacogdoches in Texas, 16. Febr.

— »Auch ich reiste von Deutschland nach Texas, um mich in der Austin- und Williams-Colonie niederzulassen, wo 6 Monate früher Freunde und Verwandte von mir aus Deutschland hingereis't waren; doch was fand ich: leider! waren mehre bereits am Fieber gestorben, andere kränkelten, und alle klagten über das Clima: hierzu kam, daß Austin und Williams ihre Colonie verloren, und diejenigen, welche mit diesen Männern Contrakte abgeschlossen und Gelder bezahlt hatten, erkannte das Gouvernement nicht an. — Jetzt wurde uns erst der schönste Theil von Texas bekannt; ich reis'te dahin, das Land zu besehen und hier angekommen, finde ich alles dasjenige nicht nur wahr, sondern ich kann in aller Wahrheit versichern, ich habe nie ein schöneres Land gesehen. Um Ihnen nur einen Beweis zu geben, wie wahr ich rede, so versichere ich Sie, daß im letzten Jahre sich in hiesiger Gegend 1200 Familien aus Nordamerika niedergelassen haben, Beweis genug, wie viele Vortheile Texas vor den vereinigten Staaten hat; auch braucht der Landmann hier nicht erst sein Feld von riesenhaften Bäumen zu reinigen, welches ihm Jahre rauben würde, bevor er ernten könnte. Hier ist das meiste Land eben und sehr gut, und gleich beim Lande befindet sich Waldung mit allem in Europa bekannten Wildprett, vorzüglich Hirsche, Rehe und auch sehr viele wilde Puter; einige Bären gibt es auch hier, doch sind diese den Menschen durchaus nicht

gefährlich und werden häufig geschossen. Mit Wahrheit kann ich Ihnen versichern, man reis't hier wochenlang durch menschenleere Gegenden weit sicherer, als in dem civilisirten Europa. — Nachdem ich solchergestalt die Kenntniß vom besten Lande bekommen, machte ich einen Antrag bei dem Gouvernement, mir käuflich ein großes Stück Land zu überlassen; mein Antrag wurde von einigen Freunden, die ich hier gefunden, unterstützt, und ich erhielt die Genehmigung vom Gouvernement, über die von mir ausgesuchten 25 Meilen, zum Theil Land, Wald und Wasser. Dieß Land liegt im schönsten Theile von Texas zwischen 30 und 50 englische Meilen Nord-Nord-West vom hiesigen Platz, sehr nahe dem einzigen Salzwerk von ganz Texas. Es führen durch das Land zwei Hauptwege, die sehr lebhaft sind, ein Weg von Arcansas nach Mexico. Mehre kleine Flüsse entspringen in dem von mir gewählten Lande, und bilden den Natches und Angelino River, welche von diesem Lande in einer Entfernung von 30 engl. Meilen schon für Schiffe von 100 Tonnen Größe schiffbar sind, und es gehen bereits mehre Dampfschiffe darauf, da der Natches River mit dem Golf von Meriko in direkter Verbindung steht, was für das Land von großem Nutzen ist. Der Boden des Landes eignet sich besonders zum Anbau von Baumwolle und Getraide aller Art, welches hier sehr theuer ist und jeden Tag abgesetzt werden kann. Der Boden bedarf nie Dünger, und selbst im Winter bleibt das Vieh in den nahen Waldungen, wo es sich sein Futter bei seinen wilden Brüdern selbst sucht und in reichem Maaße auch findet, da es eine große Masse von Nüssen, Eicheln und Kastanien daselbst gibt. Das hiesige Klima ist sehr gut und gesund.

(Albert Emanuel, vormals in Arolsen, an Herrn Konsul Wichelhausen in Bremen.)

Literarische Uebersichten.

VALIDA, OU LE COEUR D'UNE FEMME.

Man findet in diesem Romane so viel Leidenschaft in den Charakteren, so viel Wärme in den Begebenheiten, und der Styl genügt sowohl den häuslichen Scenen, als den fürchterlichen. Eine so große Geschicklichkeit in der Ausführung, wie in der Erfindung dieses Buches ist sichtbar, daß es unmöglich scheint, daß eine Marquise, eine Dame dieses Buch geschrieben haben soll. Wir können jedoch versichern, daß die Hand, die Valida gezeichnet hat, eben so weiß und zart, als von Stande ist. Wir haben weder den Stammbaum, noch die Hand gesehen, aber aus dem Buche urtheilen wir von dem Range und Geschlechte des Verfassers. Es werden in diesem Buche solche Vergessenheiten des Herzens so fein entschleiert, Schwächen der Seele und des Körpers so weise zergliedert, daß ein Mann diese Schilderungen wohl verursacht, eine Frau aber nur sie entziffert haben kann. Wir haben es zu lange anstehen lassen, den Liebhabern viel gelesener Werke dieser Gattung den Reichthum der Details zu verkünden, welche in dem Romane der Marquise von C. glänzen. Wir wollen daher hier bloß dieß Werk bezeichnen, und auf seine Verfasserin hindeuten, aber nicht jene Elemente analysiren, welche bereits der Gegenstand der Unterhaltung in der höhern Gesellschaft geworden sind.

GEORGE, OU UN ENTRE MILLE.

par

Théodore Muret.

— Dieses Werk scheint uns bestimmt, jene krankhaften Symptome unserer Zeit auf geschickte Weise darzustellen, welche aus jeder Künstler-Imagination ein Instrument oder eine Waffe macht, die sie gegen sich selbst kehrt. Der Maler Robert hat sich getödtet, der Maler Gros ist ihm gefolgt. In beiden Fällen waltet ein Räthsel. Diese heftigen Entschlüsse können nur immer einem Jahrhundert angehören, das an sich zweifelt, und dessen männliche Kraft durch Sophisterei untergraben wird. Die Folgen des Selbstmords für die Familie und die gehässige Gleichgültigkeit der übrigen Gesellschaft für das Schlachtopfer, haben dem Verfasser Théodore Muret zu Schilderungen von dem lebhaftesten Interesse Gelegenheit gegeben. Es ist ein ächter Roman voll Kraft und Lehre, wie er dem wankenden Muthe, den vor der Kritik oder der Kränkung bebenden Seelen, dienlich seyn kann.

Musik.

Den 10. August fand die Prüfung der Gesangsklasse am Conservatorium in Paris statt. Die Versammlung war die glänzendste der Hauptstadt. Eilf Concurrenten, acht Frauen und drei Männer ließen sich hören. Der erste Preis wurde zwischen vier Damen und einem jungen Mann getheilt. Drei Damen und zwei Männer erhielten den zweiten, so daß auf eilf Concurrenten zehn den Preis erhielten. Wir geben die Namen der Reihe nach:

Erster Preis. Dem. Fleschenx, Schülerin von Castelli und zuletzt von Ponchard; Dem. Hirne, Schülerin von Ponchard; Dem. Vernhet, Schülerin von Mad. Damoreau, später von Ponchard; Dem. Melotte, Schülerin von Bordogni; Herr Puig, Schüler von Ponchard.

Zweiter Preis. Herr Fleury, Pensionär, Schüler von Martin; Dem. Charlet, Schülerin von Martin; Dem. Castellan, Schülerin von Bordogni; Dem. Lemesle, Schülerin von Ponchard; Herr Achard, Schüler von Bordogni.

Herr Cherubini präsidirte dieser ierlichkeit.

— Ein Dilettant in der italienihen Gesangkunst, Herr L. J. Ep·inger, Dr. der Rechte in Wien, hat io eben italienische Arietten herausgegeben, welche sich großen Beifalls zu erfreuen haben. (Wir werden mit Nächstem eine derselben als Probe unserem Blatte beilegen.)

— Die königliche Akademie der Künste zu Berlin hat, da der Mangel an Komposition für die Altstimmen zu fühlbar ist, einen Preis von 100 Thalern in Gold für eine neue, noch nicht gehörte, gelungene Komposition für die Altstimmen gesetzt, und unsere Komponisten aufgefordert, an dieser Bewerbung Theil zu nehmen. Das Gedicht in deutscher Sprache und von lyrisch dramatischer Form muß die Komposition eines Recitatives, Ariosos und einer Arie zulassen. Auch fordert man die Anbringung eines Chors, dabei darf aber das Altsystem um nicht mehr als eine Terz nach oben überschritten werden. Die Partituren müssen zum 31. März 1836 eingereicht seyn. Die Zuerkennung des Preises folgt am 3. August 1836, an welchem Tage auch die gekrönte Composition zur Aufführung gebracht wird.

Theater.

Angelo, Tyrann von Padua, nach Victor Hugo von Theodor Hell, hat in dem Berliner Königsstädtischen Theater nicht ganz so gefallen, wie auf dem Theater Français. Die Rollen der Mars und Dorval, welche dem Stücke in Paris den größten Schmuck verliehen, wurden in Berlin von den Damen Laddey und Siebert gegeben.

Aus der Gesellschaft.

Das Fest in Tivoli zu Paris am letzten Sonntage war eines der glänzendsten und besuchtesten. Alle Fremden stimmten darin überein, daß es keinen köstlichern öffentlichen Vereinigungspunkt geben könne. Während der Nacht wurde ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt.

Wissenschaftliches.

In der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften wurde ein arabischer Arzt eingeführt, welcher den General Allard nach Frankreich begleitet hat. Der Begleiter des Arabers lud die Versammlung ein, seine naturwissenschaftlichen und archäologischen Sammlungen zu besehen, welche er während seiner zwanzigjährigen Reisen in verschiedenen Gegenden Asiens anlegte. Auch findet sich eine Flora des Himmalaya darunter. Es wurden sogleich vier Akademiker, die Herren Miobel, Jussieu, Richard und Broguiart mit der Untersuchung dieser Merkwürdigkeiten beauftragt.

Gesundheitspflege.

Nach schönen Augen ist nichts so anziehend bei einer Frau, als ein schöner Mund, weiße Zähne und ein milder wohlduftender Athem. Die Natur ist leider nicht sehr verschwenderisch mit diesen Gaben, selbst wenn sie andere verlieh. Daher ist die neue Erfindung eines englischen Doctors, Addison, in Paris sehr zu berücksichtigen, die in einem ganz vortrefflichen Zahnpulver und Wasser besteht, wodurch die schlechtesten Zähne sogleich sehr weiß werden, selbst dem Knochenfraße Einhalt geschieht, und der Athem einen angenehmen Geruch erhält. Der Zulauf nach diesen Schönheitsquellen ist ungeheuer.

Geschichtliche Notiz.

Das Haus Nr. 50 auf dem Boulevard, von wo die Höllenmaschine am 28. Juli ihre Verheerungen anrichtete, ward einst von dem Revolutions-Comité, unter der Benennung der Section von Gravilliers bewohnt. Dieses Comité war aus folgenden Mitgliedern zusammengesetzt: Wallet, Peruquenmacher; Dutil, Exjesuit und Schriftsteller; Delaunay, Schriftsteller; Laurent, desgleichen; Perinet, Pferdehändler; Simon, Gärtner und Aufseher Ludwig XVII.; Fagnon, Gewürzkrämer.

Küstenfischerei.

Schon lange ist die Küstenfischerei eine der Hauptquellen des Reichthums und der Staatskraft der Holländer gewesen, während sie in Frankreich sich nie zu einer solchen Wichtigkeit erhoben hat. Nichts desto weniger trägt diese Beschäftigung auf eine sehr bedeutende Art zu dem Wohlstande der gesammten Küstengegenden von Frankreich bei, und namentlich zur Bildung der Matrosen, eine Behauptung, für welche folgende Thatsache als Beweis dienen mag. Aus den Etats, welche alljährlich von den Küstengegenden eingehen, und welche der Centralverwaltung übersendet werden, geht hervor, daß die Gesammtzahl der Leute, welche sich freiwillig mit der Seefahrt beschäftigen, ungefähr 100,000 beträgt, so daß also auf jede Meile der Küste etwa 146 Matrosen kommen. Im Durchschnitt haben diese Matrosen ein Alter von 14 Jahren und darüber, sie stellen also eine Bevölkerung von 283,000 Seelen dar, was etwa 1/601 der ganzen Bewohnerzahl von Frankreich austrägt. Im J. 1816 betrug die Zahl der, mit der Küstenfahrt oder den größern Fahrten beschäftigten, Mannschaft sämmtlicher französischer Fahrzeuge nur 32,000 Mann und die der Fischerboote 36,000; man kann also ohne Uebertreibung sagen, daß ungefähr die Hälfte der französischen Seeleute dem Fischfange ihren Unterhalt verdankt.

Die kleine Fischerei, von welcher hier hauptsächlich die Rede ist, wird ziemlich nahe bei der Küste getrieben und man bedient sich dazu gewöhnlich kleiner Fahrzeuge, ohne Deck, von etwa 5 — 20 Tonnen Last, welche nur kurze Zeit auf dem Meere bleiben. Ihre Zahl hat sich seit dem J. 1816 wenig vermehrt, wo sie 5,356 Schiffe von 34,021 Tonnen Last mit 26,806 Mann Bemannung betrug, während sie im Jahr 1828 5837 Schiffe von 39,797 T. L. mit 26,324 Mann stark war. Im Durchschnitt beschäftigt also die kleine Seefischerei ungefähr 26,000 Mann. Der Ertrag dieser Fischerei

ist im Ganzen nicht bedeutend, allein sie gewährt den großen Vortheil der Beschäftigung für Leute aller Alter, und ist die Ursache, daß die ganze Umgegend auf diese Weise eine nahrhafte und zugleich wohlfeile Speise erhält. Der Ertrag war im J. 1817 ungefähr 13 Mill., 326,777 Fr., im J. 1827, 17 Mill. 834,068 Fr., und im J. 1828, bis 16 Mill., 639,645 Fr. Außerdem dient aber diese Fischerei zu einer Art von Schule für die angehenden Seeleute und bietet denen, welche ihr Alter verhindert, sich weit hinaus zu wagen, ein Unterhaltsmittel dar. Die Zahl der Patrone (Schiffs-Eigenthümer) betrug im J. 1828: 4534, die der erwachsenen dienstfähigen Matrosen 7,126, die der jungen, angehenden 1,696, die der Schiffsjungen 3,829, und die der nicht Klassificirten oder Dienstlosen 9,139; zusammen 26,324. Ein großer Nachtheil für die Küstenfischerei ist übrigens die allgemein anerkannte und bitter beklagte Abnahme der Fische, weßwegen man auch schon auf die Abschaffung des Gebrauchs des künstlichen Fischergeräthes angetragen hat, dem man namentlich die Zerstörung des Fisch-Reichthums an der französischen Küste zuschreibt.

Eine eigenthümliche Beobachtung ist die, daß die Fischerei sich keineswegs in allen Theilen des französischen Küstengebietes entwickelt hat. So gab es z. B. im J. 1820 in den sämmtlichen Häfen der Manche 22—23,000 Menschen, welche sich theils mit dem großen, theils mit dem kleinen Fischfange beschäftigten, während in dem Theile Frankreichs, welcher von dem atlantischen Meere bekränzt wird, nur 9—10,000 Menschen davon lebten, und an der Küste des mittelländischen Meeres gar nur 7,000 Menschen damit beschäftigt waren. Wenn man die verhältnißmäßige Ausdehnung dieser Küsten beobachtet, so gehet hieraus hervor, daß die allmählige Entwicklung dieses Gewerbszweiges gegen Süden und Westen ungefähr dieselbe geblieben, dagegen im Norden die verhältnißmäßige Zahl dieser Fischer mehr als zweimal so bedeutend geworden ist, als in den beiden andern großen Abtheilungen des französischen Küstengebiets. Im J. 1820 waren an der Küste des Departement der Manche 12,490 Mann auf 2,167 Schiffen von 29,997 T. L. beschäftigt, und ihr Erwerb betrug 7 Millionen 793,424 Fr.

An den Küsten des atlant. Meeres trieben 8,769 Mann auf 2,159 Schiffen von 9,641 Tonnenlast die Fischerei und verdienten 2 Mill. 99,182 Fr., und an den Küsten des mittelländischen Meeres arbeiteten 5,615 Fischer auf 1,684 Fahrzeugen von 7,212 Tonnenlast, und ihr Erwerb betrug 2 Mill. 782,190 Fr. Man sieht also aus diesen Angaben, daß die Zahl der Fischer in der Manche um das Doppelte bedeutender ist, als die am Ufer des mittelländischen Meeres, und daß die Zahl derer im westlichen Theile des Küstenbezirks sich ungefähr wie 4 : 6 verhält. Sonderbar ist es, daß diese Angaben in durchaus keinem Verhältniß mit der Entwicklung der Handels-Marine in jenen Gegenden stehen. Man zählt eben so viele Matrosen in den westlichen Häfen, wie in denen der Manche, und in den mittelländischen Häfen findet man beinahe 3/5 der Letzteren. Im Jahr 1826 gab es, nach den offiziellen Seelisten auf den Küsten der Manche ungefähr 37,000 dienstfähige und invalide Seeleute, 36,000 an der Küste des atlantischen

Meeres, und 20,000 in den mittelländischen Häfen.

(Frankf. Hand. Corresp.)

Kleine Scherze des mittelländischen Meeres.

— Ein Uhrmacher auf Malta besaß ein Landgut an der nordwestlichen Spitze von Gozzo. Der Grund war Kalk, der sich unmerklich zum Meere senkte, an dessen Ufer er noch immer eine senkrechte Höhe von 40—50 Fuß behielt. Der Eigenthümer, der von dieser Lage Vortheil zu ziehen trachtete, kam auf den Gedanken, eine Saline anzulegen, und ließ zu diesem Ende große Aushöhlungen in den Felsen machen, um das Meerwasser darin aufzufangen. Unter diesen künstlichen Höhlen befand sich eine natürliche, die sich bis zum Meeresspiegel erstreckte. Diese Höhlen ließ er nun mit einander in Verbindung setzen, so daß das Meerwasser sich darin ansammeln konnte. Das Unternehmen versprach den glücklichsten Erfolg; die Bassins waren kaum gefüllt, so trockneten sie sogleich wieder und man mußte sie von Neuem füllen. Allein bald bemerkte man, daß das Wasser sich nicht verdunstete, sondern durch den zu porösen Kalkstein wieder in das Meer zurück floß, weßhalb denn auch nur wenig Salz zurückblieb. Dies ärgerte den Eigenthümer so, daß er darüber krank wurde, und seine kostspieligen Anlagen gänzlich eingehen ließ. Allein die Unannehmlichkeiten waren für ihn noch nicht zu Ende. Als im Winter die großen Stürme kamen, trat das Meer in die natürliche Höhle und von hier, durch den ungeheuern Druck, in die künstlichen, von wo es als ein majestätischer Springbrunnen von 60 Fuß Höhe sich erhob und mit großem Brausen niederfiel. Das Schauspiel war prächtig, aber das Salzwasser, welches weit über die Gränze des Uhrmachers sprützte, zerstörte viel von den Früchten der Nachbaren, die diese auf Malta so mühsam ziehen müssen. Sie verlangten daher Entschädigung von dem unglücklichen Salzfabrikanten, der aus Schmerz über alle diese Tribulationen im nächsten Frühjahr den Geist aufgab. Nun kamen die Nachbaren herbei, füllten die Löcher mit Steinen aus und glaubten Ruhe zu haben. Allein sie bahnten damit nur einem neuen Phänomen den Weg. Als die Winterstürme wieder begannen, hörte man ein unterirdisches Getöse in dieser Gegend, bald wie Kanonenschüsse, bald wie Donner, der von der in der Höhle eingeschlossenen Luft herzukommen schien. Endlich wurden die Steine von der unterirdischen Gewalt weggehoben und der Springbrunnen entstand noch mächtiger und ergoß sich zerstörend nach allen Seiten. Man verstopfte sogleich wieder die Oeffnung und das Getöse begann auf's Neue. Bis jetzt hat die Eruption schon drei Mal statt gefunden und die armen Leute wissen sich nicht mehr zu helfen.

Anecdote.

Ein großer Mann, der seine Stiefeln wichst.

Dieser große Mann war auch ein guter Mensch; beide Eigenschaften begegnen sich nicht oft in demselben Individuum. Er besaß sie und viele andere noch. Vor Allem war er ein vortrefflicher Familienvater; seit 15 Monaten ungefähr genoß der große Mann die Seligkeit, Vater zu seyn; seit 6 Monaten wurde der Sohn des

großen Mannes nicht mehr säugt, und Katharina, die Amme, eine junge, frische und heitere Bäuerin, verlangte, daß man ihr erlaube, in ihr Dorf zurückzukehren, weil der Kleine ihrer nicht mehr nöthig habe, und wie ein ganz großer Mensch bereits Suppe essen könnte. Der große Mann wollte die Amme aber nicht wegreisen lassen, denn der gute Mensch hatte darüber so seine eigenen Gedanken. Er dachte, daß wenn eine Amme dem Sohn des Hauses ihre Milch gegeben habe, sie auch zur Familie gehörte. So oft also Katharina bat, that der große Mann, als hörte er nicht, und die arme Amme vergoß Thränen. Katharina war 22 Jahre alt und verheirathet. Ihr Mann war ein guter dicker Hercules von ein vierzig Jährchen, Maurer seinem Stande nach und Bauer von Geburt. Als Katharina ihr Dorf verließ, hatte ihr Meister Peter gesagt: „Vor allen Dingen bleib mir nicht länger als ein Jahr dort unten, sonst komm' ich, Dich zu holen, Du magst wollen oder nicht.“ Nun war schon mehr als ein Jahr vorüber, und da kommt an einem schönen Junimorgen Meister Peter nach Paris. „Ei, da bist Du ja, Peter,“ sagte der große Mann, „was willst Du?“ — „Ich will meine Frau!“ — „Schon recht, aber wir brauchen sie nöthig.“ — „Und ich etwa nicht? Glaubt Ihr, daß man sich verheirathet, um vier Stunden von einander entfernt zu leben. Was da? Ich muß meine Frau haben.“ — „Weißt Du was, bleib Du auch hier, und man wird Dir Beschäftigung geben.“ — „He!“ — „Du sollst mein Kammerdiener werden. Katharina wird nicht unser Kind verlassen, und Du wirst Katharina nicht verlassen.“ — „Ich, ein Kammerdiener! Was versteh' ich davon?“ — „Man wird es Dich lehren. Kleider ausklopfen, Stiefel wichsen, das ist nicht schwer!“ — „Für Euch, das glaub' ich wohl! Ich aber bin ein armer Maurer, das ist wieder was anders.“ — „Genug, man wird Dich unterrichten!“ — „Wer?“ — „Ich!“ — „Ihr, so ein großer Herr, Ihr würdet mich Stiefeln wichsen lehren? Ach, laßt mich in Ruh' mit Euren Narrenspossen!“ — „Ich treibe keine Narrenspossen. Morgen früh wecke mich auf, ehe die Andern aufgestanden sind; ich werde Dir die erste Lection geben.“

Am andern Tage um fünf Uhr war der große Mann, der sonst nicht vor Mittag aufzustehen pflegte, schon angekleidet. Er hatte eine weiße Schürze vorgebunden, in der linken Hand einen Stiefel, in der rechten eine Bürste, und bürstete, was es Zeug hielt, während Peter, auch mit einem Stiefel bewaffnet, sehr aufmerksam mit den Augen seinem wohlwollenden Lehrer folgte, der ihn, so gut es gehen wollte, in die Kunst des Stiefelwichsens einweihte.

„Siehst Du wohl, Peter, wenn Du die Wichse aufgetragen hast, dann nimmst Du eine weiche Bürste, wie es Dir die Aufschrift der Bouteille verkündet, und dann reibst Du, wie ich es eben jetzt thue, bis das Leder recht glänzend ist. — „Ja, Herr!“ — „Siehst Du, wie prächtig das geht! Wie findest Du diesen Stiefel?“ — „Herrlich!“ — „Auch ich finde ihn so; nun befleißige Dich, den andern eben so zu machen. Morgen zeige ich Dir, wie man Kleider ausklopft. Heute habe ich keine Zeit mehr, denn ich muß eine Rolle durchgehen; aber morgen, Peter, morgen! Und nun bist Du Kammerdiener, und wir

behalten Deine Frau. Mein Junge wird recht zufrieden damit seyn. Wie liebt er seine Amme!" Und er ging mit Freudenthränen in den Augen fort, der große Mann. Es war Talma. Zwölf Jahre später war das Haus des großen Mannes schwarz ausgeschlagen, und neben einer Leiche beteten leise weinend eine Frau und ein Greis. Die Frau war Katharina, der Greis Meister Peter.

Vermischtes.

Am 31. Juli 1807 löste der Marschall Mortier den nach Dresden zum Napoleon berufenen Prinzen Jerome in dem Kommando des neunten in Schlesien stehenden französischen Armeecorps ab. Mortier war nicht nur leicht zugänglich, sondern auch verbindlich und freundlich gegen Alle, welche Beschwerde bei ihm anbrachten und Abhülfe erbaten. Auch suchte er Künstler und Gelehrte bei sich zu versammeln, und durch Höflichkeit und Wohlwollen die Spannung, die gegen ein so mächtiges Werkzeug französischer Obergewalt vorherrschen mußte, zu beseitigen. Er gefiel sich in Breslau in dem von ihm geschaffenen freundschaftlichen Kreise so wohl, daß er in der rauhesten Jahreszeit, im Anfang März, seine Gemahlin und seine vier Kinder, wovon das jüngste kaum zwei Jahre alt war, von Paris nach Breslau kommen ließ. Er war vierzehn Monat in Breslau. Zu seinen Hausfreunden gehörte der jetzt verstorbene Hofrath und Professor an der Kunstschule, Bach, der die Kinder des Marschalls im Zeichnen unterrichtete, aber jede Entschädigung hiefür standhaft zurückwies. Als bei Gelegenheit eines Familienfestes der Marschall mit mehren andern Geschenken auch eine Kiste sehr sauberer Dragées aus Paris erhielt, und Bach sich über die Zierlichkeit derselben rühmend äußerte, versprach der Marschall, noch viel zierlicher und künstlicher gearbeitete für Bach kommen zu lassen. Das Versprechen war lange vergessen, als im September 1808 Mortier zu einem Commando nach Spanien berufen wurde. Die Abreise geschah sehr eilig. An einem Morgen klingelt es an der bescheidenen Wohnung des Professors, und der Herzog von Treviso trat mit seinem Adjutanten in Bachs Atelier, um Abschied zu nehmen. Er umarmt den gerührten Künstler und empfiehlt sich eilig und sehr bewegt. Er hat aber kaum das Haus verlassen, als einer seiner Adjutanten erscheint, und ein Kästchen mit den längst versprochenen Dragées aus Paris überbringt. Nach einigen Tagen, als Bach das Geschenk näher besicht, und einige derselben auf den Boden fallen läßt, rollen aus den in Stücken gebrochenen mehre Dukaten heraus. Eine weitere Untersuchung ergab, daß in den Dragées hundert Dukaten dem Künstler verehrt worden waren.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern mit dem heutigen Hefte:

1) Das Bildniß des Marschall Mortier.

2) Die genaue Abbildung Fieschi's, wie sie von einem Künstler entworfen wurde, der sich seinem Lager nähern durfte.

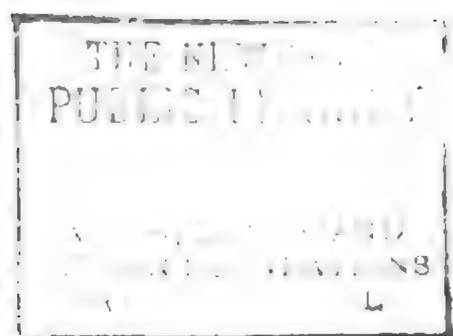
3) Ein Modekupfer, worauf man eine sogenannte Toilette habillée für Herren findet, und ein Jagdcostüm, in ungebleichtem Zwillich ausgeführt; ferner einen neumodischen Reisstrohhut, eine brodirte Musselin-Pelerine, à la Cauchoise genannt, und ein Kleid von einem neuen Seidenstoffe.

Herausgegeben von August Lewald.





Fieschi, genannt Gérard







Lewalds Europa

Chronik der gebildeten Welt


PUBLIC LIBRARY
AND
L

Die Wissenschaft und das Leben,

in ihren gegenseitigen Verhältnissen betrachtet

von

Philipp Ludwig Adam.

Noch sind die Akten nicht geschlossen, ja die Verhandlungen wurden in letzter Zeit von Tag zu Tag verwickelter und schwieriger über die Frage, deren Beantwortung der Titel dieses Versuchs ganz leichthin verspricht. Hat er nicht schon darin gefehlt, daß er nicht mit ausführlichen Worten eine „Berücksichtigung der neuesten Erscheinungen auf dem Felde des Lebens und der Wissenschaft" ankündigt? oder daß er nicht sagt, „hier werde gehandelt von unübertrefflichen Luft-Schiffen und Luft-Schlössern, so wie von einer deutschen Reichs- und Staats-Philosophie, vermittelst deren man im Stande sey, obgenannte Instrumente der Bewegung und der Ruhe allein vollkommen zu fertigen," und so weiter. Hätte unser Titel Letzteres gethan, wahrhaftig einen Rechtstitel und Grund hätte er nicht dafür gehabt, denn keineswegs auf so hohem Wagen fahren wir einher — aus Furcht, wir könnten von unserm erhabenen Punkte aus vor lauter Uebersicht des ganzen menschlichen Treibens den Menschen und sein Treiben übersehen. Auch Der könnte seine Erwartungen getäuscht finden, welcher hier eine Anleitung zur kunstreichen Erlernung der Lebensart — und ebenso Der, welcher etwa eine Methodologie zum wissenschaftlichen Studium suchte. Vielmehr wollte der Verf. den alltäglichen Begriffen von Wissenschaft und Leben einestheils ihre seitherige Würde retten, die sie auf dem Punkte stehen, immer mehr durch bedeutungsloses Gerede in gesprochener und gedruckter Conversation zu verlieren; anderntheils wollte er die in der Wissenschaft eingetretene neue Epoche bezeichnen, die nicht versäumen wird, auf das in jeder Beziehung darauf vorbereitete und

ihrer bedürftige Leben zu wirken, und somit der Wissenschaft und dem Leben eine bis jetzt verborgen gebliebene Bedeutung nachweisen. Daher konnte es nicht wohl anders kommen, daß Mancher sich dem Eingange dieses Aufsatzes selbst fremd fühlt, weil hier kein bekannter Gedanke ihm begegnet, den er als alten Freund begrüßen und als Führer durch die neue Region mit sich nehmen könnte. Der Verf. bleibt aber der Ansicht, daß um das Menschenleben zu begreifen unmöglich von ihm ausgegangen werden konnte, sondern von dem Leben überhaupt, wie es sich überall und in Allem findet. Dann erst konnte klar werden, wie sich aus ihm Einzelnes, seyen es Dinge oder Erkenntnisse, entwickeln, wie durch immer engere Begränzung und immer größere Entwicklung das Menschenleben als der nächste Gegenstand der Untersuchung sich darstelle, und wie man endlich einzig sicher im Stande sey, durch Erkenntniß des Lebens auf das Leben zu wirken. Darum haben wir uns seither mitten in das reiche Menschenleben geworfen, ob wir nicht in dem scheinbar endlosen Gewirre des handelnden und wiederum dem des denkenden Theiles der Menschheit, so wie endlich in dem schroffen Gegensatze der Ansichten und Absichten Beider, einen Haltpunkt, Lichtpunkt und Vermittlungspunkt finden möchten, und das Folgende wäre also eine Pflanze, entsprossen aus dem Boden des praktischen Lebens und kein Treibhausgewächs des Studirzimmers; daß aber jene Pflanze groß wuchs und zur Entfaltung ihrer Blüthen gedieh an dem Sonnenlichte des Geistes, sollte das ihr größter Fehler seyn? Immerhin! Leider gehört aber diese Pflanze mit ihren Blüthen zu denen, die einer andern ihres Gleichen bedürfen, um eine Frucht, das eigentliche Ziel ihrer Lebensdauer, anzusetzen. Ein solche hat unsere Blume noch zu suchen, wir setzen sie darum auf den Markt, um ihr dieß Suchen zu erleichtern, und wäre einer oder der andere der Vorübergehenden so freundlich, sich ihrer anzunehmen, er würde im Voraus des aufrichtigsten Dankes gewiß seyn. — Kaum wagen wir es zu berühren, daß uns hier während des Sprechens die Andeutung eines Verhältnisses zwischen unserer Pflanze und den Freunden, die sich ihrer freundlich annehmen, entwischt ist, wie wir es zwischen der Wissenschaft und dem Leben im Großen entdeckt zu haben glauben.

Die Welt, die man die gebildete nennt, theilt sich fortwährend noch in die zwei Parteien der Theoretiker und der Praktiker, deren Vermittlung bis jetzt ein frommer Wunsch geblieben ist. Kommt aber nur einmal das Bedürfniß einer Aussöhnung recht lebhaft zum Bewußtseyn, so bleibt sicher ihre Ausführung nicht lange aus, und sollte gegenwärtiger Versuch auch bloß den Erfolg haben, jenes Bedürfniß

als ein Dringendes anschaulich zu machen, schon genug würde sie geleistet glauben. Vielleicht kommt bald ein Lehrmeister, der vernehmlicher spricht als Menschenstimmen, — die Noth mit immer zunehmendem furchtbaren Schrecken, daß dann auf einmal in's Werk gesetzt wird, was vorher für unmöglich oder gar unnöthig gehalten wurde, und auch für die Zeit der Noth wollte das Folgende einen Fingerzeig geben.

Daß die Vervollkommnung des Unterrichts dem Verf. als eines der wichtigsten Mittel zur Wiederherstellung des reinen Verhältnisses zwischen dem Leben und der Wissenschaft erscheint, kann in jetziger Zeit so wenig auffallen, als daß er die Theorie und Praxis in ihrer heutigen Gestalt scharf angriff. Er ist der festen Ansicht, daß erst dann, wenn man den Unterschied von Theorie und Praxis — wie sie jetzt sind — ganz fahren läßt, ein gedeihlicheres Leben sich entwickeln kann. Dann wird kein Dichter, auch nicht mit dem geringsten Scheine, euch mehr zurufen können:

Lerne die Lehren der Schule, doch gleich der Leukothea-Binde,
Bist du am Ufer, so wirf sie in die Wellen zurück.

Während Manchen Manches zu ausführlich behandelt seyn mag, vermißt vielleicht ein Anderer die eigentliche Entwicklung von Anderm, und dieß träfe mit des Verf. Plan zum Theil überein, insofern er überhaupt nur Andeutungen geben wollte über das, was als das wesentlich Zeitgemäße ihm erscheint, nämlich das Leben einmal mit Muth zu erfassen und nach allen Seiten so zu wenden und zu beschauen, daß Nichts mehr wäre, was der Mensch nicht durchschaut und dadurch beherrschen gelernt hätte. Alles übrige etwa noch zu Erwähnende konnte nur Beispiel seyn, was Jedem bei der Hand liegt, denn Jeder darf nur alle die Verhältnisse betrachten, in denen er lebt, und besonders alle die Punkte, wo, wie man zu sagen pflegt, ihn der Schuh drückt, dann hat er Exempel genug, die ihm den Beweis abgeben, wie sehr das Leben, so lange es nicht durchschaut ist, den Menschen beherrscht und fast mißhandelt, anstatt daß der Mensch dasselbe regieren sollte. Die Anweisung aber, wie dieß gelernt und wie es ausgeführt werde, glaubt besonders der letzte Theil dieser Andeutungen hinlänglich zu enthalten.

* *
*

Es ist in neuerer Zeit aufgekommen, aus der Anerkennung eines großen Mannes eine Mode zu machen, und so fängt es auch an Göthe'n zu gehen, so daß vielleicht Manchen unserer Leser eine Re-

miniſcenz aus ihm veranlaſſen mochte, uns als Eröffnung und Ouvertüre in die Feder diktiren zu wollen:

„Grau, theurer Freund! iſt alle Theorie,
Doch grün des Lebens gold'ner Baum!“

da dieß ja gerade die Strophe iſt, die, nur ſo obenhin genommen, in die Anſicht der Vielen zu taugen ſcheint. Allein die Mode in ihrem Reiche reſpectirend, müſſen wir ſie doch von unſern Gränzen ſtreng abweiſen. Noch vielmehr ſind wir weit entfernt zu glauben, wir erweiſen dem großen Dichter eine Ehre, wenn wir eine ſeiner Federn uns zum Schmucke und zur Empfehlung beilegen, gleich einer von einer berühmten Feder anderer Art geſchriebenen Recommandations-Vorrede.

Eher könnte uns beikommen, jene faſt einem Orakel gleich verehrten Worte Göthe's zu bekämpfen, wenn wir nicht, eben im Begriffe, die Präliminarien zu einem Akte des Friedens zu entwerfen, jeglichen Kampf jetzt vermeiden wollten. Der Kampf in der Literatur iſt freilich ein lebendiges Spiel des Geiſtes und, wenn er mit edlen Waffen geführt wird, wohl auch der Uebung werth, allein hier frommt uns mehr noch, die Natur deſſelben zu unterſuchen, ob wir nicht für unſern nächſten Zweck Boden daraus gewinnen.

Halten wir ihn einmal für eine weit gediehene Aeußerung des Lebens, ſey es Menſchenleben, Thierleben oder ſonſt in Natur oder Geiſt, ſo iſt ſchon dieß höchſt intereſſant, einen ſo durchgreifend in allen Gebieten ſich zeigenden Begriff als ſolchen zu finden und feſt zu halten, und ſo wollen wir denn uns jetzt gerade Kämpfe von der verſchiedenſten Art vor die Seele rufen, um durch ſie am Ende auf die genaue Betrachtung des gemeinſchaftlichen Gebietes, worauf ſie alle ausgekämpft werden, zu kommen. — Dieß könnte zugleich für uns ſelbſt und was wir zu ſagen bereit ſind, ein Kampf auf Leben und Tod werden; — wir ſind gefaßt!

Wie der Kampf zwiſchen Menſchen ausſieht, ſey er mit Waffen des Leibes oder des Geiſtes, mit achtungswerthen oder mit ſchlechten Waffen geführt, wiſſen Viele aus eigner Erfahrung, was er ſey, wiſſen jedenfalls Alle; nämlich nichts Anderes als die Aeußerung eines zwiſchen beiden Parteien thätigen Gegenſatzes, der zur Ausgleichung und anfänglichen Ruhe zu kommen ſucht durch friedliche Vermittlung — wenn nicht durch Vernichtung des Gegners. Betrachtet man ſolchen Kampf mit dem Auge der Geſchichte, ſo ergibt ſich, daß mit dem Entſtehen des Gegenſatzes in dem urſprünglich Einfachruhigen — mit dem Kampfe — ein Moment der Entwickelung gegeben iſt, der ſich das eine mal laut lärmend und mit grellen Farben, das andere mal nur

dem Scharfsichtigen und dem, der sein Ohr durch Uebung fein gebildet hat, kund thut. — Auch die Thiere treten mit einander in Kampf und die Naturgeschichte beschreibt dergleichen z. B. von Ameisen auf drollige Weise. Sie haben dieß vom Schöpfer als Mittel erhalten, die schlafenden Kräfte der Glieder und des Instinktes zu entwickeln, und während wir hier wiederum den äußern Gegensatz der beiden gegnerischen Parteien finden, ist der innere Gegensatz, der sich in Entwickelung der schlafenden Kräfte kund gibt, der tiefere und eigentliche. — Was werdet ihr aber dazu sagen, wenn wir einen Stein anschlagend, bei Vernehmung seines Klanges behaupten, auch hier sey Kampf? Daß der Stein, der so eben den Steinbruch verläßt, vorher in Ruhe war, ist wohl unbezweifelt. Da schlug der Hammer mit Wucht darauf, es krachte und der Stein sprang los. Entstand hier nicht ein Kampf und Gegensatz zwischen diesem einzelnen Stein und dem Felsen, dessen Theil er war? Der Kampf — oder der Gegensatz — schlug zu Gunsten des Einzelnen — des Steines — aus, und dabei gab dieser noch dazu einen Ton von sich. Wunderbar! nicht nur Orpheus kann die Steine redend machen; diese Kunst ist Jedem vergönnt, und die Antwort des Steines auf unsere Frage ist nicht die schlechteste, die wir überhaupt erhalten können, sie ist nicht melodisch, kurz — ja einsylbig, aber hinter dieser Einfachheit ist eine Tiefe verborgen, wie hinter aller Einfachheit, welche nur der ahnet oder gar erkennt, der genauer als nur im Vorbeigehen die Natur zu verstehen strebt — das Buch, das Allen aufgeschlagen liegt und das so Wenige zu lesen vermögen. — Die Sprache der Steine nun also verkündet unermüdlich das große Wort: bloß dadurch, daß mit verwundendem Eingriff in das ungestörte ruhige Ganze des Felsen ein Gegensatz und Kampf im Bereiche desselben hervorgerufen werde, der als Resultat das Losreißen des Theiles hat, bloß dadurch entstehe dieser als für sich existirend und nunmehr auch ein Ganzes. Die Aeußerung dieses Kampfes und des dabei innerlich thätigen Widerstandes ist eben der Ton, der sich bei der angeschlagenen Klaviersaite wiederum vernehmen läßt mit dem deutlichen Unterschied, ob der durch das Anschlagen der Saite mit dem Tastenhammer in dem ruhig ausgedehnten Ganzen der Saite hervorgerufene Gegensatz das Ganze besiegt und die Saite zum Springen gebracht hat oder nicht.

Dasselbe weist auf der Stufe der Pflanzen jeder Bohnenkern am anschaulichsten nach, der seine Entwickelung mit dem Gegensatze zweier aus ihm hervorgetriebenen Lappen beginnt, während den größten Reichthum dieser Gegensätze und Kämpfe der Mensch darbietet — in der geistigen und gemüthlichen Entwickelung des Jünglingsalters noch mehr

als in der seines physischen Organismus; so wie überhaupt auch hierin wieder neben der Welt im Ganzen der Mensch das reichhaltigste und großartigste Beispiel für Nachweisung von Naturgesetzen gibt.

Doch was wollen wir uns noch tiefer in das Detail der Exempel herablassen oder gar am Ende unsern Hauptpunkt aus dem Auge verlieren! Schon zu Viel ist eher gesagt für Aufzeigung der offen liegenden Wahrheit, „daß aller Kampf und Gegensatz entsteht aus dem ursprünglich gegensatzlosen Einfachen, daß aber gerade die Entstehung solchen Gegensatzes mit den dabei zum Vorschein kommenden Zeichen (wie der Ton z. B.) Beweis ist für ein den Dingen zu Grunde liegendes inneres Leben, als dem, was eigentlich das Wesen oder, wie man sehr richtig zu sagen pflegt, die Natur des Gegenstandes ausmacht.“ Ohne Leben, als dem eigentlichen Urelement, wie könnte der Stein klingen oder die Saite tönen? Wenn wir durchaus darauf bestehen, Leben in Allem erkannt zu wissen, ausgegangen von Gott seinem Schöpfer, so ist damit eben das gemeint, was das N. Test. so ausdrückt: „in ihm (Gott) war das Leben. Und das Leben ist erschienen, und wir haben gesehen und verkündigen auch das Leben, das ewig ist, welches war bei dem Vater und ist uns erschienen;“ oder mit andern Worten: „alles Leben, welches individualisirt in unsere Anschauung fällt, ist gegründet in dem Leben der Gottheit, welches sich aus ihr der Welt mittheilt, auch ist Nichts ohne Leben,“ und daher ist es mindestens Thorheit, von einer todten Natur im Gegensatz der belebten zu reden, da doch dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen kann, wie in dem scheinbar Leblosesten, ja selbst in dem, was man den Tod nennt, ewiges Bilden und Rückbilden, Entstehen und Vergehen, ein ununterbrochener Lebensact Statt findet; nennt ja auch schon der Evangelist Johannes gleich schön und wahr als im Obigen das Wasser mit Emphase „lebendiges Wasser.“ — Diese Schöpfung aber setzt sich unter unsern Augen immer fort, und gerade Gott ist es, der seine sämmtlichen Geschöpfe mit Leben als Grund ihrer Existenz durchdrungen erschafft, einen wahrhaften Tod gibt es nicht, denn selbst im Tode ist noch Leben. Leben ist die Seele von Allem, was existirt, und hört ein Gegenstand auf, als dieser zu existiren, so ist es doch nur der Grad von Leben, der sich verändert hat, und es entscheidet hiebei ganz die Stufe des Lebens, auf welcher das Ding vorher stand. War es auf niederer oder niederster Stufe, z. B. ein Stein oder Metall, so wird es nicht anders können als bei einer Veränderung, herkommend aus innern oder äußern Ursachen, durch Entwickelung seines Lebens eine höhere Stufe einzunehmen, d. h. Erde zu werden, um Pflanzen aus sich entsprießen zu lassen. Das animalische

Geschöpf dagegen wird den höhern Grad entwickelten Lebens mit dem niedrigern der Pflanze und Erde vertauschen. Das Leben aber gerade ist es, das nie von den Geschöpfen weicht als Basis ihrer äußerlichen Erscheinung, und während das Allem zu Grunde liegende Leben immer bleibt, sind es offenbar nur die Erscheinungsformen, welche wechseln und die gerade die Dinge zu den verschiedenen und zu den vielen machen, während sie im Wesen alle eins sind.

So wären wir denn von Göthe auf den Kampf, vom Kampf auf den Gegensatz, vom Gegensatz auf das einfache Wesen mit seinem Widerstand gekommen, und als Grundlage des Wesens aller Dinge, als Princip ihrer Existenz, hätten wir das ihnen gemeinschaftliche Leben, ihre äußere Erscheinung in dieser oder jener bestimmten Form aber als Resultat der Art und Weise der Vermittlung jenes Gegensatzes und als einzigen Grund ihrer Vielheit und Mannigfaltigkeit gefunden.

Diese Idee des Lebens, als welches die Dinge wie die Erkenntnisse, das Reale wie das Ideale, gleich sehr durchdringt, müssen wir zuvörderst anerkennen, wenn wir uns nicht jenem Urtheil in den Xenien aussetzen wollen, daß wir auf der Oberfläche des Wassers herumfahren und Häringe fangen statt zu den Perlen der Tiefe zu tauchen.

Wer nun an lauter ätherische Kost gewöhnt wäre, könnte sich mit dieser Idee des Lebens so zufrieden und glücklich fühlen, daß er sich jegliche Störung seiner eigenen innern Fortbildung und Entwickelung derselben verbäte; aber denen, die auch mit leiblichen Augen sehen wollen, was sie nährt, müssen wir hinzusetzen, daß die Welt der große Leib jenes „Lebens“ als seiner Seele ist.

Zwei Herren aber regieren in der Welt, beide unter einander so gleich groß, wie Welt und Leben unter sich, und beide zusammen sind wiederum gerade so groß als jedes von diesen; — sie heißen das Materielle und das Geistige, Leib und Seele, Reales und Ideales. Wenn nun Beide in der Welt als auf ihrem Boden und Tummelplatz erscheinen, sich ziemlich widerstrebend, so ist es wiederum die Idee des Lebens, in welcher Beide zugleich wurzeln, Beide von ihm durchdrungen als Geschwister wie von mütterlichem Blut, und dadurch, daß das Leben in die beiden einseitigen Formen von Geistigem und Materiellem heraustritt, kommt es dazu, wenn beide wieder vermittelt sind, sich in der Welt als seiner Totalerscheinung völlig zu offenbaren. Zugleich springt in die Augen, wie zwischen der Idee des Lebens und der Welt im Großen, gleichsam absolut, dasselbe Verhältniß liegt, das in kleinern, theilweisen oder mittlern Beziehungen, d. h. relativ zwischem Geistigem und Materiellem schon dem Namen

nach Statt hat. Sprechen wir also von der Welt als der allseitigen Erscheinung des Lebens, so werden wir damit schon von den einseitigen Aeußerungen des Lebens im Geistigen und Materiellen zugleich oder von einem derselben gesprochen haben, so daß wir mit diesen nur so nebenbei verfahren können. Und ebenso von der Idee des Lebens und von der Welt — beide in dem Verhältniß von Innerm und Aeußerm festhaltend — wird gleichmäßig ausgesagt werden müssen, was von dem einen von Beiden als wahr erfunden ist, nur mit Berücksichtigung des einzig verschiedenen Standpunktes, indem hier — bei der Welt — lauter Erscheinung, dort — bei der Idee des Lebens — lauter Wesen und Ursache dieser Erscheinung sich findet. Deßhalb darf man sich ja nicht irre machen lassen, wenn man die Erscheinungen in der Welt, z. B. die fast unendliche Mannigfaltigkeit der Pflanzen, die der Formen der Thiere, die der menschlichen Gedanken betrachtet, und darf nun nicht die dieser sämmtlich zu Grunde liegende Idee des Lebens als ebenso mannigfaltig und fast unendlich vielfach annehmen wollen. Schon oben wurde ausgesprochen, daß das allen Dingen und Erkenntnissen als Princip der Existenz zu Grunde liegende Leben überall dasselbe und einfachste sey, und die Dinge und Erkenntnisse gerade durch die sich in dieser Einfachheit durchbrechende Entwickelung (von Gegensätzen) eine Form gewinnen und vermöge dieser Form bloß viele seyen. Das Leben und sein Produkt, das Ding, unterscheidet sich also bloß durch die Entwickelung, indem jenes innerlich einfach vor aller Entwickelung, dieses als Resultat aller Entwickelung äußerlich mannigfaltig ist, beide aber im Wesen gleich und eins.

Ist uns nun erlaubt, uns in niederere Gebiete herabzubegeben und, während wir bisher auf der ganzen Welt auf einmal und zugleich Fuß gefaßt hatten, jetzt in einzelnen Theilen dieser Welt, in einzelnen Reichen oder Gebieten derselben uns niederzulassen, so wird, wenn das Obige das wahrhaft Universale aussprach, nunmehr die Geschichte des Partikulären und Speciellen folgen und endlich das Wechselleben des Universellen und Speciellen sich darstellen.

Herrlich kommt uns hier die liebe Muttersprache zu Hülfe, wenn sie sagt:

Kennst du die Welt der Lieder, kennst du die Welt des Sangs?
Ich kenn' eine Welt der Bilder, ich kenn' eine Welt des Klangs!

Die Welt der Gestirne, die Pflanzenwelt, Thierwelt, die Welt der Gedanken — sie legen uns ingesammt auf die Zunge, daß hier Theile des Universums — des großen Weltganzen — wiederum zu in sich geschlossenen Ganzen, zu kleinen Welten, sich gebildet haben. Dieß deutet von selbst auf den innerlichen Proceß, daß innerhalb des großen

Ganzen des allgemeinen Lebens im Universum abgegränzte und genau ausgebildete kleinere Gebiete von Leben, gleichsam als Stufen desselben, besonders sich entwickelt haben, die nun die Grundlage besonderer Erscheinungen wurden, und wir erkennen als Resultat, daß jede kleine Welt von Gegenständen, z. B. die Steinwelt, das Produkt einer engern Begränzung, eine besondere Bestimmtheit des allgemeinen Lebens, oder eine besondere Stufe davon selber sey, und je weiter vorgeschritten die bestimmtere Begränzung des allgemeinen Lebens, desto entwickelter und reicher die Erscheinung des Gegenstandes auf diesem Gebiete, je unbestimmter und schwankender jene, desto ärmer und unentwickelter diese. Die tägliche Erfahrung gibt hiezu so viele Beispiele an die Hand, daß eine längst gemachte Bemerkung ist, wie ein Mensch, der sein Geistesleben in der Unbestimmtheit gelassen, wie es bei der Geburt war, ohne durch Kenntnisse einzelne feste Punkte und Gränzen gleichsam in ihm hervorzurufen — wie ein solcher bis an sein Ende vor geistiger Leerheit nicht bloß selber fast vergeht und Andere vergehen macht, sondern wie er die personificirte Geistesleerheit selber ist.

Somit wäre nun ein doppeltes Leben zu unterscheiden: das allgemeine Leben, die Grundlage von Allem, was ist, und sodann der Theil des allgemeinen Lebens, der sich durch bestimmte Entwicklung und Abgränzung von jenem zur Grundlage eines bestimmten Gegenstandes gebildet hat, und man muß sich hüten, die Summe des in den einzelnen Dingen vertheilten Lebens als allgemeines Leben vorzustellen, da dieses als Ausfluß Gottes unendlich und unerschöpflich ist. Daher die folgende beispielsweise und bildliche Darstellung wegen ihrer Materialität als in diesem Punkte mangelhaft vorauszusehen ist. Stellen wir nämlich unter einer leeren Seite eines weißen z. B. runden Blattes Papier (um das Kleine mit dem Großen zu vergleichen) das noch unbestimmte allgemeine Leben vor, so wird dieses sich in einzelne verschiedene specielle Lebensreiche bilden, wenn wir etwa mit Dinte in der Nähe des Randes einen Kreis von der Form des Blattes punktiren, in diesen hinein einen andern durch Striche angezeigten tragen, und in diesen eine völlig ausgebildete Kreislinie. Die weiße unbestimmte Fläche des Papiers, die Anfangs nur durch einen realen Rand des Schnittes begränzt war *), erhielt durch den punktirten, den bestrichelten und den

*) Was schon angedeutet wurde, ist hier zu wiederholen: Diejenigen nämlich, welche tiefer gehen, werden bemerken, daß in dieser Hinsicht obige Veranschaulichung nicht paßt, weil sie nicht passen kann, es wäre denn, daß wir im vollkommensten Sinne hätten, was den Namen trägt, „endloses Papier?" Für jetzt aber müssen wir immerhin uns zufrieden geben,

Linien-Kreis eine stufenweise immer schärfere Gränze und deßhalb schärfere Form; die schärfste Form des Blattes aber — der innerste Kreis — ist als der bestimmteste auch der speciellste. Noch anschaulicher ist dieß, wenn man die Form des Blattes verlassend, irgend eine andere Gränze in die Fläche setzt, z. B. die leichtesten Umrisse einer schönen menschlichen Gestalt. Je bestimmter und schärfer diese leichtesten Umrisse ausgeführt und am Ende zu einer fortlaufenden Umrißlinie werden, desto bestimmter wurde dadurch die innerhalb der Figur liegende Raumfläche von der ganzen äußern sie umgebenden abgegränzt, — die ganze Fläche hat hier eine specielle, nämlich die Fläche innerhalb der Umrißlinie der Figur aus sich geboren, und zeichnet man das ganze Blatt mit in einander greifenden Figuren und Bildern so genau voll, daß auch nicht der kleinste Raum, ohne zu einer speciellen Figur begränzt zu seyn *), übrig bleibt, so wäre dieß ein Bild des allgemeinen Lebens, das nicht verschmäht hat, in lauter abgeleitete kleinere partikuläre Lebenskreise einzugehen, so daß das allgemeine Leben nur noch in sofern das allgemeine ist, als es, die Grundlage der täglich neuen Individualisirung, in allem Speciellen lebt und webt und das Band ist, vermöge dessen alles Einzelne als Glied des großen Ganzen zusammenhängt. In der That verhält es sich aber auch so, in dem Sinne, daß bei Erschaffung der Welt das in Gott ruhende unendliche aber noch unbestimmte allgemeine Leben in lauter erste Bestimmtheit sich eingelassen habe, die dann erst und immerfort das Spiel der engern und weitern Begränzung innerhalb dieser ersten Gränze, und so also das Spiel der reichern oder ärmern Entwicklung von Erschei-

---

mit der Fläche eines möglichst großen Bogens Papier das unendliche allgemeine Leben darzustellen.

*) Im Vorbeigehen hätten wir denn auch das Wesen der Zeichnung und des gezeichneten Bildes gefunden. Ist es doch sonderbar, daß man in der Regel die auf, z. B. weißen, Grund gemachten farbigen Striche, Linien und Punkte für das Bild hält, während es in der Wirklichkeit Niemanden einfällt, bei Ansicht eines Kopfes, z. B. im Profil, die Endpunkte des Profils, die sich als eine Gränzlinie des Gesichtes sichtbar machen, für den Kopf selber zu halten. Das Wesen des gezeichneten Bildes ist demnach die in die Umrißlinie eingeschlossene Fläche, seine Form eben diese Linie, und das gezeichnete Bild selbst ist die Form, welche man der unbestimmten Fläche (z. B. Papiers) durch in sie gesetzte zusammenhängende Gränzlinien (Umrißlinien) gegeben hat. — Ein Beweis mehr, wie man so häufig falsch sieht, weil man nicht sehen gelehrt wird; vielleicht ginge der Mensch abwechslungsweise auf beiden Händen und beiden Füßen, wenn nicht die Noth uns die Wohlthat erwiese, daß man uns gehen lehrt.

nungen im Reiche der materiellen Gegenstände, wie im Reiche der Gedanken treibt. Was aber von allgemeinem ursprünglichen Leben nicht weiter als in jene allererste Bestimmtheit eingegangen, ist nicht zur Existenz eines Dinges gekommen, sondern muß als Dasjenige angenommen werden, was die Naturphilosophie auf ihrem Gebiete Aether nennt, das noch unbestimmte Etwas, aus dem die Dinge alle entstehen, das aber selbst noch kein einzelnes Ding ist. Auf dem Gebiete des Geistes ist man bis jetzt nicht auf die Idee eines Aethers gekommen, und noch weniger hat man ein Wort für das beiden Gebieten — der Natur und des Geistes — gemeinschaftliche Leben, aus dem sie nach ihrem Aufhören als gerade diese bestimmten Dinge und Erkenntnisse wie zu ihrer Mutter wieder zurückkehren.

Wie das Leben von seiner ersten Bestimmtheit in immer größere Bestimmtheit eingeht, eingeschlossen in immer engere Gränzen, und wie durch allmähliche Lösung dieser Gränzen von der engsten und dieser Bestimmtheit von der bestimmtesten an dieses Leben wieder zurückgeht zu seiner ersten uranfänglichen, aber auch schwächsten, Bestimmtheit — dieses Lebensspiel des Entstehens und Vergehens der Dinge, des Auf- und Niedersteigens der Gedanken zu beobachten, ist im höchsten Grade interessant, wie überhaupt die Geschichte der Entwicklung der Natur und die Geschichte der Entwicklung des Geistes (Natur- und Welt- [Menschen-] Geschichte) in solchem Sinne aufzufassen, zu den edelsten Beschäftigungen gezählt werden muß. Wir finden zeitlich wie räumlich Perioden und Länderstriche, wo im Reiche der Natur die größte Armuth oder der größte Reichthum, z. B. in der Vegetation sich finden; die Menschengeschichte wie das jetzige räumliche Nebeneinanderleben der Menschen weiset bald eine Fülle von Gedanken, bald eine Leerheit an allem Geistigen auf. Die einzelnen Belege möge sich Jeder aus seinem Vorrath von natur- und welt-historischen Kenntnissen vor die Seele führen, nur das sey noch hinzugefügt, daß diese äußerst mannigfaltigen — im letzten Grunde aber doch einfachen — Erscheinungen nur verstanden werden können, wenn man Geschichte überhaupt versteht, zu welchem Verständniß hier ein Beitrag gegeben seyn könnte.

Doch wir eilen, uns und den Leser nicht lange im Weltraum oder zwischen Himmel und Erde schweben zu lassen; wir fassen festen Grund und stellen uns auf der Erde auf, sie nun schon als ein Produkt des allgemeinen Lebens erkennend. Dabei haben wir mehr Muth im Sprechen, theils weil wir uns mit dem Wunsche schmeicheln, daß wir Denjenigen, welche uns bis daher vielleicht nur mit trüber Miene folgten, es jetzt mehr zu Danke thun, theils weil wir hoffen, hier

weniger mißverstanden zu werden, da nun je mehr und mehr Alles mit der Hand erreicht werden kann.

So thut euch auf, ihr Pforten des Erdenlebens und ihr des Lebens der Menschen. Die Scheidewand falle nieder, daß wir eingehen in das Heiligthum. — Wir treten in die Vorhalle: die schönste Baumallee neigt ihre Wipfel zu einem gothischen Gewölbe von lebendigen Säulen getragen. Tief athmet die Brust, als wollte sie mit diesem Hauch das Herz emporsenden zu diesen leichten Höhen, der Geist erhebt sich im Schauen der Harmonie. Ist es ein Traum, ist es Wahrheit, warum darüber grübeln! Was wir geschaut und wie wir geschaut, geben wir wieder, möge dann Jeder denken und deuten, wie es ihn freut.



Der Erdgeist ist der Mensch, und Mensch und Erde sind so fest an einander gekettet, daß, wer diese Verkettung, das innige Wechselspiel beider, nicht erkennen lernt, ein eitles Wort, doch nicht der Erde Geist verbleibt. Was aber die Erde ist, und was sie trägt, ist dieß: den Boden der Erde, auf dem alles Andere entsteht und vergeht, bildet die bestimmte Stufe des gebundenen Lebens, welche man die mineralische nennt. Der Name ist wie alle Namen in allen Sprachen zufällig und willkührlich, und um eine klare Einsicht in das Material der Erde, das Mineralreich, zu haben, könnte man nicht anders, als die Art nachweisen, wie diese Stufe der Begränzung des allgemeinen Lebens entstanden und beschaffen ist. Wir würden mit Hülfe der Geognosie, Astronomie und überhaupt der gesammten Naturwissenschaften eine Geschichte des Universums entwerfen, und der Zeitmoment so wie der Raumpunkt, wann und wo die Weltschöpfung der Erde das Daseyn gab, diese beiden würden fixirt als die nächsten Factoren der Erde. Denn nur dadurch, daß der Ort, wo, und die Zeit, als Etwas entstand und war, in diesem Verhältniß der nächsten Factoren des Gegenstandes begriffen werden, kann der Gegenstand erkannt werden; nur dadurch, daß das Herz da liegt, wo es liegt, ist es eben Herz, und Karl der Große wird nie völlig zu würdigen seyn, wenn man nicht die Zeit seines Wirkens vollkommen auffaßt. — Die Geschichte des Universums sich nun auf die Erde beschränkend und zur Geschichte der Erde werdend, geht dann weiter, zu zeigen, wie sich immer mehr specielles Leben innerhalb des Erdenlebens entwickelt hat, und diese Entwicklung täglich sich fortsetzt, wie diese zeitliche Entwicklung immer ein räumliches fixirtes Produkt hinterläßt, so daß das vierfüßige Thier, etwa das Pferd, nur eine in der ersten Schöpfung zeitlich

vorübergegangene Entwicklungsstufe des allgemeinen Lebens ist, die aber sich verewigt hat durch Fixirung ihres Charakters in dem Produkt, nämlich der Klasse von Thieren, welche man Pferd nennt. Dieß ist Geschichte der Natur im eigentlichsten Sinn, und die Beschreibungen der Naturgeschichte sind dabei nur das andere Geschäft. Schon oben erwähnten wir solcher Naturgeschichte in Verbindung mit Weltgeschichte, welche letztere dieselbe Aufgabe in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes zu lösen hat, wo denn auch sich ergibt, daß zeitliche Entwicklungsperioden fixirt zu Begriffen und Ideen wurden, die einzelnen oder allen Völkern für immer als Eigenthum angehören. Die politischen Geschichten von Schlachten oder Haupt- und Staatsactionen sind höchstens das äußere Band, das die zeitlich fortlaufende innere Entwicklung auf der Oberfläche des Wassers, dem Korkholze des Fischers gleich, andeutet.

Solche Weltgeschichte erst begreift den Zeitgeist, welcher als Charakter der jeweiligen Entwicklungsstufe des Lebens der Geister einen kosmischen Ursprung hat, und dem vollkommen parallel geht, was man Naturgeist nennen könnte, als dem Ausdruck der jeweiligen Entwicklungsstufe der Natur. Beide zusammen, der Zeitgeist und der Naturgeist, Ausflüsse und theilweise Erscheinungsformen des einen Lebens, sind in continuirlichem Fortschreiten begriffen und tragen das Gesetz ihrer parallelen Entwicklung in ihrer Mutter, dem allgemeinen Leben. Will der Mensch zur Klarheit über sich und die Welt kommen, muß er sie beide gemeinschaftlich begreifen. Zwar hat man bisher vom Zeitgeist viele Worte gemacht, so daß wohl Manchem scheinen mußte, was der Dichter sagt:

„Und was ihr so den Geist der Zeiten nennt,
„Das ist der Herr'n eigner Geist?"

An einen Naturgeist hat man aber gar nicht einmal gedacht. Leuten, die vom Zufall viel halten, ist der Zeitgeist nun auch etwas Zufälliges, und so probiren sie, ob sie ihm nicht eine Nase drehen oder ihren eigenen Charakter aufdrücken können. Allein ist der Zeitgeist nichts Anderes als die bestimmte Entwicklungsperiode der Menschheit, so ist vom Anfang der Welt ihm ein Gesetz der Entwicklung mitgegeben, das so wenig zufällig ist, als irgend Etwas in der Welt, so daß der Weise dasselbe vielmehr begreifen und, durch den Zeitgeist prophetisch, herrschen kann. Warum entstehen in der einen Periode poetische Genie's, in der andern technische Talente, in einer andern philosophische Köpfe? Diese Frage selbst zeugt von halber Beobachtung. Vielmehr gilt: Das ganze Zeitalter ist bald poetisch, bald technisch, oder philosophisch, oder religiös, oder profan u. s. f. Sobald wir mit wahrhaft universellem

Blick den Zeitgeist betrachten, so müssen wir allen Zufall, alles Theilweise daraus verbannen. In gesetzmäßiger Entwicklung eine Zeitperiode eines Volkes durchdringend muß es kommen, daß zu gleicher Zeit an den entlegensten Orten die nämlichen Erscheinungen emportauchen, und immer häufiger und immer stärker sich wiederholend endlich eine ganz neue Zeit hervorgekommen ist. Die Beispiele aus der Geschichte sind besonders vor jedem großen Ereigniß im Leben der Völker, welche die vollendete Beschreitung einer neuen Entwicklungsstufe anzeigen, so nahe bei der Hand, daß nur an den Untergang Roms von der Zeit der Bürgerkriege an, ferner an das Beginnen der Kreuzzüge, der Reformation u. s. w. erinnert werden darf. Daß diese gesetzmäßige Entwicklung im Leben der Geister nicht eine so unabänderliche sey, der man mit dumpfem Schweigen sich hingeben müsse, bedarf kaum bemerkt zu werden. Eine solche Periode, wie sie die Geschichte leider gleichfalls kennt, würde gerade das Gegentheil von dem seyn, was sie sollte, denn sie würde ein Minimum von Entwicklung anzeigen. Vielmehr haben die Geister in höchst lebendiger Thätigkeit als Organe der Entwicklung des Menschengeschlechts die Rolle, schneller oder langsamer dasselbe dem Ziele zu nähern, und wehe Dem, der mit arger Absicht dem Ganzen sich entgegensetzte.

Haben wir nun dem Zeitgeist selbst unsern Tribut bezahlt, ihn in seinen Grundverhältnissen zu erkennen strebend, so sey uns vergönnt, auch vom Naturgeist Etwas zu reden.

Die Naturforschergesellschaften Europa's werden uns mit speciellen Thatsachen aus allen Gegenden der Erde und aus allen Reichen der Natur unterstützen, wenn wir allgemein den Satz aussprechen, daß im Großen und Ganzen der Charakter der Natur nicht fest und constant ist (wie man im gemeinen Leben annimmt), sondern daß durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch ein allmäliges Wechseln und Fortschreiten der Erscheinungen sich kund gibt. Der erste Unterschied vom Zeitgeist ist, daß der Naturgeist, wie die Natur überhaupt im Gegensatz des Menschen, viel colossaler, massenhafter und langsamer ist, während der Menschengeist rasch oft kleine und leichte Gebilde hervorbringt, so daß man in der Natur überhaupt das Princip der Stabilität — des langsamen und ruhigen Fortschreitens — im Menschen das mouvement wieder finden könnte, eine Vergleichung, deren Inhalt hier aber nicht zu entfalten ist. Ein weiterer Unterschied des Zeitgeistes in der Natur vom Zeitgeist im Menschengeschlecht, ist, daß dort der Zusammenhang mit dem ganzen Universum viel klarer hervortritt, den der Geist anerkennend doch so leicht als möglich erträgt, und auch hier zeigt sich wieder auf Seite der Natur das Schwerere, auf Seite des

Menschen das mehr Aetherische. Beide, Natur und Menschengeist, sind ein und demselben Gesetze unterthan. Allein wenn schon die Natur demselben nicht sklavisch oder pedantisch folgt, vielmehr überall leichte Uebergänge und reiche Verkleidung sucht, so ist noch vielmehr im Menschengeist das Spiel mit dem ihm inwohnenden Weltgesetze im Laufe der Zeit so lose geworden, daß es, obgleich nie im Stande, ihm zu entrinnen, in unermüdlichen Sprüngen doch ihm entfliehen zu wollen, das übermüthige Streben zeigt.

Die Naturwissenschaft nun, wenn sie dahin kommt, eine Geschichte der Natur, d. h. eine Naturgeschichte zu verfassen, achtet hauptsächlich auf den Charakter jeder einzelnen großen Entwicklungsperiode in der Natur, demselben bis in's kleinste Detail nachforschend, und kommt dann so weit, die jetzige Periode zu begreifen und in ihrer Entwicklung verfolgen zu können. Endlich ist der letzte Gewinn, die noch kommenden Perioden der nothwendigen Entwicklung der Natur und der Welt= (Menschen=) Geschichte vorauszusehen.

So wären wir denn von dieser episodischen Excursion von selbst auf die Hauptstraße unserer Rede zurückgekommen, und wenn wir das Verhältniß des Stammes zu dem unmittelbar aus ihm entsprossenen Zweigchen klar auffassen, so ist zu sagen, daß der Zeitgeist in Welt=, (Menschen=) und Natur=Geschichte nichts Anderes ist, als die geschichtlich fortschreitende Entwicklung desselben Lebens; es ist daher endlich noch eine Aufgabe der Zukunft, ihren parallelen Gang aufzuweisen.

Daß der Mensch der Erdgeist sey, hat zum Theil schon das Obige nachgewiesen. Die Erde aber ist Grundlage von Allem, was auf ihr existirt, und als solche wird sie in immer höheren Formen in alle Dinge aufgenommen. Durch Aufschließung der Erde keimt die Pflanze, und diese wird von den animalischen Geschöpfen als natürliche Nahrung aufgenommen; der animalischen Geschöpfe leibliche Grundlage aber — ihr Knochensystem ist selbst Erde. Im Materiellen ist also der Mensch mit der Erde wesentlich Eines, da er aber schon im Physischen sich vom Thiere durch das Gehirnsystem in höchster Entwicklung unterscheidet, während das Pflanzliche in ihm sein Gefäßsystem (Pflanze ist Gefäß) und das Animalische sein Nervensystem ist, so hat der Mensch nicht nur die drei Stufen der Natur: die mineralische, vegetative und animalische in sich aufgenommen, und in seiner höhern Art wiederholt, sondern es ist bei ihm noch eine vierte höchste Stufe hinzugefügt, die wie alle höchste Stufen einer organischen Entwicklung die vorhergehenden veredelt in sich aufnimmt, und zu einer Totalität vereinigt ein Höchstes hinzufügt. Dieses Gehirnsystem, das materiell das feinste ist, so daß es sich vielfach den anatomischen und physiologischen

Behandlungen entzogen hat, muß als äußere materielle Grundlage des Geisteslebens betrachtet werden, welches eigentlich das ist, was im höchsten Sinne die drei frühern Stufen der Natur in sich aufnimmt und wiederholt — nämlich geistig. So nimmt also der Mensch physisch und geistig die Natur in sich auf, indem er gerade durch das Letztere sich von ihr unterscheidet, sie sich entgegensetzt und zum Gegenstand seiner Betrachtungen macht.

Eine natürliche Folge hievon ist, daß der Mensch, wenn er anders seinem Zweck, wie ihn seine physische und geistige Beschaffenheit klar ausspricht, genügen will, die ganze Natur sowohl, d. h. Alles außer seinem Geist, aber auch den Menschengeist an Andern und sich selbst, mit einem Wort: die Welt, sie begreifend und schauend, in sich aufnehmen muß, worin ja sein Körper nach seiner Art mit gutem Beispiel vorangegangen ist.

Wenn Jemand spricht: ich will reisen und die Welt sehen, so erwiedert ihm Keiner, er könne dieß nicht, die Welt sey so groß, daß, wenn er auch Alles — gar Alles — gesehen habe, was in ihr sey, er doch nie die Welt gesehen habe. Sie mit Augen ganz oder auf einmal zu sehen, dazu wird er es allerdings nie bringen. Diese Lücke füllt aber der Geist aus, dessen Vorzug auch noch ist, daß er zugleich anzuschauen vermag, was Zeit und Raum unvereinbar trennt. Man kann aber auch die Welt sehen ohne zu reisen, und die neueste Zeit hat das Verdienst, hiezu jährlich mehr Gelegenheit in ihren Bilderwerken zu geben, die die beredtesten Lehrmeister sind. Ferner kann man auch durch Lesung beschreibender Werke und hauptsächlich durch Lesung des Buches der Welt vermittelst aufmerksamer Beobachtung an dem Orte seines Aufenthaltes die Welt kennen lernen. Doch aller dieser Mittel versteht man erst in reifern Jahren mit Nutzen sich zu bedienen, da man schon zum großen Theil mit dergleichen Kenntnissen ausgerüstet seyn soll. Was sollte aber zur treuen Aufnahme des Universums mit Allem, was darinnen ist, und zur Wiederdarstellung desselben mehr beizutragen vermögen als die Schule? Wie viel sie hiezu beitragen **kann**, hat auch die neueste Zeit das Verdienst gefühlt zu haben, die Erkenntniß, wie viel sie hiezu beitragen **muß**, ist schon von Manchen gleich tief als wahr dargelegt worden, besonders aber in J. J. **Wagner's System des Unterrichts** (nebst einer Abhandlung über äußere Organisation der Hochschulen. Aarau, 1821.) und **Philosophie der Erziehungskunst**. (Leizig, 1802.) Die Griechen haben es auch hierin uns mit wenig Aufwand von Gerede weit zuvorgethan, und es will schon Etwas heißen, daß man jetzt nicht verachtet, wenigstens von den Alten zu lernen. Hievon gibt einen schönen

Beweis die jüngst erschienene „Erziehungslehre Platon's als Pädagogik für die Einzelnen und als Staatspädagogik" (auch unter dem Titel „Platons praktische Philosophie) von Dr. Alex. Kapp (Minden, 1833. 8.), die mit ausgezeichnetem Scharfsinn und wahrhaft philosophisch gebildetem philologischen Geiste unter Anderm auch nachweist, wie Platon die Idee einer Kleinkinderschule eben so zuerst ausgesprochen hat, als die Idee, daß die Staatswissenschaft eine Staatserziehungswissenschaft seyn müsse.

Erziehung und Unterricht haben den Menschen vom Augenblicke der Geburt an in die zweckmäßige Wechselwirkung mit der Welt zu setzen, so daß er am Ende der Erziehungs- und Unterrichts-Jahre dahin gekommen sey, die Welt zu verstehen. Mag auch dieser Zweck noch der Gründung keiner Unterrichtsanstalt und keinem Studienplan zu Grunde gelegt worden seyn, nichts desto weniger muß er als der einzig höchste und wahre aufgestellt und erstrebt werden. — Die vor der Geburt vorhandene völlige Beziehungslosigkeit des Geistes des Kindes und die geringe Bestimmtheit seiner leiblichen Beschaffenheit erhalten nun Beziehung nach Außen und Bestimmtheit von Außen. Sollen diese nur einigermaßen günstig ausfallen, so müssen sie einem völlig organisirten System von Einflüssen folgen, die umsichtig geleitet werden, um die Fähigkeit der Auffassung und die Thätigkeit im Kinde zu entwickeln: dann ist möglich, daß es bis zu der Zeit, da es aufhört, blos dem elterlichen Hause anzugehören, nach Leib und Seele zu einer schönen Entwicklung vorbereitet sey. So gehe denn das Kind über in die Schule des Staats, und wenn es bei seiner Geburt nur räumlich in die Staatsgränzen, und rechtlich wie polizeilich in dessen Schutz getreten ist, so kommt es nun in nähere Verbindung mit ihm, indem der Staat sein Lehrer wird. Der Proceß, den das Kind von der Geburt bis zum Austritt aus allem Unterricht und der vollendeten Ausbildung des Geistes durchmacht, ist derselbe, der als der erste und Universal-Proceß, der eigentliche Weltproceß, schon Anfangs hier aufgestellt ist: durch Entstehen von Gegensätzen im unbestimmten ursprünglichen Seyn und durch deren Vermittlung trete die Bestimmtheit in einem Gegenstande ein. So durch die ganze körperliche und geistige Ausbildung des Menschen, und je reichlicher sie ist, desto mehr entsteht ihm eine Bestimmtheit in sich selbst, mit der er nunmehr nach Außen zu wirken hat. Diese geistige Bildung (von der hier ausschließlich die Rede ist), damit sie jene Bestimmtheit hervorbringe, wird durch Kenntnisse erreicht, die eben so klar und treu als vollständig und allseitig ein Bild der Dinge in der Seele des Schülers erzeugen. So eingerichtet könnte der Unterricht nicht anders, als die Welt verstehen

lehren, und damit wäre auch schon erreicht, was Aufgabe dieser Schrift ist: Verständniß des Lebens, denn ist nur das Leben die Seele der Welt, so wird man in der That keines ohne das Andere verstehen können.

In dem Sinne aber, wie man Leben gewöhnlich zu nehmen pflegt, hat das Wort keine so großartige Bedeutung. Hier ist es einzig das Menschenleben oder die Art, wie der Mensch, wenn er zum Bewußtseyn gelangt ist, sey es allein, sey es in Verbindung mit andern Menschen, sein Verhältniß zu diesen und zu der Außenwelt setzt. In wahrhaft niedrigem Sinn gebraucht man aber das Wort, wenn man sagt: A versteht zu leben, B dagegen hat keine Lebensart. Wenn man nämlich seinen Zustand nimmt, wie er durch Geburt und bisherige Lebensdauer gegeben ist, und ihn nun auf jegliche Weise versteckt egoistisch aber mit dem Gesichte der Humanität zu verbessern oder zu benützen weiß, so ist dieß nach gemeinem Sprachgebrauch ein Beweis, daß man zu leben versteht *). Wir haben nur von der edeln Seite des Menschenlebens zu reden: man kann nämlich zu leben verstehen, indem man die sämmtlichen Verhältnisse des Menschen zur Außenwelt nicht wie sie im Laufe der Zeiten zuweilen getrübt wurden, sondern in ihrer ursprünglichen Reinheit auffassen und zu realisiren streben.

In diesem engsten Sinne nun das Leben genommen als Menschenleben ist es die Art und Weise, wie das allgemeine Leben auf dieser höchsten Stufe der Entwicklung sich überhaupt äußert und wie im Einzelnen der Mensch durch alle Perioden seiner Existenz und auf allen Stufen seiner Ausbildung wirkt und Gegenwirkungen aufnimmt; Schule und Leben verhalten sich dann gleich Vorspiel und Hauptdrama. Wie nun die Schule mit Erfolg die Begründung des Eintritts in das Leben sey, bleibt noch zu beantworten.

Sind in der Schule der Kenntnisse so viele als möglich gründlich erlangt worden, und zwar aus allen Gebieten der Welt, so muß in diese vielen Kenntnisse organische Form (sonst auch System oder Theorie genannt) und dadurch völlig klare Einsicht gebracht werden. Und falls dieses nur gedeihlich vollbracht ist, so muß zuletzt noch gezeigt werden, wie die erworbenen und nach — denselben inwohnenden — Gesetzen geordneten Kenntnisse anzuwenden seyen, um im gemeinschaftlichen Treiben der Menschen Verhältnisse des Lebens

*) Wer Anleitung dazu hier suchte, findet Befriedigung in v. Knigge: Umgang mit Menschen rc.

darnach zu bestimmen. Dieß wäre denn die Praxis, der Schlußstein, aber auch der Prüfstein der Schule.

Nun hat sich aber im Lauf der Zeiten auch hierin das ursprünglich reine Verhältniß unrein und schief gemacht, so daß man täglich die Klagen vernehmen muß, wie die Schule und das Leben, die Theorie und die Praxis sich feindlich gegenüberstehen. Ist diese Thatsache wahr, so können Theorie und Praxis nicht mehr das seyn, was sie wollen. Schule und Leben, Theorie und Praxis dürfen aber nicht für völlig gleichbedeutend genommen werden. Die Schule enthält die Theorie als Theil des Unterrichts, und die Praxis als Schließer und Uebergangs-Punkt in's Leben. Theorie nämlich ist das, was oben verlangt wurde, daß die erworbenen vielen Kenntnisse nicht bloßes Aggregat, gleichsam eine rudis indigestaque moles bleiben, sondern vielmehr nach den ihnen inwohnenden natürlichen Gesetzen geordnet und zu Ganzen gebildet werden sollen: die Praxis aber, wenn sie auch in der Regel für Leben selbst genommen wird, muß festgestellt werden als die Art und Weise, wie die Lehren der Schule im Leben anzuwenden sind. Wir haben es hier zunächst noch mit der Theorie zu thun.

Mit dem Leben kann wohl nichts besser übereinstimmen, als wenn man bei Allem, was in ihm getrieben wird, blos die Dinge nimmt, wie sie sind, nicht an ihnen künstelt, sondern einzig der Natur der Sache folgt. Ein dunkles Streben hatte nun freilich die Theorie immer gedrängt, diese Natur der Sache in Allem aufzusuchen. Allein das Streben war nicht mit sich selbst klar und im Reinen — es gerieth auf Abwege. Die Geschichte aber dieser Irrfahrten und Mißgriffe der Theorie zu erzählen, ist hier nicht der Ort, sondern das Wesen der letztern zu untersuchen. Auf den ersten Blick bietet sich unter den Theorien eine Verschiedenheit dar, die in der That auch einen tiefen Grund hat. Um nämlich einen Gegenstand eigentlich zu durchschauen, kann man den zweifachen Weg gehen, entweder daß man materiell seinen Inhalt erforscht, oder daß man die Art, wie er sich darstellt, formell auffaßt.

Die Einen nun, um ihren Gegenstand zu begreifen, erklären ihn mittelst einer Voraussetzung, dieß zur Grundidee machend, und leiten materiell aus ihr den ganzen übrigen Gehalt desselben ab, indem sie Satz an Satz reihen. So könnte z. B., um die wahren Grundsätze der Nationalökonomie zu erfassen, die Voraussetzung gemacht werden, jedes Volk müsse auf Kosten aller übrigen reich zu werden suchen. Diese Voraussetzung nun durch den ganzen Inhalt des Gegenstandes durchgeführt, würde „Theorie des Nationalreichthums“ genannt; oder

um eine „Theorie des Nordlichts“ zu Stande zu bringen, würde man nordpolarische Explosionen (als Aeußerung des irdischen Centralfeuers) als Grundidee hinstellen, und damit nun alle die Data, die man sich über das Nordlicht gesammelt hätte, in Verbindung zu bringen suchen. Hierher gehört ferner die aus der Heilkunst noch nicht ganz verschwundene „Erregungstheorie,“ so wie die auch schon jedem Gebildeten bekannte moderne Theorie, daß alle Strafe Besserung und nichts als Besserung des Verbrechers bezwecke. Mit Theorien solcher Art sind alle Zweige der Wissenschaft reichlich versehen, und ihr eigentlicher Name, den aber ihre Erfinder selten zu gebrauchen sich herablassen, ist Hypothese. Als bloße Hypothesen haben sie vielen Werth, denn indem sie eine Seite des Gegenstandes zum allein bestimmenden für denselben annehmen, darf man dieser einen nur die entgegengesetzte gegenüber halten, und sie sich gegenseitig ergänzen oder aufheben lassen, so wird man am Ende allseitig zur Erkenntniß des Gegenstandes und seines Inhaltes gelangen.

Die Andern nun, die vermittelst der Form einen Gegenstand erkennen wollen, haben gefunden, daß der menschliche Geist nach gewissen Gesetzen denkt und nicht anders denken kann, und daß, wenn er diesen — die man die logischen nennt — folgt, er nicht nur vor formellem Widerspruche und Unsinn sicher ist, sondern auch mit formeller Gewißheit im Denken vom Grund zur Folge in einer Consequenzreihe weiter schreiten kann. Ist nun das Material vorhanden, z. B. weiß man viel von dem Inhalte dessen, was zur Aesthetik gehört, und behandelt dieß in guter logischer Ordnung, so heißt es Aesthetik mit Methode behandeln, und es gibt dieß eine Theorie der Aesthetik.

Oft findet sich aber auch eine Hypothese mit Methode durchgeführt, und dieß ist Theorie in zweifachem Sinne, wie wenn man z. B. in der erwähnten Theorie der Aesthetik als Voraussetzung die Grundidee aufstellt, „schön sey das, was naturgemäß sey.“

War es nun einseitig, durch eine Voraussetzung das ganze Wesen einer Sache erkennen oder eigentlich erklären zu wollen, so war es nicht minder halb, mittelst der Logik auf die Auffindung der Wahrheit auszugehen, da die logische Richtigkeit im Denken materielle Wahrheit weder zeigt noch erzeugt, und ebensowenig, was dieser als der formelle Weg eigentlich sollte, in den Stand setzt, die Form jedes Gegenstandes zu verstehen, denn hatte man nur wenigstens einmal die Form jedes Gegenstandes ergriffen, so hatte man zugleich auch schon Einsicht in sein Wesen gewonnen, so wie umgekehrt, denn das Innerliche und seine äußere Erscheinung lassen sich bleibend nie trennen. Hiezu wurden auch Versuche gemacht, und ihre Anwendung auf Er-

kenntniß bestimmter Gegenstände geschah auch durch Methode und ward wiederum Theorie genannt.

So oft es nun bei solchen Theorien an die Praxis kommt, ergibt sich, daß man mit ihnen nichts anfangen kann, ja daß selbst das gute Material entstellt und zum Theil verdorben ist. Die Systeme, die Theorien und die Gelehrten, ihre Schöpfer, sind daher, wie zu erwarten, in Mißcredit, und es hat sich schnell die Ansicht verbreitet, die Theorie sey grau, doch grün des Lebens Baum, nachdem das natürliche Gefühl gemerkt hatte, wie sich mit jenen schönen Namen durchaus kein Schritt im Leben thun lasse. Dem sogenannten Schulkram zu entgehen, warf sich die Praxis in die Willkühr.

Um nun aber überhaupt wahrhafte Theorie, d. h. Einsicht von einem Gegenstande möglich zu machen, ist nothwendig über seinen Inhalt und seine Form hinweg auf das Gesetz zurückzugehen, nach welchem er das geworden ist, was er ist. Dieß führt noch weiter über den einzelnen Gegenstand hinaus, damit man die Welt, den Träger und Inbegriff aller Gegenstände, als ein Ganzes auffasse und zu erkennen suche. In den Dingen wie in den Erkenntnissen, ihren Bildern, findet sich auch wirklich ein und dasselbe Gesetz, und da die Dinge und die Erkenntnisse, als die beiden Hemisphären, die Welt ausmachen, so muß es das Weltgesetz seyn, welches in der ganzen Welt im Großen und im Einzelnen bis in's kleinste Detail das Gesetz ihres Entstehens und Bestehens ist, welches bewirkt, daß die Dinge und Erkenntnisse existiren, und daß sie gerade in dieser ihrer Art und Form existiren. — Hat man also einmal dieses Gesetz aufgefunden, so braucht man es nur noch in jedem Gegenstande nachzuweisen, um dessen Inhalt und Form völlig zu erkennen. Ferner ist dieses Gesetz eben so sehr material als formal, indem es gleichmäßig zeigt, welches die Bestandtheile jeden Gegenstandes sind, wie auch, welche Bedeutung jeder Bestandtheil hat durch die Stelle, an der er steht, und welche Bedeutung durch diese Form das Ganze des Gegenstandes hat. Somit ist das bloß einseitige Auffassen eines Gegenstandes unmöglich gemacht, indem das Weltgesetz allen einseitigen Betrachtungsweisen ihre untergeordnete Stellung und ihren relativen Werth im Ganzen anweis't, und dadurch alles Stückwerk der Theorie vernichtet. Dann wird der Gegenstand in der Darstellung materiell und formell erschöpfend durchschaut und er in seiner Ganzheit gelassen, wie ihn das Leben darbietet. Hat nun die Theorie durch die Zeit eine schlimme Bedeutung erhalten, so tritt an ihre Stelle die Wissenschaft mit dem Weltgesetz als Weltwissenschaft. Nur aber, was vermittelst dessen zur vollständigen Erkenntniß gekommen ist, verdient den Namen

Wissenschaft. Die vielen Wissenschaften, die noch nicht so weit gekommen sind, müssen sich diesen Ehrennamen erst verdienen.

Mit einer solchen Wissenschaft ist man am zuverlässigsten im Stande, die Erscheinungen in Geist und Natur — überhaupt jede Erscheinung in der Welt und im Menschenleben insbesondere — zu durchschauen, und ist dieß gelungen, so gibt es sich von selbst, die Anwendung davon im Leben zu machen. Die Praxis kann in der Einführung des erschöpfend und klar Erkannten in das Leben nimmer irre gehen, und die Theorie, nichts als die Gegenstände vollkommen erkennend, wie sie sind, stellt den alten Frieden mit dem Leben wieder her. Ist z. B. vermöge dieser Wissenschaft das Wesen der Banken und des gesammten Geldwesens, oder des Gewerbswesens, oder des Armenwesens u. s. w. gefunden und festgestellt, dann ist man im Stande, mit ewiger Sicherheit das als wahr und als in der Natur der Sache begründet Erkannte in das Leben einzuführen, und hinfort alle willkührlichen Versuche und Einfälle vielleicht guter Köpfe als lückenhafte Producte in der Luft schwebender Speculation entschieden abzuweisen. — Ist die Wissenschaft so beschaffen, daß sie die ganze Welt bis in das kleinste Detail als Gegenstand ihrer Untersuchung mit Sicherheit zu erkennen versteht, und dieß durch das unscheinbarste wie durch das glänzendste Gebiet durchführt, in Jedem die Grundverhältnisse in ihrer gesetzmäßigen Nothwendigkeit mit höchster Einfachheit und Klarheit darstellend, so fehlt nicht, daß in allen Zweigen des menschlichen Lebens und Wissens eine Sicherheit und Einfachheit sich findet, die es allein möglich macht, daß man die menschliche Lebensaufgabe in einem Grade löse, wie es fast unmöglich ist — mit einem Wort: „daß man menschlich lebe.“

Setze man die Stände im Staat als ihrem letzten Grunde — der Arbeit — nach die vier von Erdarbeit, Handwerk, Handel und Staatsarbeit, so ist schon durch die ganz unläugbar erschöpfende Erkenntniß der sämmtlichen Stände im Großen und Ganzen unendlich viel gewonnen. Wird nun jeder dieser Stände im Einzelnen seinem ganzen Gebiete nach untersucht, so ergibt sich die allein mögliche Entwicklung und Zahl der mannigfaltigen Arten jedes einzelnen Standes und zugleich die jeder Art einzeln und in ihrem Zusammenseyn. Noch weiter in das Einzelne herab zeigt solche Wissenschaft vermittelst einer vollständigen Durchschauung, z. B. der Technik mit entschiedener Zuverlässigkeit, welches die beste und einfachste Verfahrungsweise in jedem einzelnen Gewerbe, und wie viel noch in ihm zu leisten sey. Wie überhaupt durch diese Wissenschaft, sobald sie alles Material durchdrungen hat, das gesammte menschliche Wissen von seiner seitherigen unendlichen

Vermittlung in Allem auf die tiefsten und ursprünglichen Grundverhältnisse und dadurch zur Einfachheit zurückgeführt, alle Arbeit dadurch, daß nichts Willkührliches, nichts Unnöthiges mehr geschehen kann, außerordentlich erleichtert und abgekürzt wird: so kehrt dieselbe Wirkung natürlich auch im Unterricht jeden Gegenstandes wieder, und gleich wie der Gymnasialschüler vom achten bis zum achtzehnten Jahr unendlich viel reichere Kenntnisse als bisher und die bisherigen kraft der durch die Wissenschaft gefundenen Methode und Einfachheit weit besser sich erwirbt, so hat auch der Handwerkslehrling nicht mehr drei bis fünf Jahre in der Lehre zu seyn, um am Ende doch kaum das A B C seines Gewerbes zu verstehen, sondern ist dieses und sein Meister durch Ausbildung auf Gewerbeschulen, die selbst nach den von der Wissenschaft erkannten klaren Verhältnissen eingerichtet sind, bis zur Durchschauung gekommen, so ist der Unterricht zugleich ein viel vollkommenerer und kürzerer. Es ist ein noch gutes Zeichen der Zeit, daß, wenn auch planlose Versuche zur Vervollkommnung, die, falls sie die wahre ist, immer im Resultat eine Vereinfachung in sich schließt, in den Gewerben sich kund geben, und von hier aus betrachtet ist es eine nicht uninteressante Erscheinung, daß vor einiger Zeit ein Schneidermeister sein Handwerk nach mathematischen Grundsätzen in wenigen Monaten zu lehren sich anbot.

Hat nun der Staat schon den größten Vortheil, wenn die untern Stände und der Unterricht in jedem Zweige menschlichen Wissens so zur klaren Einsicht in sich selbst und zur Einfachheit gedeiheten, so übt dieß eine noch weit wohlthätigere Rückwirkung auf ihn selbst als Ganzes aus. Er kann mit dem Auge der Wissenschaft nicht nur den höchsten Stand, welcher die Staatsarbeit im engsten Sinn treibt, sondern durch und durch sich selbst im Ganzen und bis in's kleinste Detail durchschauen und durch klare Erkennung der Verhältnisse, der Natur der Sache — die eben nicht auf der Oberfläche liegend oft so sehr verkannt wird — überall folgend in allen Zweigen der Regierung mit einer Sicherheit Gesetze geben und Anordnungen treffen, die sie vor dem gewöhnlichen Schicksale behütet, mit jedem wechselnden Ministerium als unpraktisch und darum verwerflich erfunden zu werden *).

Ziehen wir den Kreis unserer Untersuchung immer enger, so müssen wir sagen, daß das Leben, als Leben und Treiben der Men-

*) Weitere Ausführungen sehe man in J. J. Wagner's: Organon der menschlichen Erkenntniß (Erlangen. 1830. 8.). Der Staat (Würzburg. 1815) u. A.

schen, zwei Richtungen in seiner Wirkung auf die Außenwelt hat, die eine nach der Seite der Natur, die andere nach der Seite der Menschen und von beiden wiederum zurück. Nach beiden Richtungen wird es nur mit Erfolg wirken können durch klare Einsicht in den Gegenstand, auf den gewirkt werden soll; und so wäre zum zweitenmale die Forderung uns entstanden, Natur und Menschen völlig kennen zu lernen, während das erstemal sie an uns erging durch Erkenntniß der Construction und Organisation des Menschen. Wird nun die klare Erkenntniß von Natur und Mensch durch wahre Wissenschaft gesucht, so ist ihre genaue Betrachtung das Erste, das alles Uebrige bedingt. Diese Betrachtung aber, wenn sie wirklich genau und gründlich seyn will, kann nicht umhin, den Gegenstand zu zerlegen, um ihn, was die Hauptsache ist, von innen zu sehen. Gleichwie die Anatomie, um den lebendigen Menschen in seinem wirksamen Organismus kennen zu lernen, den Todten bis in seine kleinsten und feinsten Theile zerlegt, und aller Physiologie unerläßliche Bedingung ist, so muß, um Wissenschaft von jedem Gegenstande möglich zu machen, dasselbe bei jedem geschehen. Nur sey man entfernt, diese Bedingung der Wissenschaft selbst schon Wissenschaft zu nennen, gleich als ob der Generalbaß schon Musik wäre. Alles bloße Aggregat von Kenntniß-Material kann höchstens eine Disciplin, Doctrin oder dergleichen genannt werden. — Solches Zerlegen nun und die Anleitung dazu, gehört ausschließlich als Vorarbeit zur Erkenntniß des Lebens mit seinem gegenseitigen Wirken von Natur und Menschen in die Schule und ist der Schule große Aufgabe. Ist es aber so weit gekommen, dann tritt die Wissenschaft zu dem rohen ungeordneten Material und sucht an der Hand des allen Dingen inwohnenden Gesetzes ihres Entstehens und Wirkens dasselbe auch in diesem Gegenstande ohne irgend einen Zusatz auf, bloß das innere Leben, die eigentliche Natur des Gegenstandes erforschend. Siehe, da belebt sich der in der Schule zerlegte Leichnam wieder von selbst, ein Glied reiht sich nach innerm Zusammenhange organisch zum andern — jedes an seiner Stelle, und der Gegenstand feiert in Wahrheit seine Auferstehung. — Man könnte fragen, ob es nicht besser wäre, dem Publikum nur jeden Gegenstand lebendig und ganz in lebenvoller Darstellung vorzuführen, anstatt ihm den innern Organismus ohne äußere Bekleidung oder gar den zerlegten Leichnam zu zeigen. Die Antwort ist verschieden, je nach dem Gegenstande und nach der Klasse des Publikums, zu der man sich wendet, oder ob zu dem ganzen Publikum gesprochen wird. Wäre das Publikum in Masse der Schule entwachsen, dann könnte dreist ihm jeder Gegenstand in seiner Ganzheit und Lebendigkeit dargestellt werden, denn es verstünde die

äußerliche Haut sich wegzudenken und sogleich das innere organische Leben zu schauen. Dann müßte auch die Darstellung denselben Grad von Lebendigkeit haben, der gerade bei diesem Gegenstande ist. Allein je zuweilen ist es nützlich, wenn auch der Mann ein wenig in die Schule geht, und ob das Eine oder Andere der Fall ist, hat der Schreibende wie Lesende immer wohl zu erwägen.

Wenn nun die Wissenschaft jeglichen Gegenstand so recht an der Wurzel erfaßt, so kommt es endlich dahin, daß sie im Leben eine solche Sicherheit gewährt, die überall sogleich das Wahre findet und diesem gemäß in den Lebensverhältnissen realisirt; die Erkenntniß der Gegenstände ist klar, einfach und sicher, die Wirklichkeit geneigt, sie in sich aufzunehmen, ihre Ausführung also ohne Schwierigkeit. Ertheilt somit die Wissenschaft, die die ganze Welt und Alles, was darinnen ist, zum Gegenstande ihrer Erkenntniß macht, — ertheilt die „Weltwissenschaft“ durch das „Weltgesetz“ mit Nothwendigkeit die höchste Klarheit und Sicherheit im Erkennen wie im Handeln, so ist sie *das wahrhaft Praktischste* und *das einzig Praktische*, was es gibt, alles Uebrige bleibt spielende Willkühr.

Aber noch mehr: solche Wissenschaft, „die das getreueste *Bild* der Welt gibt,“ geht über Erkennen und Handeln im täglichen Leben hinaus; das Gesetz der Entwickelung kennend, umfaßt sie Vergangenheit und Zukunft zugleich und lehrt den *Geist der Geschichte* kennen und schauen, was früher oder später, langsamer oder schneller in Entwickelung der Menschheit kommt und kommen muß, sie ist *prophetisch*. — Nicht aber allein auf den Geist — auch auf das Gemüth wirkt solche Wissenschaft wundersam ein. Das Schauen des Weltgesetzes im Großen wie im Kleinen, im Raum wie in der Zeit, im Reiche des Geistes wie in dem der Natur führt das Gemüth von selbst auf Entwicklung gleicher Gesetzmäßigkeit und Harmonie in Grundsätzen und im Handeln, und so gibt es *Charakter*; die Seele erhält die Richtung auf die Natur und die Menschen und damit endlich auf das Höchste, das Göttliche.

Bist du so in Geist und Gemüth zu voller Klarheit und Ruhe — zum wahrhaften Schauen — gelangt, so bist du der *Weise*, in dem die Menschheit ihren Triumph feiert.

Und wiederum feiert sie ihr Hochfest in dem *Künstler* oder *Dichter*, der nicht träumend sondern schauend die Welt und ihr Bild mit seinem unendlich reichen Farbenspiel in sich abspiegelnd in Bildern uns das Leben wiedergibt.

Der Herr der Wissenschaft ist Künstler und Weiser zugleich.

So wäre Leben und Wissenschaft wie Leib und Seele so innig verbunden, daß, wo sie von einander lassen, sie aufhören als solche zu existiren. Sie sind auch Urbild und Abbild, Original und die getreue Copie, der Spiegel und wer sich darinn siehet; sie sind zwei Winkel, der physische und der von ihm auf die Fläche übergetragene und gezeichnete; ja sie sind Weib und Mann, die nicht ruhen, bis sie einander gefunden und verstanden haben. Haben sie sich einmál vermählt, so sind Weise und Künstler ihre Erstgebornen; alle ihre Kinder aber Menschen für's praktische Leben.

Frankreich.

I.

Die neue französische Kirche.

Am andern Morgen nach dem 29. Juli, dreifarbigen Andenkens, dachten viele müßige Leute, die bis dahin ohne Erwerb gewesen waren, daran, einen Stand zu wählen, der ihnen ein Auskommen sicherte. Der Augenblick schien ihnen günstig dazu. Einige strebten nach ungemessener Herrschaft, Andere begnügten sich damit, einen bescheidenern Wirkungskreis zu erhalten. Jeder wählte Das, wozu ihn die innere Stimme antrieb, und so wurde denn der Abbé Chatel der Stifter einer neuen Religion, ein Unternehmen, das seit Muhammed kein Mensch gewagt hatte. Der Abbé Chatel glaubte aber seine Zeit zu verstehen; er miethete einen Saal, und gab seinem Werke die beliebte Pfennigeinrichtung. Er ertheilte bedeutenden Rabatt, stiftete ökonomische Messen und Predigten zu 2 Sous das Stück. Die Pariser schrien zwar nicht über Profanation; aber sie kümmerten sich wenig um ihn. Seine ganze Kundschaft bestand aus einigen alten Soldaten, die nichts zu thun hatten, und aus den Köchinnen und Stubenmädchen seiner Gegend. Weil er anfänglich kein Geld forderte, so dachte auch Niemand daran, ihm welches zu geben; Wachs und Oel ruinirten aber den armen Abbé zusehends, denn der Altar und die ewige Lampe erforderten Beides. Der Abbé zog Wechsel in's Blaue hinein, die Niemand acceptirte, die Polizeidiener traten, den Hut auf dem Kopf, in die neue Kirche; man legte das Allerheiligste unter Siegel und der Eigenthümer des Saales, der den Miethcontract ganz im Ernste genommen hatte, kehrte sich an nichts. Chatel bemühte sich zwar, diese Unheiligen aus dem Tempel zu vertreiben, das gelingt aber nicht einem Jeden. Die Unheiligen jagten dießmal den Apostel zum Tempel hinaus.

Chatel gab seinen Plan dennoch nicht auf; wer einmal von der Ehre gekostet hat, ist nicht mehr zurückzuhalten. Er rannte durch die weite und gute Stadt Paris, um eine schickliche Localität für seine neue Erfindung zu suchen. Ueberall aber erkundigten sich die Eigenthümer, ob der heilige Mann auch Geräthschaften von Werth besitze, um die Miethe zu sichern; Chatel senkte das Haupt in Demuth, und begnügte sich damit, den Bann über jeden Eigenthümer von Paris auszusprechen; so gelang es ihm, in einem Monat zwar alle Waffenfähigen von Paris in den Bann gethan zu haben, aber er befand sich nichts desto weniger unter freiem Himmel.

Um diese Zeit verließ Martin, der Bestienbändiger, seine Bretterhütte auf dem Boulevard Bonne=Nouvelle; der Platz war noch ganz warm; auch viele leere Käfige blieben zurück; es war ein Hotel=garni ohne Bewohner. Der Abbé Chatel installirte sich dort mit großem Stolze, denn er gedachte des Stalles von Bethlehem, um sich über die Profanation zu erheben. Er ließ geweihte Fluten in die Wanne des Krokodils fließen und segnete den Käfig des Löwen Nero, der eben gestorben war, zum Altare ein. Dann ließ er über dem Eingang zwischen zwei gemalten Leopardenköpfen die Worte setzen: Eglise française, und rief die Gläubigen herbei.

Im Innern waren einige bemerkenswerthe und geschmackvolle Veränderungen vorgenommen worden. Der Abbé Chatel excellirt darin. So hing er z. B. ein Reliquienkästchen in einen wohlvergitterten Käfig, über welchem man die Worte las: Tigre du Sénégal. Eine kleine Statue Fenelons richtete er im Häuschen eines Mandrils auf, und den größten Käfig wählte er sich zur Kanzel, und tapezirte ihn mit einer hochrothen Draperie.

Lange Zeit hindurch waren die Spaziergänger des Boulevards überrascht, in Martins Hütte fromme Gesänge anstimmen zu hören, und konnten sich des Menageriebesitzers Laune nicht erklären, der seine wilde Heerde auf solche Weise erbauen ließ. Einige bemerkten ganz naiv: „Aha! wir verstehen, so zähmt er sie wohl!“ Wenn manchmal aber ein Neugieriger mit seiner ganzen Familie aus dem Omnibus stieg, um die Ungeheuer der Wüste zu bewundern, und seine 6 Franken am Eingange erlegte, wie ward er da frappirt, mit Weihwasser regalirt zu werden.

Er trat ein, indem er seine Frau beruhigte, die schon das Brüllen irgend eines Ungeheuers vernahm, aber die arme, unschuldige Familie blieb wie angenagelt am Eingange stehen, wenn sie den Abbé Chatel im Meßgewand erblickte, der ihnen entgegenrief: Der Herr sey mit Euch! und ihnen dann seinen Segen gab.

Trotz alles dessen kam der arme Abbé dießmal wieder nicht auf seine Kosten. Sein Vorgänger Martin war viel glücklicher gewesen. Dabei war der Miethpreis für die Hütte ungeheuer. Wachs und Oehl fingen auch wieder an zu mangeln. Am Osterfeste sah Chatel sich genöthigt, um die große Festkerze anzuschaffen, einen ausgestopften Tiger in das Leihhaus zu tragen, der von Martin vergessen worden war. Der Boulevard-Bonnenouvelle ist sehr gottlos, denn die schlechten Stücke des Gymnase-Dramatique haben ihn längst verdorben. Dieses philosophirende Stadtviertel warf keinen Heller in Chatels Opferstock. Die Folge war, daß die Wechsel wieder protestirt wurden, und daß über unsern Heiligen von dem Tribunal erster Instanz zu Paris der Concurs verhängt wurde. Der furchtbare Verhaftsbefehl wurde Chatel eröffnet, er sollte nach Ste. Pelagie gebracht werden, aber dieß war eine Heilige, die er nie in seinen Litaneien angerufen hatte. Nur mit Mühe entkam er in die Gegend des Pflanzengartens, gehüllt in eine Löwenhaut, die ihm als Altardecke gedient hatte.

Chatel sah sich nun ganz in die Lage der Bischöfe der ersten Kirche versetzt. Nach dem Beispiele Marcellin's zog er sich Nachts auf den Kirchhof des père Lachaise zurück, und betete und segnete die Stadt und die Welt. Er schlief unter der Grabespyramide Massena's, trank hellen Thau der elysäischen Gefilde, und um seine Gelüste zu bekämpfen, fastete er. Ziemlich ruhig verfloßen seine ersten Stunden in dieser Einsamkeit; schon glaubte er die neue Aurora Konstantins zu erblicken, oder den Sturz des Tyrannen Maxentius, den der beeidigte Häscher Rigal in seinen Augen vorstellte, aber ach! die Flamme der Verfolgung sollte nicht so bald für ihn erlöschen!

Um Mitternacht pflegte er gewöhnlich nach dem Vorgange eines andern Heiligen den Hügel des Kirchhofs zu erklimmen, den man Mont Louis nennt. Dort sang er Psalmen, jedoch nicht die Psalmen Davids, sondern seine eigenen, die ihm aus dem einfachen Grunde besser gefielen, weil er sie selbst gemacht hatte. Der Mann, der diesen Ort zu bewachen hat und seine Todten nie aus den Augen verliert, erblickte einstmals in der Nacht Etwas, das wie ein Lebendiger aussah. Er ergriff seinen Doppellauf, und leise, von Grab zu Grab, erreichte er bald den Mont-Louis, indem er ein Qui-vive! ausstieß, das die Todten selbst erbeben ließ. Chatel war leichtfüßig; wie ein Reh flog er nach dem aristokratischen Viertel des Gottesackers, und verbarg sich im Schooße der Marmorfamilie eines russischen Bojaren, zwischen der Statue seines trostlosen Sohnes und der noch untröstlicheren Mutter, die sich so eben in Moscau wieder vermählte. Unglücklicher-

weise hatte er es mit einem Kirchhofwächter zu thun, der das Personal seiner Trauergallerie sehr wohl kannte, und daher leichtlich auf dem Sarkophage eine schwarze Gestalt unterschied, die nicht zu der weißen Bojarenfamilie gehören konnte.

„Was macht Ihr da?“ schrie der Wächter der schwarzen Statue zu.

„Ich bete zu Gott auf dem Berge,“ erwiderte diese.

„Wollt Ihr wohl herunter dort, oder ich schieße!“ schrie der Andere wieder.

Chatel sang einen frommen Vers.

„Noch einmal, herunter! oder —,“ rief der Andere.

Und Chatel wieder wie oben.

„Ich gebe Feuer, krächzender Rabe!“ waren des Wächters Worte.

Und schon legte der Wüthende an, aber der Abbé Chatel stieg hernieder und sprach sehr sanft zu dem Manne: „Haltet Ihr mich denn für einen Dieb, daß Ihr so in der Nacht mit Stangen und Spießen bewaffnet einherzieht?“ Der Wächter aber ergriff ihn beim Kragen, und sagte ebenfalls ganz gelassen, indem er ihn zur Pforte hinausführte: „Wenn Ihr Euch noch einmal hier ertappen lasset, so begrabe ich Euch unter dieser Thränenweide! verstanden?“

Der Abbé eilte quer durch Paris, um sich in den Katakomben zu verbergen, nach dem Beispiel des heiligen Sebastian, während deß wurde er aber von dem gottlosen Handelstribunal zu Paris dreimal wegen seines Nichterscheinens verurtheilt.

Auf solche Weise war die neue Religion nahe daran, zu verkümmern, wenn nicht ihr Rächer plötzlich gekommen wäre. Dieß war der muthvolle Abbé Lejeune, denn Muth gehörte wahrlich dazu. —

Für den unternehmenden Lejeune war bald ein Local gefunden; es war ein Schuppen, unter dem Niveau des pariser Straßenpflasters gelegen, auf dem Boulevard-Beaumarchais Nr. 25, nämlich. Um kostbare Decorationen zu vermeiden, wurde diese neue Kirche mit Psalmen, nach Chatels Uebersetzung, tapezirt. Der Handel schien floriren zu wollen; die Vorstadt St. Antoine contribuirte zwar nicht bedeutend, aber auf dem Boulevard des filles du Calvaire schien sich einige fromme Regung einzustellen. Ein junger Tischler aus der rue de Charonne, der durch das Lesen eines Romans von Pigault-Lebrun zum vollendeten Philosophen geworden war, ließ sogar seine Ehe in der Hütte des Abbé Lejeune einsegnen. Das war ein schönes Fest; vier Kerzen wurden dabei angezündet, Fahnen rings umher gehängt, der Nachbar Trödler mußte zwei alte Gobelins herleihen, vorstellend: Telemach, Calypso und ihre nackten Nymphen, und darüber schwebte das Bildniß Fene-

lons. Der Abbé Lejeune ließ sogar nach dem Credo Erfrischungen geben. Ein alter Herr, der noch Voltaire persönlich gekannt hatte und ihn sehr verehrte, war in Entzücken aufgelös't bei dieser rührenden Zeremonie: „Das wird den Jesuiten den Garaus machen," stammelte er, „das ist die Religion, die der Mensch von Jetzt verlangt! Aber dieß Alles verdanken wir nur dem Herrn von Voltaire!" Und dabei warf er einen Sou in das Becken, zur Erhaltung der Kirche des Abbé Lejeune. Dieser triumphirte. Der ganze Bastillenplatz war nach und nach andächtig geworden, und schon spürte man einige Symptome von Bekehrung in den angränzenden Straßen. Die Hütte erschien immer aufgeschmückter, denn die Großmuth der Gläubigen spendete dem Abbé Lejeune bald eine verbleichte Blume von dem Hute einer Dame, den sie am letzten Carneval getragen hatte, bald ein Kristallglas, das gesprungen war, bald ein vergilbtes Tischtuch, das seine Zeit in irgend einer Kneipe gedient hatte, und unser Abbé rieb sich dabei zufrieden die Hände und schmunzelte: „das geht! das geht!" und dabei sah er nach den Thürmen von Notredame und dem Pantheon, wie Napoleon als Artillerie-Lieutenant auf die Tuilerien blickte.

So standen die Sachen, als am 26. April d. J. der Eigenthümer der Hütte, der noch keine Miethe erhalten hatte, mit einem Hammer in der Hand erschien, um Alles zu zerstören und zu entwürdigen. Der Abbé hielt ihm eine Rede, worin er ihn mit Nebucadnezar, Antiochus, Sanherib und Sardanapal verglich, er weissagte ihm sogar, daß bei dem ersten Hammerschlage auf diese geweihten Gegenstände, zwei Engel auf weißen Pferden sich herablassen würden, um den neuen Heliodor des Boulevard-Beaumarchais mit Ruthen zu züchtigen. Aber der Eigenthümer der Hütte steckte gelassen beide Hände in die Taschen seines Ueberrocks von Castorine, und sagte zu dem Abbé, er frage nichts nach Engeln auf Pferden und ihren Ruthen, sondern er müsse seine Steuern an den Einnehmer in der Straße St. Louis entrichten, und daher verlange er seinen Zins, den man ihm seit zwei Terminen schuldig geblieben sey. Der Abbe schlug dem Eigenthümer vor, er wolle an demselben Abend noch eine Vorstellung zu seinem Vortheil geben, aber Jener wollte auch davon nichts wissen; der Abbe öffnete nun den Opferstock, als man aber hineinblickte, war nichts darin; da rief man einen Maurer herbei; die Gerüste und Altäre fielen; aber die Engel Heliodors erschienen nicht.

Lejeune eröffnete nun eine Subscription am Fuße der Julisäule, die so eben erbaut wird. Man widmete ihm Bemitleidungen und Seufzer genug, aber das Geld blieb aus; er war genöthigt, an die

Thür einer andern Hütte, rue de la Toquette Nro. 18, anzuklopfen; Alles umsonst; er legte ein härnes Gewand an, kasteiete sich, fastete, und erhob seine Stimme, aber sie verhallte in der Wüste, nicht einmal ein Teufel der großen Oper wollte sich herbeilassen ihn zu versuchen, oder auf die Zinne des Tempels zu tragen, noch sonst ein Wunder mit ihm vorzunehmen. Aber ein anderes Unglück sollte den Nachfolger Chatels treffen.

Dieß andere Unglück war der Abbé Auzou, auch einer von jenen Priestern, die immer zum Schisma bereit sind, und es dem Pabst nicht vergessen können, daß er sie nicht Alle zu Erzbischöfen gemacht hat. Auzou wollte die kleine, bereits erlöschende Gemeine des Abbé Chatel wieder zu erbauen anfangen, die wir in Habacucs Löwengrube verlassen haben. Er wählte daher seinen Sitz im Boulevard St. Denis Nr. 10, und gab ihm ein viel anständigeres Ansehen. Auzou wollte dem Volke den Beweis liefern, daß er mit Gebeten und Messen keine schmutzige Speculation triebe, sondern daß seine Sehnsucht dahin ginge zu dem wahren Gottesdienste, die Magdalenen der rue Beauregard zurückzuführen, und den Götzendienst der marchands de vin zu zerstören. Deßhalb ließ er nachstehendes Placat drucken, wie es Jeder auf dem Boulevard St. Denis lesen kann:

Ein Stuhl	1 Sous.
Eine Trauung . . .	2 Sous.
Ein Todesfall . . .	2 Sous.
Eine Geburt . . .	2 Sous.
Ein Sacrament . . .	2 Sous.

Man muß gestehen, daß das billig ist; eine ungeheure Concurrenz ist eröffnet! Man betrachte einmal, was eine Trauung in einer ordentlichen Kirche kostet; und wird man nun gar auf hergebrachte Weise geboren, oder will man in üblicher Art sterben, so mag man's machen wie man will, man wird in der Wiege oder im Grabe fast ruinirt. Der Abbé Auzou hat für dieß Alles gesorgt. Eine Trauung bei diesem würdigen Mann ist jetzt für jeden Stand so leicht zu erschwingen, daß ein Concubinat keine Entschuldigung mehr finden kann. Das dünkt uns ein großer Schritt zur Moralisirung unseres Zeitalters!

Der Abbé Auzou hat übrigens einen hübschen Altar mit sechs hohen Kerzen, eine Kanzel von weißem Holze und zu beiden Seiten den heiligen Vinzenz von Paula und Fenelon. Der Abbé hat den Verfasser des Telemach canonisirt. Die Statue stellt den Heiligen in dem Augenblicke dar, wie er sagt: Calypso ne pouvait se consoler du départ d'Ulysse.

So hat in dem kurzen Zeitraume von fünf Jahren die neue französische Kirche Altar gegen Altar aufgerichtet, während die alten, durch Jahrhunderte geheiligten Altäre nahe daran sind, in diesem Lande des ewigen Wechsels einzustürzen! Aber die Religion, die ächte, wahre, heilige, hat mit diesen Neuerungen nichts zu schaffen, sie kann ruhig auf die Narrheiten eines Chatel und seiner Nachfolger herabsehen.

II.

Diner, von Jules Janin.

Der, welcher mit Einsicht diesen gastronomischen Artikel zu schreiben im Stande wäre, Brillat-Savarin, dieser geistvolle Mann, der ein Mann von doppeltem Geschmacke war, ist todt. Er starb, wie er gelebt hatte, sanft, langsam, glücklich. Ich nun, ein Novize in seiner Kunst, gestützt auf sein Buch, welches zur Autorität wurde, bitte meine Leser um Vergebung, mich einer Wissenschaft zu nähern, deren Studium ein ganzes Leben erfordert: die Kunst zu diniren.

Diese Kunst ist schon sehr alt. Sie fing in jenem Momente an, wo der Mensch aufhörte, sich von Früchten zu nähren und klares Wasser zu trinken. Der Erste, der ein Thier tödtete, um es zum Essen zu bereiten, bahnte den Weg den größten Köchen dieser Welt. Seitdem war die Mahlzeit kein Zufall mehr. Sie wurde bereitet, sie wurde zum Studium. Seitdem fand der Mensch in sich selbst dieses Axiom: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey, das heißt, es ist nicht gut, daß der Mensch allein esse. Brod und Salz wurden die Zeichen eines Bundesvertrags. Die Gastfreundschaft ist der Anfang aller Civilisation. Mit dem ersten gemeinschaftlichen Mahle begannen zu gleicher Zeit Geschichte und Politik, die Sitte der Familie und die Sitte des Menschengeschlechts. Was der Thurm von Babel Uebeles erzeugte durch die Sprachverwirrung, das hat die Vereinigung der Menschen an demselben Tische wieder gut gemacht, denn hier entstand Vertrauen und Brüderschaft unter den Gästen. Der Tisch ist eben so gut, wie die Sprache, der Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere. Das Thier ernährt sich, der Mensch allein versteht zu essen. Das Thier hat Hunger, der Mensch Appetit. Bei Tische

herrscht die sanfte Freude, die lächelnde Vertraulichkeit. Der Tisch gibt den erschlafften Gliedern ihre Schnellkraft wieder, Wärme den entfärbten Gesichtern, Blick und Leben dem geschwächten Auge. Der Tisch vereinigt die entgegengesetzten Leidenschaften. Er heißt den Ehrgeiz schweigen, den Haß, die Intrigue, alle übeln Eigenschaften; er hemmt ihre traurigen Wirkungen jeden Tag während zwei bis drei Stunden. Der Tisch ist die Beschützerin der schönen Künste. Um die Mahlzeit zu schmücken, erfand man die reichen Eiselirungen, den blendend weißen Damast, den glänzenden Krystall, die kostbaren Vasen mit Blumen, Musik, um die Gäste zu erfreuen, Poeten, sie zu besingen, elegante Tänze, um den Nachtisch zu schmücken, weite Gewölbe, grünende Plafonds, springende Wasser, herniederströmende Wohlgerüche. Eigentlich ist der Tisch das einzige Ziel, Beginn und Mitte aller Künste.

Es ließe sich eine schöne Geschichte darüber schreiben, besonders wenn man von den Requisiten des Tisches zu den Gerichten gelangt, wenn man von den Festen Homer's, von dem Zelte Achills zu den Gastmählern des verflossenen Jahrhunderts übergeht. Welche verschiedenen Speisen von dem ersten Glas Madeira bis zum letzten Glase Punsch! Wie viel Regeln, Vorschriften, Unterweisungen, Maßregeln sind dabei nöthig! Und vor Allem, welche Masse von Gesundheit, um gut diniren zu können!

Ich gebe hier einige sehr complicirte Regeln dieser schönen Kunst, welchen unsere Leser leicht auf Erfahrung gegründete hinzufügen werden, denn es heißt im Sprichwort: So viele Menschen, so viele Arten zu essen. Tot homines, tot sententiae! Erstens muß die Anzahl der Gäste nicht minder als sechs, nicht mehr als neun seyn. Einige behaupten, man könne sie bis auf zwölf ausdehnen; das scheint mir aber eine schlechte Zahl: Numero Deus imparo gaudet. Zweitens wähle man die Gäste so, daß sie sich unter einander lieben, und es sich in drei Stunden sagen können. Männer von Geist ohne Anmaßung, liebenswürdige Frauen ohne Koketterie; keine dem Diner fremde Zerstreuung, so lange man ißt. Ausgewählte Speisen ohne zu viel Klügelei; Weine von der besten Gattung, vom Schwereren zum Süßen, vom Ernsten zum Gefälligen; man esse langsam, wie ehrliche Leute, die nichts anderes zu thun haben; heißer Kaffee; der Speisesaal elegant, einfach, reinlich; die Temperatur 14 bis 16 Grad Reaumur; der Salon geräumig; ein leichter Thee; Ende nicht vor eilf Uhr, nicht nach Mitternacht; und bei diesem Allen ein guter Magen, das heißt Glück.

So sprechen die Gastronomen. Aber glaubet nicht, daß der, welcher die Kunst, zu diniren versteht, jener erstickenden und entnervenden Vorbereitungen bedürfe, woraus die großen Diners des gemeinen Gourmands

zusammengesetzt sind. O nicht doch! Es ist die Qualität und nicht die Anzahl der Schüsseln, die Auswahl und nicht die Menge der Weine, welche die Mahlzeit eines Mannes von Geschmack ausmachen. Nicht das Fleisch in Haufen, nicht die Gläser bis zum Rande gefüllt, keine Etalage, kein Geräusch, kein ängstliches Suchen, keine Pasteten, die sich wie Thürme erheben, solche Thürme, die ihre Breschen nicht auszubessern verstehen. Der Gastronom begnügt sich mit Wenigem, wenn nur dieses Wenige vollendet, ausgesucht, vollständig ist. Jede Mahlzeit seines Lebens ist ein Fest in seinem Gedächtniß, wenn er nur seine Mahlzeit verdauen kann, wie er sie genoß, mit Glückseligkeit. Fragt nur einmal einen so glücklichen Menschen, und er wird Euch gestehen, daß seine besten Mahlzeiten auch seine einfachsten waren: „Ich erinnere mich," spricht er, „es war an jenem Tage, es sind schon zehn Jahre, da hatte ich zum Frühstück meinen Freund, den Doctor, eingeladen, der schon 78 Jahr alt war, meinen alten Kameraden, den Kapitän, von 67, und ihre gute Schwester Jeannette, das einfache, sanfte Mädchen, die noch so gut ihre Süßigkeiten bereiten kann mit ihren 75 Jährchen, die sie alt seyn mag. Es war ein ruhiger, schöner Morgen. Ich hatte von oben bis unten mein Haus rein gescheuert und glänzend wie ein Spiegel zugerichtet. Eine Viertelstunde vor der Zeit kamen meine Freunde an, frisch gepudert, rasirt, mit weißer Wäsche, und nun gar Demoiselle Jeannette, noch so reizend und liebenswürdig wie immer!"

„Guten Tag, sagten sie, guten Tag, lieber Freund! aber vom Frühstück nicht ein Wort. Und ich nicht anders. Ich führte meine Freunde in meinen kleinen Salon mit meinen guten alten Möbeln aus der Zeit Ludwig XV. geziert, die wieder Mode geworden sind. Ich öffne die beiden Flügel meines Arbeitszimmers, wo man nur wenige Bücher sieht, aber gute und schöne Bücher, geschmückt und reich, Meisterwerke von innen und außen. Meine Freunde sind immer aufmerksam. Das geht gut! Wir sind glücklich alle vier, bei so guter Laune zu seyn. Man liebt sich, man sieht sich an, man spricht mit einander, oder man spricht auch nicht; man thut, was man will. Meine Freunde öffnen meine Bücher, bewundern meine Kupferstiche, oder sie betrachten mit Wohlwollen am Fenster meine Rosen und meine kleinen Erbsen, die in der Blüthe stehen. Da schlägt es zehn! Das ist die Stunde; jetzt sind wir in dem Speisezimmer. Welcher Glanz, welche schöne Pracht, wie glänzend sind die alten Möbeln! Welches schöne altmodische Silberzeug, wie weit und schwer und nützlich! Welch einfaches Porcellain, mit den alten Goldstreifen, die noch nichts verloren haben! **Munda supellex**, sagt Horaz. Man setzt sich zu Tische. Da sind geöff-

nete Austern, die auf uns warten. Die trefflichen Austern! Frisch, klein und salzig! Nach den Austern Nieren am Spieß, ein wenig blutig, was schadet das? Nach den Nieren eine Terrine fetter Gänseleber mit Trüffeln, und endlich die Hauptschüssel, die erwartete, die Schüssel der Ueberraschung, die Schüssel, die ich selbst bereite! Gerührte Eyer mit Käse ganz einfach; dann Erdbeeren, Conserven, eine halbe Tasse Mocca, aber ächten Mocca, ich rieche ihn noch! Und zum Schlusse zwei Sorten Liqueurs, alten recht scharfen Rhum und ich weiß nicht welche süßere Gattung, um die Stärke des Rhums zu mildern. Das nenn' ich ein Frühstück!"

„Mein Gott!" sagt ein Anderer, „Euer Frühstück erinnert mich an ein excellentes Mittagessen, welches ich 1804 in dem schönen Jahr bei meinem Freunde Dubois, dem Finanzsecretär, machte. Das ist ein Mann! Welche Nase, welche Hände, welcher Gaumen! Ich komme in einem guten Wagen an, und trete ein. Es war im Winter." Und nun erzählt mein Freund, Schüssel für Schüssel, Scene für Scene, dieses glückliche Diner, von der Suppe mit Parmesankäse bis zu den Confituren, von dem ersten und letzten Glase Bordeaux bis zu der Tasse Thee und dem Glase Punsch. Liebliche und unschuldige Erinnerungen.

Man hat dicke Bücher über die Küche geschrieben. Ein Buch, das mehr Auflagen, als die Fabeln von Lafontaine, erlebt hat, ist die Cuisinière bourgeoise, eine fürchterliche Nomenclatur, die mehr Vergifter gemacht hat, als die Bücher des Herrn Orfila. Die Profession der Gourmands wurde gefeiert und besungen; wir haben ein ganzes Gedicht über diesen Gegenstand: Die Gastronomie am Bergour, ein Gedicht voll schöner Verse. Im Ganzen wurden die Gourmands mit Lob überschüttet. Man hat sie wie die sanftesten, die elegantesten der Menschen geschildert. Man hat gesagt, daß die Gourmandise der Feind der Excesse sey, daß sie unter allen Verhältnissen nur Lob und Aufmunterung verdiene. Sie verschaffe und erhalte die Gesundheit. Sie sey ein Impuls des Schöpfers, der uns befohlen hat, zu essen um zu leben, und uns durch den Appetit zum Essen reizt. Die Gourmandise ist mehr noch als der Dreizack Neptuns, der Scepter und das Band, das sich um die Welt schlingt. Sie sendet von einem Pol zum andern Weine, Zucker und Gewürze, Eingesalzenes und Geräuchertes, Fische von aller Gattung, selbst Eyer und Sardellen. Sie unterhält auf ihre Kosten ein Volk von Fischern, Jägern, Gärtnern, Köchen, Pasteten- und Zuckerbäckern; sie stützt sich zu gleicher Zeit auf die größten wie auf die mäßigsten Vermögensumstände; sie erhält das europäische Gleichgewicht, denn wehe der Nation, die sich nur von Früchten und Ge-

mäsen nähren würde, die Heere der Fleischfressenden würden sie bald bekämpfen. Eben so ist die Gourmandise der Nerv der Zölle, der Accise und der indirecten Abgaben, und so ist sie die festeste Stütze des öffentlichen Schatzes. Endlich und um die Vortrefflichkeit dieser socialen Tugend zu beweisen, behaupten die Gastronomen stolz, daß man sich einer eigenthümlichen Organisation erfreuen müsse, um Gourmand zu seyn, daß die Kunst zu essen versagt sey den Zerstreuten, den Plauderhaften, den Ehrgeizigen, den Beschäftigten. Diese essen nur, um sich zu füllen, und die Gourmandise war die einzige Höhe, die der Kaiser Napoleon nicht erreicht hat. Auch fügen diese ehrlichen Praktiker immer hinzu: Es kann nicht Gourmand seyn, wer will.

Dieß ist das physiologische Portrait eines Gourmands: fünf Fuß, zwei Zoll, rundes Gesicht, feuriges Auge, kurze Stirn, kurze Nase, fleischige rothe Lippen, gerundetes Kinn. Was die Gourmands unter den Frauen betrifft, so sind sie rund, mehr hübsch als schön, und ein wenig über die gewöhnliche Corpulenz hinaus. Ganz im Gegensatze sind die, welche dazu verdammt sind, nicht essen zu können. Alles ist lang an ihnen, Gesicht, Nase, Taille, die Augen; die Haare sind dünn, schwarz und glatt; sie sind es, die die Pantalons erfunden haben. Unter den Gourmands muß man die Gourmands aus Prädestination und die Gourmands dem Stande nach unterscheiden. Die letztern sind die Financiers, daher gibt es verschiedene Zubereitungen à la Financière; nach den Financiers kommen die Chevaliers, die Gelehrten, die Andächtigen und die Abbé's. Im Allgemeinen lebt der Gourmand lange, und wird selten krank. Es ist nicht erlaubt, Gourmand zu seyn unter 5,000 Franken Einkommen. Dieß ist der Gourmand der Kalbskeule, des indianischen Hahns mit Kastanien, der fettgemästeten Tauben und der Schüssel mit Sauerkraut. Mit 15,000 Franken jährlich wird man ein behaglicher Gourmand: dann tritt man in die Ochsen-Filet's mit rothem Safte, gespickt und in ihrer eigenen Sauce, in das Viertel Reh mit Gurken, Steinbutten im Salzwasser, Schinken von Presalé, indianischen Hahn mit Trüffeln, junge Früherbsen. Mit 30,000 Franken ist man ein reicher Gourmand. Platz da für das Geflügel zu sieben Livres, vollgestopft mit Trüffeln aus Perigord! Platz da der ungeheuern Gänseleber-Pastete aus Straßburg! Platz für den Rheinkarpfen, die trüffelgespickten Wachteln, den gespickten Flußhecht, den gebratenen Fasan, die Spargeln von sechszolligem Diameter, den Ortolan à la provençale! Ueber 30,000 Livres Renten ist man kein Gourmand mehr. Man ißt zu viel, und das ist betrübender, als wenn man nicht genug zu essen hat. Jetzt wollen wir als ein emiritirter Professor uns mit den verschiedenen Elementen beschäftigen, die aus

den Schüsseln und Getränken bestehen, aus welchen ein Diner zusammengesetzt ist. Wie viele Bände wir über diese Materie ex professo schreiben könnten, von der Suppe anzufangen und mit dem Kaffee zu endigen.

Hier geben wir einige Indicationen: Die Suppe besteht aus guter Fleischbrühe, aus Gemüse, aus Brod oder Teig. Um gute Fleischbrühe zu haben, muß das Wasser langsam sieden, damit der Eiweißstoff nicht zusammenrinne, das Aufkochen muß kaum bemerkt werden, damit die verschiedenen Theile, die nach und nach aufgelöst werden, sich innig und ohne Widerstand vereinigen können.

Das Suppen-Rindfleisch ist eine feste Nahrung, aber wenig Kraft gebend, weil es seinen Nahrungsstoff verloren hat. Man ißt das Suppenfleisch aus Routine, aus Ungeduld, aus Unaufmerksamkeit. Der Gourmand ißt niemals Suppenfleisch; für ihn ist dieß Fleisch ohne Saft.

Das Geflügel ist für die Küche, was die Leinwand für den Maler ist, der unerläßliche Grund: man servirt es gekocht, gebraten, gebacken, warm oder kalt, ganz oder zerschnitten, mit oder ohne Sauçe, mit ausgelösten Knochen, mit abgezogener Haut, farcirt, aber immer mit gleichem Beifall. Die Gegend von Caux, Mans und Bresse machen sich die Ehre streitig, das beste Geflügel zu liefern. Bresse ist der König der Länder für die Hühner; was die Kapaune betrifft, so ist immer der der beste, den man eben ißt.

Der kalekutische Hahn ist, wenn gleich nicht immer das feinste, doch das saftigste aller Hausthiere. Paris verzehrt jährlich für 720,000 Franken mit Trüffeln gespickte kalekutische Hähne.

Man versteht unter Wildpret Thiere, die gut zu essen sind, und in den Wäldern, oder auf den Feldern im Zustande der natürlichen Freiheit leben. Es gibt drei Serien Wildpret: die Drosseln und kleinen Vögel, den Wachtelkönig und dann hinauf zur Schnepfe und zum Rebhuhn, zum Fasan, zum Kaninchen, bis zum Hasen.

Dann kommt das Schwarz- und Rothwild, der Eber und das Reh. Wildpret ist eine warme, saftige Nahrung, wohlschmeckend und leicht zu verdauen. Die Feigendrossel ist der vornehmste der kleinen Vögel, die Wachtel ist der lieblichste und feinste, die Schnepfe ist ein sehr ausgezeichneter Vogel, der Fasan ist über alles Wildpret zu stellen, wenn er zur rechten Zeit bereitet wird. Rara avis! ein Fasan, der in den ersten acht Tagen nach seinem Tode gegessen wird, ist weder ein Rebhuhn, noch ein gemeines Huhn mehr.

Der Fisch, weniger nahrhaft als das Fleisch, aber saftiger als die Pflanzen, ist das einzige Justemilieu, wie es alle Temperamente

brauchen können. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Meer- und dem Süßwasserfisch.

Die Austern lassen sich immer essen.

Trüffeln! die Trüffel ist der Diamant der Kochkunst. Die besten französischen Trüffeln kommen aus Perigord und der Haute-Provence. Die Trüffel ist ein eben so gesundes als angenehmes Nahrungsmittel, und was man auch von ihrer Unverdaulichkeit spricht, wenn man sie mit Mäßigkeit genießt, so passirt sie wie ein Brief auf der Post.

Der Zucker thut nur dem Beutel weh. Zuckerwasser, Syrup, Gefrorenes, geröstetes Brod in Wein, Zuckerbäckereien und Bonbons, Crèmes und Blancs-Mangers, Kaffee, Marmeladen, Conserven, Candirtes, Liqueurs, in allen diesen Sachen ist der Zucker das Condiment. Er verdirbt nichts. Beklaget unsere Vorfahren. Der Zucker war kaum bekannt unter Ludwig XIII., und heute kostet er höchstens zwanzig Sous das Pfund.

Der Kaffee. Die Türken, die hierin unsere Meister sind, stoßen ihn im Mörser mit hölzernen Keulen; die beste Manier, Kaffee zu machen, ist die Cafétière à la Dubelloy. Voltaire und Buffon haben ihr ganzes Leben hindurch starke Dosen getrunken.

Die Chokolade. Es ist in ganz Frankreich nur ein Mann, der sie zu bereiten versteht, das ist Herr Debauve. Wenn Ihr gute Chokolade trinken wollt, machet sie den Abend vorher in einem Kaffeetopf von Steingut, und lasset sie ruhig stehen. Die Ruhe der Nacht macht sie dicker und gibt ihr eine Consistenz, die zu ihrem Wohlgeschmacke viel beiträgt.

Die erste civilisirte Mahlzeit, deren Beschreibung wir gelesen haben, war das Gastmahl des Achilles. „Achilles bringt der Flamme nahe einen Topf, welcher die Schulter eines Schafes und den breiten Rücken eines saftigen Schweines enthält. Nachdem das Fleisch fertig ist, vertheilt Patrokles Brod um den Tisch. Achilles selbst aber zerlegt das Fleisch. Alle greifen nach den Speisen, welche man ihnen bereitet hat.“ Die Griechen blieben nicht bei der Küche der Helden Homer's stehen. Alle Künste glänzten bei ihren Mahlen. Die Römer Augusts überließen sich mit einer Wuth diesem für sie neuen Vergnügen.

Nach Rom kamen 5 oder 6 barbarische Jahrhunderte, in denen man nicht zu essen verstand, aber Carl der Große, der außerordentliche Mensch, gab der Welt einige Muße, damit man endlich etwas Sorgfalt in die Mahlzeiten bringen könnte. Die schönsten Burgfrauen machten sich eine Ehre daraus, die Tafeln ihrer Herren zu besorgen. Bald darauf holten die Kreuzritter die Chalotte aus den Ebenen von Ascalon, und die Petersilie aus Italien. Schon unter Ludwig XI. bilden die Wurstmacher eine

mächtige Corporation. Unter Carl IX. sind die Pastetenbäcker ein beträchtliches Corps. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bringen die Holländer den Kaffee nach Europa. Zu gleicher Zeit bekommen wir Zucker, Branntwein und Tabak. Die Feste von Ludwig XIV. geben der französischen Küche einen unbekannten Glanz. Bei dem großen Condé ersticht sich der große Vatel mit seinem Degen, weil die Seefische ausbleiben, und Frau von Sevigné schreibt eine Trauerrede über den Koch, mit derselben Feder, welche die Trauerrede über Turenne schrieb.

Es war für den alternden Ludwig XIV. erwünscht, daß man die süßen und wohlriechenden Liqueurs erfand. Hierauf kam die Regentschaft: der Herzog von Orleans. Dieser lustige Mann von Geist, dieser sehr liebenswürdige Despot, ließ auf seinen Tisch gespickte Sachen von außerordentlicher Feinheit bringen, appetitliche Matelottes und die ersten mit Trüffeln gespickten kalekutischen Hähne; aber erst unter Ludwig XV. traf man ernstliche Dispositionen, einen Tisch gut zu serviren. Seit dieser Zeit war die Kunst der Küche immer im Fortschreiten. Physik und Chemie wurden mit Nutzen um Rath gefragt. Das Backwerk theilte sich in verschiedene Zweige: der große und der kleine Ofen; die Nahrungsmittel, die man besser kennen lernte, wurden auch am meisten beibehalten; die Gartenkunst blieb nicht zurück. Gemüse, Obst, Melonen, tropische Früchte in den Treibhäusern erlangten einen hohen Grad von Vollendung; zugleich kamen die Weine aller Länder der Erde in den Handel; der Madeira, welcher die Mahlzeit eröffnet; der Bordeaux in der Mitte, und der spanische Wein am Schlusse. Die Zeiten sind nicht mehr, wo man den Bordeauxwein blos für die Dienerschaft hielt.

Die französische Küche hat viele wichtige Eroberungen in fremden Ländern gemacht: das Beefsteak und den Karik; der Kaffee ist populär geworden. Selbst das Wort Gastronomie wurde erfunden; der Name für eine halb gemachte Wissenschaft.

Dieß ist das Resultat des Unterrichts unseres Verfassers, des seligen Brillat-Savarin, dessen Buch einen so tiefen Eindruck hervorgebracht hat. Ich wünschte, besser im Stande gewesen zu seyn, seine weisen und gelehrten Vorschriften zusammen zu stellen. Wie soll ich aber einen so großen Doctor auf seinem Lehrstuhl remplaciren? Wo soll man einen besser erfüllten und mehr von seinem Gegenstande gefüllten Mann wohl finden?

Ich that, was ich konnte, man entschuldige die Fehler des Autors.



Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Danzig, 13. August.

Sechs Kais. Russ. Wagen mit zur Dienerschaft beider Majestäten gehörenden Personen, sind gestern hier angekommen und noch mehre werden erwartet. Eben so sind von Warschau zwei, zu einem Reiterregimente gehörende Tscherkessen hier eingetroffen, die durch ihr schönes Aeußere Aller Augen auf sich ziehen; es sind zwei große breitschulterige Männer, von kräftiger und edler Gesichtsbildung, in feinen blauen Ueberröcken, auf jeder Seite der Brust eine Art von Taschen, aus denen, in Döschen befindliche, Patronen zierlich neben einander gereiht, hervorsehen; verschiedene Bandeliere, zu Dolch und Säbel, hangen am Körper herab; auf dem Kopfe prangt eine Mütze von schwarzen Lammfellen, mit rothem Boden. — Es ist interessant, dem Russischen Gottesdienste der Krieger beizuwohnen. Der Pope, in einem Prachtgewande, einem weit abstehenden, mit goldenen Sternen wie besäeten Mantel von grünem Atlas und einer, über den halben Rücken herabhangenden goldbrokatenen Decke (Kasel) leitet das Ganze und schlägt unzählige Kreuze, die darauf von den Kriegern wiederholt werden. Dazwischen singen die geübten Regimentssänger eine einfache, stets wiederkehrende Melodie; es ist eine bekannte Sache, daß die tiefsten und metallvollsten Baßstimmen im Innern von Rußland angetroffen werden; wer nur je einem Gottesdienst der herrschenden Kirche in Rußland beigewohnt hat, der bekanntlich ohne Orgel abgehalten wird, und bei welchem das Chor der kirchlichen Sänger in fortwährender Thätigkeit ist, wird gestehen müssen, in keinem andern europäischen Lande einen so einfachen und dennoch so effektvollen Gesang angehört zu haben. — Unterdessen geht oder läuft vielmehr der riesenhafte Pope längs den Reihen der Soldaten und sprengt nach allen Seiten mit großer Kraftanstrengung Weihwasser, so daß wohl nur Wenige seyn dürften, die nicht wenigstens einige Tropfen davon getragen haben sollen. — Das Mittagsessen von 1200 Gardisten im untern Raume des Zeughauses schildert ein Augenzeuge wie folgt: 24 Tische waren in 12 Reihen aufgestellt worden, zwischem jedem der vier Pfeilergänge drei Reihen und an jeder Seite eines solchen Tisches war für fünf und zwanzig gedeckt; eine große irdene Schüssel, ein Glas zum Branntwein, ein mit Bier angefüllter blecherner Becher und Messer und Gabel gehörten zu jedem Couvert, die Löffel hingegen führten die Soldaten selbst mit sich.

Mit großen, Erbsensuppe enthaltenden Eimern, liefen nun eine Menge dienstthuender Weiber hin und her und schöpften aus; an Nebentischen tranchirten unterdessen Preußische Soldaten das zur Suppe gehörende Schweinefleisch, worauf es vertheilt wurde; eben so wurden die den zweiten Gang bildenden Braten tranchirt. Während dieser Vorbereitungen waren die zu speisenden Krieger auf dem vor dem Zeughause befindlichen Kohlenmarkte aufgestellt, indem die Thüren noch zugehalten wurden. Unterdessen hatten sich, außer dem zur Bedienung gehörenden Personale, die vornehmsten Preußischen und Russischen Offiziere in der Halle versammelt und vielleicht ein hundert durch Nebenthüren hereingelassene Zuschauer der höheren Stände. Endlich wurde die Hauptthüre für die Soldaten geöffnet, und, zwischen den Generalen und den Obersten hindurch, ihren berühmten Riesen, jenen Tambour-Major an der Spitze, hielten diese jetzt ihren Einzug, reihten sich auf, beteten, und ließen auf ein Zeichen ihrer Obern, nachdem sie Platz genommen hatten, Tischweise eine Art von Hurrahgeschrei erschallen. Bald darauf trat der Russische General en Chef Jölenieff an einen Tisch, kostete von der Suppe, schenkte sich, wie mir schien, ein Glas von dem für die Soldaten bestimmten Branntwein ein und trank es, unter einer tiefen Verbeugung, dem neben ihm stehenden kommandirenden Generale von Natzmer, auf die Gesundheit des Königs zu, was dieser darauf in derselben Art auf die des Kaisers erwiederte, worauf von den Soldaten ein nochmaliges Hurrah erfolgte. Jetzt endlich wurden ihre Kinnbacken zum Essen in Bewegung gesetzt. Ich machte mich unterdeß an das Tambour-Majorchen, welches, da Bank und Tisch für ihn viel zu niedrig waren, beklagenswerth gebückt saß. Was große Männer (und besonders solche die Uniform tragen!) doch stets bei dem schönen Geschlecht für Glück machen! Ein altes Weib, welches bei dem Ausschöpfen angestellt war, schien zu glauben, daß ein großer Mann auch einen großen Appetit haben müsse, und kam daher mit einem Töpfchen Erbsensuppe angerannt, welches sie dem riesenhaften Manne mit gutmüthiger Höflichkeit und plattdeutschen Redensarten aufkomplimentiren wollte. Die daneben sitzenden Hautboisten fingen an zu lachen, während der Goliath stolz die Gabe verschmähte und dem Weibe ein mit einer abweisenden Wendung seiner mächtigen Hand begleitetes: Paschol! zurief. Doch war das Mütterchen nicht so bald fortzubringen; ihre staunenden Blicke hafteten noch lange an der riesenhaften Gestalt, bis sie sich endlich, den Topf unter der Schürze, mit den Worten: „dat es doch noch ene schöne Mannschperschon“ in den Hintergrund verlor. Die Scene wäre einem geschickten Maler zu einem Genrebilde zu empfehlen.

Paris, 15. August.

— Man erzählt als ganz gewiß, daß das Fräulein Morel, in Folge einer starken Hemorragie, wieder ihren normalen Gesundheitszustand erlangt habe. (!)

La Ronciére's Gesuch ist vom Cassationshof verworfen worden. —

Breslau, 17. August.

— Am 9. ist Se. Durchlaucht der Fürst August zu Hohenlohe-Oehringen von Stuttgart kommend in Slawenzicz eingetroffen, und hat daselbst das neue Schloß bezogen.

St. Petersburg, 30. Juli / 11. Aug.

— Am verwichenen Donnerstage, 25. Juli, ist der Herr Graf v. Lerchenfeld, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Sr. Majestät des Königs von Baiern am Kaiserlichen Hofe, auf seinen Posten zurückgekehrt und von Sr. Majestät dem Kaiser in einer Privataudienz empfangen worden.

Algier, im August.

— Wir haben hier seit vier Wochen eine beständige Hitze von 35° im Schatten.

Literarische Uebersichten.

DER CHEVALIER.

Ein Roman in drei Bänden von Theodor Mügge.

Leipzig bei Georg Wigand 1835.

(*) Der Verfasser hat sich zu seinem Werke das blutige Vorspiel des Bürgerkrieges auf St. Domingo gewählt, der, ein Sprößling der französischen Revolution unter glühenden Sonnenstrahlen geboren, mit seinem tödtenden Feuer im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts alle Blüthe und Kraft der herrlichen Insel verheerte. Der Zweck des Romanes ist ein conservativer. Der Held stirbt für das göttliche Recht des alten Regime. Der historische Roman hat seinen Beweis aus Thatsachen zu entnehmen; allzu ausgedehnte Reflexionen sollen seinem Wesen fremd seyn. Von dieser Wahrheit scheint Mügge nicht durchdrungen zu seyn; durch Reflexionen, wie er sie giebt, bekommen die Facta lahme Beine, namentlich wenn die Bemerkungen vollends an einer obsoleten Natur leiden, wenn die Geschichte über den Meinungsstreit einen entscheidenden Ausschlag gegeben hat. Der Schilderung der Situationen und Charaktere gebricht es indessen durchaus nicht an Leben. Der Deutsche mit seinen Forderungen an Reinheit möchte über die eingestreuten frivolen Scenen und üppigen Liebes-Abenteuer die Stirne falten, aber es

darf nicht vergessen werden, daß der Held ein Franzose ist, der mitten unter Stürmen und Gefahren sein frohes, für Liebe empfängliches Herz nicht schlummern läßt, und daß der Himmel von St. Domingo das Blut in raschere Wallung setzt, als der lange deutsche Winter. Ueberdieß beginnt dieser Roman in Turin mit dem Grafen d'Artois — unsere Frömmigkeit und der Graf d'Artois in jüngeren Jahren! — so unhistorisch darf der historische Roman nicht zu Werke gehen. —

Theater.

In Norddeutschland gastirte in der letzten Zeit ein junger Sänger, Namens Eicke, ein Hamburger von Geburt, dessen volltönende herkulische Stimme, die sich besonders im tragischen Gesange geltend machen soll, sehr gerühmt wird.

— Ein Stück im Vaudeville-Theater, unter dem Titel: „L'habit ne fait pas le moine" hat großes Glück gemacht. Zwei Reiteroffiziere ziehen Mönchskutten an, um sich in ein Kloster von Carmeliterinnen hinein zu stehlen. Dies geschieht unter dem Ministerium des Cardinals Richelieu, der durch dieses Abentheuer gerettet wird, denn die Mönche, deren Kutten die beiden Offiziere anziehen, sind vom heiligen Stuhl gesendet, ihn zu ermorden. Dieses Vaudeville sprüht von Witzfunken und Lustigkeit. Die Verfasser sind St. Hilaire und Paul Duport. Mlle. Mayer war sehr liebenswürdig in dem Schleier einer jungen Carmeliterin.

— Man spricht davon, daß die vier ersten Theater von Paris einen königlichen Kommissär als Ober-Intendanten erhalten werden, der in directem Rapport mit dem Minister des Innern stehen soll.

— Der Beitrag aus der Staatskasse für die große Oper in Paris ist unter dem jetzigen Director Duponchel um 50,000 Franken geringer, als bei seinem Vorgänger Veron.

— Das kleine Vaudeville-Theater in Paris, das schon lange hätte abgebrochen werden sollen, ist jetzt mit vielen Kosten neu decorirt worden; man sagt, im persischen Geschmack.

— Nach französischen Blättern sollen auch bei uns, wie es schon lange bei ihnen der Fall war, die sogenannten Représentations-monstres in Aufnahme kommen. Am 24. d. M., so melden sie, wurden in Frankfurt die Räuber, die Stricknadeln von Kotzebue und der Freischütz an einem Abende aufgeführt. In den Zwischenakten sollten Künstler Solo's ausführen. Die Franzosen machen die Bemerkung, daß die Zuschauer wohl mit Sonnenaufgang erst aus dem Theater gehen werden. Dies ist wieder eine von den Mystifikationen, welche französische Journalisten ihren Lesern aufbinden.

Mode.

Unter den Abendtoiletten auf Spaziergängen bemerkten wir weiße Peignoirs oder von zartfärbigem Mousselin. Einer derselben zog besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er war von dickem Mousselin und hatte eine Garnitur von feingefältetem Mousselin, woran sich ein bordirtes Entre-deux schloß. Der Vordertheil dieses Peignoirs waren drei Abtheilungen; der Hals bildete eine Pelerine mit Garnirung und der Untertheil des Aermels war aufgeschlagen und gleichfalls garnirt; der Gürtel war von Mousselin, nachläßig geschlungen und mit langen Enden.

Noch kürzlich trugen junge Personen geflochtene Haare oder an die

Schläfe gelegt à la Ferronnière genannt; jetzt aber muß man die Haare in angelegten Flechten tragen, die durch ein sehr schmales Sammetband fest gehalten werden. Dies ist eine alte, wieder aufgekommene Mode. Hüte von Reisstroh haben kürzere Scheiben, als im Sommer, und werden mit grünem oder weißem Atlas gefüttert. Man trägt keine Blumengarnituren mehr auf der Stirne.

In einer glänzenden Gesellschaft der Faubourg St. Honorè sahen wir zum ersten Male sehr graziöse Sommerkleider von einem neuen Schnitt. Unter diesen Ueberröcke von durchsichtigem Mousselin, gefüttert mit gelber oder rosa Seide, und eben solche Bänder durch die Säume der Pelerine vorn herunter und unten gezogen. Diese Kleider haben drei Falten, woran Spitzen oder gefältelter Tüll gesetzt ist, immer aber ein Band durch den Saum und die Falten gezogen. Ein breiter herabfallender Gürtel, Bandschleifen, Bracelets von Band geben dieser Toilette ein sehr frisches und elegantes Ansehen.

Ferner sahen wir ein Kleid von Jaconas, brodirt mit Streifen von Rosen und Kornblumen, auf der Brust kreuzweis, mit weiten Aermeln. Ein anders von Gros de Chine, von röthlicher Aschfarbe, mit Bouquets von Himmelsschlüsseln und grünen Blättern; der Leib war offen griechisch und eine Nadel befestigte die Falte; die Aermel waren anliegend bis auf die Hälfte des Vorderarms; hiezu eine Schärpe von chinesischem Crepp, schwarz mit lebhaften Farben gestickt; Schuhe von dunkelblauem Saffian.

Herrenmoden. — Der Kragen der Röcke wird sehr lang getragen, die Klappen, die schmal sind, vereinigen sich unten, und sind rund ausgeschnitten, die Schöße sind lang, aber die Taille kurz, besonders vorn. Diese Röcke trägt man nur zum Negligee. Eine halb habillirte Toilette wäre ein Kleid à Française von melirtem Tuch (weiß und braun), eine Reihe Knöpfe, lange schmale Schöße, Weste von weiß croisirtem Pique, bis oben zu geknöpft, schwarze Cravatte, Pantalon von weiß und schwarz gestreiftem Zwillich, grauem Filzhut, Stiefel von Saffian mit englischen Hacken. Seidene Gilets werden in grau, dunkelviolett oder spanischer Tabakfarbe getragen. Sie wetteifern mit den weissen Piquegilets oder denen mit schmalen dunkeln Streifen. Die Pantalons trägt man weiß.

In Möbeln werden besonders die Etagèren sehr in Affection genommen, die mit allen erdenklichen Curiositäten bestellt werden. In der Mitte einer Wand kann sich sehr gut eine hohe, mit Glasthüren versehene Etagère befinden. Kleine runde Möbel von Rosen- oder Cedernholz vertheilt man in den Zimmern. Statt der Bronce sieht man vergoldetes Kupfer. Die Teppiche sind von einer Farbe. Die Neuerung, die man in den Salons bemerkte, hat sich auch bis auf die Studirstuben erstreckt. Man sieht darin unpassende Möbel von allen Formen und allen Nüancen.

Aus der Gesellschaft.

Vor einigen Tagen wurde in dem Abendzirkel der Herzogin von Abrantes eine Komödie in einem Act von einem Herrn van Roosmalen aufgeführt, wozu eine Anekdote aus dem Leben der Herzogin das Sujet lieferte.

Sie soll allerliebst seyn, und wurde in vier und zwanzig Stunden gedichtet, gelernt und gespielt.

Cholera.

Die Seuche breitet sich immer weiter in Italien aus und nähert sich Rom. Genua, Livorno und Florenz sind davon ergriffen.

Avignon ist verödet. Alles flüchtet nach den Gebirgen. Die Wohnungen haben keinen Werth.

Die halbe Bevölkerung von Aix lebt auf den Feldern. Man kann fünf bis sechs Straßen durchlaufen, ohne einem einzigen Menschen zu begegnen.

Man schreibt aus Bern vom 8. August: „Die Cholera nähert sich mit großen Schritten der Schweiz. Der Staatsrath hat in einer außerordentlichen Sitzung über die Sanitäts-Maaßregeln Beschluß gefaßt, die zu ergreifen sind."

Wir geben hier eine Neuigkeit, ohne sie zu verbürgen. Eine glaubwürdige Person in Paris versichert, daß eine Staffette aus Marseille angekommen sey mit der Nachricht: „daß der Apotheker Boyer, der Sohn, ein Mittel gefunden habe, die Cholera zu heilen. Von dreißig Cholerakranken, welche das äußerste Stadium der Krankheit erreicht hatten, wurden von ihm neun und zwanzig radical geheilt; der dreißigste befand sich bereits außer Gefahr." Diese Nachricht soll auch durch den Telegraphen nach Paris gelangt seyn.

September-Rennen
zu Paris 1835.

Ein großes Fest bereitet sich für die Pferdeliebhaber auf dem Champ de Mars vor. Dies sind die Wettrennen der Gesellschaft der Liebhaber, eben so glänzend und mit eben solch reichen Preisen versehen, wie die der Regierung.

Wir geben hier eine Uebersicht:

Erster Tag (Sonntag, 6. September). Für die zwei Arondissements-Preise. Der eine von 2,000 Franken für die Füllen von drei Jahren, der andere von 3,000 Franken für die Hengste und Stuten von vier Jahren und darüber. Die Bahn ist einmal um das Marsfeld.

Zweiter Tag (Donnerstag, 10. September). Hauptpreis: 5,000 Fr. für Hengste und Stuten von vier Jahren und darüber.

Dritter Tag (Sonntag, 13. September). Königlicher Preis: 6,000 Fr.

Vierter Tag (Donnerstag, 17. September). Großer königlicher Preis: 12,000 Fr.

Der Hauptpreis kann nur von Pferden der Norddivision errungen werden. Hingegen können um die andern Preise Hengste und Stuten aller Divisionen rennen. Die Rennbahn ist zweimal um das Marsfeld.

Fünfter Tag (Sonntag, 20. September). Preis des Königs: 6,000 Fr., von Sr. Majestät selbst bewilligt für Hengste von vier Jahren und darüber; und Preis des Kronprinzen: 3,000 Fr., von dem Herzog von Orleans für Hengste, Wallachen und Stuten von jedem Alter und jeder Gattung, die in Frankreich geboren und erzogen sind. Der Preis des Königs besteht in einer Vase von Vermeil, 1,500 Fr. an Werth und einer Summe von 4,500 Fr. an Gelde. Der Preis des Herzogs von Orleans besteht in einer Vase von Silber, 1,000 Fr. an Werth und 2,000 Fr. in

Geld. Das Rennen beginnt um ein Uhr Nachmittags. Für die einmalige Bahn sind drei Minuten, für die zweimalige sechs Minuten festgesetzt. Der große Preis muß in fünf Minuten dreißig Sekunden errungen seyn. Die Pferde dürfen eine halbe Stunde ausruhen.

Anecdote.

Man weiß, mit welcher Strenge Napoleon seine Brüder behandelte, die sich, als sie durch ihn Könige geworden waren, manchmal eine Eigenmächtigkeit zu Schulden kommen ließen, oder nicht blindlings den Befehlen des großen Mannes nachkamen. Hieronimus war besonders schlecht angeschrieben, und kein Courier kam von Paris nach Cassel, der nicht irgend eine befehlerische Depesche, oder oftmals selbst einen derben Verweis mitgebracht hätte. Eines Tages, als der Kaiser darin sehr weit gegangen war, zeigte der König von Westphalen seinem Bibliothekar, Pigault Lebrun, die Depesche, und dieser rieth ihm, sich nicht fortwährend wie ein Kind behandeln zu lassen, und mit der Würde zu antworten, die einem Herrscher zieme." — „Das ist sehr gut," sagte Jerome; „wer aber soll den Brief schreiben? Ich wahrhaftig nicht. Entwerfen Sie ihn selbst." — Pigault gehorchte. Der General Rapp überbrachte des Kaisers Antwort. Hieronimus eröffnete die Depesche und las: „Der König, mein Bruder, hat einen Tag Arrest in seinem Pallaste, und der Schreiber des Briefes soll auf drei Monate in das Gefängniß geschickt werden." Der Eine wie der Andere mußten ihre Strafe erdulden.

Vermischtes.

In voriger Woche wurde der Graf von Sussy, Director der Münze von Frankreich, nebst seiner Frau, seinem Sohne, der Herzogin von Otranto, seiner Tochter, zweien seiner Freunde und seinen sechs Dienstboten in Paris vergiftet. Das Gift war in einem Gerichte weißer Bohnen enthalten, und zwar so reichlich denselben mitgetheilt, daß nach Aussage der geschicktesten Chemiker, denen die Untersuchung übertragen war, eine einzige Bohne Arsenik genug enthielt, um eine Person zu tödten. Diesem Uebermaaße, welches sogleich heftiges Erbrechen bei Allen herbeiführte, verdankten die Unglücklichen ihre Erhaltung. Die Herzogin von Otranto ist noch immer sehr leidend, und einer der Freunde flößt große Besorgnisse ein. Die Thäterin ist eine alte Köchin des Hauses.

— Curiosum. — Die Wiener Theater-Zeitung von Bäuerle enthält ein größeres Gedicht: „Mephistopheles und der Schüler," von einem Herrn Langer, worin wir folgende Verse finden:

Ha, mich erfüllet ein göttliches Schauern!
O, welche Töne
Brechen durch's Thor
Meiner Gefühle! —
Sind's der Kamöne
Saitengespiele? —
Heben das Herz mir
Die Füße empor?
Möcht' vor Entzücken
Fassen bei'm Ohr,
Die kreisenden Welten,
Möchte sie drücken,
Bis sie ersticken
An meiner Brust!
Heuchelnde,
Schmeichelnde,
Hüpfende,
Schlüpfende,
Zuckende,
Buckende,
Spukende Lust! —

— Die Cholera, der Taschenspieler Bosco, der Improvisator Langenschwarz und M. G. Saphir sind in diesem Augenblick in Mailand.

— Die neue sehr schöne Straße von Straßburg nach Paris ist seit dem 1. d. M. beendigt. Sie ist um zehn Stunden kürzer als die alte.

— Die Dichter auf dem Lande. Eugene Sue schreibt seine Geschichte der französischen Marine in diesem Augenblicke auf dem Schlosse des Thales von Montmorency; Lamartine dichtet seine melancholischen Hymnen am Fuße eines einsamen Hügels; Scribe beruft die Schauspieler des Theater français nach seinem herrlichen Hause in Montalais, um ihnen ein neues Stück vorzulesen; Alphonse Royer malt uns in Chantilly Venedig und den Orient; Roger de Beauvoir redigirt in Brunoy seine Erinnerungen aus Holland; Balzac ist der einzige, der aus seinem Aufenthalte ein Geheimniß gemacht hat; wir wissen nicht, in welchem Schlupfwinkel er die jungen Frauen analysirt, deren Bekanntschaft er vorigen Winter in der Oper gemacht hat. Der große Dichter Beranger lebt in Passy, wo man ihn Abends nachlässig spazieren gehen sehen kann, die Hände auf dem Rücken und seinen kahlen Kopf mit einem breiten Strohhut bedeckt. Sein Haus steht nahe an der Kirche, und aus seinem Fenster blickt er in das eines andern heitern Liederdichters, des Vaudevillisten Brazier. Außerdem wohnen noch zwei Vaudevillisten in Passy, Dumersan und Frederic de Courcy. Außer diesen leichten Sängern wohnen hier zwei Akademiker, Renouard, der Verfasser des Trauerspiels les Templiers, und Herr Droz, jener problematische Unsterbliche, welcher seinen Sitz in der Akademie der Freundschaft Picard's verdankt. Man glaubt gewöhnlich, er habe nichts geschrieben; das ist aber ein Irrthum. Er hat ein Werk geschrieben: „Die Kunst, glücklich zu seyn;“ und er übt diese Theorie aus, indem er in Passy in süßer Behaglichkeit lebt. Ein schönes Eigenthum unter dem provencalischen Namen la Viste (die Aussicht) bekannt, gehört einer politischen und literarischen Illustration zugleich, nämlich Fulchiron.

— Fieschi hat erklärt, daß, wenn er vor einigen Monaten über fünfzig Thaler zu disponiren gehabt hätte, er Paris würde verlassen haben und man nichts weiter von ihm gehört hätte.

— Entdeckter Mord. — Nach achtzehn Jahren wurde ein Mord, den Richard Brown in Woodbridge in England verübte, entdeckt, und der Thäter, 78 Jahre alt, vor die Assisen nach Suffolk gebracht. — Es wurde nämlich vor einigen Monaten ein gewisser Grea wegen eines Diebstahls von sechs und zwanzig Schafen zur Deportation verurtheilt. Er erbot sich, wenn man ihn begnadigen würde, den Mörder des Pächter Easton, dessen Tod einmal großen Lärm im Lande gemacht hatte, anzugeben. Auf die formelle Versicherung, daß er Gnade erhalten solle, welche er auch wirklich erhielt, machte er sehr bestimmte Entdeckungen und gab die wünschenswerthesten Beweise. Folgendes ist die Substanz seiner Angabe: „Richard Brown und ich, wir wohnten in Woodbridge vor ungefähr 20 Jahren, und waren dort die berüchtigtsten Wilddiebe. Im Monat Juni 1817 waren wir alle Beide eines Abends auf den

Anstand in einem Felde des Pächters Easton. Richard Brown warf so hin: „Ich wollte wohl statt eines Feldhuhns oder eines Hasen, daß der Herr dieses Feldes mir schußrecht wäre; dieser Spitzbube hat mich angegeben, und ich bin ihm eine gute Ladung schuldig.“ — Da wollte es das Unglück, daß in demselben Augenblick der Pächter vorbeiritt; Richard Brown warf seine Flinte weg; lief aber mit seinem dicken Stocke seinem Feinde nach, schlug ihn von hinten über den Kopf, und streckte ihn todt nieder.“

Zu dieser Erklärung kamen andere Anzeichen hinzu, denen der achtzigjähjährige Beklagte nur schwaches Läugnen entgegensetzen konnte; er wurde eines unüberlegten Todtschlages für schuldig erklärt, und dennoch zur lebenslänglichen Deportation verurtheilt.

Nekrologe.

Der Verfasser der trefflichen Geschichte von Paris, Dulaure, gewesenes Mitglied des National-Convents, ist in seinem achtzigsten Jahre in Paris gestorben.

— Der bekannte Volkskomponist Wenzel Müller, der weit über hundert Opern und Singspiele geschrieben hat, worunter die allgemein beliebten Schwestern von Prag, neue Sonntagskind, lustiges Beilager, Aline, Mädchen aus der Feenwelt u. s. w., ist kürzlich in Wien als ein ehrwürdiger Greis von 78 Jahren gestorben. Er war unerschöpflich in Erfindung reizender Melodien und arbeitete mit ungemeiner Schnelligkeit. In ihm hat die Volksmusik den würdigsten Repräsentanten verloren.

— Der auch als Schriftsteller bekannte Privatgelehrte Adolph Wagner ist in Leipzig gestorben.

— Der rühmlichst bekannte Schauspieler Jacobi in Hamburg, ein Schüler Schröder's, ist, nachdem er vor Kurzem die Bühne verlassen hatte, gestorben.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben mit diesem Hefte unsern Lesern:

1) Zwei Abbildungen ungarischer Magnaten in der glänzenden Nationaltracht, wie solche im Krönungszuge ihres Königs aufritten, nach treuen Originalzeichnungen.

2) Ein Morgenlied, componirt von Herrn Louis Hetsch in Stuttgart.

Herausgegeben von August Lewald.



Vivace

Was schlägt so rasch an die Fen_ster mir mit-
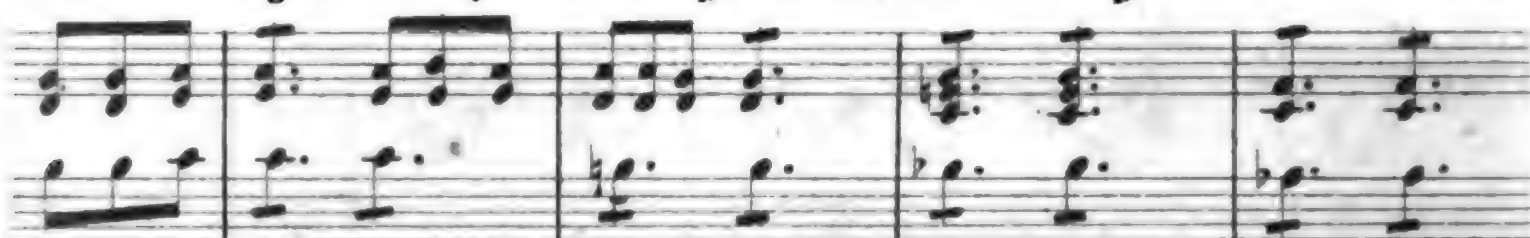
schwanken grü_nens, her_aus, du Men_schen_sohn, her_
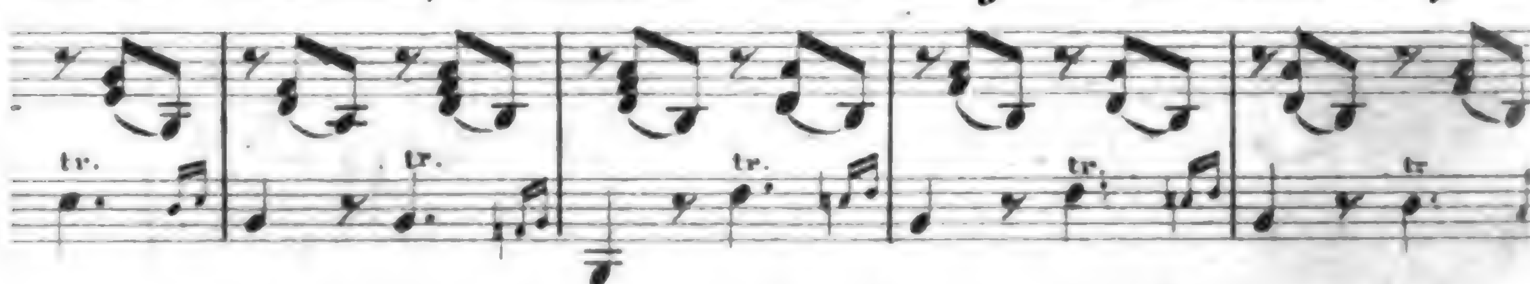
_aus, her_aus vor dei_______ner Kam____mer

Schwel_______lest du das Glas nicht klir____ren, wenn sie, be_täubt von
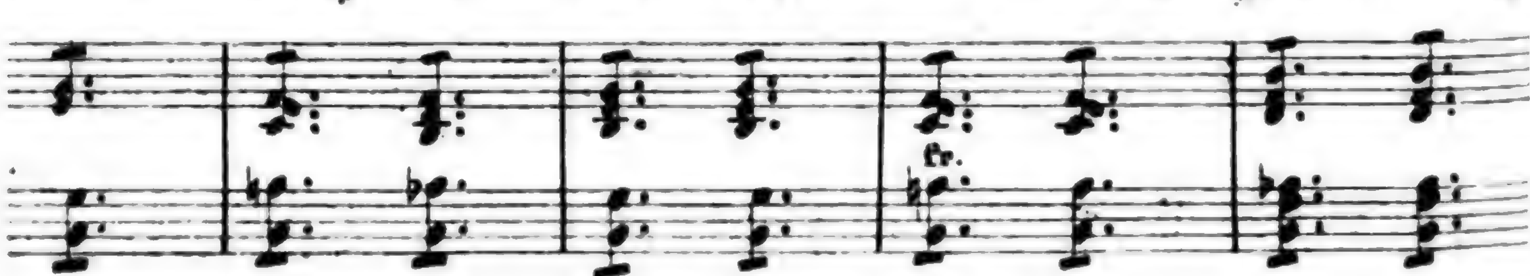
Duft und Licht, steh_len sich be_hen_de durch Blätter und Ran___ken, und

tr. Ped. Ped.


äst, so lang hat sie ge___sun___gen, und weil du sie ge___hört nicht hast, ist


Fen__ster Schei__ben; her__aus, her_aus in des Frühlings Reich! Er wird nicht lange mei


her___aus in des Früh______lings Reich! Er wird nicht lange me


raus in des Früh_lings Reich, her__aus, her_aus, her__aus in des Früh______ling

Spanien.

I.

Eine Reise mit der Armee der Königin.

September 1834.

Wir geben hier das Bruchstück einer Reise, wie sie nur für einen Engländer zu unternehmen war. Es ist dieß ein Journalist, dem sein Arzt Bewegung und eine Luftveränderung anempfiehlt.

Der Tourist nimmt also einen Paß nach der Halbinsel, und während seine Landsleute, weniger entschlossen oder friedliebender, sich ganz gelassen nach Bagnières führen lassen, miethet er eine Trincadoure, die ihn von Bayonne mitten durch die Truppen der Königin nach St. Sebastian führt. Sogleich enrolirt sich unser Engländer in der spanischen Armee, wenn auch eben nicht als Mitkämpfer, so doch als Geschichtschreiber, und schon des andern Tages muß er früh sein Quartier verlassen, um mit einem Detachement El Pastor's zu diesem berühmten General nach Tolosa zu stoßen.

„Um fünf Uhr, so erzählt unser Engländer, sah man die Soldaten, welche die Escorte bilden sollten, Einen nach dem Andern, ankommen. Da sie besser als ich die Lebensweise ihres Chefs kannten, so banden sie ihre Habersäcke los, so bald sie sahen, daß noch nicht Alles bereit zum Abmarsch sey, legten sie auf die Erde, und bedienten sich ihrer als Kopfkissen, um noch wenige Augenblicke unter den Arcaden zu ruhen, welche die Piazza umgaben.

„Endlich erschien der Commandant, ein kleiner Mann mit einer wichtigen Miene, ungefähr fünf und vierzig Jahr alt. Er ritt ein Pferd, das kaum ein Poney von Shetland an Größe übertraf, das aber außer seinem Herrn noch zwei vollgepackte Mantelsäcke zu tragen hatte. Hinter diesem Reiter kam ein Karren, von Ochsen gezogen und verschiedene Maulthiere. Sie waren mit Geldsäcken und Schuhen für die Armee beladen. Die Soldaten nahmen ihre Gewehre, und

wir marschirten mit dem üblichen militärischen Ceremoniell durch das Thor.

„Ein langer und beschwerlicher Marsch führte uns nach Villabourna, wo wir Halt machten, um einige Erfrischungen zu nehmen. Wir fanden große Schwierigkeiten, uns dergleichen zu verschaffen. Auf dem Wege schon hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, wie sehr die Truppen der Königin verhaßt waren. In den Dörfern grüßte uns Niemand, im Gegentheil die finsteren Blicke und zusammengekniffenen Augenbrauen der Bauern, die sich zufällig auf unserm Wege fanden, zeigten uns deutlich, wie feindselig sie gegen uns gesinnt waren. Aber die Soldaten blieben ihren Gegnern nichts schuldig. Je weniger sie auf die Freundschaft der Bevölkerung zu rechnen hatten, mit desto größerer Wuth sangen sie die constitutionelle Hymne, und warfen ihren Refrain wie eine Ausforderung den Carlisten hin. Man verwundere sich nun noch über den wechselseitigen Haß, der diesen von allen Seiten mit Grausamkeiten befleckten Kampf so oft entehrt.

„Eine Stunde später zogen wir in Tolosa ein, wo El Pastor damals sein Hauptquartier hatte.

„Die Stadt war überfüllt, und unser Tourist hätte leicht unter freiem Himmel bleiben müssen, wenn er nicht einem alten französischen Dragoner begegnet wäre, der ihn, so gut es ging, beherbergte.

„Unter andern Annehmlichkeiten hatte das Haus des Dragoners die angenehme Lage der Wohnung El Pastor's gegenüber, und denselben Abend noch erschien der berühmte Parteigänger auf seinem Balcon, um die milde Luft zu genießen.

„Jauregui ist ungefähr fünf und vierzig Jahr alt, von mittler Größe, mit einem dicken runden Gesichte; um Mund und Kinn zeichnet sich die Entschlossenheit seines Charakters, aber die offene Stirn und das heitere Auge deuten auf Freimüthigkeit und gute Laune. Diese letztere Eigenschaft wird auch noch angedeutet durch den ungewöhnlichen Umfang eines vorspringenden Bauches, der den Körper eines Alderman der Alt-Stadt London nicht verunzieren würde, hier aber der symmetrischen Anordnung der militärischen Uniform etwas in den Weg tritt. Wirklich konnte der breite weiße Gurt, woran der Säbel des Generals hing, nicht den Platz behaupten, der ihm eigentlich bestimmt war, und so war er auf die Untertheile des Bauches herabgerutscht, und schien seine auseinandergehende Masse zusammenzuhalten. So sah denn unser guter El Pastor dem alten Sir John Falstaff etwas ähnlich. Das Kleid von blauem grobem Tuche war am Hals und auf den Klappen reich mit Golde bordirt, ohne andere Unterscheidungszeichen, denn die spanischen Offiziere tragen vom Capitän aufwärts

keine Epaulette mehr. Beinkleider von etwas hellerem Blau, und hohe Stiefeln über das Knie gezogen, vollendeten den Aufzug Jaureguy's, der wahrlich einem Landedelmanne aus dem alten lustigen England ähnlicher sah, als einem Anführer leichter Truppen, daran gewöhnt, durch Berge und Thäler zu streichen.

„Wenige Menschen haben solchen Wechsel erlebt, als der Held, dessen Portrait ich hier skizzirte. Er war nichts anders, als ein Schäfer, als Napoleons Einfall in Spanien ihn von seinen friedlichen Beschäftigungen verjagte und ihn zwang, Karabiner und Dolch zu ergreifen. Unter dem Beistande einiger Gebirgsbewohner, nicht minder entschlossen, als er, verschaffte er sich schon gleich im Anfange einen Ruf, und nahm mehre kostbare Transporte für die französische Armee weg. Der Glanz, den solche Thaten über seinen Namen verbreiteten, schmeichelte seinem Ehrgeiz, so wie die Beute, die er machte, seinen Geiz föderte. Nun verließ er für eine glänzendere Laufbahn sein erstes Geschäft, von welchem er nichts als den Spottnamen El Pastor behielt, unter dem er jetzt allgemein bekannt ist. Während des Krieges der Unabhängigkeit entwickelten sich seine Talente stufenweise, und als sie durch einen glänzenden Erfolg gekrönt worden waren, wurde der Name El Pastor neben Mina genannt, dessen Prinzipien Jaureguy mit Eifer ergriff, als die Constitution proclamirt wurde. Nachdem Ferdinand durch die Anstrengungen der französischen Soldaten und Thaler auf seinem Throne wieder befestigt war, wurde El Pastor verbannt, und suchte ein Asyl in der Fremde, bis die Regierung der jungen Königin ihn zurück berief und ihm mit dem Grade eines Divisionsgenerals das Kommando von Guipuzcoa übertrug.

„Es hätte schwer gehalten, einen bessern Mann für diesen Posten zu finden. Jaureguy vereinigt mit Muth und Thätigkeit populäre Manieren. Auch spricht er das Idiom der Völker, zu deren Aufsicht er berufen ist. Was ihn aber vor Allem dazu befähigt, in diesem Lande den Krieg der Parteigänger zu führen, das ist die genaue Kenntniß der Localitäten, wo er seine Jugend verlebte, bald als herumirrender Schäfer, bald als Guerillero. Man sagt, daß es keinen Paß, keinen Steg, keine Schlucht, kein Thal in den Pyrenäen gäbe, welches der unermüdliche El Pastor nicht kennte.

„Eins macht ihm Ehre. Mitten in diesem wilden Krieg, wo Blut reichlicher floß, als Wasser, erhoben sich alle Parteien zum rühmendsten Lobe seiner Mäßigung und Menschlichkeit. Ich erfuhr in Tolosa, daß er während seiner ganzen Regierung nur zwei Menschen hatte erschießen lassen. (Man denke nur an die zahlreichen Hinrichtungen, welche den Ruhm der Generale, sowohl seiner Collegen als seiner Geg-

ner, besudelt haben). Einer davon gehörte zu seinen besten Freunden. Es war der Maire einer kleinen benachbarten Stadt, der carlistischen Partei zugethan, und einige seiner Intriguen zu Gunsten dieser Partei hatte man eben Jauregay verrathen. Der General läßt ihn kommen, schließt sich mit ihm ein, eröffnet ihm die Anklage, und zeigt ihm die Beweisstücke. — „Dieses erste Mal, sagte er dann zum Schlusse dem erschrockenen Maire, verzeih' ich Euch in Rücksicht auf unsre alte Bekanntschaft. Aber das Vaterland hat eben so gut seine Rechte, als die Freundschaft, und Ihr mögt Euch in Zukunft besser aufführen." — Diese Warnung war unnütz. Zwei Tage später schickt der unglückliche Parteigänger des Don Carlos Zumalacareguy Informationen über die Bewegungen der Armee der Königin. Sein Botschafter wird gefangen oder verräth ihn, und ein von ihm eigenhändig geschriebener Brief gelangt zu Jauregay. Er hielt Wort. Sein alter Freund wurde unmittelbar verhaftet, und durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt.

„Obgleich El Pastor im Heere und in der Gesellschaft einen bedeutenden Rang einnahm, so hatte er doch die Einfachheit seiner Jugend beibehalten, und äußerte stets die aufrichtigste Anhänglichkeit an die Verwandten und Freunde, die er in einer fernen Region der Gesellschaft zurückgelassen hatte. In dem Augenblick, wo ich ihn beobachtete, sprach er vertraulich auf seinem Balcon mit zwei Soldaten in rothen Mützen. Man sagte mir, dieß seyen seine Vetter. Ihr Costum unterschied sich in nichts von dem der Andern. Sie trugen, wie alle ihre Cameraden, die Pantalons bis an's Knie aufgeschürzt, und zeigten ihre von der Sonne verbrannten Beine ohne Strümpfe. Aber ihr Vetter, der sich leicht mit einem Pascha von drei Roßschweifen messen konnte, schien sich über diese Mangelhaftigkeit ihrer Toilette nicht sehr zu kümmern, und lachte nichts desto weniger aus vollem Herzen über die Scherze, die sie unter einander austauschten in ihrem rauhen Gebirgsdialecte.

„Diese Bonhomie bildet die sicherste Grundlage seiner Macht, denn es ist gewiß, daß von allen Generalen der Königin El Pastor am besten unterrichtet ist von den Kräften und den Bewegungen des Feindes. Das kommt daher, weil in diesem Kriege, wo der Bruder sich gegen den Bruder, und der Vater sich gegen den Sohn bewaffnet, seine leutseligen und freimüthigen Manieren ihm selbst bis in die Reihen der Carlisten warme Anhänger verschafft haben.

„Sie öffnen, um seine Fragen zu beantworten, ihren, den Drohungen oder dem Golde Rodil's hartnäckig verschlossenen Mund. So hörte ich überall sein Lob bis auf die Armee des Letztern. Dort kön-

nen die Offiziere, welche zu den edelsten und reichsten Familien der Halbinsel gehören, ihm seine niedere Herkunft nicht vergessen, und beneiden seinen mit dem Degen errungenen Titel. Da sie seine Ueberlegenheit in einem Parteikriege nicht läugnen können, so sprechen sie nur mit der größten Verachtung von solchem Kriege überhaupt. Auf der andern Seite wissen sie, daß dem armen Schäfer der Unterricht gefehlt hat, deßhalb erheben sie die wissenschaftlichen Kenntnisse, und setzen die Praxis unter die Theorie, indem sie behaupten, daß ächte Erfahrung sich nur durch Bücher erringen lasse, und wollen demzufolge einen Schulpedanten als vollkommenes Musterbild eines Heerführers aufstellen.

„Am folgenden Abende verließ El Pastor mit seiner Division die Stadt. Das leichte Truppencorps, woraus die Vorhut bestand, ist das furchtbarste in der ganzen Armee der Königin. Es wurde ganz eigentlich ausgehoben, um gegen die Carlisten in den Engpässen zu agiren, wo ihre Behendigkeit, ihre Art, sich zu schlagen, und ihre Ortskenntniß ihnen ein zu großes Uebergewicht über die regulären Truppen geben, welche für offene Gegenden geeigneter sind. Dieses Corps zählt nur 800 Mann, theils desertirte Franzosen aus den Gränzregimentern, theils Basken, welche der Name des berühmten Christino-Chefs anzog. Ihr Sold besteht in sechs Realen oder dreißig Sous täglich.

„Eine ungeheure Summe, bemerkt der Verfasser, in einer Gegend, wo die Lebensmittel nichts kosten. Mithin ist dieß ein deutlicher Beweis, daß die Königin mit silbernen Gründen die wankende Treue der Navarresen unterstützen muß, die ihre Sache noch nicht ganz und gar verlassen haben.“ —

„Diese Leute tragen eine Uniform, welche den englischen Karabiniers (Rifles) gleichkommt, das heißt: ein grünes Kleid und einen Gürtel mit Cartouchen, der in der Mitte des Leibes zugeschnürt wird. Ihr Gewehr ist leichter, als das der Linientrupven. Man nennt sie Chapelgorris, auf baskisch: „Rothe Mützen“ wegen der Farbe ihrer Kopfbedeckung, welche sie von den Carlisten unterscheidet. Diese letzteren tragen blaue Mützen, ganz so wie jene der Schotten an der Gränze. Die Soldaten der regulären Regimenter waren besonders der Schönheit ihres Wuchses wegen merkwürdig. Was soll ich aber von ihrer Equipirung sagen? Selbst die Offiziere trugen Röcke, die mit Stücken von allen Farben, Größen und Gestalten geflickt waren.

„Ein merkwürdiger Fall zeige uns, wie die Städte, welche in der Gewalt der Königin sind, von den Carlisten blokirt werden. Zwölf Stunden nach dem Abmarsche dieser Division von 3,200 Mann wußte noch Niemand in Tolosa, zu welcher Seite sie sich hingewendet hatte. Die Straße führte zwei Meilen von der Stadt nach einem Kreuzwege.

Die allgemeine Meinung war, daß El Pastor sich rechts gewendet hatte nach der Seite von Ascoytia, während er in der That aber links den Weg nach Villafranca eingeschlagen hatte, aber kein einziger Einwohner war kühn genug, sich bis zu dem Kreuzwege hinzuwagen, um der Wahrheit so auf die Spur zu kommen. Ich hatte Gelegenheit zu bemerken, daß dieß in allen Städten der Fall war, welche die Christino's besetzt hielten. In San Sebastian gleichfalls, wo man eine Garnison von mehr als 1000 Mann hat, ist es nicht klug gehandelt, sich mehr als auf Schußweite von der Citadelle zu entfernen. Andern Tages, als Jauregui Tolosa verlassen hatte, rückte dort das Hauptcorps der constitutionellen Armee, unter Rodil's unmittelbarem Befehl, ein.

„Rodil ist ein schöner Mann, ungefähr zwei und vierzig Jahr alt. Seine bleiche Gesichtsfarbe läßt noch mehr die fast römische Regelmäßigkeit seiner Züge hervortreten, und in seinem kalten und stolzen Auge malt sich Strenge. Hauptsächlich findet sich in diesem Gesichte ein stark charakterisirter Ausdruck von Entschlossenheit; aber an der Plumpheit der Contoure um Mund und Kinn kann man sich nicht des Argwohns erwehren, daß dieser stoischen Eigenschaft die Belebung durch Thatkraft mangelt: es ist ein Mann, der gern auf seinem Posten stürbe, der aber keinen Fuß rührt, um seinen Gegner besser treffen zu können.

„Das Kleid der spanischen Generale ist, wie wir schon gesehen haben, blau mit reich gestickten Kragen und Aufschlägen. Rodil trug, als ich ihn sah, nur einen Stern; er soll aber mehr Sterne und Kreuze haben, als irgend einer in Spanien. Sein Ruhm datirt aus den amerikanischen Kriegen; besonders erwähnt man seine Vertheidigung von Calao zu Gunsten der königlichen Armee. Man behauptet, daß er diese Festung nicht eher übergab, bis weder Maus noch Ratte darin waren, Suppe oder Braten zu liefern. Uebrigens schlägt Rodil selbst seine militärischen Talente nicht gering an. Vielmehr ist er so übermäßig stolz darauf, daß er sich für einen zweiten Bonaparte hält. In der That sieht er ihm in einem Stücke ähnlich. Er trägt nämlich einen dreieckigen Hut nach dem Muster desjenigen, den der Sieger von Austerlitz unsterblich gemacht hat, und er setzt ihn eben so auf, wie der große Mann den seinigen auf die kaiserliche Stirn zu drücken pflegte. Rodil oder Napoleon II. saß, als ich ihn sah, auf einem Maulthier, das ein feines seidenes Netz bedeckte. Hundert Mann leichter Cavallerie, in guter Haltung und wohl equipirt, folgten ihm. Aber die Infanterie, die dann kam, erregte Mitleid. Nie sah ich eine Truppe in einer elenderen Lage. Fast Alle waren in eine Art von

grauem Oberrock gekleidet, der theils in Fetzen gerissen, theils mit fremdartigen Flecken ausgebessert war. Die Pantalons waren alle bis zum Knie aufgeschlagen, wahrscheinlich um die nervigte Beschaffenheit der Waden zu zeigen, denen die Sonne ihren schwärzenden Stempel aufgedrückt hatte. Einige trugen Kamaschen, nie aber bemerkte ich etwas, das einem Strumpfe ähnlich sah. Die Glücklichsten konnten sich mit einer zusammengesetzten Fußbekleidung brüsten, halb Schuhe, halb Sandalen, so daß sie, um ihre Unparteilichkeit an den Tag zu legen, den einen Fuß dem Sandalensystem, den andern dem Schuhsystem gewidmet hatten. Nachdem ich den Zustand der Dinge wohl erwogen, überraschte es mich nicht mehr, so viele Hinkende zu erblicken. Viele waren auch verwundet, und schleppten sich mühsam mit ihren Waffen dahin.

„Mit der Arrièregarde kam die Bagage, von 300 Maulthieren, nicht mehr, nicht weniger, getragen. Dieser Luxus überraschte mich als Gegensatz zu der Einfachheit Jauregui's, der nur 20 für seine ganze Division hatte. Rodil's Armee bestand damals aus der dritten und fünften Division, unter den Befehlen der Generale Cordova und Bedoya, und belief sich, außer dem gewöhnlichen Gefolge einer Armee, auf 7,500 Infanteristen und 300 Pferden. Die ganze Artillerie bestand aus zwei kleinen Stücken, höchstens 50 Zoll lang, deren jedes ein Maulthier trug. Die Lafetten und Pulverkasten machten die Ladung zweier anderer Thiere aus, die von Kanonieren escortirt wurden."

Von Tolosa marschirte diese Armee, die dem Kaiser von Marocco oder Tombuctu Schande gemacht haben würde, auf Ascoytia, wohin unser Tourist ihr tapfer folgte. In dieser Stadt ward es ihm eben so schwer, als in Tolosa, sich eine Wohnung zu verschaffen. Die Gasthöfe waren voll. Endlich verdankte er es seinem englischen Namen, eine Wohnung bei einem Kaufmann zu finden, der jedoch eine so seltene Uneigennützigkeit an den Tag legte, daß er für seine Gastfreundschaft keine Entschädigung empfangen wollte.

„Mein Wirth bewohnte das ganze Haus. Im Erdgeschosse befand sich der Laden, wie es recht und billig war. Das erste Stockwerk hatte er seiner Familie aufgehoben, und um zu verhindern, daß sie nicht belästigt würde, bewahrte er selbst sorgfältig den Schlüssel; auch fand ich stets die Thür verschlossen. Ich mußte also in die obere Etage steigen, denn mich drängte es, die Ruhe zu suchen; die quasi himmlischen Regionen, wohin ich nun gelangte, waren damals der Aufenthalt zweier Generale, die dort einquartirt waren; des Generals Bedoya, Commandanten der fünften Division, und seines Freundes, des Generals Iriarte. Die Anhänglichkeit dieser beiden Männer ist zum Sprichwort

in der Armee der Königin geworden; doch ist es schwer, für Damon und Pythias so verschiedene Manieren und Aeußeres zu finden. Don Romano Gomez Bedoya wird für den schönsten Mann der spanischen Armee gehalten, und ist höchstens 38 Jahre alt. Sein Wuchs ist hoch, seine Züge edel, seine Gesichtsfarbe bleich und sein Blick durchdringend. Die Natur wollte in dem ganzen Menschen den Stempel des Edelmanns ausdrücken (Gentleman). Frei, leicht, lebhaft, liebenswürdig, gewöhnlich sehr volksthümlich; mit einem Worte, seine Eigenschaften eignen ihn, eben so auf dem Schlachtfelde zu glänzen, als in einem minder gefährlichen Kriege. Wenn aber die öffentliche Meinung es ziemlich laut verkündet, daß der verführerische Bedoya das Lächeln der Damen auf sich zu ziehen wußte, so hat er diese Gunst mindestens doch nicht erlangt, ohne sie durch Anstrengung verdient zu haben. Mitten unter zerrissenen, zerfetzten und abgenützten Kleidern, welche die plebejischen Körper seiner Umgebung einhüllten, glänzte die Uniform des schönen Generals neu und prächtig. Auf dem Kragen, auf den Aufschlägen und an den Enden der Schöße, so wie längs der Brust prächtig gestickt, schmiegte sie sich ungemein zierlich seinen eleganten Umrissen an. Man sah, daß er eine große Sorgfalt darein gesetzt hatte, nichts von seinen natürlichen Vortheilen verloren zu geben. Sein Federhut war mit einer Tresse eingefaßt nach Art der napoleonischen Marschälle, und wurde mit Koketterie von einem schwarzen Bande unter dem Kinne festgehalten, wie es einige petits maitres des letzten Jahrhunderts zu tragen pflegten. Im Ganzen sieht Bedoya wie ein Fant aus, welches sich freilich schlecht zu seinem Alter paßt. Um aber diese harmlose Lächerlichkeit wieder gut zu machen, sind seine Manieren so frei, so ungezwungen, so zuvorkommend, daß Niemand, selbst wenn er es versucht, über den Dandy zu spotten, von dem Manne ohne Achtung und Lob zu sprechen wagen wird.

Dasselbe findet bei seinem Gefährten Don Firmin Iriarte nicht Statt. Dieser ist ein Mann von 50 Jahren, eher klein als groß und vierschrötig gebaut. Sein Gesicht ist rund, gemein, mit dicken Augenbrauen, welche dem mißtrauischen Blicke seiner Augen viel Härte verleihen. Ein Kleid, das, statt aller Zierde, kleine konische Kupferknöpfe hat, und ein lackirter Czako mit hohem Kopfe, fügen eben keinen neuen Reiz seinem Aeußern zu, welches keine Bewunderung zu erregen im Stande ist. Wenigen Individuen im Heere ist es minder geglückt, als ihm, sich eine Partei zu schaffen. Grob und dumm, das sind die Eigenschaften, die man ziemlich allgemein ihm beilegt. Uebrigens ist er ein tüchtiger Soldat, und keine bestimmte Klage gegen seine Aufführung, keine Beschuldigung der Grausamkeit konnte ihn

treffen. Welcher Ursache ist daher seine Unpopularität zuzuschreiben, die so seltsam mit dem ganz entgegengesetzten Rufe seines Freundes contrastirt? Ich versäumte es nicht, mich darüber aufzuklären.

„Der Schlupfwinkel, wohin ich mich geflüchtet hatte, um einen Augenblick auszuruhen, war ein Winkel des Corridors, welcher beide Theile des Gebäudes verband, nämlich die Façade und den Hintertheil. Die Zimmer Bedoya's gingen auf die Straße, Firmin Iriarte bewohnte die andere Seite. Wenn sie sich besuchten, so mußten Beide durch meinen Corridor passiren. So oft Bedoya an mir vorüberging, spendete er mir Gruß und Lächeln, Iriarte aber senkte den Kopf, wie ein gereizter Stier, und warf mir einen finstern Blick zu, der mir das Zusammenziehen seiner Augenbrauen deutlicher machte, ohne mir sonst im Geringsten das kleinste Zeichen von Höflichkeit und Aufmerksamkeit zu schenken. In England wäre die Sache erträglich gewesen, da sie nicht gegen die Gebräuche verstößt, aber in Spanien, wo noch immer, wie Gil Blas that, tief gegrüßt wird, erscheint eine solche Art als unausstehliche Grobheit, und diese ist es allein, welche Jedermann von einem Menschen entfernt hält, dem durchaus keine Unmoralität oder Bosheit zum Vorwurf gemacht werden kann.“ —

— Nun folgt die Beschreibung eines spanischen Nachtessens, wo gewöhnlich um zwölf Uhr schon zu Mittag gespeist wird. Lykurg's Mäßigkeit selbst würde über diese Einfachheit den Sieg nicht davon getragen haben. Ein Wort genügt, die Tafel zu schildern. Der erste Gang bestand aus Käse, der zweite noch einmal aus Käse, der dritte gleichfalls aus Käse. Zwar gab es noch hin und her einige Verbindungsgerichte, wie zum Beispiel einige hin und wieder zerstreute Schnittchen Brod, wenige harte Eier und Ueberbleibsel eines Huhns, aber der Hauptbestandtheil der biscayschen Nahrungsmittel behielt immer den Vorrang, und verband die Phasen des Mahls zur charakteristischen Einheit. Dies wird übrigens erzählt, ohne der Gastfreundschaft des Kaufmanns zu nahe zu treten. Um auf ihn zurück zu kommen, muß man nicht vergessen zu erzählen, daß er zu Philadelphia erzogen worden war.

— „Mein Wirth hatte zu lange in den vereinigten Staaten gewohnt, um dort nicht von den Lehren des Radicalismus durchdrungen worden zu seyn. Auch gehörte er zu den heftigsten Feinden des Don Carlos, nicht als ob er sehr fest der Königin ergeben gewesen, sondern er gestand es selbst, daß er ein Republikaner sey. Er war lange aus Klugheit gezwungen, seine Gesinnungen zu verbergen, und schien Erleichterung darin zu finden, sie sorglos vor einem Fremden auszuschütten. Sein Gespräch war daher politisch. Nach ihm war die Sache des

Don Carlos ohne Zukunft. Die Priester waren ihm nützlich, das ist wahr, indem sie für seine Rechnung unwissende Bauern aufwiegelten, aber diese Intervention der Geistlichkeit trug mehr als Alles dazu bei, ihm die mittleren und aufgeklärten Klassen zu entfremden, denn diese fürchten mehr, als Alles, die Wiederherstellung der geistlichen Macht und die Wiederkehr jener grausamen und unzüchtigen Scenen, welche der weite Mantel der Inquisition mit seinem Schatten überdeckte. Was die konstitutionelle Sache anging, so haben die Verschwendungen der Königin Mutter viele Leute verscheucht, die ihr hätten günstig werden können. So sprach zum mindesten der Handelsmann von Ascoytia. Im Uebrigen schloß er zum Vortheil der Republik. Dies wäre nach ihm das einzige Mittel, Spanien von der Bigotterie der einen Partei und dem Günstlingssystem der andern zu befreien."

Am andern Abende setzten sich die Truppen in Marsch, und der englische Tourist reiste ab zu gleicher Zeit mit Don Gomez Bedoya. Zwei Tagemärsche von Ascoytia erreichte die Armee und ihr improvisirter Geschichtschreiber, Eybar, die einzige Stadt in den baskischen Provinzen, welche der Sache der Königin ergeben ist. Einer ihrer eifrigsten Anhänger war zu jener Zeit ein gewisser Don, bei welchem unser Engländer so glücklich war, eine Wohnung zu finden.

„Ich fand in dem Salon den Obersten F., der vor mir angekommen war. So wie ich eintrat, kredenzte mir eine holde Hebe von höchstens sechszehn Jahren Eiswasser, Citronen und Zucker, welches in Spanien die gewöhnliche Bewillkommung ist. Kurze Zeit darauf trat der Oberst St. Y. zu uns, der von der französischen Regierung zur Armee der Königin gesendet worden war. Wir wechselten einige Worte. Dann wollte der Franzose meinem Beispiele folgen und sich zur Limonade bekennen, da es aber an Citronen fehlte, so wollte er einem kleinen Menschen, der sich um uns herum drehte, den Auftrag ertheilen, welche zu holen, da er ihn für einen Haushofmeister nahm, als der Oberst F. es zur rechten Zeit gewahr wurde und ihm denselben als den Herrn vom Hause vorstellte, als einen Edelmann voll prachtvoller Titel, als den Don Eugenio Arostegui von . . . . . u. s. w.

„Ich muß es gestehen, daß von Allem, was mir in Spanien begegnet war, mich nichts so sehr als dieser bizarre Zufall frappirte. Meine Ideen über Spanien und seine Einwohner hatten sich vor dieser Epoche lediglich nach der Lectüre des Don Quixotte und des Gil Blas gebildet. Der Typus des spanischen Dons war in meiner Einbildungskraft aus den vereinigten Zügen des Hauptmanns Chinchilla und des Ritters von La Mancha zusammengesetzt. Ich darf nicht erwähnen, daß ich wohl voraussetzte, er habe dem siebzehnten Jahrhundert sein

Wamms, seinen Mantel, sein Schwert und seinen Schild überlassen, welche meine vorzugsweise geliebten Autoren so malerisch beschrieben, aber selbst im neunzehnten sollten sie ihre imposante Statur, die stolzen und edeln Züge, die würdige und ernste Haltung ihrer Voráltern noch behalten.

„Wie groß war also meine Ueberraschung, als die Worte des Obersten mir als Repräsentanten der alten Hidalgos den kleinen unbedeutenden Kerl bezeichneten, der seit einer Viertelstunde schon sich in Courbetten und Kratzfüßen erschöpfte. Man stelle sich eine Art von Zwerg vor mit einer gelblichen Gesichtsfarbe, mit blitzenden Augen und einer Nase, deren Beschaffenheit und Farbe auf den ersten Blick die historischen Kupferminen des Kapitäns Knochbunder in's Gedächtniß rief. Um das Maaß zu füllen, trug diese prosaische und groteske Figur eine farbige Halsbinde, ein gigantisches Jabot und war angethan mit einer Art von kurzer Jacke, wie sie des Morgens die Lakaien in Paris und London zu tragen pflegen. Doch wollen wir dem guten Don Eugenio sein lächerliches Aeußere verzeihen, denn er war uns allen ein trefflicher Wirth voller Aufmerksamkeiten."

II.

Die Kathedrale von Cordova.

Cordova, 3. Mai 1835.

Wenn man nach Cordova reiste, lediglich um die Kathedrale zu sehen, so würde man sehr recht haben. So viele Denkmäler ich auch gesehen, keines hat mir so einzig in seiner Art geschienen, als dieses. Es gleicht einem Walde, auf den man ein Dach gesetzt hat. In der Mitte dieses dunkeln Waldes von granitenen Bäumen erheben sich architektonische Massen, unregelmäßig zerstreut, welche verschiedenen Fabriken gleichen, die in einem Parke liegen. Diese Massen sind der Dom, der Chor und die Seitencapellen der Kirche. Ich betrachtete das Monument mehr aus dem historischen Gesichtspunkte, denn als Bauwerk. Als solches ist es nicht hoch genug für seine ungeheure Breite und Länge. Die Ringmauer der Kirche dient der Stadt Cordova als Promenade, mit Ausnahme, daß die Baumstämme von Mar-

mor und der Himmel von Gold ist, und die Steine wie ein Stoff gestickt sind.

Einem solch' bizarren Gebäude gegenüber ist es natürlich, daß die Geschichte die Oberhand gewinnt und die Kunst in den Hintergrund drängt. Der Genuß, den wir empfinden, entspringt mehr aus der Reflexion, als aus der Imagination; was man vor Augen hat, ist das Resultat einer Vermischung der Jahrhunderte, der Völkerschaften, wie es kein zweites in der Welt gibt. Der Katholicism hat in Cordova für den Mohamedism gethan, was er in Rom für den Pantheism that: er hat eine Moschee genommen, und hat sie zu Kirche geweiht.

Aber diese Moschee war schon, bevor sie Kirche ward, die Erbin zweier Tempel: eines römischen Janustempels und einer christlichen Kathedrale unter den gothischen Königen. So viele Metamorphosen haben nun eben das seltene Denkmal hervorgebracht; man kann es genau beschreiben, ohne dessen ungeachtet eine Idee von dem Effecte zu geben, den es hervorbringt. Wer sollte glauben, daß die Architektur mit ihren so positiven Regeln, mit ihren so fest gestellten Berechnungen, ihren gegebenen Linien und absoluten Bedingungen besser als irgend eine andere Kunst, die Verwirrung, das Unstäte, das Geheimniß der Leidenschaften ausdrücken könnte? Und das sieht man hier verwirklicht. Ich habe über dieses Problem nachgedacht, so lange ich in der Kathedrale von Cordova war.

Die Moschee wurde gebaut von Abderamen im achten Jahrhundert, später haben die Spanier den Boden erhöht, indem sie ihn mit einem Pflaster von Ziegeln bedeckten, die schlecht mit der Pracht des Monuments übereinstimmen. Die Basis der Säulen bleibt unter dem modernen Pflaster begraben, und dieses macht, daß der obere Theil derselben an Eleganz und Leichtigkeit verliert.

Die Moschee des Abderamen war, wie man sagt, zweimal größer, als die gegenwärtige Kathedrale; aber nichts rechtfertigt die Uebertreibung der ausschließlichen und unsinnigen Bewunderer des arabischen Volkes.

Die jetzige Kirche hat sechs hundert zwanzig Fuß in der Länge und vier hundert fünfzig in der Breite, sie hat neun und zwanzig Schiffe in der Länge und neunzehn in der Breite. Nahe an tausend Säulen (ich glaube, man zählt deren neun hundert und sechzig) tragen das Gewölbe; alle sind von kostbarem Marmor; es gibt deren selbst von Jaspis. Ihr Durchmesser ist ein und einen halben Fuß, und die Höhe fünf und dreißig. Das ganze Gebäude ist ein langes Viereck, dessen eine Seite sich nach einem ungeheuern Kloster öffnet, das einen weiten Hof umgibt. Unter dem Pflaster dieses Hofes ist eine gewölbte Cisterne.

Bevor man in die Kirche eintritt, muß man in diesem Kloster umher gehen, welches der Kathedrale als Vorhof dient. Man findet hier Orangenbäume von ungeheurer Dicke und großem Alter. Man sagt, sie seyen zu den Zeiten der maurischen Könige gepflanzt worden. Aus diesem unbedeckten Boskett tritt man in einen finstern Wald, nämlich die Kirche selbst, wo man bewundernd stehen bleibt. Das Sanctuarium hat ein Dach, und dieses ist auf den ersten Blick das einzige Merkmal, wodurch es sich vom Garten unterscheidet. Von allen Tempeln, die ich gesehen habe, versinnlicht dieser am meisten die Eindrücke der Natur. Es ist aber eine Feen- und Genien-Natur, eine Natur aus Tausend und einer Nacht. Man denke jedoch hier nicht an eine Kathedrale; es ist ein morgenländisches Blumenbeet, es ist der Pallast irgend einer Favorit-Sultanin; aber Abends fühlt man, daß die Feerie sich in Religion verwandelt hat; in solcher Stunde der Betrachtung werden die arabischen Mauern, deren Zierathen im Schatten verschwinden, nur zu Umgränzungen eines fantastischen Monuments, das sich in ein christliches Heiligthum verwandelt hat. Aus allen diesen Widersprüchen entspringt etwas Unaussprechliches, welches auf die Seele einen Eindruck macht, den man nirgend anders empfindet. Man erwartet hier ein außerordentliches Schauspiel, etwas Erstaunendes, Wunderbares, und erst wenn man sieht, daß sich nichts ereignet, kommt man zu sich selbst zurück. Man stelle sich eine Esplanade vor, geziert mit neun hundert sechszig antiken, wenig erhöhten Säulen, alle von verschiedenem Marmor, die einen doppelten Rang durchbrochener maurischer Bogen tragen, und die Decke mit kostbarem Holze getäfelt; so zeigt sich auf den ersten Anblick die Kathedrale von Cordova.

Aus der Mitte dieses Labyrinths erhebt sich der Dom; diese Kuppel verdirbt ein wenig den Gesammteindruck des Gebäudes, weil sie modern ist; aber die maurischen Bogen, die sie bis zu einer großen Höhe tragen, schienen mir von bewundernswerther Kühnheit. Uebrigens sind sie mit sehr feinen und eleganten Mosaiken geschmückt. Der Choraltar und der Dom wurden zu den Zeiten Karl V. erbaut. Siebzehn Thore führen in die Kathedrale; sie sind mit sehr schön gearbeiteten Bronzen bedeckt. Nahe bei dem Dome befindet sich der Chor der Domherren, der ein kostbares Monument verschließt. Dieses sind die in Holz geschnittenen Stühle, deren jeder in einem Felde einen Gegenstand des alten Testaments darstellt. Ein Künstler in Cordova, Don Pedro Duque Corneja, hat sie in zehn Jahren vollendet. Unweit von diesem Chore ist des Künstlers Grabmal; ihm gegenüber der Hauptaltar, der keineswegs die Harmonie des Tempels stört, und

dieses ist ein großes Lob. Es gibt eine solche Menge Kapellen, daß ich sie weder zählen, noch ihren Namen behalten konnte. Doch hat eine jede ihren Charakter, und eine jede verdient ihre besondere Besichtigung. Aber die Zeit scheint dem Reisenden kürzer als andern Menschen zu seyn, und das Monument, welches ich hier beschreibe, ist eine Welt.

Man findet hier gute Gemälde, aber nicht eines schien mir von einem ersten Meister. Die Kirche steht unter dem Schutze des heiligen Cyklus und der heiligen Vittoria, Geschwister, die in Cordova den Märtyrertod erlitten. Ein ziemlich gutes Bild stellt dieses Marterthum dar. Es befindet sich in einer der Hauptkapellen. Am meisten ergriff mich eine Art Zelle, in rein maurischem Geschmacke, wo noch Alles so gelassen ist, wie es zu den Zeiten der Mauren war. Die Christen haben nur einen Altar und ein Grabmal hinzugefügt. Arabische Inschriften in Mosaik ließen mich meine Unwissenheit bedauern, und dennoch fügt diese Unwissenheit ein vages Interesse dem Erstaunen bei, welches die Ueberbleibsel dieser profanen Gebäude erregt, die von den Besiegern der Ungläubigen beschützt und durch das Zeichen unsers Glaubens geheiligt wurden.*) Hier bewahrten die Mauren ein Original des Korans. Man erzählte uns sehr ernsthaft in Cordova, daß sie Spanien noch jetzt einen jährlichen Tribut zahlen, damit man nicht die Messe in ihrem verlassenen Heiligthum lese.

Von welchem Punkte aus man auch das Innere dieser Kathedrale betrachten mag, so ist man immer gewiß, ein pittoreskes, belebtes, originelles wie durch Zauberei erhelltes Tableau zu erhalten. Dies ist reine Poesie. Das Licht fällt nämlich in die Kirche durch die Menge der kleinen Dome, die dem Gebäude eben seine orientalische Physiognomie ertheilen.

Ein Volk von Bettlern folgte uns; diese Gestalten schienen absichtlich hieher gekommen zu seyn, um uns Studien à la Murillo zu liefern. Valencianische Bauern in ihrem bunten Kostüm belebten diese Gruppen. Diese Leute gehen den Sommer nach Andalusien, um das Land zu bebauen. Sie tragen griechische Sandalen; das sind Sohlen von sehr harter Wolle, zwei Drittel eines Zolles dick, durch Riemen auf antike Weise fest gebunden. Andere haben ein Stück Leder um den Knöchel des Fußes mit Stricken gewickelt; die Wade ist nackt; die Beinkleider weit und kurz bis zum Knie, welches sie bloß sehen lassen, wie die neapolitanischen Fischer; doch nähern sie sich mehr

*) Als der heilige Ferdinand die Stadt Cordova im Jahr 1236 von den Mauren eroberte, war es das erste, daß er die Moschee reinigte und sie Gott weihte.

dem schottischen Schurz oder der griechischen Fustanella. Ein Mantel von schreiender Farbe wird über eine kurze runde Jacke von blauem Sammet geworfen, die um die Hüfte mit einer roth seidenen Binde befestigt wird. Diese Kleidung ist leicht, seltsam und dem Klima am angemessensten.

Diese halb wilden Menschen knien mit einer tiefen Andacht in den geheimnißvollen, ich möchte sagen wollüstigen Winkeln der christlichen Moschee. Der Abend kam; sie antworteten aus der weiten und dunkeln Ferne den Stimmen der Chorherrn, die aus dem Dome tönten. Wer könnte diese Scene beschreiben? Das Traurigste für den Reisenden ist, wenn er fühlt, daß das, was er sagt, nie die treue Darstellung von dem erreicht, was er gesehen hat.

Man zeigt dem Reisenden auf einer der Marmorsäulen ein eingegrabenes Kreuz, welches nach der Sage ein armer Christensklave, den die Mauren hier angefesselt hatten, mit den Nägeln eingegraben haben soll. Man muß sich viele Dinge einreden lassen, ehe man sich hievon zur Rührung oder zum Erstaunen hinreißen läßt. Zuerst muß man glauben, daß die Sache möglich sey; dann muß man glauben, daß die Mauren die Christen in ihren Moscheen anketteten; und wenn man das Alles glaubt, wird man auch an Wunder glauben und glücklich seyn.

Beim Hinausgehen aus der Kirche führte man uns nach der bischöflichen Residenz. Ein Haushofmeister näherte sich uns mit ernster und geheimnißvoller Miene. Der Prälat hielt eben Sieste. Er hat 400,000 Piaster jährliches Einkommen. Er ist von geringer Herkunft, und nur durch seine Talente gestiegen. Die Konstitution der spanischen Geistlichkeit ist republikanisch; die hohen Prälaten der spanischen Kirche sind sowohl durch ihre Sitten als durch ihre Kenntnisse viel ehrwürdiger, als die gewöhnlichen Pfarrer.

Der Garten des Bischofssitzes von Cordova ist ein Boskett von Orangenbäumen, mit Blüthen und Früchten bedeckt. Dieser himmlische Aufenthalt wird beständig von Springbrunnen erfrischt. Von der einen Seite begränzt ihn der bischöfliche Pallast, von der andern ein maurisches Schloß, welches früher das Inquisitionstribunal war, seit zehn Jahren aber in ein Gefängniß verwandelt wurde. Nur die nicht breite Straße trennt diesen furchtbaren Ort von dem entzückenden, wo ich in träumerischer Wollust einen Theil des Tages zubrachte.

Der Name „Inquisition“ flößte mir die Lust ein, die Kerker des heiligen Amtes zu sehen; allein der Besitzer meines Gasthofs sagte mir mit einer ernsten und furchtsamen Miene, daß ich mich sehr verdächtig machen würde, wenn ich auf diesem Vorhaben bestehen wollte.

Er fügte hinzu, daß der alte Pallast der Inquisition in diesem Augenblicke viele Liberale umschließe; daß meine Ankunft in Cordova bereits die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich gezogen habe; daß ihre Spione mir überall folgten, und wenn ich jetzt noch von dem Gefängniß sprechen würde, man sogleich argwöhnen möchte, daß ich mit den Feinden der Regierung unterhandeln wollte. Hierauf gab ich meinen Wunsch auf, die Gefängnisse des heiligen Amtes zu sehen, und sah mich genöthigt, gegen jede feindselige Anschuldigung zu protestiren; als aber mein dienstfertiger Wirth hinausgegangen war, so fragte ich mich ernstlich, warum man die Inquisition unterdrückt habe. Man muß gestehen, daß sie sehr vortheilhaft ersetzt ist; die halb fromme, halb politische Polizei ist, wie man sie auch benennen mag, eines der nothwendigsten Elemente der spanischen Regierung.

Cordova ist, als Stadt betrachtet, häßlich; das Pflaster, beweglich und nicht zusammenhängend, hindert in dieser Jahreszeit am Gehen. Die Straßen voll rollender Steine sind überdies mit Maulthieren und Eseln angefüllt, die mit grünem Getraide beladen sind, welches in den Straßen und auf den Plätzen verkauft wird. Diese Waare macht nun vollends die ganze Stadt schmutzig, die dadurch das Ansehen eines großen, von allen Seiten offenen Stalles bekommt.

Das Kostüm der Männer ist oftmals sehr gewählt; sie tragen den allgemein üblichen spanischen Hut, die andalusische Weste von Tuch oder Sammet mit Stickereien und Schnüren, eine kurze, enge, gestrickte Hose mit einer Reihe Knöpfe vom Gürtel zum Knie und reich gestickte Lederkamaschen dazu. Es gibt kein Mittelding zwischen diesem zierlichen Anzuge und den malerischen, doch nicht immer aneckelnden Lumpen der Armen. Wir sahen den Bolero auf einem der Hauptplätze tanzen. Dieser Nationaltanz wird im Volke nur noch von Männern ausgeführt; auf dem Theater tanzen ihn auch Frauen; hier ist er aber zu sehr auf Effekt berechnet und verliert an Originalität. Die Tänzer waren dieselben Leute, welche am Morgen die heiligen Insignien trugen bei der Mai-Procession. Sie hatten lebhafte Bewegungen, jedoch ohne Anmuth, und begleiteten sich mit Castagnetten, die sie zum eintönigen Dudelsack schlugen. Viele Leute waren versammelt, um dieser wahrhaft spanischen Unterhaltung beizuwohnen. Auch viele Priester waren darunter. Das religiöse System verträgt hier trefflich die Mischung der bei uns so genannten profanen Dinge und der heiligen. Die Religion ist hier die Basis von Allem; sie mischt sich in Alles, und da sie von nichts ausgeschlossen wird, so vermittelt sie Alles.

Indem ich durch die Volksmenge streifte, bemerkte ich mehre Menschen in Mäntel gewickelt, unter denen das Ende eines Flinten-

laufs hervorsah; so bewaffnet sich ein Jeder, der die Stadt verläßt, wär' es auch nur auf zweihundert Schritte. Indem ich meinen Gasthof erreichte, hörte ich das Angelus läuten. Sogleich hörten die Tänzer auf. Alles, auch die Priester, entblößte die Köpfe; jeder sprach ein kurzes, leises Gebet, und dann fing sogleich das Leben wieder an.

Ich ging mir einen spanischen Hut zu bestellen; der Kaufmann spielte Guitarre und sang. Ich mußte auf seine Antwort warten, bis er den Bolero beendigt hatte; wer die Sache nicht näher betrachtet, müßte glauben, daß die Spanier nur leben, um sich zu unterhalten. So viel ist gewiß, daß hier die Arbeit keinen andern Zweck hat, als dem Menschen die Mittel zu verschaffen, nichts zu thun. Man könnte sagen, daß die Regierung das System hat, Alles zu erschweren; so z. B. bestehen Zölle im Innern des Königreichs. Nichts kann von Madrid nach Cordova kommen, ohne am Thore untersucht zu werden, und eine Menge von Gegenständen muß Einfuhrzoll zahlen. Dies nennt man hier die Lokalfreiheit schützen, und sich den Mißbräuchen der Centralisation widersetzen. Ich hatte mehr von dieser Zollwirthschaft auszustehen, als von den Scheerereien der Polizei, die jedoch hier, wie überall im Königreiche, die Fremden genug quält. Ich kann ihr keinen andern Namen beilegen, als den einer simplificirten Inquisition. Was die Religion betrifft, so hat sie seit lange schon nichts mehr mit dieser frommen Einrichtung zu schaffen, die in eine politische Maschine ausgeartet ist, bei einem halbafrikanischen Volke und mit einer orientalischen Regierung.

III.

Rita.

Spanische Novelle.

Sechs Monate waren verstrichen seit M.'s Abreise; er hatte mir häufig Briefe geschrieben, alle voll Enthusiasmus und Bewunderung, als ich plötzlich wenige Zeilen aus Madrid von ihm erhalte, die mir melden, er habe einen „sehr leichten“ Dolchstich empfangen. „Bald,“ setzte er aber hinzu, „werde ich wieder bei Dir seyn.“

Diese Nachricht erschreckte mich sehr. Ich sah M. in der Sierra, von Schleichhändlern angefallen, halbtodt und nackt zwischen den Felsen liegen, oder dachte mir eine Scene der Eifersucht, was mir

bei meinem leichtfertigen Freund am Natürlichsten schien. Ich wurde nicht eher ruhig, als bis ich wußte, M. habe die Bidassoa überschritten. Einige Tage später empfing ich ihn bei mir. Sein rechter Arm lag in der Schlinge und mein Blick ruhte auf seiner verbundenen Hand, ohne daß ich eine Frage darüber an ihn zu richten wagte. Er merkte meine Neugierde, lächelte und begann zu erzählen.

„Hätte ich nicht eine so geschickte Hand, in Piedraita wäre ein Grab mehr.“ — „Piedraita, mein Geburtsort!“ rief ich aus. — „Ja, höre.“

„Du weißt, wie kindisch ich mich bei meiner Abreise freute, Antonio; Du sah'st meine Lust, als ich nach Spanien reiste. Ich muß Dir gestehen, meine Einbildungskraft wurde besiegt. Es gibt Dinge, die man nur dann begreift, wenn man sie gesehen hat. Aber ich wollte keine Vergleichungsleiter; ich reiste schnell durch die Königreiche, welche Frankreich von Andalusien trennen, und ich wollte zuerst in dieser bewundernswürdigen Provinz mich umsehen, unter diesem wunderbaren Himmel, der uns mit einer neuen Klarheit überschüttet. Diese von Wohldüften durchdrungene Atmosphäre machte mich erbeben, wie der Hauch eines Weibes. Es schien mir, daß ich bis dahin nicht gelebt hatte. Das poetische Volk, die schönen Andalusierinnen, die sich so geheimnißvoll verbergen, diese Menschen, die nur am Tage schlafen, um Nachts zu tanzen und zu singen, diese Guitarren und Mandolinen, dieses ganze Daseyn, gewoben aus Ruhe, Liebe und Harmonie, machte mich närrisch, und ich glaube, wenn ich daran denke, daß ich es wieder werden könnte!....“

M.'s Auge glänzte. Ich hatte ihn nie so schön gesehen. Er war etwas bleicher geworden; dagegen aber hatte sein Gesicht den warmen Ton erlangt, der so viel magnetische Kraft den südlichen Köpfen verleiht.

M. fuhr fort: „Ich besuchte Santa Fe so voll von Erinnerungen; Sevilla, Jaen, und indem ich durch die Sierra Morena ging, sah ich Toledo und seine reiche Kathedrale, bis ich nach Piedraita kam. Ich sah das Zimmer, wo Du geboren wurdest. Hätt' ich es gewagt, so würd' ich nach Deiner Wiege gefragt haben, die sicher Deine gute Großmutter bewahrt hat.“

Wir tauschten eines jener milden Lächeln, welche Thränen in ihrem Gefolge haben. „Ich sage Dir nichts von dem Empfang, den ich bei den Deinigen genoß; ich werde ihn aber nie vergessen.“

„Es ist eine schöne Stadt, Freund, Dein Piedraita; die Umgebungen sind reich, die Stadt ist reinlich und selbst die ärmere Klasse ist es. Sey es aus Liebe zu Dir, oder zu dem Empfang, der mir

wurde, oder aus einem geheimnißvollen Ungefähr, genug, ich blieb in Piedraita länger, als es seine Merkwürdigkeiten verdient hätten, die in einigen ziemlich erhaltenen Ruinen bestehen, welche die Mauren im Jahr 1020 erbaut haben.

„Eines Tages nach der Sieste waren wir in einem großen Saale; Deine Großmutter, Deine Base und Deine liebenswürdigen Muhmen. Ganz vergessen in einem Winkel, horchte ich der lebhaften farbenreichen Conversation der spanischen Frauen, dem wunderbaren Wiederscheine der so gerühmten arabischen Plaudereien. Wie viel mehr sagt diese Sprache, als alle andern! Wie helfen die bestimmten und bezeichnenden Bewegungen diesen beredten Zügen nach, worin Alles Poesie ist, Alles großartige Leidenschaft verräth!“

„Plötzlich wird die Thür geöffnet, und eine ganz junge Frau tritt mit leichtem und zugleich ernstem Wesen herein; Deine Muhmen springen ihr an den Hals, und bald erfahre ich, daß sie Rita heiße und einen alten, aber reichen Hidalgo geheirathet habe.“

„Rita's Züge zeigten nichts Außerordentliches; nur ihre Augen waren von hinreißender Schönheit. Du kennst sie, die Augen, die man nur in Spanien findet. Sie sprach wenig, und war weder anmaßend, noch verlegen. Mit einem bezaubernden Tone bat sie mich, von Frankreich zu erzählen. Sie hörte mir aufmerksam zu; ihr Blick schien meinen Worten zu folgen. Ich lobte mein schönes Vaterland, unsere Gelehrten, unsere Tapfern; aber erst nachdem sie mich nochmals befragte, schilderte ich ihr die Frauen von Paris. Sie mögen mir es verzeihen; ich wollte nicht, daß Rita glaube, ich sey in eine Pariserin verliebt.“

„Als ich geendet hatte, stand sie auf und sprach mit einem Blicke: — „das ist Alles recht schön, aber Ihr Franzosen seyd leicht und falsch,“ — und dann fügte sie mit Nachdruck hinzu: — „Ihr habt keine Religion.“ — Sie schlug andächtig ihr Kreuz, umarmte Deine Muhmen und ging fort.“

„Dies sind alle Umstände unserer ersten Zusammenkunft.... Du wirst wohl errathen haben?“

Ein Nicken mit dem Kopf war meine Antwort.

„Antonio, diese Frau hatte mir fast nichts gesagt, und ich liebte sie, wie närrisch. Sie war nicht so schön, wie Deine Muhme Paccitta, die ich in Madrid gesehen habe, und dennoch liebte ich sie; aber ihr Auge sagte Alles, ihre Stirn war so breit, so weiß, so rein; ihre schmalen Lippen deuteten auf Energie, sie war so fein gebaut und geschmeidig, und schien dennoch so kräftig, kurz, ich liebte sie, ohne mir von ihrer Schönheit Rechenschaft zu geben; ich liebte, weil ich sie liebte.“

„Bald wußte sie es. Die Frauen Deines Vaterlandes kennen keine Heuchelei, indem sie uns mit Küssen bedecken, uns mit Zärtlichkeiten überschütten, gestehen sie uns ihre Leidenschaft. So liebte mich Rita.“

„Du weißt, Antonio, daß ich bis dahin manche Salon-Bekanntschaft hatte. Diese artigen, verschwiegenen Liebeshändel, diese Leidenschaften von so viel Stunden die Woche, wo Alles im Voraus wohl berechnet wird, so liebte Rita nicht. Hättest Du sie gesehen, Du würdest jene ruhige und stille Frau nicht wieder erkannt haben. Ihr Blick war verändert. Ach! sie war sehr schön!“

„Siehst Du,“ — sagte sie zu mir, — „ich habe Alles um Dich vergessen können, selbst meinen alten Mann, der immer schläft. Ich weiß, es ist Verbrechen! Ach, ich glaube Dich heftiger zu lieben, als wenn ich frei wäre.“ — Dabei lachte sie, wie ein holdes Kind, spielte, sang, und gleich darauf war sie wieder traurig und ernst und weinte; denn es gibt keine Liebe ohne Traurigkeit und Thränen. Sie hatte Gewissensbisse, Besorgnisse; sie sprach von der Hölle; das glühende Weib zitterte, wie ein Laub, wenn sie an die Qualen der Verdammten dachte.“

„Einst, Nachts, sagte sie zu mir: — „Ich liebe Dich, und wenn Du Satan wärest, ich müßte Dich anbeten.“ — „O ich bin nicht ganz Satan; aber ich bin ein Jude! ....“ — Das Haupt der Medusa hätte keinen furchtbarern Eindruck auf sie machen können, als dieses Wort. Sie sah einer Sterbenden gleich. Ein wirres Lächeln umspielte ihre Lippen, und sie hauchte, mich umarmend, die Worte: — „Du hast mir sehr wehe gethan!“ — Am andern Tage sah ich sie wieder; aber sie war finster. — „Siehst Du diesen Lorbeerzweig,“ — sprach sie; — „er ist verwelkt. Dies ist das Schicksal von uns Frauen. Wir opfern Alles, Ihr nichts, nichts!“ — Hierauf fing sie an zu weinen.“

„— Rita, Rita, für Dich könnte ich Alles opfern, außer mein Vaterland! ....“ —

„— Alles! ....“ —

„Ich nickte mit dem Kopfe; sie stieß einen Schrei aus, der mich erbeben machte; sie zögerte. — „Opfere mir Deinen schändlichen Glauben!“ — „Kind,“ — sagte ich, und Küsse vollendeten meine Antwort.“

„Bleich und zitternd riß sie sich aus meinen Armen. — „Aber so bedenke doch,“ — schrie sie, — „daß ich verdammt bin, weil ich Dich geliebt habe, Dich, Jude!“ Sie vergoß einen Strom von Thränen; auf der Stirn strotzten dicke Adern, ihre bleichen Lippen bebten; sie stand auf und ging hinaus. Mehre Abende vergingen, ohne daß ich

sie sah. Ich wandte Alles an, nichts wollte glücken. Am Abend vor meiner Abreise, die ihr bekannt war, trat sie in mein Zimmer; ich erkannte sie kaum, so sehr war sie verändert. Ich ging auf sie zu, sie stieß mich zurück; dann setzte sie sich. Ich wußte nicht, warum ihre Züge mir Entsetzen einflößten. — „Ich komme her," — sagte sie, — „weil Gott es will. Ich war Dein; jetzt bin ich verloren, weil ich Dich geliebt habe: schwöre ab, und ich bin gerettet!.... Aus Mitleid," — fuhr sie dann fort, — „aus Erbarmen! Ich will Dich lieben, ich will Alles verlassen, ich will Deine Sclavin seyn! Werde Christ aus Liebe zu Deiner Rita!" —

„Ihre Stimme erstickten Thränen, ihr Auge flehte, ihre Arme umschlangen mich mit Heftigkeit. — „Rita," — erwiderte ich, — „ich werde der Religion meiner Väter treu bleiben!" —

— „Das hatte er mir wohl gesagt." — Sie stand auf und schritt groß umher."

— „Schändlicher," — schrie sie, — „Du hast mich betrogen, entehrt; Du hast mich der Hölle zugeschleudert und höhnest mich nun, verfluchter Jude! Aber Du entkommst mir nicht! Entweder geh'st Du als Christ oder niemals von hinnen!" —

„Ich stand auf und sagte mit starker kräftiger Stimme: — „Ich werde von hinnen gehen!" — Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, als sie sich wie eine Furie auf mich stürzte. Ich sah etwas n ihrer Hand glänzen, ich hielt ihr meine entgegen, und fühlte die Kälte des Eisens meine Hand durchdringen. Rita stürzte erschöpft zu Boden. Ich wähnte sie todt. Es dauerte lange, bis sie zu sich selbst am; sie erwachte wie aus dem Schlaf und fuhr mit der Hand über ie Stirn. Bei dem Anblicke meines Bluts stieß Rita einen Schrei us, der mein Herz durchbebte; sie ergriff meine Hand, trank mein Blut, trocknete es mit ihren schönen Haaren, indem sie dankte und m Gnade bat."

— „Rita," — sagte ich, — „wer hat es Dir geheißen?" —

— „Der Pater Inigo ....." —

„Ich brüllte vor Zorn; sie auf den Knien hielt meine Hand; es ar das Kind voll Liebe wie ehemals. Ihre Augen waren sanft und ön geworden, wie die Augen einer Gazelle, wenn man sie streichelt."

„Sie nannte mich ihren Gott; ich glaube, sie hätte gelästert, so fgebracht war sie gegen ihren Beichtvater, der ihr befohlen hatte ch zu ermorden. Sie wollte meine Wunde sehen, sie flehte um ade, aber mit welcher Stimme!..... Antonio, es ist nur zu hr, ich liebte sie jetzt noch mehr. Wir trennten uns, als es anfing g zu werden."

„Abends reiste ich aus dem Thore nach Madrid; eine Frau in einer dichten Mantille nahte sich mir. Ich erkannte sie wohl; sie weinte; sie küßte meine verwundete Hand, übergab mir ein kleines Kästchen, sagte mir einige Worte, die ich nicht verstand; denn auch ich weinte."

Hier schwieg mein Freund; er unterdrückte mit Mühe seine Thränen: „Sieh," sprach er, „wie schön diese Haare sind!" Zwei große Thränen rollten langsam über seine Wangen hernieder.

Deutschland.

Wiederaufstellung der Rudauer Schlachtsäule.

Den 2. August 1835.

Mitten unter blühenden Auen und gesegneten Feldern erhebt sich in einer breiten Ebene, von Hügeln und Wäldern umkränzt, eine alte ehrwürdige Säule als Siegesdenkmal einer vor 465 Jahren gewonnenen großen Schlacht, und als Todesmal eines gefallenen vaterländischen Helden. Bei dem Dorfe Rudau in Ostpreußen, vier Meilen von Königsberg und eine Viertelmeile von Cranz entfernt, wo vormals eine feste Ordensburg prangte, hatte sich das Heer der Litthauer in fester Stellung aufgestellt. Sie waren vereint mit Russen und Tartaren unter Anführung ihrer Großfürstin Kynstutte und Olgjerd mitten im Winter über das mit Eis bedeckte kurische Haff eingebrochen. Raub und Brand bezeichneten ihre Pfade. Von dem Quednauer Berg sah das Ordensheer Flammen und Rauch aufsteigen. Es eilte unter Anführung des Hochmeisters Winnrich von Kniprode und des Ordensmarschalls Henning Schindekopf, muthig den Barbaren entgegen. Auf dem Rudauer Felde kam es zur Schlacht. Die aufsteigende Mittagssonne sah Tausende von Erschlagenen. Da brachte der Ordensmarschall zuerst den linken Flügel der Feinde zum Weichen. Später schlug der Hochmeister den rechten Heereshaufen. Seinen Sieg verfolgend, drängte der Marschall das fliehende heidnische Heer in die Gegend des jetzigen Tranßau und Laptau. Hier setzte sich der Feind und versuchte, Verhaue anzulegen. Aber der tapfere Heerführer gab ihm keine Rast, sondern warf die dicht gedrängten Schaaren nieder mit blutigem Gemetzel. Mitten in diesem hitzigen Kampfe sank er jedoch selbst tödtlich verwundet vom Schlachtroß. Auf der denkwürdigen Stelle ließ nachher der Hochmeister seinem Freunde und langjährigen Waffengefährten eine hohe Säule errichten mit einer Inschrift, bestimmt, dessen Namen und Heldenmuth auf die späteste Nachwelt zu bringen.

Zeit und Witterung hatten den Gipfel der Säule herabgestürzt, die Tafeln und Inschriften mit Schindekopfs Namen und Heldenthaten waren ein Raub muthwilliger Hände geworden. Trauernd stand die Säule, dem Umsturz nahe, in den einsamen Feldern, und nur selten blickte ein zufällig Vorüberfahrender darnach hin, oder ein Freund der Geschichte, dem vaterländische Erinnerungen heilig sind.

Vielfältig sind Vorschläge und Anregungen zur Wiederherstellung des merkwürdigen Denkmals geschehen. Endlich richtete der Vorstand des Kunstvereins sein Auge darauf, und übertrug dem Herrn Stadtrath Degen in Königsberg die gänzliche Ausführung des Geschäfts. Es wurde beschlossen, auf den Gipfel der Säule als Symbol der siegreichen Erhebung ein großes Ordenskreuz zu setzen, mit dem Adler in der Mitte und dem vergoldeten Lilienkreuz innerhalb, das Ludwig der Fromme zum Denkzeichen seiner Huld dem Ordenswappen verlieh. Eine hohe marmorne Tafel sollte das Piedestal zieren, oben in halb erhabener Arbeit das alte Wappen, welches dem Ordensmarschall im Felde vorgetragen wurde: ein geharnischter Ritter mit geschlossenem Visier, auf seinem Schlachtroß sitzend, die hohe Lanze mit dem wehenden Fähnlein in der Hand, darunter in eingegrabener goldener Schrift folgende Worte:

AM 17. FEBR. 1370

FIEL HIER ALS SIEGER

UEBER

OLGJERD UND KYNSTUTTE

DES DEUTSCHEN ORDENS MARSCHALL

HENNING SCHINDEKOPF.

Der 3. August, Geburtstag des Königs von Preußen, wurde zur Wiederherstellungsfeier und erneuten Weihe dieses wichtigen vaterländischen Denkmals bestimmt. Der Morgen war heiter und schön. Von allen Seiten eilten die Landleute in ihren Sonntagskleidern herbei. In der Mitte des Kreises, am Monument, stand der Oberpräsident der Provinz, Herr von Schön, der sich durch die Wiederherstellung der Marienburg ein unvergeßliches Verdienst erworben. Die hellstrahlende Sonne beleuchtete das erneuerte Monument und seine goldenen Verzierungen und Inschriften. Sieben grünende Birken umgaben den Halbkreis der innern Bewährung, mit blühendem Weißdorn bepflanzt. An der vordern Seite des Eingangs ragten rechts und links zwei

stattliche Trophäen empor, von alten Rüstungen und Waffen gebildet Christliche Schwerter, heidnische Streitärte und Schlägel von seltsamer stachlichter Form durchkreuzten sich, größtentheils auf dem Rudauer Schlachtfelde ausgegraben, oder aus der Alterthumssammlung des königlichen Archivs zur Feier des Tages mitgetheilt. Dazwischen Kränze und Vasen von grünendem Laubwerke. Neben der Säule wehten drei Fahnen mit dem Landwehrkreuz auf der Spitze, und den Inschriften Rudau, Tranßau, Laptau. An dem Fuße des Monuments waren reiche Blumenkränze niedergelegt. Innerhalb des Kreises, so viel der Raum zu fassen vermochte, befand sich eine Versammlung von allen Ständen: Militär, Gutsbesitzer, Badegäste aus Cranz und Gäste aus Königsberg, ein gewählter Cirkel von Damen, und dahinter die Einwohner der Dorfschaften Rudau, Laptau und Tranßau, die von ihren Schulzen angeführt, in geordneten Zügen sich hieher begeben hatten. Den äußern Raum umgab die dicht gedrängte Menge der Dorfbewohner.

Drei Kanonenschläge gaben das Zeichen zum Anfang der Feier. Eine militärische Instrumentalmusik erschallte, dann hielt der Pfarrer des Kirchdorfs Laptau eine Rede, worauf das Volkslied: „Den König segne Gott!“ von allen Anwesenden, unter Begleitung von Instrumentalmusik gesungen wurde. Hierauf wurden die Schulzen der drei Dorfschaften vorgerufen, und das Denkmal in ihren besondern Schutz empfohlen. Als nächste Hüter und Bewohner desselben erhielten sie die drei neben dem Monumente wehenden Fahnen, welche bei jedem Schulzen aufbewahrt und seinem Nachfolger überliefert werden sollten. Hierauf wurde die Feier mit Musik beendigt.

Die große Begebenheit, die sich hier vor so vielen Jahrhunderten ereignete, war für das ganze Land von den wichtigsten Folgen. Im Angesicht der Säule übersieht man das sich weit ausdehnende Schlachtfeld. Den Blick nach Norden gerichtet, hat man Tranßau und das dadurch gedeckte Rudau im Rücken, rechts liegt Laptau mit seiner Kirche; vor sich sieht man Mülsen, wohin eigentlich der verwirrte Rückzug der Litthauer sich wandte. Sehr ferne Hügel und Waldungen im Umkreise lassen noch manche Punkte der Schlachtbeschreibung gewahr werden. Bei hellem Wetter und hohem Wellenschlage sieht man von der Säule aus die blaue Fluth der Ostsee sich erheben. Es ist ein Beweis von der gänzlichen Unkenntniß der Taktik der damaligen Zeit, hier auf diesem Platze zu schlagen, wo man die Ostsee so nahe im Rücken hat. Auch mußte der Rückzug mit größter Gefahr sich seitwärts auf langer Linie zum kurischen Haffe wenden, wo auf dem einbrechenden Eise zahllose Horden der Eingefallenen in

Menge ertranken. Preußen wurde durch diese große Schlacht von fernern Einfällen der Litthauer befreit.

Nach Beendigung der Feier zogen die Dorfschaften nach dem mit einer Ehrenpforte geschmückten Tranßau. Hier wurde auf freien Plätzen an drei Tafeln gegessen, auf das Wohl des Landesvaters getrunken und lustig getanzt. Nach zweistündigem Vergnügen zog jedes Dorf, von Musik begleitet, nach seiner Heimath und brachte die Ehrenfahne in die Wohnung des Schulzen.

Der Kunstverein in Königsberg hat einen Zweig seiner Bestimmung, vaterländische Denkmäler wieder herzustellen, hier auf eine würdige Weise angewandt.

(Museum).

Frankreich.

Die Pariser Lazzaroni.

In Neapel hat der Lazzarone, nachlässig auf dem Boden ausgestreckt, halbgekleidet, trunken von frischer Luft, vom Anblick des Golfs und eines wolkenlosen Himmels, wenig Sorgen. San Gennaro und die Madonna schaffen ihm seines Leibes Nahrung, und dieselbe Hand, die vom Himmel Manna für das Volk der Wüste regnen, die aus dem Felsen Wasser springen ließ, die fünftausend Menschen mit fünf Broden und fünf kleinen Fischen nährte, diese Hand wird wohl auch für die Bedürfnisse des Lazzarone sorgen, sie wird ihm ein Bißchen Maccaroni zuschleudern und einen Schluck Eiswasser reichen. Was braucht er mehr? Zuweilen eine Schnitte Wassermelone oder ein Stück frutta di mare, dann la morra, dieses ächt neapolitanische Spiel, eine Canzonette und Marionetten mit Girolamo, Pulcinella und Brighella halb schwarz, halb weiß. Hat der Lazzarone von Neapel vom allmächtigen Vater seine Maccaroni für den Tag erbeten und empfangen, so bleibt ihm kein Wunsch mehr übrig; in köstlicher Trägheit legt er sich auf die Steinplatten des Hafens oder auf den Marmor der Chiaja, um zu träumen.

Im Orient reicht es zum Leben hin, sich unter Palmbäumen oder auch wohl an frischen Cisternen Träumereien zu überlassen, eine Pfeife zu rauchen, ein wenig Sorbet oder Kaffee zu schlürfen, einige Feigen und Oliven zu verzehren, und auf Erzählungen zu hören, welche in den Blicken Gold, Silber, Edelsteine, Genien, Feen und Magier erglänzen lassen. An den Ufern des Euphrat macht den Armen ein Mund voll Pilau glücklich; hat er das erhalten, so wendet er sich gegen die Sonne und dankt Mahomet, dem großen Propheten.

In diesen Ländern sucht der Mensch die Arbeit auch nicht, im Gegentheil er flieht sie. Für ihn ist sie eine Pein ohne Entschädigung, eine Mühe ohne Wiedervergeltung. Die Einfachheit seiner Bedürfnisse und Vergnügungen gestattet es, daß er sich lange Stunden dem

süßen Müßiggange hingeben kann, ohne Gewissensbisse und Entbehrungen befürchten zu müssen.

Ich erinnere mich, daß in Italien einst aus der Ferne über der herrlichsten Ernte einer von jenen Orkanen brüllte, welche aus den Regionen der heißen Zone zu kommen scheinen, so plötzlich, fürchterlich und verheerend zeigen sie sich; da wurden die Armen von den erschrockenen, reichen Eigenthümern gebeten, ihnen beizustehen, um das Getreide heimzubringen, welches zwar allerdings das Vermögen von Wenigen ausmachte, aber die ganze Gegend ernähren mußte. Statt aller Antwort wurde ihnen ein gleichgültiges, ironisches Lächeln zu Theil; vergebens bot man höhern Arbeitslohn, der indolente Italiener setzte sich, in seinen dalmatischen Mantel gewickelt, ruhig in Bereitschaft, die Verheerung zu beschauen; er rief den Sturm herbei, wie er das Aufziehen des Vorhangs verlangt hätte, damit die Komödie beginnen könne. Ein Landmann wies mit dem Finger auf einen Sack Mais in der Ecke seiner Hütte, und sagte mit unbegreiflicher Ruhe: Herr Meister, damit nähre ich mich und meine Familie acht Tage lang; während dieser Zeit wird mich all' Euer Gold nicht von der Stelle bringen. Ich will schlafen. Kommt am Ende der Woche, dann wird der Sack leer seyn, und für einige Pfennige verrichte ich Euch die verlangte Arbeit.

So erzählt die orientalische Sage von einem armen Pilger, er habe, von Hunger erschöpft, an einer Cisterne einen ledernen Sack erblickt, sey gierig mit dem Ausrufe hinzugelaufen: „Allah sey gesegnet, das sind Datteln!“ Als er aber den Sack geöffnet und nur kostbare Perlen und Goldstaub darin gefunden, so habe er ihn mit Verachtung von sich geworfen.

In unsern westlichen Ländern geht es bei dem Armen nicht so; nur mit Anstrengung und Mühe vermag er seines Lebens Fristung zu gewinnen; er muß tiefe Furchen ziehen, um sich die Erde unterthan zu machen. Er braucht viel Verstand und wenig Träumerei, lange Tage unausgesetzter Arbeit, kurze Nächte, kurzen Schlaf. In unsern Klimaten hat man auch nicht allein den unversöhnlichen Hunger zu stillen; man muß sich gegen Reif und Nebel abhärten, der Kälte unserer Winter entgegenarbeiten, die so sehr zögern, uns zu verlassen; man muß die Nässe trocknen, welche unsere anhaltenden, durchdringenden Regen im Gefolge haben.

Es ist eine rauhe Erde, die Erde des Westen. Vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit mit Entbehrungen dicht bewachsen, ist sie doch voll von Bedürfnissen vermöge der Civilisation ihrer Bewohner.

Wie viele gesunde, lebenskräftige, ehrliche, arbeitsame Menschen, vom Kinde bis zum Manne in reiferem Alter, erheben sich in unsern Städten am Morgen, ohne zu wissen, wo sie das Brod für den Tag nehmen sollen. Ihren Bedürfnissen ist nicht mit einem Mund voll abgeholfen. Da erscheinen Mahomet, San Gennaro, die Madonna und selbst der Gott der Wüste ohnmächtig; wehe Dem, der sich auf sie verlassen wollte; der göttliche Beistand würde ihn sicher auf die Polizei-Präfectur bringen.

Der Lazzarone von Paris weiß, daß er nur von sich selbst Etwas zu hoffen hat; er ist so gescheidt und erfinderisch, als seine Genossen in Italien und im Orient träge und geistesunthätig sind.

Ein pariser Lazzarone hat das Sprichwort gemacht: „Es gibt kein schlechtes Gewerbe."

Es ist eine neue Aufgabe, ihn in den tausenderlei, von ihm improvisirten, Gewerbszweigen zu verfolgen. Wir wollen es einmal versuchen. Zuerst erscheint:

Der Hundebader.

Es gibt Pflanzen, welche nur in gewissen Erdstrichen gedeihen; Blumen, welche verschmachten und verdorren, wenn man sie weit von dem Boden wegbringt, dem sie entsprossen sind. Der Hundebader — das ist, redlich gestanden, seine einzige poetische Seite — hat eine Aehnlichkeit mit der Pflanze und Blume. Man findet ihn nur in Paris; in der Provinz würde man ein Gewerbe nicht verstehen, das den Mann nöthigt, ganze Tage im Wasser zu bleiben, und am Ende Dem, der es ausübt, täglich nicht mehr, als die mäßige Summe von fünfzehn Sous einbringt.

Man muß auch sehen, wie der Hundebader sein Paris liebt, wie er dankbar ist für die Mittel, die es ihm zum Unterhalte bietet. Wer den Beweis hievon will, darf ihn nur an einem Tage zum Cicerone nehmen, da ihn das schlechte Wetter verhindert, seiner gewöhnlichen Beschäftigung nachzugehen. Ihr werdet seinen Stolz gewahren, wenn er Euch durch die Stadt führt, wie er lächelt, wenn er Euch Notre-Dame, die Vendome-Säule, die Omnibus und das Palais Royal, das Hotel der Invaliden und das Dampfschiff, die große Oper und die Magdalenen-Kirche, das Pantheon und die Menagerie im Pflanzengarten zeigt! Und die Seine endlich! die Seine! haben Sie je einen solchen Fluß gesehen, mein Herr, einen Fluß, aus dem ganz Paris trinkt, ohne daß er abnimmt, im Gegentheil! Der arme Kerl, er betrachtet die Seine wie seine Mutter! Aber, in der That, nährt sie ihn nicht auch, erhält sie ihm nicht das Leben?

Der Stand der Hundebader hat das Gute, daß er keine großen Vorauslagen erfordert. Ein Bund Stroh und ein Stückchen Seife reichen zu, um das Gewerbe anfangen zu können, die Seife, um seinen Dienst verrichten zu können, das Stroh, um sich darauf auszustrecken, wenn er ihn nicht verrichtet.

Selten oder nie trifft man einen Hundebader allein. In der Regel verbindet er sich mit zwei Freunden, welche die Arbeit mit ihm theilen. Der Eine bleibt auf dem Quai, um auf Kunden zu lauern. Dieser muß das Geschäft machen und dem Bürger beweisen, daß sein Hund schmutzig ist; man nennt ihn den Anfeuerer. Der Andere steht bis an die Knie im Wasser, hält ein Stückchen Seife in der Hand, reibt und badet den Hund, welchen ihm der Anfeuerer zusendet. Der Dritte endlich (der Aufpasser) hat über das alte Wamms und die Schuhe des Baders zu wachen.

Man glaube indessen nicht, daß Jedem sein Geschäft so zugewiesen ist, daß er es einzig und allein betreibt. Nein diese Herren steigen wieder der Reihe nach. Der Aufpasser wird Anfeuerer, der Anfeuerer Bader und so fort. Die Verhältnisse wären zu ungleich, verhielte es sich nicht so. Jeder würde mit Ausschluß des Andern Aufpasser seyn wollen, um den Bund Stroh und die wohlgestopfte Pfeife, die zwei Prärogative dieser Stelle, genießen zu dürfen.

Die Kleidung des Hundebaders ist außerordentlich einfach. Sie besteht aus Beinkleidern und einem Wamms von Sackleinwand, Strümpfe, Hemd, Weste, Halsbinde sind als unnützer Luxus aus seiner Garderobe verbannt. Auf seinem Kopfe sitzt meistens eine alte Polizeimütze, der er allerhand groteske Formen zu verleihen weiß. Er badet nicht allein Hunde, sondern auch Pferde, und fängt die kleinen Fische, mit denen man bei den Restaurants um 32 bis 40 Sous bedient wird, wenn man gebackene Fische verlangt.

Man schwebt noch ziemlich im Dunkeln über die bürgerliche Existenz des Hundebaders, der sich in der Regel nicht verheirathet. Einige Physiologen versetzen seinen Wohnort in die verfallenen Nester der Cité. Es läßt sich übrigens behaupten, daß er sich in den Hundeställen dem Faubourg Saint-Marceau, zunächst der Barriere d'Italie aufhält.

Wir glauben diese getreue Schilderung nicht besser schließen zu können, als wenn wir die Geschichte eines armen Hundebaders erzählen, eine wahre, einfache Geschichte, an welcher durch die Presse der Blüthenstaub noch nicht verwischt worden ist.

Jean Louis zählte achtzehn Jahre, als er das Hospiz der Findelkinder verließ. In diesem Alter trat er hinaus in die Welt, auf diese weite, für den Armen so dürre, wüste Erde, ohne einen Freund zur Stütze, zum Führer zu haben. Im Hospital hatte man ihn im Schneiderhandwerk unterrichtet; davon suchte er Nutzen zu ziehen, aber in Paris muß man bekannt und wohl gekleidet seyn, um in einer Werkstätte zugelassen zu werden. So oft ein Schneidermeister sein Livret verlangte, und Jean Louis antwortete, daß er seine Lehre im Hospiz der Findelkinder gemacht habe, so warf Jener einen verächtlichen Blick auf seinen mehr als bescheidenen Anzug und sprach, indem er sich von ihm abwandte: „Mein Lieber, es ist mir unmöglich, von Ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen."

Jean Louis klopfte vergeblich an alle Thüren, kehrte dann voll Verzweiflung zu seiner alten Heimath, dem Hospital zurück, und bat, man möchte ihn wieder aufnehmen. Aber seinen Platz hatte längst ein Anderer eingenommen, und seine Bitte wurde nicht bewilligt.

Da überlegte Jean Louis, ob er sich umbringen oder sein Leben fortsetzen solle — er wählte das Letztere. Nur an einem Abend stützte er sich mit dem Elbogen auf den Pont-Neuf, und betrachtete den Fluß mit verlangendem Blicke, da gewahrte er aber mehre Menschen, welche Geld einnahmen, nachdem sie Hunde gewaschen hatten. Unter Leuten, die an demselben Uebel leiden, im selben Elende schmachten, herrscht eine lebhafte Sympathie; so wurde denn auch Jean Louis am andern Tage in die Gemeinschaft der Hundebader aufgenommen.

Mittlerweile sah er ein Mädchen und liebte es, wie man bei seiner ersten Liebe liebt. Allein der Gegenstand seiner Liebe, als sollte es kein Glück für ihn auf Erden geben, wurde gefährlich krank. Ein Arzt, der aus Barmherzigkeit gekommen war, sagte ihm, daß sie gerettet werden könnte, wenn man ihr einen gewissen Trank einflößen würde, der zwanzig Sous koste. — Aber woher diese zwanzig Sous nehmen? Wo dieses Geld finden? Er ist zu arm, als daß man es ihm leihen sollte, zu arm, um Etwas verkaufen zu können. Was beginnen?

Da sendet ihm Gott eine Eingebung; er läßt die Kranke allein, läuft fort und gelangt zur Seine. Es waren eben keine andern Bader anwesend, und ein Herr wartet mit seinem Hunde; Jean Louis nimmt sich nicht die Zeit, seine Erhitzung zu dämpfen; er springt, wie er ist, in den Fluß, die Kälte packt ihn und er stürzt todt in's Wasser.

Bald darauf genas seine Geliebte.

Rußland.

Tetera.

Kosakische Legende.

Tetera war ein junger Kosak; seine Seele war ungestüm, seine Gestalt beweglich und stark; er war ein Füllen der Steppe.

Praxede war seine Geliebte, ein junges Mädchen, mit verschämter Stirn und glühendem Herzen, eine bescheidene und wohlduftende Blume der Wüste.

Die Augen Tetera's waren schwarz, wie die Sturmnacht, oft auch schossen sie Blitze; die Augen Praxede's waren blau, wie der Himmel nach dem Regen und eben so feucht.

Eines Abends saß der Kosak mit seiner Geliebten am Ufer des Dnieper, die Wangen Praxede's glichen der Milch, in die ein Blutstropfen gefallen.

Tetera's Hand hielt ihren Arm, und folgende Worte sprach er zu ihr: „Weißt Du, Praxede, was meine Liebe ist? Sie ist das Feuer des Himmels, welches die Menschen nicht verlöschen können. Sie ist mein Leben und mehr als mein Leben; sie ist meine Seele. So lange noch etwas von mir da seyn wird, so wird es Dich lieben."

Und Gott weiß, er sprach die Wahrheit, und kein Mensch hätte daran zweifeln können, wenn er ihn sah, denn seine Augen und alle seine Züge sprachen nach, was seine Lippen gesagt hatten.

Darauf hob Praxede ihre Lieder von Sammet, ihre Lieder mit schwarzen langen Wimpern; sie senkte ihre Blicke in die Blicke ihres Geliebten.

„Ach, auch ich liebe Dich!" sagte sie mit einer Stimme, sanft wie die ersten Gesänge des Frühlings, rein, wie der jungfräuliche Hauch, der aus der Wüste strömt.

Aber ihr Mund öffnete sich kaum, als sie diese Worte sagte, und sie erröthete, nachdem sie sie gesagt hatte, denn es war eine wahrhaft keusche und himmlische Seele.

Tetera zog seine Geliebte zu sich hin, und sie setzten sich Beide auf einen Fels, wo der Dnieper an ihrer Seite rollte.

Manchmal waren sie dahin gegangen, um die Wasserfälle des Flusses zu betrachten, die dort ewig Berge von blendendem Schnee bilden.

Jetzt achteten sie nicht darauf, sie sahen auch nicht auf die schöne untergehende Sonne, welche die Steppe mit Purpur überstrahlte.

Tetera hatte nur Blicke für Praxede, Praxede dachte nur an ihren Geliebten; ihre Augen vergingen und ihr Mund vereinigte sich.

Das war ein Liebeskuß, wenn es je einen gab, ein langer Kuß, der ihnen wie ein Blitz erschien, ihre Seele berauschte und ihr Blut zum Sieden brachte.

Eine sanfte Ruhe folgte diesem Kusse; sie spielten wie die Kinder.

Tetera erblickte sich in den feuchten Augen des jungen Mädchens, und Praxede's weiße Hand spielte mit den Locken ihres Geliebten.

Sie wickelte die braunen Ringe derselben um ihre Finger, und der stürmische Jüngling blieb auf den Knien vor ihr liegen, sanft und ruhig, wie ein Lamm.

„Höre, sagte er, ich will dein weißes Gesicht auf Taffet malen lassen, und wenn es seyn muß, gebe ich mein Pferd und meine Waffen für dieses Bild, wie ich die ganze Welt für Dich geben würde.“

Praxede antwortete: „Du könntest die Welt der Länge und Breite nach durchlaufen und von Haus zu Haus suchen, um eine Frau zu finden, die Dich liebt, wie ich Dich liebe.“

Sie senkte ihr Haupt, und gleitete hinab in die Arme ihres Geliebten. Der graue Schein der Dämmerung verlor sich in die Finsternisse der Nacht, welche die Liebenden wie mit einem schwarzen Mantel umgab, und sie so den Blicken der Natur entzog.

Die Stunden rannen fort, bis daß der Hahn in der Hütte Mitternacht krähte; das Pferd des Kosaken wieherte, als wollte es ihm das Zeichen zum Aufbruch geben.

Der Kosak verreiste nicht auf einen oder zwei Tage, er zog nicht auf den Fischfang, er ging nicht, den Dammhirsch oder das Elen zu jagen.

Der Krieg rief ihn. Ein langer Feldzug für den Liebenden, der für ihn ach! zu schnell enden könnte.

Tetera stand auf, umfaßte seine Geliebte stark, und gab ihr einen Flammenkuß, der lange auf den Lippen, ewig im Gedächtniß glühte.

„Wirst Du treu seyn, Praxede?“ sprach er mit einer dumpfen und tiefen Stimme. Das junge Mädchen öffnete den Mund zur Antwort, aber ihre Worte erstarben auf der Zunge.

Denn es hatte sich eine fremdartige Musik plötzlich in ihrer Nähe erhoben. Eine Balalaika schlug einen finstern Ton an, und eine höhnende Stimme, schmerzhaft anzuhören, ließ diesen klagenden Gesang vernehmen:

„Ich verlache den Wanderer, der sich ohne Mantel der Frühlingssonne aussetzt; ich verlache den Schiffer, welcher schlafend seinen Nachen dem Wildbach vertraut.

„Ich lache des Thoren, der ein festes Glück in der Gunst der Könige sucht; aber der Jüngling, der den Schwüren einer Schönen traut, ist ein größerer Thor als alle drei.

„Höret! . . . Fedor hatte stolzen Muth wie der Löwe der Wüste, er war edel und schön, wie ein wildes Pferd, und frei wie die Lüfte.

„Bei Fackelschein zu tanzen und auf der Steppe zu jagen, war er der Erste; kaum keimte auf seinen Lippen das Haar, wie flockiger Sammt.

„Unter tausend Schönen, die seine Zärtlichkeit erregten, wählte er Maryna, das schüchternste Kind, welches jemals von der Liebe gestachelt wurde.

„Die Blume vom Schleedorn und die weiße Rose sind nicht so weiß und zierlich, nicht so leicht ist das Eichhorn, welches auf dem Zweige springt, ein Schilfrohr nicht so schmiegsam.

„Sie liebten sich wie zwei Turteltauben, und waren vereinigt wie zwei Zwillingsgestirne, die am Himmel schwimmen.

„Eher hätte man den Mond mit einer Kugel erreichen können, als behaupten, daß ein so zärtliches Mädchen jemals ihrer jungfräulichen Stimme untreu werden könnte.

„Doch als der Tag kam, wo die kreischende Trompete den Krieger erweckte, da zog er fort, und verließ seine kindliche Geliebte und seinen weißen Jagdhund.

„In den Thränen ihrer Augen war die Schöne gebadet, und saß in großer Trauer; der Hund heulte mit offenem Rachen und harrte auf der Schwelle.

„Der Feldzug war zu Ende, und der gute Fedor kehrte zurück; freudig sah er seine Hürde vom Hügel herab glänzen.

„Ein Hurrah ließ er lustig ertönen. Das Echo erkannte ihn; doch allein nur antwortete es dem erstaunten Krieger. Niemand lief herbei.

„Er spornte sein Pferd, es flog; er dachte, daß Alles todt sey. Leer sein Haus, weder Frau noch Mann, außen noch innen.

„Aber der Sand zeigte die frischen Spuren zweier Pferde und die Fährte des Hundes, hie und da unter den Weiden.

„Der arme Liebende galloppirt weiter den Weg entlang. Bald sieht er seine Geliebte und neben ihr einen jungen Reiter.

„Und Fedor sprengt herbei mit eingelegter Pike, aber das Weib sieht nicht in ihm seinen Befreier.

„Ich liebe ihn," schreit sie, indem sie sich zwischen Beide stürzt, und Fedor, erschreckt, hält seinen Renner an.

„Zieh hin, ruft er dem jungen Räuber zu: bald ist die Reihe an Dir; liebst Du sie wirklich, so hüte Dich, sie einen Tag zu verlassen.

„Der treue Hund erkannte seinen Herrn, und obgleich ihn dieser von sich stieß, so folgte er ihm doch.

„Vergebens lockte ihn Maryna mit ihrer schmeichelnden Stimme. Er zeigte ihr die Zähne und lief seinem Herrn nach.

„Denn der Hund lebt und stirbt treu; aber vom Weibe sing' ich ein andres Lied. Sein Schmerz ist Lüge und sein Leben nur ein Netz schwarzen Verraths."

— Tetera hörte zu mit leisem Athemzug, mit halb geöffnetem Munde und hingerecktem Ohr, als hätte er gefürchtet, eine Sylbe zu verlieren. Die Männer sind immer begierig nach dem, was sie quält.

Bald träufelte das Gift der Eifersucht in das Herz des jungen Mannes. Er blickte auf seine Geliebte, als hätte er schon eine Beleidigung zu rächen; er zitterte, als ob ein Abgrund sich vor ihm öffnete.

Als die Stimme geschwiegen hatte, schüttelte es ihn. Er schien einen Entschluß zu fassen, und zog das Mädchen nach dem Ort, von wo der Gesang ertönt hatte.

Dort sahen sie einen schönen Greis mit glänzenden Augen und silberfarbigem Barte. Er saß auf einem Felsen und sah in den aufgehenden Mond, die Balalaika ruhte in seinen Händen.

Die Saiten des Instruments waren unbewegt, aber die boshaften Worte hallten wieder in den Zügen Tetera's.

„Greis, sagte er mit einer vor Wuth erstickten Stimme, Greis, Zauberer oder Teufel, dein höllischer Hauch hat meine Seele versengt und mein Glück in Asche verwandelt.

„Der aber, der eine Wunde schlägt, muß auch Kraft haben, sie zu heilen. Du, der mich lehrte, an der Treue meiner Geliebten zu zweifeln, Du wirst auch Zaubermittel besitzen, mir ihr Herz zu bewahren.

„Rede, Greis, denn ich sag' es Dir, meine Geduld ist kurz, mein Arm schnell und mein Säbel scharf."

Der Sänger lächelte bitter; er schien damit sagen zu wollen, daß die Andern zu fürchten hätten, und nicht er.

„Kind, sagte er, ich kenne vielleicht Zaubermittel, um die Winde mitten in ihrem Laufe zu hemmen, um die Flammen des Blitzes zu ersticken, oder das Leben in einem todten Körper wieder zu erwecken.

„Aber ich kenne nichts, um eine Frau treu zu machen; doch höre: man kann sie wenigstens verhindern, untreu zu werden.“

Und die Augen des Greises leuchteten, wie die eines Wolfes, der sich auf die Beute stürzt.

„Du kannst befolgen, was der tapfere Selim that, der gefürchtete Pascha der weißen Stadt, als er die aufrührerischen Araber jenseits des Hellesponts bekämpfte.

„Vor seiner Abreise gab er in seinem Serail ein großes Fest. Er sagte seinen schönen Odalisken Lebewohl, die in Thränen und Seufzern zerflossen, um ihrem Herrn zu gefallen.

„Alle sprachen sie ihm nur von ihrer Liebe, von ihrem Schmerze, daß sie von ihm getrennt würden. Der entzückte Selim umarmte Eine nach der Andern.

„Um sie zu trösten, ließ er zehn Eunuchen kommen, zehn schwarze und schreckliche Eunuchen, welche weiße Turbane auf ihren Köpfen tragen und in ihren Händen blinkende Schwerter.

„Frauen! sagte Selim, Ihr liebt mich also? — Ja! erwiderten sie Alle mit einer Stimme: Ja, Herr! wir lieben Dich über Alles. — Und Ihr würdet lieber sterben, als mir untreu werden. — Ja, Herr! erwiderten sie noch einmal.

„Und sie sagten wahr, ohne es vielleicht zu wollen. Der tapfere Selim gab seinen aufmerksamen Eunuchen ein Zeichen, und diese hieben mitleidslos alle diese lieblichen Geschöpfe nieder.

„Jetzt konnte der Pascha ruhig abreisen und seine ganze Seele in die Schlacht hintragen, denn nur so kann man sich eines Weibes bei den Gefahren der Abwesenheit versichern.“

Hier schwieg der Greis. Seine Lippen bewegten sich, wie die eines Wolfs, der so eben heißes, noch lebendes Blut leckt.

Tetera war trunken; Alles drehte sich um ihn, und seine Gedanken verwirrten sich in seinem Hirn, und doch hatte nur die reine Quelle des Felsen seine Lippen benetzt.

Plötzlich erwachte Praxede aus ihrem Brüten, und den Geliebten mit ihren Armen umfassend, rief sie aus. „O mein Geliebter! höre nicht diese entsetzlichen Worte. Entziehe Dich den Einflüsterungen dieses bösen Geistes. Du weißt es, daß ich Dich liebe . . .“

Ach, das waren ihre letzten Worte. Tetera's Finger hatten

krampfhaft den Griff seines Säbels gefaßt; er sah nichts mehr in seinem Wahnsinn, als drohende Thränen und blutende Körper, er hörte nichts mehr, als Geschrei der Rache und des Entsetzens.

Er gehörte sich nicht mehr an. Wie er sich umarmt fühlte, wurde er wüthend. Sein Säbel zuckte in der Luft, wie ein Blitz, und fuhr nieder wie ein Strahl.

Der Kopf des schönen Mädchens rollte zu den Füßen ihres Geliebten im Augenblick, als ihr Mund das Wort Liebe sprach. Der Krieger stieß einen wilden Schrei aus, stürzte vor, wie ein verwundeter Eber, den Felsen hinan, wo der Greis saß.

Aber er sah Niemand, nur ein grausames Hohngelächter gellte in sein Ohr, als wollte es seinem Verbrechen Beifall spenden, oder seines Wahnsinns spotten.

Der Kosak warf sich auf sein Pferd, welches ächzend über die Steppe sprang, als wenn die Krallen eines Geiers sich in seine Seiten geschlagen hätten.

Das Roß stürzte sich in den Strom, und theilte ihn mit seiner breiten Brust. Es gewann das andere Ufer, aber es hemmte nicht seinen Lauf.

Am Felsen blieb nur der Körper des Mädchens in seinen weißen Kleidern, der Kopf mit flatterndem Haar ein wenig seitwärts, und Blut rings umher.

Der Mondschein bleichte die Steppe, die Wasserfälle des Dnieper donnerten und glänzten; der Hahn schrie zum zweiten Male.

Schweden.

Die schöne Dalkulla.

Ein Mädchen aus dem hohen Norden Scandinaviens hat so eben unter den Einwohnern von Stockholm eine allgemeine, unglaubliche und blendende Sensation gemacht; dieß ist die schöne Dalkulla.

Dalarne oder Tahlland ist der Name einer schwedischen Provinz, die zu bevölkert ist, um nicht arm zu seyn; besonders in ihrem höher gelegenen Theile, in den Gebirgen, welche Schweden von Norwegen trennen, zeigt sich die Unfruchtbarkeit des Bodens in ihrer ganzen Schrecklichkeit. Sie ist so groß, daß sie den größten Theil der Einwohner zwingt, im Herbst eines jeden Jahres hinabzusteigen in die fruchtbarsten Theile des Vaterlandes, um dort Arbeit und Brod zu begehren. Seit den entferntesten Zeiten genießen diese Gebirgsbewohner in ganz Schweden den Ruf der Einfachheit und der Sittenreinheit der ersten Menschenalter. Ueberall werden sie geliebt und gut aufgenommen. Gewöhnlich werden sie zu den härtesten Arbeiten verwendet, wobei ihre Frauen ihnen helfen, deren Anhänglichkeit so groß ist, daß sie sich dazu berufen fühlen, alle Mühen der Männer zu theilen. Während der Erndte dreschen sie das Getreide, und wenn die rauhe Jahreszeit sie zwingt, in Stockholm zu bleiben, so versehen sie Ruderdienste auf den Ueberfahrtskähnen. Fast alle Frauen oder Mädchen, die man auf diesen findet, sind aus Dalarne. Gegen das Ende des folgenden Jahres kehren diese wackern Leute in ihre Berge zurück, stolz auf ihren kleinen Gewinn, reich an Zufriedenheit und beglückt durch Hoffnung.

Im letzten Sommer stellte sich ein Mädchen von wunderbarer Schönheit, aber von großer Gestalt alle Morgen auf den Hauptplatz, um ihre Milch zu verkaufen. Man drängte sich hinzu, um die regelmäßigen Züge und den sanften reinen Blick dieser Galathee zu bewundern. Die Menge nahm so überhand, daß endlich die Polizei gezwungen war, dazwischen zu treten und ihre Maßregeln dagegen zu nehmen.

Jedoch mitten in diesem neugierigen Haufen, den eben so unbescheidenen als lüsternen Blicken gegenüber, behielt das junge Mädchen seine englische Reinheit und sein unschuldiges Lächeln. Nur einmal erhöhte Schamröthe den leichten Karmin ihrer Wangen, als der königliche Prinz die Menge theilte, und voll Bewunderung sich höflich ein Glas Milch von der schönen Verkäuferin erbat.

Von jetzt an verschwand sie von ihrem gewöhnlichen Platze, und man sah sie nur in den Salons der Reichen und Vornehmen; denn das junge und unschuldige Mädchen war ein Gegenstand der Mode und des Luxus geworden. Alle Tage erschien Karin (Katharina) Ersdotter, geschmückt in ihren nationellen Kleidern, mit ihrer Einfachheit und Anmuth und stark durch die ersten Eindrücke ihrer Jugend.

Mitten im Kreise glänzender und geschmückter Frauen bewegte sich Katharina ohne Verlegenheit. Sie wußte mit dem Achtung einflößenden, reinen Blick den vielleicht zu lauten Bewunderern, die sie umgaben, Stillschweigen aufzulegen. Diese Sitteneinfalt, diese englische Reinheit, diese natürliche Unbefangenheit, welche sie aus ihrem Dorfe mitgebracht hatte, die ihr die Schmeichelei nicht rauben konnte, kontrastirten so mit der Koketterie der feinen Damen, daß selbst die verderbtesten Männer gezwungen waren, sie zu bewundern, und die Macht ihrer angebornen Unschuld zu verehren.

Alle kamen besonders darin überein, den unwiderstehlichen Reiz ihres Blickes zu rühmen, der durch ihre langen Wimpern drang, wenn sie halb niedergeschlagen den großen blauen Augenstern entschleierte. Sie selbst konnte sich den Eindruck nicht erklären, den ihr erstes Anschauen hervorbrachte, und mit einer reizenden Unbefangenheit bemerkte sie, daß das Alles ein wenig zu spät käme, da sie ja schon vor einigen Jahren nach Stockholm gekommen war, wo sie geraume Zeit Mörtel stampfen mußte, ohne zu ahnen, daß sie einst einen Enthusiasmus erregen würde, der sie mehr erstaunte als erfreute.

Der Winter ging vorüber; Dalkulla blieb immer der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung; bei allen Festen von Huldigungen umgeben. Hin und wieder jedoch führte sie ihr einfacher Geschmack zu ihrer alten Lebensweise zurück. Sie widerstand dann allen Bitten, und nahm als ächtes Naturkind ihre früheren Beschäftigungen wieder vor, die in der That wenig poetisch waren. Man fand sie oftmals Mörtel stampfen und glücklicher dabei, als wenn sie mit bäurischer Eleganz die chinesische Porzellantasse zu den Lippen führte. Die acht oder neun Groschen, die sie täglich gewann, machten sie glücklicher als alles Gold, was die vornehmen Herren und Damen, verächtlich (unbeschadet ihrer Bewunderung) in die Schürze des armen Mädchens warfen;

auch liebte sie das durch Arbeit verdiente Geld, wie einen theuern Schatz, den sie mit Mutterauge hütete und mit Wonne pflegte.

Man wird jedoch Alles mit der Zeit überdrüssig, und die arme Karin Ersdotter fühlte am Ende doch das Bedürfniß, ihr Vaterland wieder zu sehen und die heitere, reine Luft in ihren Bergen wieder zu athmen. Ihre Abreise wurde bald bekannt; man erfuhr, daß sie sich auf einem Dampfschiffe nach Westerås einschiffen würde, um von dort ihre Reise zu Fuß fortzusetzen; denn von Westerås hatte sie nach ihrem Geburtsdörfchen nicht mehr weit.

Eine zahllose Menge begleitete sie zum Schiffe. Die angesehensten Leute von Stockholm waren darunter. Ihre Abschiedsworte waren ausdrucksvoll und von Dankbarkeit durchdrungen, jedoch zeigten sie die Bescheidenheit und Züchtigkeit, welche das herrliche Mädchen immer auszeichneten. Sie nahm das Bedauern Einiger, die Liebe Vieler und die Achtung Aller mit sich.

Nun ist Karin Ersdotter wieder zu Hause; glücklicher wie vormals, ehe sie ihre Heimath verlassen hatte. Sie hat den Geliebten ihrer ersten Jugend wiedergefunden. Er hat sie zum Altare geführt; sie ward eine glückliche Gattin, eine glückliche Mutter. Was sollten wir ihr mehr noch wünschen? —





Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Konstantinopel, im August.

Seitdem die hohe Pforte existirt, ist nichts so Unbewegliches darin gewesen, als der Sultan, und zwar so unbeweglich, daß man ihn nicht anders als sitzend, mit gekreuzten Beinen, nach Art der Schneider, abbildete. Aber der Geist der Revolution, der überall erwacht, entkeimte auch unter dem Turban des Padischah's. Der Divan beschäftigte sich in den letzten Tagen des Juli mit einem beispiellosen Gegenstande, nämlich mit einer Reise des Sultans, nicht bloß in seinem Reiche, sondern auch in dem übrigen Europa. Diejenigen selbst, welche die Geschichte des osmanischen Reichs kennen, die Gesinnungen der Ulema's, den Stolz der Altgläubigen und die ganze Zusammensetzung des Divans, können sich nur eine schwache Idee von der Bewegung machen, die dieses Projekt hervorgebracht hat, und von der Heftigkeit der darüber statt gehabten Discussion. Genug, der Divan hat vollkommen die Reiselust des Sultans bekämpft, und man sagte in Pera, daß der englische und französische Einfluß mächtig hierauf eingewirkt habe. Dessen ungeachtet aber gibt der Sultan nicht nach; er hat bereits seine Stiefel von gelbem Saffian wichsen lassen, und außer kalten Pasteten und gutem Bordeauxwein noch fünf und siebzig Frauen aus seinem Harem einzupacken befohlen. Seine festen Maaßregeln sind dahin gerichtet, daß man ihm während seiner Abwesenheit seinen legitimen Thron nicht rauben könne, und bei seiner Rückkehr will er seine glorreiche Regierung unter dem Namen Joconde I. fortsetzen.

Breslau, 23. August.

— Der Halley'sche Komet ist auf der hiesigen Sternwarte in der Nacht v. 21. zum 22. Aug. in 85° 27′ gerader Aufsteigung und 23° 35′ nördlicher Abweichung, aufgefunden und beobachtet worden. Er ist noch außerordentlich lichtschwach, muß aber von Tage zu Tage heller werden, weil Erde und Komet einander fast gerade entgegengehn, und sich dadurch stündlich um 31000 Meilen näher kommen. Dadurch muß sich seine gegenwärtige Entfernung von etwa 39 Millionen Meilen in Kurzem ansehnlich vermindern.

(v. Boguslawsky.)

Tübingen, 18. August.

— Nach den Beobachtungen des Herrn Dr. Osterdinger wurde der Halley'sche Komet in der Nacht v. 13. auf den 14. beobachtet.

Am 17. sah er ihn dann in der Keule des Orion, jedoch noch ziemlich klein und trübe.

Literarische Uebersichten.

BLANCHE DE SAINT-SIMON,
ou
FRANCE ET BOURGOGNE,
von
Antony Thouret.

In einem schroffen und harten politischen Drama, wie das gegenwärtige, bildet die Erscheinung einer zarten Jungfrau einen Kontrast, welcher nicht immer interessant zu seyn Gefahr läuft. Blanche de Saint-Simon bewegt sich nicht immer schicklich unter diesen in Eisen gekleideten Kriegern, mit Eisen gegürtet und behandschuhet; ihre Waffen berühren ihren Schleier, ihre Sporen zerreißen ihr Kleid, ihre Hände sind zu plump für die ihrigen, und hat sie ein Herz, so möge es sich hüten, nicht in den Bereich ihrer fürchterlichen Leidenschaften zu gerathen. Sie ist überall im Wege, denn etwas Wichtigers beherrscht die Scene, wo sie figurirt.

Der wahre Titel des Buchs des Herrn Thouret ist France et Bourgogne, das heißt Ludwig XI. und Karl der Kühne, zwei Personen, gleich dramatisch, gleich originell, und so kräftig gezeichnet, daß die Kunst sie näher bringen sollte, wenn sie es nicht in der Geschichte schon wären. Nicht etwa, als ob ich sie zum Gegenstande einer Parallele wünschte, wie sie den Geschichtschreibern des Alterthums gefielen. Da wird gewöhnlich auf den Effekt der Kontraste hin gearbeitet. Man gibt sich Mühe sie zu suchen, sie zu übertreiben, sie zu vervielfältigen. Es werden ihnen solche Opfer gebracht, daß ich nicht einsehe, welche Wahrheit diesen Parallelen bleiben kann, bei denen man es sich zum Vorwurfe macht, zwei Männer aus einem Gesichtspunkte zu betrachten, als müßte einer dem andern durchaus zum Gegensatz dienen.

Da endlich von den tausend verschiedenen Arten der literarischen Lügen diese so ziemlich aufgegeben zu seyn scheint, so wollen wir sie ruhen lassen, und uns dafür an jene Art von Porträtirung halten, die Walter Scott und seine Nachfolger in Kredit gebracht haben, und die darin besteht, die Personen sich durch sich selbst zeichnen zu lassen. Sie bringen sie in eine gemeinschaftliche Handlung, die wichtig genug ist und lang genug dauert, um sich darin zu entwickeln, in allen Gestalten zu zeigen, und in allen Schattirungen oder Mängeln, deren ihre Charaktere fähig sind. Da es nun in der Natur keinen Charakter gibt, der aus einem Stücke gegossen ist, so kommen die dem Anscheine nach verschiedensten, wenn sie der Probe der Ereignisse unterworfen werden, sich bedeutend nahe; und so wird Karl von Burgund ein eben so feiner Diplomat, als Ludwig von Frankreich, sein Gegner; und Ludwig von Frankreich seinerseits ist nicht immer so klug, wie z. B. als er den unsinnigen Streich beging, nach Peronne zu gehen.

Eben in Peronne, wo wir sie schon so oft gesehen haben, greift Herr Thouret seine Personen. Man kann aber wohl denken, daß er nicht Quentin Durward retouchiren will, wie es schon einmal in dem Drama von Mely-Janin geschehen ist. Dessen ungeachtet haben diese Werke Aehnlichkeit, da die Personen und der Ort der Handlung dieselben sind. Die Hauptidee, die diesem Werke zu Grunde liegt, ist nicht sowohl, daß zwei Menschen, sondern zwei Principe sich gegenüber stehen, in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt. Der eine ist der Kämpfer für die absolute Monarchie, der andere streitet für die Feudalmacht. Nun ist die Frage, ob das Lehen den Thron, oder der Thron das Lehen unterdrücken werde.

Wie man sieht, ist das nun ein großes politisches Drama, durch seine natürlichen Schauspieler dargestellt, beide ganz, beide so glücklich für ihre Rollen gemacht, wie kein Romanschreiber, kein Bühnendichter sie besser erfinden könnte. Was kann nun aber Blanche de Saint-Simon zwischen diesen beiden Personen zu thun haben? Wie kann ein Privat-Interesse mitten unter einem so mächtigen, öffentlichen Interesse einen Platz finden? Die Episode der Liebe dieses Mädchens ist so rührend, daß wenn sie einer minder mächtigen Situation angehörte, sie viele Thränen bei dem Leser hervorlocken würde. Wir fragen aber den Verfasser, ob nicht eine solche Episode in einem Gegenstande, der von einer hohen politischen Idee durchdrungen ist, gänzlich verfehlt sey? Blanche de Saint-Simon, um ungetheiltes Interesse in Anspruch zu nehmen, mußte einen andern Rahmen erhalten; France et Bourgogne als ein kräftiges, farbenreiches und gedankenvolles Gemälde, will mit ungetheiltem Interesse betrachtet seyn. Das Buch gehört übrigens zu den ungewöhnlichen Erscheinungen in dieser Zeit und wird selbst jenes Mangels ungeachtet viele Leser unterhalten.

DER EXCENTRISCHE,
von Friedrich Clemens.
Hamburg, bei Hoffmann und Campe 1835.

— * Wieder eine Erscheinung in Hoffmann'scher Manier, zum Glücke aber eine wohl gelungene, interessante, kein Diebstahl an Hoffmann, was die Erfindung betrifft, sondern nur seine Weise in der grellen Scenerie. Mord folgt auf Mord und dazwischen treten lichte Momente, skurrile Figuren und heitere, fromme Gemüther. Der Excentrische übt eine ungemeine Anziehungskraft auf den Leser. Man versöhnt sich mit der Unnatur der Thatsachen

durch die Wahrheit, durch das Schlagende der Sätze; man findet sich von den Begebenheiten abgestoßen, von den Motiven dagegen fortwährend angezogen und ergriffen. Mit der Reinheit der Sprache nimmt es der Verfasser eben nicht sehr genau.

EAU DE MILLE FLEURS.

Ein Pariser Roman von ***Eduard Maria Oettinger.***

2 Bde. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1835.

— * Was mag doch Jules Janin dem Herrn Oettinger zu Leide gethan haben, daß er ihm sein Buch widmet? In jedem Falle ist die Beleidigung zu stark, und wenn Janin Klage führen würde, so müßte Oettinger von jedem Gerichte zu einer nicht unbedeutenden Strafe verurtheilt werden. Wie kann man nur den Muth haben, einen solchen abgeschmackten Mischmasch, eine solche schülerhafte Zusammenkoppelung Roman zu nennen! Weder Witz noch Erfindung, weder Aufbau noch Zusammenhang, weder Originalität noch Laune, sondern rein vom Zufalle zusammengewürfeltes Zeug, wie man es in ein Tageblatt à la Eulenspiegel bei Verlust des täglichen Brodes gibt, wenn man Morgens vom Setzer aus dem Schlafe geweckt wird und noch nicht daran gedacht hat, was man heute drucken lassen will. An Fadheit und Dünnleibigkeit der Ideen übertrifft Eau de mille fleurs Alles, was im vorigen Jahrzehnte auf Bestellung in den letzten der unzähligen deutschen Almanache geschrieben worden ist. Herr Oettinger hat frühe depensirt, darum ist er vielleicht auch so bald für das Hospital reif geworden. Die Intriguen dieses sogenannten Romanes spielen in einer Coulissen-Welt letzter Qualität. Schulden, liederliche Tänzerinnen, Fressereien bilden die Quintessenz von 536 Seiten. Herr Oettinger möchte gern zuweilen den Casanova spielen, dabei geräth er das eine mal in die langweilige Clauren'sche Sinnlichkeit, das andere mal auf den schmutzigen Boden, dem es an all' der Liebenswürdigkeit und Leichtigkeit gebricht, die uns ohne Aerger an den frivolen Fantasien vorüberführt. Einen Pariser Roman nennt Herr Oettinger sein Buch, als wollte er uns ein erheiterndes Getränke, brausenden Champagner reichen — aber das zieht lange Faden, und ist so geistlos, so matt! In der letzten Zeile hat der Verfasser seinem Werke selbst den passendsten Grabstein gesetzt:

Tout est mensonge et vanité!

Die Strasse de la Ferronnerie.

Zur Zeit, als Heinrich III. von England feierlich in Paris empfangen wurde, und der heilige Ludwig eine Bibliothek in dem Schatze der heiligen Kapelle stiftete, hatte die kleine Straße, welche Rue St. Denis beginnt, und bei der Rue de la Lingerie endet, noch nicht den Namen, den sie heut zu Tage führt. Ehe er jedoch den zweiten Kreuzzug antrat, der ihm vor Tunis das Leben raubte, gestattete er armen Eisenhändlern, Hufschmieden und ähnlichen Leuten, den Platz einzunehmen längs des Fleischhauses auf dem Platze des Innocens. Seit dieser Zeit erhielt die Straße den Namen de la Ferronnerie. Erst im Jahre 1671 dachte man daran, sie zu erweitern, nachdem sie dem König diable à quatre und vert-galant so verhängnißvoll geworden war.

Freitag den 14. Mai 1610, um vier Uhr Nachmittag, war Heinrich IV. vom Louvre weggefahren, um im Arsenal den Herzog von Sully zu besuchen, den Oberintendanten der Finanzen und seinen Liebling. Der König hatte in seinem Wagen den Herzog von Epernon, Generaloberst der Kavallerie und Feldzeugmeister des Regiments der Garden, ferner den Herzog von Monbasson, die Marschälle von Lavartin und von Roquelaure, endlich die Marquis von la Force und von Mirabeau. Als sie in die Mitte der Straße de la Ferronnerie gekommen waren, wurde der Wagen von mehren Heukarren aufgehalten, welche den Weg verfahren hatten. Während die Dienerschaft zu Fuß über den Kirchhof des Innocens ging, um den Weg abzuschneiden und den Wagen in der Straße Saint Denis zu erwarten, stieg ein Mensch auf ein Hinterrad, indem er den Fuß auf den Eckstein eines Hauses setzte, das heute von einem Tuchhändler bewohnt wird, und brachte dem König zwei Messerstiche bei, die ihm die Arterie über der linken Herzkammer durchschnitten. Der König gab auf der Stelle den Geist auf, ohne ein Wort zu sprechen; das Blut erstickte ihn. Es entstand hierauf eine solche Verwirrung, daß der Mörder, wenn er die blutige Waffe weggeworfen hätte, nicht entdeckt worden wäre. Er behielt sie aber in der Hand, und nannte sich selbst den Urheber des Mordes, und man würde ihn zugleich in Stücke zerrissen haben, wenn nicht der Herzog von Epernon der Dienerschaft zugerufen hätte, daß sie mit ihrem Leben für seinen Kopf hafteten.

Die Herren, die in dem Wagen saßen, stiegen sogleich aus, nachdem sie das Gesicht des Todten bedeckt und die Vorhänge zugezogen hatten. Hierauf befahlen sie dem Kutscher, nach dem Louvre zurück zu fahren, ließen einen Wundarzt kommen und forderten Wein, um Glauben zu machen, daß der König noch lebe. Aber bald hierauf wurde der blutige Körper auf ein Bett gelegt, wo er mehre Stunden dem Volke gezeigt wurde. Dann wurde er geöffnet, die Eingeweide in eine Vase gelegt und das Herz in ein Kästchen von Blei, welches zu den Jesuiten getragen wurde. Der einbalsamirte Körper blieb noch zehn Tage in

demselben Zimmer, wohin man ihn anfänglich gebracht hatte, und worin zwei Altäre errichtet worden waren, wo die Kaplane des Königs, die Almoseniere und eine Menge anderer Geistlichen fortwährend Messe lasen.

Der Mörder, der gleich nach der That in das Hotel von Retz gebracht worden war, wurde den dritten Tag in das Gefängniß abgeführt, wo man ihn verhörte. Er antwortete auf die an ihn gerichteten Fragen: »Ich heiße François Ravaillac, bin gebürtig aus Angoulême, 32 Jahre alt, und war nie verheirathet. Meine Beschäftigung ist, junge Knaben lesen und schreiben zu lehren. Ich bin nach Paris gekommen eines Prozesses wegen, den ich lange bei dem Parlamente gewonnen habe, woselbst ich jetzt die Taxation der Kosten nachsuche. Weder ich, noch ein Anderer, der mich angeht, hatte das geringste Unrecht vom König erfahren. Es ist daher weder persönliche Rache, noch das Anstiften irgend eines andern Menschen, sondern die Versuchung der Hölle, die mich antrieb, ihn zu tödten, und so bin ich nach Paris gekommen mit dem festen Entschluß, das Verbrechen auszuführen.«

Nachdem er hierauf vor die große Kammer geführt worden war, wurde Ravaillac des Vatermords in der Person des Königs für schuldig erklärt, auf die Folter gelegt und dann auf dem Greveplatz geviertheilt, in Gegenwart der Prinzen des Hauses Guise, welche sich mit andern vornehmen Herren an den Fenstern des Stadthauses befanden.

Um dieses Ereigniß zu verewigen, wurde die Büste Heinrich IV. mit einer Inschrift an der Façade des Hauses der Rue de la Ferronnerie angebracht, wo sie Jedermann noch heute sehen kann.

Bei dieser Gelegenheit fügt der französische Berichterstatter hinzu, daß es unrecht wäre, das Haus auf dem Boulevard du temple nieder zu reißen; man sollte im Gegentheil den Richtern des Mörders Heinrichs IV. nachahmen, und es mit seiner Nummer 50 zum ewigen Gedächtniß stehen lassen. Dort würde die Büste des Marschall Mortier ihren Platz finden, und jeder Vorübergehende würde es wiederholen, wenn er die Augen auf das Haus richtete: »Hier wurde das Blut durch den zweiten Ravaillac vergossen!«

Fieschi.

Das Blatt L'Insulaire français, welches auf Bastia in Korsika erscheint, gibt nachstehende Details über Fieschi, welche in seinem Vaterlande selbst gesammelt wurden.

»Die Familie der Fieschi stammt, wie es schon der Name bezeichnet, aus Genua. Zuerst wohnte sie zu Nessa im Kanton von Vico, dann zog sie nach Valle Calle im Kanton von Oletta. Louis Fieschi, des Mörders Vater, wurde unter dem General Morand zu einer infamirenden Strafe verurtheilt, und starb außerhalb der Insel. Laut den Nachrichten, die uns der Schreiber des königlichen Gerichtshofes hat zukommen lassen, wurde Joseph Fieschi, Ex-Sergeant, 26 Jahre alt, den 28. August 1816 zu zehn Jahren Kerker- und den damit verbundenen Strafen, wegen eines Ochsendiebstahls verurtheilt. Er wurde, um seine Strafe zu erstehen, nach Embrun geführt. Man erinnerte sich, ihn 1815 gesehen zu haben, mit dem Orden beider Sicilien geschmückt, den er aus Neapel mitbrachte. Von seiner armen und unbekannten Verwandtschaft lebt nur noch eine Schwester in tiefem Elende in dem Dorfe Biguglia. Seit seiner Entfernung aus Korsika hörten wir nichts mehr von Fieschi, und es scheint in der That, als habe er in keiner Verbindung mehr mit Korsika gestanden.

Barricaden von 1835.

Seit mehren Jahren wird in Paris während des Sommers das Pflaster aufgerissen, um unterirdische Kanäle anzulegen, wie sie andere Städte längst besitzen. Die Cholera gab Veranlassung zu dieser Maßregel. Man spricht davon, daß man die Stadt dadurch gesünder mache. Allgemein aber ist die Klage, daß die Arbeit zu langsam von Statten gehe, so daß die frequentesten Punkte der Hauptstadt während der schönen Jahreszeit nur mit Lebensgefahr zu Fuße und für Wagen gar nicht zu passiren sind. Man hätte in dieser Zeit den Ocean mit dem mittelländischen Meer von Dünkirchen nach Marseille durch einen Kanal verbinden können. Dabei klagt man über die Leichtfertigkeit der Arbeit, und meint, wenn Alles fertig seyn wird, das Vergnügen haben zu können, sehr leicht fünfzig Fuß tief unter das Pflaster hinab zu fallen. Man hat berechnet, daß wenn diese Arbeit auf andere Weise statt gefunden hätte, man drei Goldminen würde ausgebeutet oder den Rest von Pompeji an das Tageslicht gezogen haben.

Ebenso hätte man dreihundert Dörfern, die jetzt vor Durst umkommen, artesische Brunnen graben können. Kurz es ist nichts Ungeheures, was diese Arbeiter nicht hätten verrichten können; es wäre sogar zu denken, daß sie die Bücher der königlichen Bibliothek klassificirt hätten, und noch ist keine Aussicht, daß es fünf oder sechs auf einander folgende Sommer damit zu Ende gehen werde, bis endlich alles schmutzige Wasser in Paris durch diese weiten Leitungen fließen wird, um wieder trinkbar zu werden. So trinkt Paris mehrmals dasselbe Wasser. Denn das, welches die Wasserträger bei der Eintrachtsbrücke schöpfen, war gewiß oftmals schon Getränk oder Bach bei der Brücke von Austerlitz. Wenn man bedenkt, welcher Schmutz auf solche Weise dem Flusse zugeführt wird, von denen die krankhaften Entleerungen aus dem Hotel Dieu nicht die geringsten sind, so wird kein Mensch etwas anders mehr als Wein trinken wollen. Und aus diesem Grunde geschieht es wohl auch, daß die Könige von Frankreich, von Pharamond bis auf Louis Philipp I. nur Wasser von Arcueil trinken.

Um nun den Lauf des schmutzigen Wassers nach der Seine mehr zu beschleunigen, wird überall das Pflaster aufgerissen, als gäbe es Emeuten und Revolution. Die Direction der Omnibus will darüber verzweifeln, da sie alle Tage ihre Route verändern muß, indeß die Fiaker und Kabriolets sich darüber freuen, indem sie, wenn sie auf die Stunde genommen werden, immer diese barricadirten Straßen suchen und zehnmal schlechte Wege einschlagen, bis sie den guten finden. — Die Hauptsache ist, daß die Regierung diese unterirdischen Kanäle einer Gesellschaft überlassen hat, die aus Oeconomie die Zögerung veranlaßt; sonst müßte das unangenehme Geschäft schon längst beendigt seyn.

Lustige Gerichtshändel
aus Paris.

Eine kleine, achtzigjährige Frau setzt sich mit schlotterndem Kinn auf die Bank der Angeklagten.

Der Präsident. Wer seyd Ihr? — Die Alte. Amme, zu dienen. — Pr. Wie? In Eurem Alter? — Alte. Und warum nicht? Weil man keine Jugend mehr ist, soll man wohl vor Hunger sterben! Ja, Amme bin ich schon seit vier und zwanzig Jahren, mit dem Nutschkähnchen versteht sich. — Pr. Ihr habt Almosen gefordert? — Alte. Almosen gefordert? Was soll das heißen? — Pr. Ihr habt gebettelt! — Alte. Das ist nicht wahr! Das Gewerk der Ammen hat mich aus Rache angegeben, weil ich ihm die Kunden wegnehme. Sie haben die Stadtsoldaten bezahlt, um mich zu arretiren. Gott, mein Gott! Mich wollen sie verurtheilen, die so unschuldig ist, und nicht einmal weiß, was ein Gericht ist? — Pr. Und doch seyd Ihr schon fünf oder sechs mal verurtheilt worden, wegen Diebstahl und wegen Betteln. — Alte. Das war immer aus Rache wegen des Nutschkähnchens. Das haben immer die Säugammen veranstaltet. Ja, ja, man gebe ihnen nur die armen Kinder; das werden schöne Rangen. — Pr. Das gehört Alles nicht hieher. Ihr habt einmal Almosen gefordert und habt Euch zufällig gerade an zwei Polizeiagenten gewendet. — Alte. Ganz richtig, an zwei Polizeiagenten, weil ich geglaubt habe, zwei

von meinen vormaligen Säuglingen zu erkennen.

Ein allgemeines Gelächter folgte, aber ungeachtet dieser seltsamen Vertheidigung wurde die Alte zu einem Monat Gefängniß verurtheilt. —

— Bertrand ist angeklagt, einen ehrlichen Schneider, der ihm einen Ueberrock zwei Jahre lang geborgt hatte und nun seine Rechnung etwas ungestüm forderte, geprügelt zu haben. Vorläufig setzt sich Bertrand auf die Bank der Zeugen, weshalb ein kleiner Mensch bleich zu werden und zu zittern anfängt, der eben jener geschlagene Gläubiger war, an dessen Seite sich der Beklagte schwerfällig niederläßt und furchtbare Flüche gegen die Kanaille, die ihn verklagt hat, zwischen den Zähnen murmelt. Der Schneider, dem wahrscheinlich die Lebhaftigkeit seines Schuldners vor Augen schwebt, hält es für klug, sich auf eine entfernte Bank zu setzen, wohin ihm aber der furchtbare Beklagte brummend folgt. Eine zweite Evolution des Schneiders wird von Bertrand wieder nachgemacht, bis er sich endlich auf die Bank der Beklagten setzt. Bertrand streicht stolz seine Aermel in die Höhe und wirft einen wüthenden Blick auf den unglückseligen Schneider, dessen Beine vor Angst zusammenbrechen und der kaum im Angesichte seines Gegners seine Aussage zu machen wagt. Der Präsident. Worüber beschweren Sie sich? — Der Schneider. Ich habe diesen Herrn immer unter den günstigsten Beziehungen gekannt. — Bertrand (sich nieder setzend). Das ist sein Glück. — Pr. Er soll sich indessen grobe Thätlichkeiten gegen Sie erlaubt haben. — Schneider (nach und nach kühner werdend). Die Wahrheit ist: ich hatte ihm einen Ueberrock geliefert, den er mir nicht bezahlte, und da ich ihm meine Rechnung zum zwanzigsten Mal überreichte, da warf er sich auf mich..... — Bertrand (springt auf und zeigt die Faust). Das ist nicht wahr! — Schneider. Nein! — Nein! — In der That, er — er nicht — er hat sich nicht so recht auf mich geworfen — er hat sich — mir genähert — (Bertrand setzt sich wieder) und — und das Uebrige wird die Klage besagen. — Pr. Sie müssen die Thatsachen hier erzählen, Bertrand hat Sie geschlagen.

Hier zeigt der Schneider ängstlich durch eine Bewegung an, daß er einen heftigen Schmerz in der Region des Epigastriums empfunden habe. Pr. Sie müssen sich deutlicher ausdrücken.

Der Schneider (nach einer Pause, während welcher er sichtbar allen seinen Muth zusammenrafft). I nun ja! Er hat mich geschlagen, mit den Fäusten, mit einem Schlüssel, mit einem Besenstiel, mit dem Fuß, und hat mich gekratzt und hat mich... Bertrand (steht auf, mit starker Stimme) Das ist nicht wahr! Wart, Du sollst es bereuen! Wie? Du hast die Frechheit, zu sagen, daß ich Sie mit dem Fuß geschlagen habe? — Schneider (rückt zwei Schritte zurück und nahet sich, so viel er kann, dem Gerichtsdiener). Mit dem Fuß? Das hab' ich nicht gesagt. — Bertrand. Und mit den Fäusten, wie? — Schneider. Mit — mit den Fäusten — aber nein — wegen der Fäuste habe ich mich nicht beklagt. — Bertrand. Und gekratzt hätte ich Euch? Laßt doch einmal sehen!! — Schneider. Gekratzt? — Ach, was Ihr da sagt — ich — ich kann es nicht glauben. — Ber-

trand. Nun so sagt doch, daß es nicht wahr ist, daß ich Euch geschlagen habe. Nun, wie ist's? Werdet Ihr's gleich sagen? — Pr. Schüchtert den Kläger nicht ein. — Schneider. Ach ich fürchte mich nicht. — Bertrand. So soll er sagen, ob ich ihn geschlagen habe. — Schneider. Ich — ich sage nichts gegen Euch, Herr Bertrand; mein Gott! wir wollen gar nichts mehr davon sprechen. Mein Seel! es ist wahr, ich bin ein bischen jähzornig. Ich habe Euch vielleicht gereizt. Ach, was da! den Ueberrock könnt Ihr mir später zahlen — wenn Ihr wollt — Ja, meine Herren, Bertrand ist ein ehrlicher Familienvater, ein guter Arbeiter, ein Corporal in dem fünften Regiment. Ich hab' auch unrecht gehabt. — Wir wollen uns vergleichen. — Bertrand. Was vergleichen! Ich muß Schadenersatz haben. — Schneider. Ach, gehen Sie, Herr Bertrand, wir wollen schon gütlich auseinander kommen. . . .

Hier hebt der Schneider die Mütze auf, die Bertrand in der Hitze hatte fallen lassen, und gibt sie ihm, so höflich als möglich, in die Hand. Die Zeugen sagen aus, daß Bertrand den Kläger stark mißhandelt habe, worüber der Schneider sehr unwillig zu seyn scheint, und mit einem sichtbaren Erschrecken hört er, daß Bertrand zu vierzehntägigem Gefängniß verurtheilt wird. In dem Augenblick, wo Bertrand aufsteht, um fortgeführt zu werden, verkriecht sich der Kläger hinter die Wache.

Anekdoten.

Der Herzog von Richelieu lebte von Anfang der Revolution bis 1814 in Odessa und den benachbarten Staaten von Rußland. Als Ludwig XVIII. ihn an die Spitze des Ministeriums stellen wollte, befragte er Herrn von Talleyrand, ob er glaube, daß Jener gut den Geschäften vorstehen würde? „Wie sollte Herr von Richelieu nicht ein vortrefflicher erster Minister seyn," erwiderte Talleyrand, „mit einem so alten Namen! Und übrigens ist er der Mann in Frankreich, der ja am besten die Krimm und die Tartarey kennt."

Diese Antwort entmuthigte den König nicht, ihn auch bei der Wahl seiner andern Minister um Rath zu fragen. In dem Augenblick, als er Beugnot zum Minister machte, der einer der größten Menschen in Frankreich war, sagte er zu Talleyrand: „Ich versetze Beugnot zur Marine." — „Beugnot zur Marine?" sagte jener. „Ich sehe nicht gut ein, was er da leisten kann, wenn Ew. Majestät ihn nicht etwa als Besaansmast gebrauchen wollten."

— Ein reicher Kaufmann in London hatte seinen Sohn nach Paris geschickt. Er wollte als guter Vater, daß sein Sohn seiner kleinsten Laune genügen könnte, und eröffnete ihm daher bei einem der ersten Banquiers der Hauptstadt einen unbegränzten Credit. Der Pariser Banquier gab sich alle Mühe, dem jungen Engländer gefällig zu seyn. Ein Monat war verstrichen, und der Sohn der Themse hatte bereits zu seinem Vergnügen 10,000 Franken gebraucht. Der Pariser Banquier war darüber etwas verlegen, und erlaubte sich, an seinen Correspondenten nach London zu schreiben, indem er besorgte, daß der junge Engländer, durch den Hang nach Vergnügungen verleitet, die väterliche

Großmuth mißbraucht hätte, da er bereits in einem Monate die bedeutende Summe von 10,000 Franken ausgegeben habe. Folgendes war die Antwort des englischen Kaufmanns:

„Monsieur,

„Si le fils à moi il a porté ses dépenses jusqu'à ce jour à 10,000 livres Sterling, cela être beaucoup, sans doute; alors il faudra aviser. Mais si de vos f..... livres tournois que vous vouliez parler à moi, vous pouvez lui en donner encore considérablement et beaucoup sans gêner vous.“

Vermischtes.

Curiosum. Die Breslauer Zeitung enthält folgendes Gedicht auf einen Zwerg, der dort für Geld zu sehen ist:

An den kleinen Istrianer
Gullia, im Gasthof zum blauen Hirsch.

O Natur, wie groß — ach, Mensch, wie winzig klein,
Wohl gestaltet, so lieblich, Bildung seltsam fein!
Ideal von Zwerg; Erstaunen raubt — es,
Wer Dich nicht gesehen, Niemand glaubt — es!

B. v. S.
Ein Bewunderer
vollkommener Naturwerke.

— Paris. Die nächtlichen Ueberfälle vermehren sich seit einiger Zeit auf beunruhigende Weise. Letzten Sonntag begleitete ein Hutmacher in der Rue Poitou auf dem Marais einige Damen nach Hause, als er in der Rue d'Anjou ungefähr hundert Schritte von seiner Wohnung von vier Banditen angefallen wurde, von denen der eine mit einer Pistole, der andere mit einem Dolche bewaffnet war, und ihm die Börse oder das Leben abforderten. Da er sich gegen Viere nicht zur Wehre setzen konnte, so war er genöthigt, ihnen seine Uhr, sein Kleid und seinen Hut zu überlassen, unter welcher Bedingung sie ihm das Leben schenkten.

— Ein neuer Dichter. Herr Daniel Josty, ein bekannter Bierbrauer in Berlin, ist als Dichter aufgetreten, und hat unter dem Titel: Bière de mon tonneau, eine bunte Sammlung von Aufsätzen und Gedichten in französischer, deutscher und romanischer Sprache herausgegeben, die mitunter recht Artiges enthalten.

Nekrolog.

Herr Johann Schickh, der Gründer und Herausgeber der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, der besten belletristischen Zeitschrift Oestreichs, und einer der besten Deutschlands, ist am 1. August im Bade zu Gastein gestorben.

Die artistischen Beilagen.

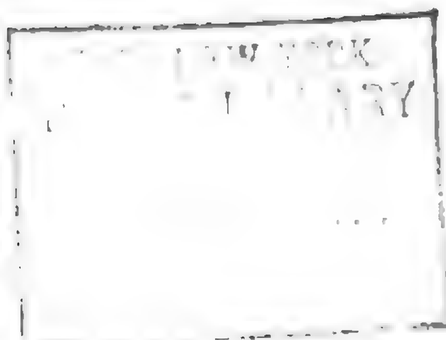
Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Die Ansicht einer Hauptstraße von Bern.
2) Ein Modebild, worauf ein Kleid von gedrucktem Organdi, mit einem Volant von gleichem Stoffe abgebildet ist; hiezu ein Kapothut von Bändern mit Tülle und erotischen Blumen geziert. Ferner ein Kleid nebst Mantille von gesticktem indischem Musselin, und ein Kopfputz mit Blumen. Außerdem sind: ein Hut von Gros de Naples, eine Haube von Tülle, und eine Coeffüre mit Blumen auf der Tafel angebracht.

Herausgegeben von August Lewald.



Bern



Lewald's Europa
Chronik der gebildeten Welt
1835. I. n







Deutschland.

Weimar's gemeinnützige Institute.

Mögen andere Residenzen durch Wissenschaft, durch Kunst, durch Handel, durch öffentliches Leben oder sonst eine hervorragende Seite geistiger oder körperlicher Thätigkeiten ihr feststehendes, eigenthümliches Gepräge erhalten: Weimar's Grundcharakter ist ein edles, sich selbst genügendes, gemüthliches Stillleben, eine heitere, rege, frische, geschmackvolle Geselligkeit.

Alle Verhältnisse des öffentlichen sowohl, als des Privat-Lebens Weimar's sind glatt, fein und abgerundet; nirgends eine schroffe Spitze, nirgends eine hervorstechende Leidenschaft, aber auch nirgends eine erheblich fühlbare Lücke.

Und so hat Weimar, in den Erinnerungen alter Dichtergröße und literarischen Ruhms sich sonnend, die alte schaffende Kraft nicht vergessen: noch heute begegnen sich hier Kunst und Wissenschaft im traulichsten Vereine. Nur für Weimar scheint Göthe gesungen zu haben:

> **Zierlich Denken, süß Erinnern,**
> **Ist das Leben im tiefsten Innern.**

Diese dankbare, sinnige Erinnerung der verflossenen schönen Tage ist es ja, die Weimar's innerstem Leben und Treiben seinen vollsaftigen Kern, seinen würzigen, lieblichen Duft verleiht. Darum weilt auch der gebildete Fremde so gern in der kleinen, stillen Stadt, wo jeder Stein die Runenschrift entschwundener klassischer Zeiten, jedes Moos die sanfte Spur großer Geister trägt.

Wenn wir Weimar's Grundcharakter in ein frisches, sinniges, geselliges Zusammenwirken für die höheren Interessen des Lebens setzten, so hatten wir dabei vornämlich die zahlreichen, thätigen Vereine und Gesellschaften für Wissen und Kunst, für Wohlstand und Bildung der Bürger, für die heitersten Lebensfreuden im Blicke, welche wohl keine andere der kleineren deutschen Residenzen in so reichem Ueberflusse dar-

bietet. Deßhalb lernt man auch Weimar am besten kennen, wenn man es von diesem Standpunkte aus genauer betrachtet, seine geselligen Verhältnisse vor Allem in's Auge faßt. Diese Hauptseite Weimar's möchte aber um so mehr beleuchtet zu werden verdienen, als gerade sie dem Auslande noch am wenigsten bekannt ist.

1) Unter den wissenschaftlichen, literarischen Gesellschaften Weimar's obenan steht der Götheverein. Des Meisters Harfe ist verklungen, doch unsterblich leben seine Lieder, seine Bestrebungen in der Brust seiner treuesten Freunde, seiner besten Schüler. Sowie ehedem die Großen sich im edelsten Vereine um Göthe's hohe Gestalt geschaart hatten, sowie sie sonst den Nektar seiner Lippen getrunken; ebenso stehen sie noch jetzt vereint, den hohen, sieggekrönten Meister, ihr Palladium, in der Mitte, und dichten, singen und scherzen, als wenn der alte Herr leibhaftig noch unter ihnen weilte.

Wie sie sonst an jedem wiederkehrenden 28. August, um die Wiege ihres Meisters versammelt, bei köstlichen Mahlen sich seiner rüstigen Kraft erfreut, ihm duftende Opfer der Liebe und Freundschaft dargebracht hatten: so ist ihnen noch immer der 28. August ein Tag der Feier, der Verehrung und süßesten Erinnerung, denn

> Wer keine Erinnerung hat,
> Kann auch keine Hoffnung haben.
>
> Göthe.

Die Thätigkeit dieses Vereines, nach dem Tode des treuen Hofrathes Meyer geleitet und gefördert durch einen der übrigen nächsten Freunde Göthe's, war sogleich nach Göthe's eigenem Hintritt, auf Sammlung, Erhaltung und Sichtung seiner literarischen Nachlässe gerichtet. Die gemeinsame Pietät der Mitglieder trug Sorge, bei der edlen Schwiegertochter des Meisters die Erlaubniß auszuwirken, daß in Göthe's Gemächern, in seinen reichen Sammlungen und Schränken Alles in der alten, gewohnten Weise verblieb. Und so können Fremde, wie Einheimische, zu jeder Stunde die heiligen Räume betreten, sie finden bis auf Feder, Tintenfaß und Becher herab Alles noch so, wie es Göthe eben verlassen — ein Nationalheiligthum.

Bei der Durchsicht von Göthe's reichem literarischen Nachlaß fanden die vereinigten Freunde gar bald, daß zu einem neuen Hefte von „Kunst und Alterthum" bereits Bedeutendes theils völlig ausgearbeitet, theils vorbereitet war. So schien es denn eine Forderung der Pietät sowohl gegen den theuern Abgeschiedenen, als gegen das Publikum, jenen Schluß von Kunst und Alterthum, den Göthe selbst mit dem dritten Hefte des sechsten Bandes beabsichtigt hatte, nicht unvollzogen zu lassen.

Es erschien daher bereits im Jahr 1832 bei Cotta in Stuttgart das Schlußheft von „Göthe's Kunst und Alterthum, und seinem Nachlasse, herausgegeben durch die weimarischen Kunstfreunde," deren Thätigkeit sich eben nicht allein auf dieses Werk beschränkte. Denn von einigen Gliedern dieses Vereines wurden auch die größeren Werke, die sich unter Göthe's Nachlasse vorfanden, gesammelt, und sind bereits in 10 Bänden dem Publikum übergeben worden.

Und so möge denn dieser schöne Verein in seinen engeren und weiteren Zwecken auch für die Zukunft fortbestehen, nachdem die zunächst liegenden, dem hingeschiedenen Meister in frommer Ehrfurcht und kindlichem Danke geweiheten Absichten in das Leben getreten sind. Möge er dem harrenden Deutschland zunächst zeigen, daß es nicht Göthe allein war, der Weimar's Namen auch im Auslande einen guten Klang und eine literarische Berühmtheit sicherte, deren man die kleine Residenz eines Bundesfürsten kaum für fähig hielt. Darum kann es auch nicht wünschenswerth erscheinen, daß zu den literarischen Unternehmungen dieses Vereins fremde Subsidien in Anspruch genommen werden, wie im letzten Hefte für Kunst und Alterthum bereits geschehen ist. Es bleibe ein Ehrenpunkt der Glieder, Weimar's begründeten Ruf auch für die Zukunft sorgsam zu erhalten. Und davon mögen sie sich durch kleinliche Rücksichten nie abschrecken lassen.

2) Unter Göthe's mächtigem Schutze geboren und erblüht, ist ein zweiter mehr künstlerischer als wissenschaftlicher Verein — die weimarische Liedertafel. Unwillkührlich erinnert schon der Name an die alte Heldenzeit der ritterlichen Tafelrunde, die bei Becherklang und Waffenspiel der Harfen ihrer Barden lauschte. Auch die weimarische Liedertafel erfreut sich bei festlichen Mahlen des edelsten geistigen Wettkampfes. Näher noch liegt uns der Vergleich mit dem vaterländischen Sängerverein auf der benachbarten Wartburg. Wie die besten deutschen Meistersänger sich dort unter dem Schutze des Fürsten versammelten, im selbstgedichteten und gesungenen Liede wetteiferten: ebenso haben sich in Weimar auf's Neue Dichter, Componisten und Sänger vereint, um mit gemeinsamer Kraft den uralten Dichterruhm des thüringer Gaues zu erhalten, um mit neuen, frisch-duftenden Blüthen den vaterländischen Sängerkranz zu schmücken.

Die Gesellschaft nimmt in der Regel nur neue, von den Mitgliedern selbst gearbeitete Dichtungen auf; die Tonkünstler bearbeiten Jeder in seiner Weise beliebige Stoffe, und reichen dann ihre Compositionen, ohne Bezeichnung ihres Namens, dem Vorstande ein, der nach Mehrheit der Stimmen das Gelungenste auswählt. Diese Stücke werden dann in die einzelnen Gesangvereine vertheilt, einstudirt, und am Ende

in den Hauptversammlungen öffentlich der Gesellschaft vorgetragen. In besonderen Büchern sammelt man Lieder und Compositionen. Und schon jetzt läßt sich aus dem gegen 100 Nummern starken Liederbuche die Thätigkeit der erst seit einigen Jahren bestehenden Gesellschaft hinlänglich ermessen.

Für Weimar ist diese Liedertafel ein unschätzbares Gut. Wenn gleich durch die gewonnenen kleineren Lieder-Compositionen der Kunstgeschmack des größern Publikums unmittelbar nur wenig gefördert wird, da nur dem engern Kreise der Mitglieder schaffende Thätigkeit und Kunstgenuß ausschließlich vorbehalten ist: so sind doch selbst in dieser Beschränkung die hohen Vortheile des Vereins nicht zu verkennen. Denn außer der zwar vortrefflichen Theatermusik der weimarischen Hofkapelle und einigen wenigen von ihr veranstalteten außerordentlichen Winterconcerten wird dem Publikum fast keine Gelegenheit gegeben, sich den Genuß größerer Musikstücke aus alter oder neuer Zeit zu bereiten, und mit der gesammten Tonkunst gleichmäßig fortzuschreiten. Diese Lücke vermag denn auch die Liedertafel nicht auszufüllen. Bei verschlossenen Thüren kann sie selbst in ihrem auf Lieder beschränkten Wirkungskreise keinen Anspruch auf Förderung des allgemeinen Geschmacks machen. Dagegen ist sie für den einmal aufgenommenen Dichter ein willkommener Markt, für den Künstler eine vortreffliche Arena, eine gute Schule. Auf die jüngeren, schüchternen Talente muß die aufgeregte Thätigkeit, der edle Wettstreit, das sanfte Urtheil der Kunstverständigen höchst vortheilhaft einwirken.

Bei festlichen Gelegenheiten werden förmliche „Liedertafelfeste" veranstaltet, wobei wohleinstudirte Chöre jugendlicher Stimmen den Mangel der Instrumentalmusik vollkommen ersetzen.

3) Unter den wissenschaftlichen Vereinen hat das in Weimar seit mehren Jahren bestehende „Lese-Museum," dessen glänzendes Lokal durch die Huld des Großherzogs im ersten Stockwerk des Fürstenhauses befindlich ist, die Aufmerksamkeit der benachbarten Städte auf sich gezogen. Immer reicher und vollständiger werden dem Wißbegierigen nicht nur alle bedeutenderen politischen, belletristischen und wissenschaftlichen Zeitschriften, unter denen viele in fremden Sprachen, so wie Flugblätter und Hefte, zur mannichfachsten Belehrung und Unterhaltung dargeboten, sondern man kann auch stets das Neueste aus dem eigentlichen Buchhandel auf einem sogenannten Bazar finden.

Die Statuten der Gesellschaft sind vortrefflich. Es konnte nur von entschiedenem Vortheil seyn, wenn der Vorstand nicht als ein permanenter beibehalten, sondern für nothwendig wechselnd erklärt worden ist, indem durch eine convenienzmäßig stets identisch wieder-

kehrende, leitende Behörde die gesellschaftliche Beweglichkeit und Freiheit verloren gegangen wäre.

Zurückgelegte ältere Hefte von Zeitblättern werden der großherzoglichen Bibliothek überlassen, wo sie dann auch dem größern Publikum stets zugänglich sind. Handbücher, Landcharten, Sprachwörterbücher, Kupferstiche, Fremden-Verzeichniß u. s. w. sind bequeme Zugaben.

4) Ein anderer sehr lobenswerther Verein ist der, welchen eine bedeutende Anzahl von Malern, Bildhauern, Architekten und Kunstarbeitern gleicher Art, unter der Leitung des Direktors der Zeichnenakademie bildet. In wöchentlichen Zusammenkünften wird hier das Neueste und Beste aus den betreffenden Kunstgebieten mitgetheilt, in Abbildungen vorgelegt und geprüft, oder es werden passende, umfassendere Vorträge gehalten, allgemeinere Forschungen angestellt.

Besonders auf die Produktivität und den Geschmack seiner Glieder muß dieser Verein sehr vortheilhaft wirken. Zwar vermögen unsere wenigen Künstler nicht, so Großes und Umfassendes zu leisten, als Münchens 500 Maler; dennoch genießen Preller, Kaiser und Heinrich Müller auch im Auslande verdiente Anerkennung. Wie in München ist es auch in Weimar vorzüglich der Hof, der unsern Künstlern Gelegenheit verschafft, ihre Talente zu zeigen.

Die jährlich wiederkehrenden öffentlichen Gemäldeausstellungen der Zeichnenakademie tragen ebenfalls viel dazu bei, eines Theils die Künstler selbst anzufeuern, andern Theils Bildung und Geschmack unter der schauenden und beurtheilenden Menge hervorzurufen. Die wöchentlich einmal geöffnete großherzogliche Gemälde- und Kupferstichsammlung enthält bei ihrem geringen Umfange und nicht systematisch oder chronologisch aufgestellten Inhalte manche sehr schätzenswerthe Einzelnheiten.

Dieß sind die hauptsächlichsten der geselligen Vereine, welche, als Weimar's heiliges Eigenthum, dessen künstlerisches und wissenschaftliches Leben fördern und heben. Noch aber haben wir zwei der edelsten und schönsten Vereine für Sittlichkeit und Menschlichkeit zu erwähnen. Beide sind sie das Werk unserer für den Wohlstand ihrer Bürger, für die Schönheit ihres Landes unabläßig thätigen Großherzogin.

5) Die geschichtliche Entstehung des „patriotischen Institutes der Frauenvereine in dem Großherzogthum Weimar“ ist folgende.

In dem Kampfe für deutsche Unabhängigkeit von fremdem Joche fühlten sich auch Weimar's Frauen berufen, ihre Tage nicht unnütz für die gute Sache verstreichen zu lassen, sie sorgten für die Streitenden, sie pflegten die Verwundeten, sie unterstützten die Verlassenen der im Felde Gebliebenen, und förderten so in stillem Bemühen und vater-

ländischem Gemeingeist auf ächt weibliche Weise das allgemeine Wohl. Als nach überstandenen Leiden des Kriegs Mangel und Noth, dessen unmittelbare Folgen, sich zeigten, konnten diese wohlthätigen Frauen den Wunsch nicht aufgeben, auch ferner zum allgemeinen Besten ihre Kräfte zu verwenden, für das Wohl und die Fürsorge Einzelner thätig zu sorgen.

So wurde zunächst für die Stadt Weimar ein Verein von Frauen gestiftet zu Unterstützung der Nothleidenden, zu Beförderung edler, patriotischer Gefühle. Er hat sich seitdem erhalten. Zugleich suchte man in den übrigen Städten und in einzelnen Dörfern der großherzoglichen Lande gleiche Gesinnungen und Ansichten zu wecken, und bald war man besonders bemüht, den praktischen Theil der Erziehung der Jugend zu verbessern. Als der bei weitem wichtigste und nützlichste Zweck erschien ihnen dabei die Erziehung und der Unterricht der verlassenen weiblichen Jugend. Als Nebenzwecke verfolgte man aber die Unterstützung alter und zur Arbeit unfähiger hülfloser Personen, die Pflege verlassener Kranken, schleunige Hülfe in dringenden unverschuldeten Nothfällen, als: Brand, verheerende Krankheiten ꝛc.; Beförderung der Arbeitsamkeit und des rechtmäßigen Verdienstes arbeitsfähiger Menschen.

Das Central-Direktorium führt die erlauchte Obervorsteherin und Begründerin selbst; unter ihr stehen sieben Central-Vereine in den größern Städten des Landes, welche wiederum sämmtlichen kleineren Vereinen vorstehen. Man kann demnach den Frauenverein als außerordentlichen Hülfsfond betrachten, dessen Wirksamkeit in soweit eintritt, als die vom Staate eingerichteten Armen- und Erziehungs-Anstalten nicht schon ausreichend sind.

Was kann Schöneres und Erhabeneres durch irgend eine Gesellschaft im Staate, welche nicht die Kirche selbst ist, bezweckt, erstrebt und verwirklicht werden, als diese Sorge für Kranke und Gebrechliche, für Elende und Schwache, für die verlassene, arme Jugend? Wahrhaft ergreifend und rührend ist es, die edlen Frauen zu sehen, wie sie, sanft und mild, Fleiß, Arbeitsamkeit, Sittsamkeit und jede weibliche Tugend durch das ganze Land hin verbreiten, wie sie da hülfreiche Hand bieten, wo der Staat mit seinem auf das Ganze gerichteten Willen und Wirken gar nicht oder nur wenig, oft auch unpassend, eingreifen kann. Hier ist das wahre Feld für gesellige Unternehmungen einzelner Staatsglieder; dieß ist das schöne Vorrecht freier Vereinigung, der Korporation und Association. So weit die Kräfte der Einzelnen, wenn auch verbunden, reichen, da soll und darf der Staat nicht einwirken, da soll er seine Kräfte sparen.

6) Zunächst diesem patriotischen Vereine der Frauen erblühte ebenfalls unter dem Schutze unserer Großherzogin noch eine andere segenverbreitende Gesellschaft ähnlicher Tendenz, ich meine den Verein zur Beaufsichtigung und Besserung entlassener Sträflinge. Die vornehmste Absicht desselben ist darauf gerichtet, zu verhindern, daß die aus den Zucht- und Besserungs-Häusern entlassenen Sträflinge nicht durch Noth und Verzweiflung wieder auf die verderbliche Bahn des Lasters und Verbrechens zurückgetrieben werden, was nach allgemeiner Erfahrung um so leichter geschieht, als solche bestrafte Verbrecher nicht selten wie Ausgestoßene aus der menschlichen Gesellschaft betrachtet werden, und ihnen so jede Gelegenheit benommen wird, sich ehrlich zu nähren und brauchbare Glieder des Staats zu werden. Der Verein sucht daher solchen Unglücklichen Aufnahme, Unterkommen und Arbeit zu verschaffen; er stellt zugleich jeden derselben unter die Obhut eines anerkannt rechtlichen Aufsehers.

Was hilft der beste Strafrechtscodex, was nützen alle Bedrohungs- und Abschreckungs-Theorien im Staate, so lange man den entlassenen Verbrechern nicht Gelegenheit gibt, ihre vielleicht eben erst begonnene Besserung auch thätig im Leben zu zeigen und zu stärken? Wahrlich ein edler Zweck, aus verworfenen Menschen fleißige und sittliche Bürger zu bilden! Und die Bestrebungen des Vereins blieben nicht ohne Früchte; die Jahresberichte geben über die Wirksamkeit desselben das günstigste Zeugniß.

7) Wenn wir uns vornehmen, Weimar's eigenthümliche gesellige Beziehungen nach allen Seiten hin zu beleuchten: so sind hier einige andere Gesellschaften nicht zu übergehen, welche sich zunächst auf den Wohlstand des Volks, auf die Schönheit des Landes und Verbesserung der Gewerbe beziehen.

Von der Regierung unabhängig gedeiht als freie Privat-Anstalt, ohne Zwang und lästige Bedingungen, der landwirthschaftliche Verein, der seine regelmäßigen Versammlungen in einem passenden Gebäude des nahen Belvedere hält. Wenn es eine anerkannte Erfahrung ist, daß der Landwirth in der Regel den Betrieb seines Gewerbes auf die einmal gewohnte Weise des täglichen Lebens fortsetzt, ohne sich um zweckmäßige Neuerungen zu bekümmern, und ohne sich um eigene Auffindung besserer Mittel zu bemühen: so kann eine Vereinigung sachkundiger Männer, praktischer Landwirthe sowohl, als gelehrter Theoretiker, nur höchst wünschenswerth seyn, welche über die Verbesserungen der Landwirthschaft sich berathen, die Erfindungen und Erfahrungen fremder Länder prüfen, und einige Versuche der Anwendung für ihr besonderes Gebiet anstellen.

Ausgedehnter noch war früher die Wirksamkeit dieses Vereins, als man die Ergebnisse gemeinsamer Berathung in einer eigenen Zeitschrift, den landwirthschaftlichen Blättern niederlegte, die leider seit längerer Zeit mit der weimarischen offiziellen Zeitung verschmolzen sind. Mit der Wiederherstellung dieser Blätter könnte dann sehr zweckmäßig die Herausgabe und Vertheilung gemeinfaßlicher Unterrichtsbücher für den Landmann verbunden werden; ebenso könnte man Preise für gemeinnützige Unternehmungen aussetzen und ertheilen, wie diese Hebel bereits in Großbrittanien und Frankreich eingeführt sind.

Zur besondern Errichtung landwirthschaftlicher Lehranstalten wäre wohl das Großherzogthum zu klein; indessen hätte man doch die in der Nähe von Weimar bestehende, freilich sehr kostspielige, Musterwirthschaft schon um deßwillen nicht eingehen lassen sollen, weil kleinere Landwirthe leichter durch Beispiele, Muster und Ermunterungen dieser Art zu Fortschritten in ihrem Gewerbe vermocht werden. Die Musterwirthschaft müßte dann aber streng von der Versuchswirthschaft geschieden werden, denn Versuche führen eben nicht immer zu Mustern.

Außerordentlich ermunternd und belebend wirkt indessen der Verein zu seinen Zwecken durch die alljährlich im Herbst veranstalteten Ausstellungen sowohl von Bodenerzeugnissen und Früchten aller Art, als von Ackerinstrumenten und landwirthschaftlichen Geräthen überhaupt.

8) Als Nebenzweig dieses größern Unternehmens muß mit verdienter Anerkennung der Verein für Gartenbau und Blumistik genannt werden, durch dessen Bemühungen Nutzen zugleich und Geschmack unter dem Volke verbreitet werden. Auch hierbei sind jährliche Frühlingsausstellungen eingerichtet, in denen sinnvolle Anordnung, Reichhaltigkeit und Schönheit der Gegenstände, selbst ein weniger kunstgeübtes Auge freudig erquicken.

Mit diesem Verein in zweckmäßige Verbindung gesetzt ist ein andres vortreffliches, gemeinnütziges Institut, die Landes-Central-Baumschule, auf der Höhe des benachbarten Ettersberges gelegen. Hier wird einem Jeden, der dazu Lust hat, insbesondere aber den künftigen Landschullehrern freier Unterricht im höhern Gartenbau, in der Obstbaumzucht und Obstveredlung ertheilt, theoretische Vorträge werden mit praktischen Uebungen verbunden. Umsichtig und geschmackvoll geordnet findet man hier alle edleren Sorten von Obstbäumen und Gartenpflanzen, Muster- und Versuchs-Wirthschaft sind hier auf die nützlichste Weise verbunden. Hier ist das Depot für alle kleineren Baumschulen des Landes, für alle größern Obstbaum-Anpflanzungen öder Gegenden, für Verschönerung der Landstraßen und Chausséen.

9) Den Handwerken wiederum auf mannichfache Weise aufzuhelfen und sie zu fördern, ist der Gewerbverein bestimmt. Gemeinnützige Erfindungen werden hier erprobt und ihre Verbreitung im Lande unterstützt. Auch hierbei könnte aber die Aufstellung von Preisaufgaben, so wie eine einzurichtende Modellsammlung sehr gute Dienste leisten.

Eine sehr empfehlenswerthe Einrichtung ist hierbei die, daß man von den zur Ausstellung eingelieferten Gewerbsprodukten des ganzen Landes eine bedeutende Menge ankauft mit einer Summe, welche durch den Verkauf von Loosen eingenommen wird. Auf diese Weise entsteht eine Lotterie, die bei Käufern und Verkäufern das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet.

Was wir oben bei dem landwirthschaftlichen Vereine vermißten, findet sich bei den Gewerben sehr vortheilhaft eingerichtet. Seit dem 18. Oktober 1829 haben 258 Zöglinge, Professionisten und Andere, belehrenden Unterricht in der freien Gewerbschule erhalten. In zwei Klassen befinden sich in der Regel 50 — 70 Schüler, denen fünf Lehrer vorstehen. Bisher hatte diese Lehranstalt bei ihrer guten Einrichtung die besten Folgen, und der neuerdings irgendwo öffentlich ausgesprochene Tadel gegen dieselbe ist ganz unbegründet.

Frankreich.

Paris am Wasser.

Die Seine hat eine obscure Quelle; sie entsteht in einem Dorfe in Burgund, dessen Namen unbekannt ist; sie kommt aus einem Loch hervor, und floß sonst durch die Küche eines Klosters. Also mußte dieser königliche Fluß, ehe er den Gipfel seines Glücks erreichte, die Töpfe und Löffel der Mönche waschen; ein unbedeutender Anfang, wie bei vielen großen Dingen.

Nachdem die Seine ziemlich durstig durch Burgund und Champagne geflossen, zieht sie durch Montereau, wo sie Bekanntschaft mit der Yonne macht, welche in ihrer Umarmung stirbt, und ihr all ihr Wasser hinterläßt. Dank dieser Erbschaft; nun kann die Seine schon eine Figur machen, aber erst gegen Nogent hin erhält sie ihren Adelsbrief, indem sie schiffbar wird. Bei der Brücke von Charenton angekommen, nimmt sie die Marne zu ihrer Mitarbeiterin auf, die ihr alle ihre Fonds überweist, damit sie sich der Hauptstadt würdig vorstellen könne, um alle Ausgaben zu bestreiten, welche von nun an ihre Functionen erheischen.

Bei ihrem Eintritt in Paris wird sie von den Weinhändlern in Berey empfangen; Tausende von Fässern begrüßen den burgundischen Strom, der gleich bekannt mit ihnen wird, und sich mit dem Nektar ein wenig familiarisirt, den diese Weingötter bereiten. Die Seine ist beim Eintritte in die Hauptstadt breit, tief und mächtig. Paris bietet Alles auf, sie würdig zu empfangen, und vermählt sie sogleich mit seiner schönsten Brücke, der Brücke von Austerlitz. Von der einen Seite führt hier eine schöne Allee nach dem Bastillenplatz, auf der andern Seite öffnet sich der Pflanzengarten.

Nichts in Paris ist uneigentlicher benannt, als dieser Pflanzengarten; wornach er am wenigsten heißen sollte, das sind eben die Pflanzen. Man findet wohl einige Treibhäuser darin, in welchen geheitzte Röhren den fremden und zarten Blumen die Wohlthaten eines erkünstelten Klima's angedeihen lassen; auch findet man wohl in freier

Luft Blumenbeete mit Etiketten, wo ein Stiel von Eisen sich pedantisch neben dem Stiele der Pflanzen erhebt, wo jedes Grashälmchen mit einem Schild von Blech decorirt ist, das seinen Namen und seine Eigenschaften in gutem Apothekerlatein verkündet; das sind nun die Pflanzen. Das Merkwürdigste aber in diesem Garten sind die Thiere, die er einschließt: Löwen, Tiger und Panther, die in ihren Käfigen brüllen; Vögel jeder Art und jeder Farbe, die sich in ihren weiten Bauern wiegen; Gazellen und exotische Kühe und Schaafe, welche in Thälern von zehn Quadratfuß weiden und auf armhohen Hügeln ausruhen; endlich der Elephant und die Giraffe, die von Soldaten, guten Kindern und reichen Nichtsthuern mit Pfefferkuchen gefüttert werden. Was die Neugierigen und Gelehrten am meisten hier suchen, das sind jene reichen Gallerien, wo die bewundernswerthen Sammlungen von Mineralien, Skeletten und Ungeheuern aufbewahrt werden; alle Merkwürdigkeiten der Natur, ihre Seltsamkeiten, ihre Meisterwerke, ihre Mysterien, Alles auf der That ertappt. Diese Gallerien sind so wichtig, daß man sie auf Kosten des Gartens stets vergrößert, so daß bald gar kein Raum für die Pflanzen mehr seyn wird, und daß die vegetabile Natur sich in die Herbarien wird flüchten müssen.

Nachdem die Seine sich hat zur Ader lassen müssen, um den Kanal von St. Martin mit Wasser zu versehen, theilt sie sich in zwei Arme, um die Insel Louviers zu bilden, welche ihre Pyramiden von Brennholz hoch in die Lüfte erhebt; dann theilt sie sich noch einmal, um die Insel St. Louis zu umarmen. Nichts ist fremdartiger in Paris, als diese Insel St. Louis; nichts ist so friedlich, so provinciell, wie sie; wo man auf keine Weise das Leben und die Sitten des Pariser Kontinents wieder findet. Die Sitten der Amtsrobe und des Mörsers *) haben sich in diesem parlamentarischen Thal rein und unverfälscht erhalten; es weht hier ein ernster Dunst der alten Magistratur; hier wird um zwölf gegessen und zu Nacht gespeist; hier trägt man Puder und Schnallen auf den Schuhen; hier spielt man Reversino von zwei Uhr Nachmittags bis um fünf, und betrügt in diesem Spiel, wie es vor alten Zeiten Mode war. Umsonst hat Paris vier Brücken nach der Insel geschlagen, sie widerstand diesen Avancen und blieb isolirt. Nur selten wird die Stille ihrer Straßen durch das lästige Rollen der Wagen gestört; kaum findet man auf den verödeten Wegen bei Anbruch des Tages einige Vorübergehende in großem Ornate: dies sind Advokaten; man weiß, daß die Richter für sie jeden Morgen bis sechs Uhr im Sommer und bis sieben Uhr im Winter

*) Mörser, mortier, die Kopfbedeckung der höhern Magistratspersonen, wie ein umgekehrter Mörser; daher président à mortier. D. R.

schon zu sprechen sind. Die Insel St. Louis ist ein wahres Paradies; an allen Fenstern singen die Finken, und indianische Kressen schlingen sich daran in die Höhe. Es ist eine Insel voll Reinheit, Stillschweigen und Studium, wo nichts von dem Pariser Lärm und der Pariser Sittenlosigkeit hin geräth, wo man weder die Pariser Literatur, noch die Pariser Leidenschaften kennt. Manchmal nur, erzählen die Magistratspersonen, noch ganz bleich von der Sitzung, die schrecklichen Begebenheiten, die vor dem Assisenhofe verhandelt werden; Raub und Mord, welche die Generaladvokaten eben so, wie die Akademiker dem modernen Drama und dem zeitgenössischen Romane zuschreiben. Die Berichte solcher Gräulichkeiten kommen nach der Insel St. Louis, wie die fabelhaften Kunden einer andern Welt oder einer andern Zeit; die Unschuld und die Tugend dieses glücklichen Quartiers empfängt keinen Eindruck davon; hier blüht die Moral immerwährend, und niemals stürzte Verzweiflung sich in die Seine von den Quais von Bethune und Anjou, welche diese ruhige und heitere Insel umgeben, und bis hierher unbefleckt vom Selbstmorde geblieben sind.

Die Insel St. Louis enthält weitläufige Hotels, glänzend sonst, jetzt verödet oder verfallen. Auf der Spitze der Insel bemerkt man zuerst das Hotel Lambert. Dies ist das alte Hotel von Mesmes, welches später seinen Eigenthümer veränderte und den Namen Hotel Lambert gewann. Sonst wurde die Pracht dieser Wohnung von Paris bewundert, jetzt wird sie nur selten von einigen Neugierigen besehen, die sich hierher verirren. Das Hotel dient zum Aufbewahren der Militärbettstellen. Ein müßiger Kastellan wird Euch diesen Glanz in Ruinen zeigen. Eine venetianische Treppe, welche vormals von de Wette in Camayeu gemalt war, haben die Maurer mit gemeinem Gips beworfen. Hier steigt man hinauf, und befindet sich in einer Gallerie, die Lebrun gemalt hat, und die jetzt mit einem Gerüste unterschlagen ist, wo Matratzen aufgeschichtet liegen. Nur die Decke ist noch verschont; sie stellt die Arbeiten des Herkules vor. Unter mehren Piecen, woran Malereien und Vergoldungen verschwendet sind, bemerkt man vorzüglich einen Saal und ein Schlafzimmer von Lesueur gemalt, ganz voll gepropft mit Strohsäcken, Kopfpolstern und anderem Zubehör der militärischen Schlafanstalten. Man könnte wohl, wenn man das Hotel Lambert zertheilen wollte, manch' gutes Stück herausziehen; daran wird aber nicht gedacht. Während Ihr nun mit Bewunderung und Achtung diese Reliquien der Kunst und einer altmodischen Eleganz betrachtet, wird der Cicerone Euch melden, daß dieses Hotel vormals dem Herrn von Montalivet zugehörte, und daß nach der Schlacht von Waterloo Napoleon hier zwei Tage incognito verlebte.

Dies ist der letzte Paragraph der Legende des alten Hotels von Mesmes.

Das Hotel Bretonvilliers stößt an das Hotel Lambert. Le Ragois de Bretonvilliers ließ es erbauen und zu gleicher Zeit zu seiner Bequemlichkeit den Quai am Ende der Insel St. Louis anlegen, der ihm 800,000 Livres kostete. Malereien von Lebrun, Lesueur und Mignard schmückten diese reiche Wohnung, die zu Anfange des letzten Jahrhunderts die Bureau's der Generalpächter enthielt, jetzt aber noch verfallener ist, als das Hotel Lambert.

Die Insel St. Louis wurde durch eine Flintenkugel von der Julirevolution benachrichtigt, die von ihrem Wege zum Rathhause abkam, und der Cité-Brücke gegenüber an der Ecke der Straße St. Louis hineinfuhr. Man ließ sie in dem Loch, das sie sich gemacht hatte, und schrieb darunter: 28. Juillet 1830. Am diesseitigen Ende der Insel, gegen den Quai von Bethune hin, fängt der Fluß an bewohnt zu werden. Hier befindet sich die Schwimmschule von Petit.

Wir kommen jetzt zur dritten Insel, welche die Seine bildet; dies ist die Cité. Die Cité war ehemals ganz Paris; davon ist ihr alles Elend geblieben. Reichthum und Industrie haben sich von diesem Viertel losgerissen und sind über die Brücken gegangen, um sich überall hin zu verbreiten; und nur die Wunden sind ihr geblieben. Notre-Dame ist die einzige Pracht, welche die Cité jetzt noch aufzuweisen hat. Rings um die alte Metropole ist Alles Trauer und Trostlosigkeit; zu den Füßen dieser Thürme liegt ein rauhes verwüstetes Gebiet, das mit Steinen und Trümmern bedeckt ist: dies ist der Platz, wo das Erzbisthum gestanden. Der Zorn des Volkes ist hier vorüber gegangen, schrecklicher, als der Zorn des Himmels. Das Volk besitzt in seiner Wuth den Geist der Zerstörung; es zerstört mit einer Schnelligkeit, einer Kraft und Geschicklichkeit, die nur ihm zugehören, und ohne sich des Eisens noch anderer Zerstörungswerkzeuge zu bedienen; mit seinen bloßen Händen stürzt es die festesten Mauern um, mit seinen Nägeln reißt es fest gekittete Steine heraus, mit seinen Füßen zermalmt es die gefallenen Steine, so, daß wenn es vorüber geschritten, nichts als Staub bleibt. Das war ein Tag, dessen sich Paris ewig erinnern wird, jener Tag des Carnevals, wo das Volk im Maskeradenkleide und die Cholera in den Eingeweiden sich auf das Erzbisthum stürzte, um es zu zerstören. Nie noch hatten die Ufer der Seine ein so schreckliches und zugleich so komisches Schauspiel gesehen. Eine Horde, als Kosaken, Türken und Wilde gekleidet, überflutet die heilige Wohnung des Prälaten mit einem wilden Geschrei, aus Wuth und Freude gemischt, mit grotesken und drohenden Gesten. Diese

Horde erscheint auf den Dächern, und die Dächer verschwinden; bald schwindet das Gebäude vom Gipfel zum Grunde zusammen, als hätte es die Erde verschlungen. Das Volk stiehlt nicht, aber es wirft Alles durch die Fenster in den Fluß. Auf der Seine schwimmen goldene Stolen, Meßgewänder von Spitzen, der Bischofsstab und die Mitra und alle heiligen und profanen Bücher der Bibliothek. Längs der Brücke St. Michel bildete sich sogleich eine Linie von Kähnen, um alle diese kirchlichen Gegenstände aufzufischen, und am andern Tage kauften die Antiquarien auf den Quais zu wohlfeilen Preisen kostbare, aber durchnäßte Bände ex libris archiepiscopi.

Außer diesem Theater der Zerstörung besitzt noch die Cité das Hotel Dieu, den Justizpalast, die Conciergerie, die Polizeipräfektur und die Morgue. Alles Elend des Lebens und des Todes der Menschen ist hier versammelt; alle Laster, alle Verbrechen, alle Schande und alle Leiden der Menschheit sind in diesen fünf Gebäuden eingeschlossen.

Das Hotel Dieu zeigt seine Fenster gegen den südlichen Arm der Seine, woran sich manchmal ein gelbes, bleifärbiges Gesicht zeigt. Eine geschlossene und bedeckte Brücke von Holz führt über diesen engen Arm aus den Sälen des Krankenhauses nach den Nebengebäuden, welche jenseits des Flusses liegen. Diese Brücke sieht einem Sarge gleich. Die Seufzerbrücke in Venedig ist nicht so geheimnißvoll und hat nie so viele Seufzer gehört, als diese.

Der Justizpalast liegt an dem andern Arm der Seine; auch dieses ist ein Hospital, ein Hospital des hingeschwundenen Vermögens und der moralischen Krankheiten, welche die Menschheit bedrücken. Statt der Wundärzte findet man hier die Männer des Rechts, welche die Geldbeutel zur Ader lassen und schneiden; statt der Aerzte die Männer des Königs und die Richter, welche die Gesellschaft purgiren. Nichts ist so traurig und so finster, wie dieser Justizpalast mit seinen schwarzen Bewohnern und seinen finstern Gallerien, worin Bücher und Pantoffeln feil gehalten werden. Die Neugierigen besuchen hier die Treppe der heiligen Kapelle, den Saal der Pas-Perdus und eine auf gothisch neu ajustirte Gallerie, die in nichts einer Decoration des Ambigu comique nachsteht. — Das Gefängniß der Conciergerie stößt an den Justizpalast. Auf dem Quai am Ende des Palastes erhebt sich der Thurm der Uhr, wo die Müßiggänger alle Tage den Thermometer des Ingenieur Chevalier befragen, um zu wissen, welche Temperatur es sey, und ob sie schwitzen oder mit den Zähnen klappern sollen.

Der Blumenmarkt ist nahe bei dem Justizpalast, der jedoch das Mittel gefunden hat, diese Poesie zu zerstören, die seine Umgebung

schmückte und mit Wohlduft erfüllte. Die exekutive Gewalt trägt nämlich Sorge, an den Tagen, wo Blumenmarkt gehalten wird, die Verbrecher auszustellen, damit ein zahlreicheres Publikum sich um das Schaffot dränge, wo sich die armen Sünder eine Stunde lang am Pranger zeigen und dann mit dem glühenden Eisen gezeichnet werden. Wenn diese Execution statt findet, so vereinigt sich der Geruch des verbrannten Fleisches auf angenehme Weise mit den Fliedern, Rosen und Orangenblüthen.

Nicht weit vom Hotel Dieu, am Ufer der Cité, welches dem Blumenmarkt gegenüber liegt, steht ein elegantes und neues Haus, isolirt und heiter am Flusse, der seinen Fuß benetzt. Dieses allerliebste Haus ist die restaurirte, aufgestutzte und auf's Neue eingerichtete Morgue. Man hat ihre Mauern geweißt, ihren Giebel ausgebessert, und ihrem Dache Grazie und Leichtigkeit verliehen. Es gibt keinen Epikuräer, der sich nicht glücklich schätzen würde, dieses köstliche Eigenthum am Ufer des Flusses zu besitzen. Von außen ist es ein liebliches Haus, aber von innen ist es die Morgue, eine Fleischbank, ein Leichenhaus; aber auch das Innere des Gebäudes ist ausgebessert. Eine schöne Wand von Glas scheidet den Saal der Todten von dem Saal der Lebenden, welche die Todten hier besuchen. Für jeden Leichnam ist hier ein Bett von schwarzem Marmor hergerichtet, wo er nackt ausgestreckt liegt, mit einem Stück Leder auf dem Bauche; seine Kleider hängen über seinem Kopfe. Wie alle Theater der Welt, läßt auch die Morgue zuweilen gleichgültig; manchmal jedoch bietet sie interessante Scenen dar. Kürzlich trug sich etwas Seltsames dort zu. Die Menge drängte sich an die Thür und machte Queue. In dem Saale der Todten lagen drei Leichname, wie es in dieser Zeit des Selbstmords nicht selten ist. Der erste dieser Leichname war der eines Handwerkers, den das Elend wahrscheinlich in's Wasser gestürzt hatte. Seine Verlassenschaft bestand aus einigen Lumpen. Diesem zur Seite ruhte eine junge schöne Frau mit blutigem Busen und die Schulter von einer Kugel durchlöchert. Die Journale haben uns die Geschichte dieser Frau erzählt. Sie hatte sich in ein Haus der Straße St. Jacques geschlichen, um zu stehlen. Der Mann, der den vorigen Monat so bestohlen worden war, hatte eine Pistole dergestalt in seiner Kommode gerichtet, daß sie auf denjenigen Feuer geben mußte, der die Schublade berührte, wo sein Geld verschlossen war. Der dritte Leichnam endlich war der eines jungen Menschen von achtzehn Jahren, der sich ertränkt hatte, und der schrecklich entstellt war. Gutmüthige Frauen, die ihn so jung und weiß daliegen sahen, bemitleideten ihn, als ein kleiner Greis, mit Puder in den Haaren, durch die Menge

dringt und ausruft: „Es ist mein Neffe!“ Die Menschen umringen ihn und sagen: „Armer Onkel!“ Der Greis trocknete eine Thräne aus seinen Augen, als eine andere Gestalt, eben so traurig, aber nicht gepudert, hereinkommt, und nachdem sie den Leichnam betrachtet hat, ebenfalls ausruft: „Das ist mein Neffe!“ Hierauf überreicht sie dem ersten Onkel einen Brief, in welchem der Neffe meldet, daß er sich ertränken wolle. Ein leichter Streit entsteht. Endlich gewährt der erste Onkel dem Letztern, daß er den Körper fortnehmen lassen dürfe, und dieser verordnet ein Begräbniß der zweiten Klasse, und läßt den Neffen sehr anständig auf Père Lachaise begraben. Wie er traurig vom Kirchhofe zurück kehrt, wird er zum Polizei-Präfecten geholt, der ihm seinen Neffen frisch und lebendig vorstellt, den man in dem Augenblick verhaftet hatte, wo er im Begriffe stand, sich zu ermorden. Einen Neffen sich an den Hals springen zu sehen, eine Viertelstunde, nachdem man ihn hatte begraben lassen, das ist gewiß eine Freude, die zu den seltensten hienieden gehört. Glücklicher Weise war er ein starker Geist, und verstand das Ding auf der Stelle. Es entsprang aus dem Handel ein Prozeß über die Kosten des Leichenbegängnisses, wie sich von selbst versteht. Es ist genug, die Schulden seines eigenen Neffen zu bezahlen, ohne daß man nöthig hätte, noch die Begräbnißkosten des Neffen eines Andern zu entrichten.

Wer die Polizei-Präfektur nennt, der nennt die traurigste Bevormundung, welche der Gesellschaft zu ertragen auferlegt ist. Wir wollen nun über den Fluß gehen, und seinen andern Arm aufwärts wandeln, bis zum Quai der Greve, wo die Dampfschiffe von Melun und andern Orten anlegen. Sonst gab es keine andere Wasser-Diligence, die nach Paris ging, als die Wasserkutsche von Auxerre, welche noch jetzt an dem Pflanzengarten anlegt, dem Weinmagazin gegenüber. Statt dieser schwerfälligen und langsamen Maschine schiffen jetzt leichte Fahrzeuge, vom Dampf getrieben, auf dem Flusse, die zahlreiche Passagiere aufnehmen. Am Ende des Quais liegt der Greve-Platz.

Unter den Plätzen, Straßen und Gäßchen von Paris nimmt der Greve-Platz den Rang ein, den der Scharfrichter unter den Bürgern einnimmt. Der Name Greve-Platz bringt vor die Einbildungskraft die Idee aller Verbrechen und aller Strafen. In der Revolution von 1830 war hier ein Schlachtfeld, und dieses edle und reine Blut hat die Greve von der Last befreit, den die Gerechtigkeit ihr auferlegt hatte; jetzt heißt sie nur der Platz des Stadthauses. Das Feuer des 29. Juli hat diesen gereinigt; das Blut der glorreichen Kämpfer hat dieses Pflaster geweiht, welches der Scharfrichter nicht mehr aufreißt, um sein Blutgerüst dort aufzurichten. Das Andenken aber ist geblieben,

und wird bleiben. Rings umher entrollen sich stets die langen Annalen der Strafen und Hinrichtungen. Hier ist es, wo Cartouche und der Graf von Horn verbrannt wurden, wo Damiens geviertheilt wurde, wo die Marquise von Brinvilliers den Scheiterhaufen bestieg, und Papavoines Kopf gefallen ist. Auch schon vor den Märtyrern von 1830 haben edle Schlachtopfer mit ihrem Blute das Pflaster des Greve-Platzes geröthet; von Lally bis zu den vier Sergeanten von La Rochelle. Das Volk kann alle diese Drama's nicht vergessen, deren Entwicklung auf diesem Platze reifte, und lange noch wird es die Stelle am Wasser bezeichnen, wo der Scharfrichter sein Gerüst aufschlug, und wo jetzt friedliche Fiaker halten.

Nach dem Greve-Platz kommt der Platz des Chatelet, wo die Gerechtigkeit das Hausgeräthe der Bürger verkaufen läßt. Der Executor herrscht hier, wie der Scharfrichter dort herrschte, und der Steuerpflichtige im Rückstand sieht hier sein Bett und seinen Stuhl zum Vortheil des Fiscus verkaufen, im Angesicht einer Siegessäule und eines Speisewirths, den ein Witz auf einen Kalbskopf unsterblich gemacht hat.

Vom Stadthause zum Pont-Neuf sind die engsten und schmutzigsten Quais die breitesten und schönsten von Paris geworden. Diese Quais, welche Pelletier de Gevres und de la Megisserie heißen, sind mit Bäumen sehr angenehm bepflanzt worden, die unsern Enkeln einst Schatten geben werden. Die Pariser leben unter einem Präfecten, der das Grüne liebt, die alten Bäume beschützt und neue anpflanzt. Das ist ein großes Glück, denn wäre es so fortgegangen, so hätte der Frühling nicht ein einziges Blatt mehr in Paris heraustreiben können. Die Gärten schwanden hin unter neuen Steinbrüchen, die Boulevards starben aus, und bis die Reihe an die Tuilerien und an Luxembourg gekommen wäre, versuchte sich das Constructions-Genie nach jener Maxime von Robespierre: „man muß zerstören, um zu begründen," und attaquirte die schönen schattigen Bäume der elysäischen Felder, um darin Concertsäle, Guinguettes, Reitbahnen und zwei Städte, die Cité-Beaujon und die Cité Franz I. anzulegen, denen bis jetzt nur noch die Einwohner fehlen.

Wir sind jetzt am Pont-Neuf. Hier gewinnt Alles ein neues Ansehen; die Cité erstirbt zwischen dem Quai des Lunettes und dem Quai des Orfèvres; das alte Paris verschwindet und vor Euch ersteht das Paris von Ludwig XIV. und Napoleon.

Heinrich III. legte den Grundstein zum Pont-Neuf, als er von der Beerdigung Maugiron's und Caylus' zurückkehrte, welche seine zwei liebsten Mignons waren. Die Feierlichkeit war traurig, und die

Spötter, an denen es bei uns nie fehlte, tauften die neue Brücke mit dem Namen Seufzerbrücke. Später, nachdem Heinrich IV. sie vollendet hatte, wurde sie Pont-Marchand genannt, nach dem Namen des Erbauers, und endlich ward sie Pont-Neuf geheißen, weil tiefe Etymologisten behaupten, daß neun (neuf) Straßen nach dieser Brücke auslaufen.

Der Pont-Neuf hatte das Glück des Palais-Royals. Unter Ludwig XIII. war hier der Mittelpunkt des Pariser Lebens. Alles strömte hierher. Die Modeherren machten hier ihre Einkäufe und legten ihre Reize zur Schau. Die Pflastertreter hatten es gut auf diesen Trottoirs; die Maulaffen stützten sich auf das Geländer, um das Wasser fließen zu sehen; die Fremden liefen herbei, um eine schöne Aussicht zu genießen. Der Pont-Neuf erhielt diese Vogue zu derselben Zeit, als die Gasconier in Paris blühten. Die Geschichtchen jener Tage trugen sich auf dem Pont-Neuf zu, und hatten stets einen Gasconier zum Helden. Wurde irgend einem neuen Ankömmling ein lustiger Streich gespielt, so war dessen Urheber ein Gasconier; stahl man einem Bauer das Pferd zwischen den Beinen weg, so war der Dieb ein Gasconier; kam ein Witz in Umlauf, oder wurde eine feine Spitzbüberei ausgeführt, so drehte es sich stets um einen Gasconier; besonders verstanden die Gasconier die Kunst, unbefangenen oder zerstreuten Leuten die Pistolen zu escamotiren; daher das Sprichwort: „die Tasche eines Andern ist der Handschuh des Gasconiers.“ *) Unter den Vergnügungen, die der Pont-Neuf seinen Besuchern gewährte, muß man zuerst „das Gerüste Tabarins und die Parade Briochés anführen. Das waren die zwei Theater und die zwei Zeitungen der damaligen Pariser Welt; die ganze Komödie und die ganze Politik der Zeit waren dort enthalten: eine Politik und eine Komödie, für welche weder Censur noch Caution nöthig waren, und die eine Opposition bilden durften und Karrikaturen darstellten, ohne Verbot noch Strafe fürchten zu müssen. Nie hätte man in jener Zeit daran gedacht, von Tabarin 200,000 Franken Caution zu fordern, noch Brioché nach Pondichery zu deportiren. Es war die alte gute Zeit.

Die Neugierigen bewunderten auf dem Pont-Neuf die Samaritaine, ein ziemlich weitläuftiges Gebäude, welches auf dem zweiten Bogen nach der Seite des Louvre stand, und eine Pumpe und eine Uhr enthielt. Den Namen hatte es von einem evangelischen Gegenstande, der auf der Façade in Stein gehauen zu sehen war. Unter dem Zifferblatte der Uhr war ein kleiner Wasserfall; die Samaritaine

---

*) La poche d'autrui est le gant du Gascon.

lieferte das Modell zu den neuen Pendeluhren, die ein Stückchen Krystall bewegen, welches einen Wasserfall nachahmt.

Die Samaritaine ist niedergerissen worden; Tabarin's und Brioché's Theater existiren nicht mehr; die Herrschaft der Gasconier endete mit dem Ministerium Villèle; die schöne Welt ist anderswo hingerathen, aller Glanz und alle Vogue des Pont-Neuf ist verschwunden; mit der Statue Heinrich IV., seinem Grundornament, ist ihm nichts als das Verdienst geblieben, die einzige mit Boutiquen bepflanzte Brücke von Paris zu seyn.

Der Quai der Augustiner, der älteste von Paris, dessen Boutiquen alle heut zu Tage von Buchhändlern bewohnt sind, endigt am Pont-Neuf; seine Fortsetzung heißt der Quai Conti. An der Stelle des alten Hotels Conti erhebt sich das Hotel der Münze mit einer imposanten Façade, auf welcher sechs Statuen stehen: das Gesetz, die Gewalt, der Ueberfluß, der Friede, der Handel und die Klugheit.

Eine jede dieser Statuen bezeichnet an dieser Stelle eine doppelte Allegorie; die Statue des Gesetzes bedeutet, daß man mit Gesetzen auch Geld habe, und mit Geld auch Gesetze. Ebenso die andern.

Neben dem Hotel der Münze erblicken wir den Palast des Instituts, ehemals das Kollegium der vier Nationen geheißen, begründet durch das Testament Mazarin's. Hier hält die französische Akademie ihre Sitzungen. Die Akademie an der Seite der Münze gibt gewiß einen anmuthigen Stoff zu Scherzen, besonders in einer Epoche, wo die akademische Literatur mit gutem Rechte für käuflich gelten kann. Ein anderer, nicht minder merkwürdiger Zufall ist es, daß die Akademie an jener Stelle liegt, wo der Thurm von Nesle gestanden hat. Man riß ein, was davon übrig war, um das Kollegium der vier Nationen zu erbauen.

Gänzlich zerstört wurde der Thurm von Nesle im Jahr 1662. In der neuen französischen Literatur erstand er wieder durch Roger de Beauvoir, und wurde von dem Buchhändler Fournier herausgegeben, welcher in der Rue de Seine wohnt, auf jenem Platze selbst, den sonst die Nebengebäude des Thurms einnahmen, welche Séjour de Nesle genannt wurden. Dieser interessante Roman hieß der Schüler von Cluny und wurde in Stücken zerlegt und mit großem Glücke auf das Theater der Porte St. Martin gebracht, wo er die Ursache vieler literarischen Stürme war. *)

*) Der abenteuerliche Thurm von Nesle bildet auch den Gegenstand eines deutschen Romans „Gorgone" von August Lewald, der bei Hoffmann und Campe vor zwei Jahren erschienen ist.

Der Pont des Arts führt von dem Palast des Instituts zum Quai des Louvre; dieses ist die leichteste und eleganteste Brücke von Paris, und die einzige, über die man nicht fährt. Auch hier ist ohne Zweifel eine Allegorie im Spiele, wie bei den Statuen des Münzgebäudes, und indem man den Pont des Arts nicht für Wagen einrichtete, wollte man nichts anderes damit andeuten, als daß die Künste nur zu Fuße gehen.

Von dem Institut zum Pont=Royal, auf dem Ufer des kleinen und des großen Pré=aux=Clercs, bewahren zwei moderne Quais Alles, was uns aus dem achtzehnten Jahrhundert übrig geblieben ist. Der eine Quai Malaquais von der Rue de Seine nach der Rue des Saints-Pères verkauft den Liebhabern alte Möbel, Chinoiserien, Sevres=Porcellan und Trumeaux der Madame de Parabère und de Pompadour. Der andere Quai von der Rue des Saints=Pères nach der Rue du Bac führt den Namen jenes großen Schriftstellers, in welchem das achtzehnte Jahrhundert sich so herrlich geistig darstellt. Auf diesem Quai, an der Ecke der Rue de Beaune, ist das Haus des Marquis de Villette, wo Voltaire starb, wo sich nach so vielen Triumphen und Apotheosen eine Laufbahn endigte, die in den Annalen der Literatur einzig dastehen wird. Noch vor wenigen Jahren waren die Fenster des untern Stocks immer geschlossen; dies waren die Fenster von Voltaire's Wohnung. Alles lag und stand, wie in dem Augenblicke, als der große Mann seinen letzten Athemzug hier verhauchte; die Neugierigen betrachteten hier Alles mit ehrfurchtsvoller Sammlung.

Der Winkel der Rue des Saints=Pères, wo der Quai Malaquais endigt, wird von dem alten Hotel von Bouillon gebildet, das vor Kurzem noch den glänzenden Reichthum des Buchhändlers Ladvocat beherbergte. Den gegenüber stehenden Winkel, welcher den Quai Voltaire beginnt, nimmt das Hotel Vigier ein. Herr Vigier kann von seinen Fenstern drei jener Bade=Etablissements übersehen, die seinem Namen einen europäischen Ruf verschafft haben. Dieser ehrenwerthe Gewerbsmann, der mit heißem Wasser die Hälfte von Paris rein wäscht, besitzt noch ein viertes Etablissement, nächst der Insel St. Louis, unterhalb des Pont=Marie. Gegenüber der Reste der Rue des Saintes=Pères hat man so eben eine Eisenbrücke vollendet, welche nach dem Quai des Louvre führt.

Statt der malerischen Thürme, welche Philipp August und sein Nachfolger hier erbauten, entfaltet der Louvre jetzt am Ufer des Flusses eine schwerfällige, lange und eintönige Façade. Man zeigt irgendwo der Rue des Petits Augustins gegenüber den Balkon, von dem Carl IX., wie einige Historiker behaupten wollen, in der Bartholomäusnacht

auf sein Volk geschossen haben soll. Das Beste ist, diese Anekdote nicht zu glauben. Carl IX. ist sehr verläumdet worden.

Bis zum Pont-Neuf ist die Seine schmal und zerstückelt, und wird nur von Kähnen mit Wäscherinnen und Kohlenschiffen belebt. Vom Pont-Neuf, wo die beiden Arme sich vereinigen, bis zum Pont-Royal ist ihr prächtiges Bassin mit mannigfaltigen Construktionen bedeckt; es ist eine Stadt von Holz, die auf dem Flusse erbaut ist. Wenn das so fortgeht, so wird es unmöglich, sich vom Pont-Neuf, vom Pont des Arts, vom Pont du Carroussel oder vom Pont-Royal in's Wasser zu stürzen, die vier Brücken, welche die Verzweiflung sich gewöhnlich auserwählte.

Junge Leute von ehemals erinnern sich wohl, daß es zur Zeit ihrer Jugend in Paris nur eine Schwimmschule gab, welche am Ende der Cité, nächst den Mauern des erzbischöflichen Palastes lag. Diese Schule besteht noch; es ist ein Bad zu vier Sous. In Paris kann man an einem eingeschlossenen Ort um den Preis von zwei Eimer Wasser schwimmen. In der Gegend des Pont-Neuf gibt es viele Schwimmschulen für jeden Stand, für jedes Geschlecht; denn auch die Frauen überlassen sich diesem Vergnügen, vielleicht nur um die Lust zu genießen, dem Strom entgegen zu schwimmen. In eine Frauenschwimmschule einzudringen, ist jedoch eben so schwer, als in das Serail des Großsultans zu gelangen. Eine hermetisch verschlossene Leinwanddecke untersagt den unbescheidenen Spaziergängern der Brücken und Quais einen tollkühnen Blick in dieses nautische Gynecäum zu werfen; übrigens ist das Kostüm der Badenden dem strengsten Anstande gemäß. Sie tragen ein Pantalon, das bis auf die Fersen reicht, ein Kamisol, das Brust und Hals umschließt, und eine Mütze von gummirtem Tafft über die Haare gezogen. So angethan kann man jeder Indiscretion Trotz bieten.

Unter allen Schwimmschulen für Männer ist die besuchteste die von Deligny unter dem Quai d'Orsay, nächst dem Pont de la Concorde. Während des Sommers kann man alle Tage nach der Börsenzeit an diesem Punkte des Quai, wo man zur Schule Deligny hinabsteigt, so viele Cabriolets und Tilboury's sehen, als man vor der Börsenzeit in der Rue Laffitte, bei dem Hotel Rothschild, erblickt. Dies sind die Equipagen der fashionablen Badenden.

Nach dem Louvre und den Tuilerien zeigt das rechte Ufer der Seine kein Gebäude mehr; es ist unbewohnt und breitet sich unter den Bäumen des Tuilerien-Gartens und der Champs Elysées bis zur Brücke von Jena aus. Das linke Ufer hat nach dieser Seite hin noch einige Monumente. Der Quai d'Orsay folgt auf den Quai Voltaire;

er verdankt seinen Namen, wie so viele andere Quais, Plätze und Straßen von Paris, einem Vorsteher der Kaufleute. Wir finden hier zuerst das alte Hotel der Garde du Corps, welches nur die Uniform verändert hat, und noch immer eine Cavallerie=Caserne ist. Dann kommt das ungeheuerste Gebäude von Paris, das neue Hotel des Ministeriums des Innern; die Handwerker legen so eben die letzte Hand daran. Dieser kolossale Steinhaufen erdrückt die ganze Umgebung. An seiner Seite macht das Hotel der Ehren=Legion die traurigste Figur von der Welt. Dieses arme kleine Hotel de Salm, worin so schöne Feste zur Zeit des Directoriums gefeiert wurden, und wo vor einigen Tagen erst der Marschall Mortier auf seinem Paradebett ausgestellt wurde, ist nichts als ein elendes Nest neben diesem mächtigen Nachbar. Die Bäume der Tuilerien werden von diesem Monument beherrscht. Neben ihm ist der Pavillon Marsan mit seiner hohen Haube nur ein Häuschen. Wir besitzen nichts, was sich mit diesem Ministerium messen könnte; es ist die riesenhafteste Steinpastete, die man sich denken kann. Man könnte das ganze Budget in Fünffrankenstücken darin einquartieren; der Minister des Innern *) wird dort sehr bequem wohnen. Indem man den Quai d'Orsay verfolgt, unter den Bäumen des schönen Hotel de Lille, kommt man zu dem Palais Bourbon, wo jetzt die Kammer der Deputirten ihre Sitzungen hält. Der gesetzgebende Tempel ist von vier Wächtern umgeben: l'Hospital, Sully, Daguesseau und Colbert, die jedoch besser hineingesetzt worden wären, und die wir viel lieber auf den Bänken der Minister sehen würden, als auf ihren steinernen Sitzen draußen. Wenn man diese vier ehrwürdigen Figuren betrachtet, welche am Thore des Palais Bourbon symbolisch aufgestellt sind, so kann man sich nicht des Gedankens erwehren, daß das Schild mehr verheißt, als die Waare leistet. Der Pont de la Concorde, gegenüber der Deputirtenkammer, ist mit zwölf Statuen belastet, welche die größten Männer, die Frankreich hervorbrachte, repräsentiren. Diese Statuen, von mehr als menschlicher Größe, waren schon der Gegenstand vieler Kritiken. Man hat beschlossen, daß sie von der Brücke weggenommen werden sollen, um auf dem Platz de la Concorde, gegenüber dem Obelisken von Luxor, aufgestellt zu werden. Der ägyptische Obelisk wird nämlich auf diesen Platz zu stehen kommen, was man auch dagegen sagen möge, der Kunst, dem Geschmack und der Perspective zum Trotz.

Von dem Palais Bourbon gelangen wir zur Esplanade der Invaliden, der letzten Etappe des französischen Soldaten. Heinrich IV.,

*) Herr Thiers.

der gute Soldat, dachte zuerst daran, alten verstümmelten Kriegern ein Asyl zu geben; das Hotel der Invaliden wurde von Ludwig XIV. erbaut, dem die Ideen der Andern immer so gut paßten, und der mit richtigem Urtheil und großer Verschwendung die Projecte auszuführen wußte, die er auf seinem Wege fand. Man ist darin übereingekommen, den mit Gold galonnirten Dom der Invaliden zu bewundern; Mansard hat ihn erbaut.

Vor der Esplanade ist eine Hängebrücke, die nach den Champs Elysées führt. Diese Brücke der Invaliden war so invalid, als man sie das erste Mal über den Fluß warf, daß sie bei der ersten Probe mit ihrer ganzen Last in's Wasser fiel. Seitdem wurde sie solider erbaut. An diese Stelle des Ufers kommen die Liebhaber des Fischfangs mit der Angel. Hier sah man oft Herr von Corbière sich von den Arbeiten des Ministeriums erholen, und seiner Doppelleidenschaft, als Büchertrödler und Fischer, nachkommen.

Man erzählt ein Witzwort des Herrn von Corbière bei dieser Gelegenheit. Er war in einem hohen Grade von jener Trägheit besessen, die oft von dem Temperamente geistreicher Menschen unzertrennlich ist. Einst sagte ihm Jemand: „Die Seine tritt nie aus ihrem Bette.“ — „Ach, wie glücklich ist sie,“ erwiderte er.

Nahe der Brücke der Invaliden befindet sich die große Pumpe des Gros-Caillou, welche dem südlichen Theile von Paris Wasser zukommen läßt, und die Tabak-Manufaktur. Keinem Etablissement wurde wohl jemals mehr geflucht, als diesem. Wer hat wohl in seinem Leben eine gesetzmäßige Cigarre geraucht, ohne die Tabaksregie zu verwünschen? Was geht das aber die Regie an, die stolz ihr Hotel auf dem linken Ufer der Seine erhebt, während die Brinvilliers, die tausendmal weniger Menschen vergiftet hat, auf dem rechten Ufer verbrannt wurde. Seitdem die Cigarre zu den Gewohnheiten eleganter Leute gezählt wird, hat sich die Regie bemüht, diese fashionable Fantasie auszubeuten; man verlangte Havannah-Cigarren, und sie lieferte sie zu zwanzig Centimen. Aber großer Gott, was für Cigarren! Ist es möglich, beleidigender den ehrlichen Raucher zu mystificiren, der den abgeschlossenen Tractaten Glauben schenkt, und eine Cigarre von den Antillen anzuzünden vermeint! Die Regie rollt in ein Tabaksblatt ein Gemengsel von ich weiß nicht wie vielen Kräutern; alle Gemüse sind ihr recht; sie wickelt Kraut und Rüben hinein, und dann präsentirt sie uns, als kämen sie von der Insel Cuba, diese Cigarren à la Julienne! Das ist ein abscheulicher Mißbrauch, der nicht blos den Geschmack beleidigt, sondern auch der Gesundheit schaden kann. Dies wirft so viele verzweifelte Raucher dem Betrug in die Arme. Darum

rufen wir aus, wenn das Monopol uns vergiftet: „Die Contrebande ist die gesündeste der Pflichten, wenn auch nicht die heiligste!“

Wir gehen jetzt zu dem Champ de Mars, welches sich vor der Militärschule ausbreitet: ein ungeheures Plateau, wo die großen Truppen-Manöver und die Pferderennen statt haben. Hier haben sich die schnellen Renner und die geschickten Jokey's des Lord Seymour, des Grafen Demidoff und des Herrn Rieussec unsterblich gemacht. Letzterer war es, der von Fieschi's Schüssen getroffen im vorigen Monat seinen Geist aufgab.

Das Champ de Mars ist in den politischen Ereignissen durch das Bundesfest berühmt; mitten auf diesem weiten Platz war ein Altar errichtet, und Herr von Talleyrand, der damals Bischof von Autun war, sollte dort die Messe lesen; als er unweit von dem Altare Herrn von Lafayette sah, der die Nationalgarde commandirte, sagte er ihm die merkwürdigen Worte: „Ah, ça! Ich bitte Sie, mein Lieber, bringen Sie mich nicht zum Lachen!“

Wenn wir uns bei dem Champ de Mars eines philosophischen Wortes des Herrn von Talleyrand erinnern, so bringt uns die Brücke von Jena ein heroisches von Ludwig XVIII. in's Gedächtniß. Diese Brücke von Jena, welche das Andenken eines Sieges über die Preußen verewigte, wollte Blücher im Jahr 1815 sprengen lassen, da sagte ihm Ludwig XVIII.: „An dem Tage, wo Sie die Brücke von Jena sprengen lassen, werde ich mich hinaufstellen.“ *)

Hätte er es gethan, gleichviel; Ludwig XVIII. war ein Mann von Geist, aber kein Mann der That; der Heroismus gehörte nicht zu seinen Eigenschaften; Panurge und die konstitutionelle Karte genügten seinem Ruhm. Auf alle Fälle ist das Wort aufbewahrt worden, um mit andern schönen und großen Worten zu glänzen, welche die Könige immer sagen, ohne es selbst zu wissen.

Mit der Brücke von Jena endet Paris, und die Seine setzt ihren Weg nach Havre fort, und läßt in den Reusen von St. Cloud Alles, was sie aus Paris mitgenommen hat.

*) Zu derselben Zeit erzählte man in Paris, daß Alexander, nicht Ludwig XVIII., dem alten preußischen General sagen ließ: „Wenn Sie die Brücke in die Luft sprengen lassen, so lasse ich früher ein Bataillon meiner Garde hinaufmarschiren, und will doch sehen, ob Sie dann Ihren vandalischen Vorsatz ausführen werden.“ D. R.

R u ſ s l a n d.

Kaiſerliches Inſtitut für adelige Fräulein in St. Petersburg *).

Die Gründung der kaiſerlichen Inſtitute für adelige Fräulein in St. Petersburg und Moskau verdankt Rußland Catharina II. Um einen Begriff von der Wohlthat zu geben, welche die Fürſtin ihrem Reiche zufließen ließ, wird es wohl nothwendig ſeyn, einen Blick auf den damaligen Standpunkt der Erziehung in Rußland zu werfen.

Die ruſſiſchen Frauen und Fräulein hatten vor fünfzig Jahren noch nicht die Höhe der Brittinnen aus der Zeit des Bertrand Duguesclin erreicht. Ein wenig nähen, ſpinnen, einige Verſe ſingen, darin beſtand das ganze Wiſſen. Dabei hielt man es — wie es jetzt wohl noch bei gewiſſen Ständen üblich iſt, für höchſt weſentlich, eine der ſchönſten Zierden des weiblichen Geſchlechts zu zerſtören. Man wandte die albernſten Mittel an, um den Schmelz der Zähne zu ſchwärzen. Eine Ruſſin mußte Zähne ſo ſchwarz, wie Ebenholz, haben, wollte ſie als ſchön gelten. Um die Friſche und Durchſichtigkeit der Haut zu ändern, ſcheute man ſich nicht, Bleiweiß, Carmin und die verderblichſten kosmetiſchen Mittel aufzulegen. Die Töchter der Leibeigenen allein hatten das Recht, ſo zu erſcheinen, wie ſie von der Natur gebildet worden waren. Doch ſogar dieſe ſtanden — als treue Affen ihrer Gebieterinnen — nicht an, ihr Zahnwerk zu verſchlimmern. Damals hätte man ganz Rußland durchreiſen können, ohne tauſend Frauen zu treffen, deren Zähne nicht verdorben oder geſchwärzt geweſen wären; ja man möchte kaum ein Mädchen von fünfzehn Jahren gefunden haben, die nicht jede Gefährtin verſpottet haben würde, welche dieſem Gebrauche ſich anzuſchließen verſchmäht hätte.

*) Dieſen vortrefflichen Aufſatz verdankt man einem ausgezeichneten Mitgliede der höchſten Klaſſe der Geſellſchaft von St. Petersburg.

Mit der geistigen Bildung stand es noch viel schlimmer, und man darf wohl geradezu behaupten, daß selbst zur Zeit Peter I. keine Frau im weiten, vom moskowitischen Scepter abhängigen, Reiche zu lesen im Stande war. Bildung galt für nichts; man hatte gleichsam noch keine Ahnung von ihren Wohlthaten. Man war in einem solchen Grade an Unwissenheit gewöhnt, daß ein Mädchen von der Bildungsstufe, wie wir sie jetzt täglich finden, als Zauberin angesehen worden und Gefahr gelaufen wäre, lebendig verbrannt zu werden. Jede geistige Cultur hätte man als Satans Werk behandelt. Dabei zählte der Adel, wie bei den Chinesen, das Nichtsthun zu seinen ausschließlichen Rechten, und eine Dame von höherem Range würde sich entehrt geglaubt haben, hätte sie an etwas Anderes gedacht, als an ihre Kleider und Vergnügungen.

Der erniedrigende Zustand der Dinge bei einem Geschlechte, das durch Erziehung erst zu einem wahren Verdienst gelangt, erhielt sich bis zur Regierung Catharina II. Privat=Erziehung war damals noch allzu kostspielig, und wenige Herrschaften besaßen hinreichend Vermögen, um für tüchtige Lehrerinnen Sorge zu tragen. Da entschloß sich sofort die Kaiserin selbst, ihren Hof mit einem Cortege zu versehen, über den sie nicht mehr zu erröthen nöthig hätte. Im Interesse armer Familien, und um das Vaterland wohlverdienter Edelleute gründete sie das kaiserliche Institut für adelige Fräulein in St. Petersburg, das der heiligen Catharina ebendaselbst, und ein drittes in Moskau.

Man wählte das Kloster Smolni, eines der prachtvollsten Denkmäler der neuen Hauptstadt, zu dem schönen Stifte, das durch seine weisen Einrichtungen von Tag zu Tag mehr aufblühte. Catharina erklärte sich selbst zur Beschützerin und ersten Aufseherin, und bewies durch häufige Besuche, welchen Werth sie auf ihre treffliche Schöpfung legte.

Catharina starb, und Pauls I. Gattin, Maria Feodorowna, Nikolaus Mutter, erbte den Antheil, welchen Jene für die Zöglinge des Stifts Smolni und des Institutes der heiligen Catharina, der Töchteranstalt des Klosters, bekannt hatte. Es ist hiebei zu bemerken, daß Alexanders und Nikolaus Ahnfrau verdienstvolle Personen, darunter namentlich den Grafen Schuwalof, an den französischen Hof geschickt hatte, um die genauesten, pünktlichsten Nachrichten über die Anstalt von St. Cyr, das Werk der Madame de Maintenon, zu sammeln, und daß sie erst, nachdem sie die ausführlichsten Berichte erhalten, den Erziehungsplan feststellte, den sie sowohl für ihre neue Anstalt als für diejenige anzunehmen beschloß, welche sie für bürgerliche Mädchen errichtete, deren Eltern sich durch Verdienst oder Anhänglichkeit ein

Recht auf den Dank oder vielmehr die Protection ihrer Gebieterin erworben hatten. Man hatte nichts versäumt, um diese Anstalten so großartig einzurichten, wie es alle Unternehmungen Catharina's waren. Indessen war die Sache nur im Entstehen, und erst von dem Augenblicke, da die Kaiserin Maria die Leitung übernahm, datirt sich der heutige Glanz des Stiftes Smolni und des kaiserlichen St. Catharinen-Institutes.

Man theilt die Fräulein, deren Zahl sich in der Regel auf achthundert beläuft, in drei große, an der Farbe der Kleider erkenntliche, Klassen ein. Die Schülerinnen der ersten, und das sind die jüngsten, tragen ein braunes Kleid, die der zweiten oder mittleren, ein blaues, die dritte Abtheilung trägt weiße Kleider; in dieser befinden sich die im Unterrichte am weitesten vorgerückten, dem Abgange nahe stehenden Schülerinnen.

Jede Klasse hat dann wieder drei Unterabtheilungen, in welche die Zöglinge nach dem Bildungsgrade eintreten, den der Prüfungsrath in ihnen zu erkennen geglaubt hat. Dabei gibt es je eine Inspektion der Klasse nach, und eine Klassen-Dame für jede Unterabtheilung. Alle diese Damen, so wie die Directrice, tragen gleichförmig veilchenblaue Kleider.

Jeden Monat versammelt sich der Verwaltungsrath, bestehend aus einem General-Curator des Stiftes, dem Sekretär der Kaiserin, der Directrice nebst ihrem Sekretär, dem Oekonomen und Kassier, welche Rechnung abzulegen haben. Die Besoldungen erhöhen sich nach Maßgabe der Dienstjahre; nach fünfzehn Jahren hat man Anspruch auf die halbe Rückzugs-Pension, nach dreißig auf vollen Ruhegehalt. Die Wittwen erfreuen sich desselben Vorrechtes. Die Pensionen werden aus der Kasse der Kaiserin bezahlt. Was beim Budget des Hauses erübrigt wird, legt man jährlich sicher an, um das bereits sehr beträchtliche Kapital der Anstalt zu vermehren. Es ist das sicherste Mittel, der Kaiserin zu gefallen, wenn man so viel als möglich Ersparnisse zu bewirken weiß, und so hängt auch Beschaffenheit der Nahrung und der übrigen Ausgaben nicht selten einzig und allein von dem Bestreben des Oekonomen ab, sich mittelst seiner Operationen neue Grade und Decorationen zu verschaffen — man weiß ja in der ganzen Welt, wie Russen und Deutsche, verwendet man sie zu solchen Geschäften, sich, wie man zu sagen pflegt, Schwänzelpfennige zu machen wissen.

Die bei der Anstalt angestellten Männer erhalten Holz, Wohnung und Beleuchtung, die Frauen auch Kost; das Frühstück haben die Damen sich selbst zu verschaffen. Die Directrice hat einen Wagen und vier Pferde. — Alles aus der Kasse des Institutes.

Die Dienstmägde empfangen eben so wenig Lohn, als die invaliden Soldaten, welche die Fluren und Höfe zu reinigen, Holz zu tragen und die Oefen zu heitzen haben. Die Einen sind Kronleibeigene, die Andern Militärs außer Dienst, welche hier eine anständige, ruhige Existenz finden.

Die Honorare der Lehrer sind nach Maßgabe des Gewichtes, das man auf ihre Unterrichtsfächer legt, oder der Anzahl der Stunden gestellt, welche sie dem Hause opfern. Natürlich sind die obern Klassen am meisten begünstigt; indessen bezieht kein Professor — die Tanzmeister und Musiklehrer etwa ausgenommen — über 3000 Rubel.

Auf beiden Seiten des Gebäudes befindet sich eine Wache von 25 bis 30 Mann, immer von einem Offizier befehligt. In einiger Entfernung von einander sind Posten aufgestellt, die sich von Stunde zu Stunde durch Rufen benachrichtigen, daß sie nicht eingeschlafen seyen.

Nichts desto weniger gebricht es nicht an Meutereien im Innern, und man hat alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um die Sicherheit unserer jungen Gefangenen zu befestigen.

Die Stunde, zu der jeder Professor kommt oder geht, wird in einem Register eingetragen, welches bei dem Thürsteher aufgelegt ist. Sein Eintritt wird mit der Glocke bezeichnet; ein besonderes Anschlagen kündigt den Besuch des Arztes an.

Sobald der Professor, die Directrice oder die Inspectrice in den Saal kommen, so erheben sich alle Fräulein gleichzeitig, um ihre Achtung zu bezeigen. Der Gruß der jungen Mädchen hat in seiner Regelmäßigkeit und Gleichförmigkeit etwas Corporalartiges.

Die Unterrichtsgegenstände, welche zum Vortrage kommen, sind:

1) Religion. Alle Donnerstage kommt ein Geistlicher, um den Katechismus und die Dogmen der griechischen Kirche zu lehren; alle Sonn- und Feiertage lies't er die Messe, und läßt Psalmen und Lieder in einer prachtvollen, zwölf bis fünfzehn hundert Personen fassenden, Kapelle singen.

Der Gottesdienst wird hier auf eine pomphafte, glänzende Weise vollzogen; die priesterlichen Gewänder strotzen von Reichthum, und die Kirche ist verschwenderisch ausgeschmückt. Ein Kirchengesang-Meister ist der Anstalt beigegeben, und nichts läßt sich mit dem erhabenen, sanften Eindruck vergleichen, welchen die unter der Leitung des Professors von den Fräulein ausgeführten Chöre hervorbringen. Ebenso kommt einen Tag der Woche ein reformirter Geistlicher für die protestantischen Fräulein, welche eine eigene Kapelle besitzen.

2) Russische, französische und deutsche Sprache nach ihrer dreifachen Beziehung auf Grammatik, Rhetorik und Literatur.

3) Alte und neue Geschichte, Geschichte von Rußland.

4) Astronomie, Kosmographie, Geographie.

5) Arithmetik und die Elemente der Geometrie.

6) Zeichnen.

7) Alle Handarbeiten, Teppiche nähen, Stickerei u. drgl.

8) Physik; diese Wissenschaft jedoch erst, wenn die Fräulein in die weiße Klasse gelangt sind. Der Lehrcurs hierin wird stets in französischer Sprache gehalten.

9) Tanzen. Man verwendet besondere Sorgfalt auf diesen Zweig der Erziehung. Der Professor muß, wie sich leicht versteht, ein Franzose seyn; er ist weder der wenigst beschäftigte noch der niedrigst besoldete.

10) Musik.

In dieser Kunst thun sich die Russen ganz besonders hervor; sie sind so außerordentlich musikalisch, daß selbst die Bauern mit einer musikalischen Kehle geboren zu seyn scheinen. Man könnte die Russen in dieser Hinsicht die Italiener des Norden nennen.

Geographie, Geschichte und Arithmetik werden in russischer Sprache gelehrt, aber, redlich gestanden, behandeln die Lehrer diese Wissenschaften auf eine unpassende Weise, belasten das Gedächtniß ihrer Zöglinge mehr mit Worten, als mit Gegenständen und sind nicht darauf bedacht, in ihnen ein Urtheil anzubilden.

Der Hauptgegenstand des Unterrichts ist französische Sprache; man hat Nichts versäumt ihr Idiom in der höchsten Vollkommenheit erlernen zu lassen. Die Direction ist äußerst streng in der Wahl des Lehrers und der Methode, die er befolgt. Ueberdieß sprechen die Directrice, die Inspectricen und die Klassenaufseherinnen das reinste Französisch, und die Fremden, welche von der Kaiserin die Erlaubniß erhalten, die Anstalt zu besuchen, glauben eher in das königliche Haus von St. Denis, als in das kaiserliche Stift Smolni eingetreten zu seyn. Erst seit dem Feldzuge von 1812, da das Wort Vaterlandsliebe so mächtig in den Ohren der Russen wiedertönte, hat die Landessprache die Ehre errungen, sich auf eine Höhe mit der französischen Sprache stellen zu dürfen; doch besteht noch eine alte Anhänglichkeit für die Letztere, welche selbst der glühendste Eifer für das Vaterland nicht zu ersticken vermag. Einen Tag um den andern sprechen die Fräulein abwechselnd russisch und französisch, während ihnen sonst die Nationalsprache gänzlich untersagt war.

Seit fünfzehn Jahren ist in der Anstalt ein Gebrauch eingeführt, dem man nicht genug Lob ertheilen kann. Von den Fräulein der weißen Klasse müssen je zwei der Reihe nach von einer Abtheilung an

den häuslichen Arbeiten Antheil nehmen, um, wie man sagt, die Haushaltung zu erlernen. Sie sieden und braten, und bereiten selbst die Kuchen, welche im Refectorium vertheilt werden, ja sie bedienen sogar ihre Genossinnen bei der Tafel.

Der Curs für jede Abtheilung ist auf drei Jahre, der für den ganzen Unterricht auf neun Jahre gestellt, während welcher Zeit die Zöglinge nur aus den triftigsten Gründen, und nie ohne besondere Genehmigung der Kaiserin aus dem Institute treten dürfen; sie können jedoch stets und namentlich während der Ferien ohne große Schwierigkeit ihre Verwandten, sey es bei der Directrice oder bei den Inspectricen, sehen. Diese Regel möchte, wenn auch strenge, doch für ein eigentliches Kloster vernünftig erscheinen, aber für junge Fräulein, welche durch Geburt und Erziehung zum Leben in der höhern Gesellschaft berufen sind, erscheint sie beinahe als eine Ungerechtigkeit. Die lange Abwesenheit, die seltene Wiedervereinigung erzeugen allgemeine Selbstsucht und Engherzigkeit. Diese völlige Sequestrirung ist zu klösterlich. Für die äußere Erziehung liegt zu viel Schroffheit, Gespanntheit darin. So zeichnen sich auch die Fräulein, zu einem Alter herangereift, wo alles nur Anmuth und Beweglichkeit seyn soll, mehr durch wissenschaftliche Kenntnisse als durch Liebenswürdigkeit aus, und legen, in die Welt eintretend, ein besonders linkisches Wesen an den Tag. Wohl machen sie sich die Sitten der Gesellschaft bald zu eigen, aber sie können sich nie ganz jenes Schulanstriches entledigen, und nach Verlauf von zwanzig Jahren vermag man unter hundert Frauen auf den ersten Blick diejenigen zu erkennen, die in einem der kaiserlichen Institute erzogen worden sind.

Von drei zu drei Jahren findet der Austritt der weißen Fräulein mit einer Feierlichkeit statt, welche wir weiter unten beschreiben werden. Zu dieser Epoche, das heißt im Monat Februar, werden die blauen weiß, die braunen blau, und die neuen, oder diejenigen, welche die Kaiserin zur Aufnahme in die Anstalt bezeichnet hat, nach dem Grade ihrer Elementarbildung in die drei Abtheilungen der braunen Klasse eingetheilt.

Alle Jahre wird bei jeder Abtheilung der zwei unteren Klassen eine Prüfung vorgenommen; es entspinnt sich dadurch eine große Nacheiferung unter den Schülerinnen, welche, mehr als ein Jahr in derselben Abtheilung bleiben zu müssen, für eine harte Strafe halten würden.

Selten vergeht ein Monat, ohne daß die Kaiserin ihre lieben Schützlinge besucht, und abgesehen vom Eifer, welcher die Angestellten des Stiftes beseelt, vermag nichts so sehr den guten Willen in Athem zu erhalten, als diese Besuche. Weil die Zeit der kaiserlichen Besuche nicht bekannt ist, so ist man stets dessen gewärtig; man möchte aber

auch schwerlich einen Strohhalm auf den Corridors, den Unterrichts-, Schlafe- und Speise-Sälen oder in der Küche finden. Da indessen ein gewisses theatralisches Gepränge in den Vorstellungen liegen muß, so bemühen sich Directrice und Oeconom den Moment zu erkunden, wenn die Kaiserin den Palast verläßt. Von einer Stelle zur andern sind zuverlässige Posten aufgestellt; diese stehen auf der Lauer, und bei dem ersten Worte, das ihre Aufmerksamkeit erregt, entfernen sie sich in raschem Laufe, und verkünden, welche Richtung der Wagen Ihrer Majestät genommen hat. War man einmal nicht genug auf seiner Hut, dann muß man die Thätigkeit sehen, welche in der Anstalt herrscht. Alle Besen, Kehrwische und Schaufeln sind in Bewegung; Bedienten und Mägde durchrennen das Haus; Alles eilt, um der Rüge zu entgehen. Ich habe solche Augenblicke des Drängens für die Schultern der als Diener angestellten Invaliden sehr mißlich werden sehen.

Die Zöglinge empfangen gesunde, reichliche Nahrung. Morgens Thee mit Milch, um zwölf Uhr Mittagsbrod, um sieben Uhr Abendbrod. Das Mittagsbrod besteht aus einer Suppe mit Sauerkohl (stschi) oder Grütze, kleinen Fleischklößen (pirageri) einem Stück Braten und Kascha oder im Ofen gebackener und in Milch eingerührter Grütze; am Abend dieselben Platten, wie am Mittag, die Suppe ausgenommen. Nur bei Festlichkeiten werden Geflügel oder Pasteten nebst Bonbons oder Confituren beigefügt. Die Zöglinge speisen nur schwarzes Brod, welches in der Bäckerei des Hauses gebacken wird.

In der Weihnachtswoche, wo man in Rußland das Carneval feiert, an Ostern, bei den Festen des Kaisers und der Kaiserin, der Directrice und der Inspectricen ladet die Oberin diejenigen Zöglinge in ihre Wohnung ein, welche sich durch Betragen und Fortschritte am meisten ausgezeichnet haben. Dabei wird Thee, ein Ball, Concert, Souper gegeben. Zu diesen in der That reizenden Familien-Unterhaltungen werden noch verschiedene andere Personen eingeladen; die Fräulein machen selbst die Honneurs. Der Werth der Schularbeiten wird nie durch Preise bezeichnet *).

Die Prüfung wird feierlich in einem glänzenden, einzig zu diesem Zwecke bestimmten Saale, vorgenommen. Nur mit Mühe läßt sich ein Begriff von dem bewunderungswürdigen Anblicke machen, der sich dem Auge während dieser drei Festtage bietet. Man denke sich nahe an

*) Auch im Catharinenstifte zu Stuttgart, einer Stiftung der verstorbenen Königin Catharina, Tochter der Kaiserin Maria Feodorowna, ist der Gebrauch Preise auszutheilen — mehr ein Hebel der Eitelkeit als des Fleißes und der Sittlichkeit — längst aufgehoben worden.

D. R.

tausend Fräulein im Alter von zehn bis achtzehn Jahren, jedes in der Uniform der Klasse, der es zugehört, die Braunen und Blauen auf den beiden Seiten des Saales vertheilt, die Weißen im Fond. Glück, Freude, Hoffnung strahlen aus diesen jugendlichen Physiognomien, die Einen belebt der Gedanke an Sieg, die Andern die Hoffnung auf baldige Befreiung, die Blauen freuen sich jetzt ihren Genossinnen nachrücken zu dürfen, die Braunen endlich erfüllt der feste Wille, ihren Vorgängerinnen in Fleiß und Beharrlichkeit nachzueifern. Für Ihre Majestät und deren Ehrendamen, für die Mitglieder des Verwaltungsrathes, für den General-Curator und ausgezeichnete Fremde werden besondere Plätze aufbewahrt. Für die Eltern und das geladene Publikum sind Bänke von der Eintrittsthür bis in die Mitte des Saales aufgestellt.

Der erste Prüfungstag ist für Religion, Arithmetik und russische Grammatik bestimmt. Vor dem Beginnen der Feierlichkeit singen die Zöglinge im Chor eine, meistens in französischer Sprache componirte, religiöse Hymne. Der zweite Tag wird der Geschichte, der Geographie, der russischen und der deutschen Sprache gewidmet. Der dritte Tag ist der glänzendste; hier entwickelt sich der höchste Luxus und Reichthum. Man gewahrt nur glänzende Uniformen und blendende Parures; will man die Elite der Gesellschaft von St. Petersburg sehen, so muß man an diesem Tage dem Feste beiwohnen. Die Prüfung schreitet zur Rhetorik, der französischen Literatur und der Physik fort. Am Ende werden noch Musikstücke auf dem Piano und der Harfe aufgeführt und den Beschluß bildet ein von dem französischen Tanzmeister erfundenes und von den Fräulein executirtes Ballet.

Am Ende des Festes läßt die Kaiserin diejenigen Zöglinge zu sich kommen, welche sich durch ihre Antworten am meisten ausgezeichnet haben; Schülerinnen, an denen das Gedächtniß oder die Schüchternheit Verrath geübt hat, verleiht sie milden Trost. Sie umarmt Alle, flößt den Einen Muth ein, gibt den Andern Hoffnungen, und beglückt Alle mit Worten des Wohlwollens.

Von da begibt sich das Publikum in einen minder geräumigen Saal, wo die Zeichnungen und Stickereien aufgelegt sind; dann in einen andern, wo Jeder an einem von Ihrer Majestät dargebotenen glänzenden Frühstücke Antheil nimmt.

Den Eltern steht es von diesem Tage an frei, ihre Töchter zurückzunehmen, welche nie ohne reichliche Thränen ein Haus verlassen, in dem für sie so viele Erinnerungen an Kindheit und Jugend zurückbleiben. Nach einer äußerst lobenswerthen Einrichtung bleiben diejenigen Fräulein, welche sich durch sittliche Eigenschaften am meisten ausgezeichnet haben, während ihre Familien nicht hinreichend Mittel

besitzen, ihnen eine anständige Existenz zu sichern, so lange in der Anstalt, bis die Kaiserin bestimmt hat, daß sie bei Hofe als Gesellschaftsdamen, oder beim Stifte als Klassendamen eintreten sollen. Man hat zu diesem Ende eine besondere Abtheilung geschaffen, welche den Namen **Pépinière** führt; die Zöglinge, welche davon Gebrauch machen, empfangen einen besondern Cürs in der französischen Literatur. Die Fräulein von achtzehn bis zwanzig Jahren, hübsch und gut erzogen, sind gar reizende Gewächse. Schon oft ist ein mächtiger Herr in diese Klasse getreten, um sich eine Gattin zu wählen, und selten nur war es von übeln Folgen, daß er eine vielleicht originelle Idee ausführte, die sich aber jedenfalls auf die Achtung gründete, welche feste Tugenden und liebenswürdige Talente einflößen.

Ein vierter Tag ist für die Prüfung bürgerlicher Töchter bestimmt, wobei dieselben Gegenstände mit Ausnahme der Musik, des Tanzens und der Physik vorkommen. Da diese zu einem weniger glänzenden Leben berufen sind, so hat ihr Unterricht auch eine ernstere, mehr auf Nützlichkeit abzweckende Richtung. Aus der Abtheilung der bürgerlichen Zöglinge wählen sich die minder Bemittelten im Innern von Rußland Erzieherinnen für ihre Kinder, denn nur die reichen Häuser können sich mit Französinnen oder Schweizerinnen versehen.

Etwas später, ebenfalls nach einem Verlaufe von drei Jahren, beginnen die Prüfungen im St. Catharinen-Stift; man müßte sich wiederholen, wollte man in Einzelnheiten hierüber eingehen; die Bemerkung mag genügen, daß dieses Stift, in der Mitte der Stadt, in einem der schönsten Quartiere gelegen, sich stets noch eines größern Zuströmens von Seiten des Publikums erfreut, und daß im Allgemeinen hier mehr Etikette herrscht, als im Kloster von Smolni. Die Vorliebe mag besonders noch daher rühren, daß das Haus den Namen Catharina führt.

In dem Monat nach der Prüfung wird der Kaiserin ein Bericht vorgelegt, demzufolge oder nach dem wohlwollenden Sinne, von dem Ihre Majestät selbst belebt seyn mag, die Professoren Geschenke, Geldsummen, Würden oder Orden, nach ihrem besondern Wunsche erhalten; während die Inspectricen und Klassendamen mit Bijoux, Fermoirs, Tabatièren, goldenen Uhren und Ohrgehängen beehrt werden. Die Oberin erhält in der Regel eine Arende, d. h. eine Anzahl Morgen Landes in irgend einem Gouvernement von Rußland, meistens aber in Liefland oder Esthland.

So empfangen in Rußland Lehrer und Lehrerinnen die Kränze, mit denen wir in Deutschland und Frankreich am Ende der Schuljahre die Häupter unserer Zöglinge zu schmücken pflegen.

See-Abenteuer.

Die Pest am Bord.

Die Luft war frisch, nur wenige Wolken zogen dunstig und rasch am blauen Horizonte hin; das Schiff le Glorieux mußte am kommenden Morgen mit Tagesanbruch die Anker lichten, denn seit vierzig Stunden wehte ein anhaltender Südost. Man beabsichtigte eine Expedition nach der Südsee; die Reise sollte lang seyn, der Abschied wurde es nicht minder. Das ruhige durchsichtige Wasser des Tajo spiegelte die Formen des rings auf Geheiß der Offiziere beleuchteten Schiffes wieder; diese hatten ein Bankett zu Ehren einer Deputation ihrer Landsleute veranstaltet, welche in Lissabon eingetroffen war. Es gab eine glänzende Fete, wo man die Trauer des Herzens vergaß, um sich den Schwelgereien der Hoffnung zu überlassen. Aber es vermag auch nichts eine glühende Festlust auf so malerische Weise auszudrücken, als ein mit aller Marine-Coquetterie geschmücktes Kriegsschiff, und der Glorieux hatte heute alle Quellen der Kunst erschöpft.

Das Vorderdeck war mit einem Schirmdache zusammengenähter Flaggen überzogen, deren Farben zum größern Theile roth, hell erglänzten im schwankenden Schimmer von tausend Lampen, die man in Guirlanden am Tauwerk des Schiffes aufgehängt hatte. Das Fest bildete ein eigenes Tableau, wie es sich in den Wogen gebrochen auf der Oberfläche des Stromes wiederspiegelte. Doch in den Augen der Matrosen der Equipage, welche auf die Raaen geklettert waren, oder, sich an die Stückpforten lehnend, vom minder beleuchteten Theile des Schiffes aus, die lustigen Gruppen der Offiziere und Damen betrachteten, die vom Weine aufgeregt und vom Glanze der Lichter umflossen, sich bewegten, erschien das Ganze wie ein ländliches Fest inmitten einer bezauberten Insel, wie eine fantastische, aus den Wirklichkeiten des Lebens auftauchende Erscheinung. Ueberall herrschte Freude, Glück, Trunkenheit, und wer den leidenschaftsvollen Tanz dieser Seeleute gewahrte, hätte nicht gedacht, daß sie in vier und zwanzig Stunden ein selbst für liebende Augen nicht mehr ermeßbarer Raum von ihren schönen Tänzerinnen trennen werde; denn es schien ihnen nicht einzufallen, daß sie ihre Glieder, die sie jetzt so sanft an die Hüften der Schönen schmiegten, morgen von harter Arbeit am Takelwerk ermüden lassen mußten.

In dieser glänzenden Gesellschaft befand sich ein geladenes Paar, dessen Anblick einen sonderbaren Widerspruch mit dem allgemeinen Jubel bildete, denn moralische Leiden treten eben so schnell auf die Züge, als das Herzblut in den Kopf, und die hellschimmernde Beleuchtung diente nur dazu, daß die fieberhafte Blässe auf den Gesichtern der Liebenden deutlicher hervortrat. In den Zügen des jungen Mannes las man die Spuren eines heftigen, nur durch starken Willen zurückgepreßten Kummers; in seinen Blicken auf sie, wie auf seinen Lippen erkannte man die nicht zu bändigende, unaussprechliche Qual, die nur Frauen mit ihrer englischen Resignation zu ertragen vermögen.

Julius von ... und seine seit wenigen Tagen erst ihm angetraute Gattin Irma L... waren die Unglücklichen. Sie brachten den letzten seligen Abend gemeinschaftlich vor Julius Abreise zu, welchen der Glorieux unter seinen Passagieren nach Brasilien bringen sollte. Es mag sogleich gesagt werden, warum sie sich so bald trennten; zählt man doch zu den gewöhnlichsten Dingen die Bedürfnisse des Lebens, welche uns der Zufall wie einen Stein unter die Füße wirft, damit wir darüber fallen mögen, und sich der Lauf uns'rer Bestimmung ändere.

Sie hatten nur einmal mit einander getanzt, dabei aber ungeduldig den letzten Takt des Orchesters erwartet, dann zogen sie sich in das Dunkel zum Hintertheile des Verdeckes zurück, hielten sich hinter einem Segel dicht umschlungen, wandten ihre Blicke von der sorglosen Versammlung ab, um aus der Ferne die Erde zu betrachten, die sich wie ein Trauerschleier hinter dem beleuchteten Fahrzeuge und auf dem gestirnten Himmel abzeichnete.

Julius verband mit Tiefe der Empfindung eine unglaubliche Stärke der Seele; er besaß einen von jenen Charakteren, dessen reinsten Typus man nur unter den Deutschen zu treffen pflegt. Er gehörte zu den scheinbar phlegmatischen Naturen, welche ihre stärksten Leidenschaften mittelst eines energischen Willens im Verborgenen durchkämpfen, die innerlich aufwallen und sich verzehren.

Am andern Tage gieng den Passagieren die Sonne an einem Horizonte vergoldeter Wellen unter, und die Matrosen hatten die letzten Reste der Fete weggekehrt. Es waren nicht mehr die harmonischen Töne des Orchesters, nicht mehr die hüpfenden Takte, von denen die Matrosen gehoben wurden; einschläferndes Gemurmel des Kielwassers und das unangenehme Hin- und Herschwanken wiegten die Equipage in trauriges Stillschweigen; Julius hatte die Erde aus seinem Blicke verloren, die sich den Tag zuvor noch vor ihm ausbreitete.

Am zweiten Tage seiner Fahrt war er betroffen beim Anblick eines jungen, über das Verdeck laufenden, Matrosen von bleifarbigem Antlitz. Er rief ihn zu sich, fragte, ob er krank sey, und rieth ihm mit jener sanften Theilnahme eines gleichfalls leidenden Menschen, sich hinab zu begeben und zu Bette zu gehen. Der Seemann kümmerte sich nicht um den Rath, sondern setzte, für den Augenblick noch stärker, als die Krankheit, die ihn befallen, seine Arbeit fort, und stieg an einem Maste hinauf, um ein Segel zu befestigen, aber im Augenblicke, da er das Knie zuerst an die Raa setzte, verließ ihn die Kraft, und zwischen Segeln und Tauen durchschlüpfend, stürzte er jählings

auf das Verdeck. Julius lief hinzu, und hob ihn auf, aber der Unglückliche war todt, und seine Züge hatten im plötzlichen Tode schon das Aussehen eines in Verwesung übergehenden Leichnams angenommen.

Dessenungeachtet wurde der junge Matrose in das Register der Equipage eingetragen, als wäre er durch einen Zufall vom Mittelmaste herabgestürzt. Die Krankheit wurde gar nicht erwähnt, und nur der Tod im Verzeichniß bestätigt, wie Regen oder schön Wetter im Reisejournal — und damit gut. Indessen beeilte man sich doch, den Körper mit einer Kugel in die Tiefe des Meeres zu versenken, ohne Zweifel aus Furcht, der Zufall möchte in eine Epidemie ausarten. Julius mochte so viel, als er wollte, auf die schnelle, seltsame Entstellung des Leichnams aufmerksam machen, man hörte ihn nicht.

Indessen blieben am andern Tage Mehre von der Mannschaft liegen, und Krankheiten und Todesfälle folgten sich jetzt rasch. Das setzte den Kapitän erst in Schrecken, und bald ging mit halben Lauten die Sage unter den Schiffsleuten, das rühre von einer portugiesischen Hand, welche, von Haß oder Rache getrieben, das Fleisch vergiftet habe, das die Offiziere so verschwenderisch beim Abschiede vom Tajo hatten vertheilen lassen. Julius aber stieß den gehässigen Verdacht in seiner deutschen Naivetät von sich, und wagte es doch nicht zu glauben, daß die Geißel von einer mächtigeren Hand geschwungen werde, daß eine schrecklichere Rache obwalte, als die eines Portugiesen....

Bis zum zehnten Tage war der Wind beständig günstig gewesen, da legte er sich mit einem Male und der Glorieux wurde auf offener See von der eingetretenen Stille festgebannt. Die Luft war von einer Beschaffenheit, daß trotz der enormen Wellen auf der Höhe des Oceans das Schiff ein unbeweglicher Felsen zu seyn schien, und man vierzehn auf einander folgende Tage, unerachtet man die sorgfältigsten Beobachtungen anstellte, durchaus nicht im Stande war, die geringsten Veränderungen von Länge und Breite zu bemerken. Zu allem Uebel schoß die Sonne der Tropen noch ihre glühenden Strahlen auf das Verdeck, so daß die Seeleute, welche nach frischer Luft dürsteten, und überdieß den mephitischen Verwesungsdünsten nicht widerstehen konnten, welche aus dem Zwischendecke und dem untersten Raume drangen, um die Luken krochen, von der Hitze des Himmels verbrannt, oder, wenn sie sich unter einem Segel verbergen konnten, kaum einen Athemzug wagend, weil sie mit der Luft oben auch die Ansteckung von unten einzuziehen befürchten mußten. Es war ein gräßliches Schauspiel, wie sich die Kranken krampfhaft wälzten, und den Tod mit erstickter Stimme herbeiriefen. Endlich machte die Angst der Verzweiflung Raum, und die Matrosen, die noch arbeiteten, wurden nur von jener Energie der Selbstverläugnung aufrecht gehalten, welche die Hoffnung in unserem Gemüthe zurückläßt. Wie diese Sterbenden aufstehen, um ihr Bett noch einmal am Abend ihres Todes zu machen, wie sie, schon im Irrsinne völliger Agonie, noch Tücher verlangen, um sich in frische Leinwand wickeln zu können, — doch, man schaudert schon bei dem Gedanken an solche Scenen!!

Julius blickte um sich her mit unglaublicher Seelenstärke. Von der Wahrheit durchdrungen, daß man sich nie in das Grab sinken

lassen muß, zumal, wenn man in seiner Hand die eines andern Wesens hält, stützte er sich auf die Liebe, um nicht in Verzweiflung zu gerathen. Hätten gewöhnliche Menschen gesehen, wie sich auf die Lippen des jungen Mannes ein süßes, ruhiges Lächeln schlich, sie möchten ihn ohne Zweifel verdammt haben, da sie die Träume von Glück, die er mitten unter Todten und Sterbenden schuf, nicht zu begreifen im Stande gewesen seyn würden. Aber es gab auf andern Lippen nicht minder seltsames Lächeln, denn mancher Unglückliche glaubte Erleichterung seines Zustandes im Augenblicke zu fühlen, da er, vom Schmerze betäubt, sein Leiden nicht mehr empfand, weil es eben erlosch . . .

Indessen fing Julius an, Zweifel an seiner Rettung zu bekommen, da er seine muthigsten Gefährten unterliegen sah. Der mysteriöse Gedanke durchdrang ihn, daß der Arm Gottes auf Alle bis zum letzten Manne fallen werde, und er wandte sich gegen Nordost, und murmelte zweimal ein Lebewohl, das ihm die Wellen wie ein Echo zurückzubringen schienen.

Als er eines Abends einige Kranke besorgt hatte, warf er sich im höchsten Grade erschöpft auf sein Bett, und hoffte die düstern Gedanken, die auf seiner Seele hafteten, mit sich in den Schlaf zu bringen. Wie erschrack er, als ihn ein unbeschreibliches Schmerzgefühl heimsuchte; es trat eine Betäubung des Gehirns ein, als hätten alle Nerven zusammen vibrirt, es war ihm, als drehte sich sein Bett auf einem Zapfen, und seine Beine vermöchten, durch den Verschlag seiner engen Kammer gehindert, der ringförmigen Bewegung nicht zu folgen. Doch zwischen zwei Krisen dieser Art überlegte er kälter, und erkannte, indem er ein Gebet unterbrach, welches er, den Tod vor Augen, ausstieß, daß das Fieber störend auf seinen Verstand wirkte. Nun kämpfte er gegen sich selbst und verlangte Wasser; aber Niemand antwortete; dann schleppte er sich auf das Verdeck, in der Hoffnung, ein wenig frische Luft einathmen zu können, denn die Sonne war bereits seit einigen Stunden untergegangen. Auf den Rücken ausgestreckt, die Augen gen Himmel gerichtet, den Mund offen, schöpfte er nur schwere, von feuchten Dünsten beladene Luft, und die Atmosphäre lastete als ein unerträgliches Gewicht auf seiner Brust. Er rief nach dem Chirurgen, aber es war kein Chirurg mehr da, und dessen Gehülfe war mehr beschäftigt, als es seine physischen und moralischen Kräfte auszuhalten vermochten. Endlich brachte ihm eine befreundete Hand ein Glas Wasser, aber der Trank war lau, und schien mit tödtlichem Ansteckungsstoffe gesättigt. Julius kostete jedoch eine leichte Erfrischung und entschlief, nachdem er getrunken hatte. Aber, mein Gott! wer kann einen solchen Schlaf mit seinem entsetzlichen Alpdrücken beschreiben!

Das ganze Schiff schien ihm eine unermeßliche Bühne, durchzuckt von Phosphor= und Schwefel=Leuchten, deren grüne, blaue und weißliche Flammen eine blasse Leichenfarbe auf die stummen Schauspieler der geheimnißvollen Tragödie warfen; aus ihren Blicken sprühte ein höllisches Feuer, und ihr verpesteter Athem drang bis zu den Zuschauern vor, welche wüthend mit abgewandtem Kopfe Beifall klatschten. Dann erlosch die Lampe, und ein schwarzer, dicker, von Ansteckung geschwängerter Rauch wälzte von unsichtbarem, mächtigem Hauche getrieben,

seine Wolken in den Brand; dann erschien das Schiff wieder, aber in ungeheurer Größe und beim Glanze der in phosphorescirende Spirale umgewandelten Taue fing der Hauptmast an, den Himmel anzuzünden, daß man die schallende Röhre einer Trompete sehen konnte, welche zum jüngsten Gerichte rief. Julius streckte die Hand aus, um die einer neben ihm knieenden Frau zu ergreifen, da verschwand das Gespenst, der Kranke fühlte, wie er in einen Abgrund stürzte, und — erwachte.

Als er sich beleben wollte, um die schreckliche Erscheinung vollends zu meistern, empfand er in solchem Grade Trockenheit, Entzündung und Spannung in seinem Halse, daß er den Kopf nicht mehr auf den Schultern drehen konnte, ohne gränzenlose Schmerzen ausstehen zu müssen. Andere Symptome traten hinzu, aus denen ihm erhellte, daß das Uebel in sein Blut übergegangen war, und dieser Gedanke, den er so oft als ein Zeichen von Schwäche von sich gestoßen hatte, stand nun klar vor seinen Augen; für einen Augenblick schien dadurch der Fieber-Irrsinn verdrängt; er fühlte Kraft, sich bis zu einer Nachtlampe zu bewegen, und bemerkte da auf seiner Brust die von der Krankheit gerötheten Flecken. Da erkannte er, daß es um ihn geschehen sey, und indem er sich schmerzlich gegen den Horizont wandte, der ihm Portugals Küste verbarg, rief er mit sterbender Stimme aus:

„Lebewohl, noch einmal lebewohl! Ich will vor Morgenroth erwachen, und Dich bis zum Abend erwarten.“

Es war, als hätten sich die Fasern in seinem Herzen zerrissen. Dann folgte ein düsteres Erstarren; ein ruhiger Moment, und der Kranke rief zum zweiten Male den Chirurgen, der sich vom Lager der übrigen Leidenden losriß, und sich ihm näherte.

„Wissen Sie, mein Herr, sprach Julius, sobald er ihn erblickte, wissen Sie endlich, welches Uebel uns erfaßt hat?“

Und indem er die Brust mit fürchterlicher Feierlichkeit des Ausdrucks enthüllte, fuhr er fort:

„Nun, mein Herr, ich will Sie belehren, es ist die Pest! Ja, die Pest, hören Sie, geben Sie auf den Kapitän Acht, zweifeln Sie aber noch, so will ich Ihnen bald einen weitern Leichnam zu Ihren Studien geben.“

„Ach, mein Freund, das wissen wir, und haben es von Anfang an gewußt; glauben Sie, daß ich, um die Wirkung des Fleisches zu hemmen, das die Portugiesen vergiftet haben sollen, so viel Tabak habe vertheilen lassen, damit durch den Rauch die Atmosphäre gereinigt werde, daß ich darum, so gut als möglich, die Kranken vom übrigen Theile der Mannschaft getrennt habe. Sagen Sie um Gottes willen nichts, das hieße die Leute entmuthigen — das wäre der Tod ...

„Stille, mein Freund! noch hoffe ich weitere Ansteckung verhindern zu können.“

Aber der Kranke vernahm die letzten Worte nicht mehr, denn er verfiel wieder in seinen Irrsinn, und seine Glieder bewegten sich convulsivisch, wie bei einem Anfalle von hitzigem Fieber. Der Chirurg flößte ihm einen beruhigenden Trank ein, und ließ ihn dann wie einen noch nicht völlig erkalteten Leichnam liegen, und unbekümmert um sich selbst, denn er glaubte sich gegen das Uebel gesichert, trat er zur Treppe, um in das Zwischendeck hinabzusteigen, als ihn plötzlich ein

Schwindel ergriff; seine Lebensgeister schienen zu erstarren; vom zerstörenden Miasma ergriffen, stürzte er todt nieder — und von diesem Augenblicke an hörte die Mannschaft auf, an eine Vorsicht zu glauben. Alle Schiffsleute, die sich auf dem Verdecke befanden, liefen in das Gemach des Kapitäns, aber dieser war auch leblos!

Jetzt wurde das Drama bei jeder Scene gräßlicher — es gibt keine Worte in des Menschen Sprache, um dieses Gemälde zu entwerfen. Wer eine gleich kalte und mächtige Einbildungskraft besitzt, der denke sich diese vom Himmel in ihrem schwimmenden Gefängniß verlassenen Unglücklichen, wie Einer auf dem Andern stirbt, wie sie die Glieder verdrehen gleich vertrocknenden Zweigen, wenn die Flamme den Stamm des Baumes verzehrt; dann wohne er den brüderlichen Leichenfeierlichkeiten, gehalten von Todeskämpfern, bei, die selbst von hülflosem Elende befallen sind; sehe, wie sie hinscheiden, ohne begraben, ohne in ein Leichentuch gehüllt zu werden, denn Jeder hatte für sich selbst zu viel zu dulden, um für das Begräbniß zu sorgen.

Julius mochte, so weit er es berechnen konnte, etwa fünf Tage nach dem Tode des Chirurgen aus seiner Lethargie oder vielmehr von dem bleiernen Schlafe, der dem Fieber-Delirium folgte, erwachen. Es war ihm, als trete er in eine Welt, die er seit langer Zeit verlassen hatte, und mehre Minuten gingen hin, ehe er sich wieder erkennen und unterscheiden konnte, wo er sich befand. Noch war er auf dem Verdecke, aber in eine Matratze gehüllt und auf eine Hängmatte gelagert. Man hatte in seiner Nähe ein Glas Wein und ein Stück gesalzenes Fleisch auf den Boden gestellt. Mit einem Zuge leerte er den Wein, aber den Geschmack des Fleisches konnte er nicht ertragen, denn es stand ohne Zweifel schon einige Tage unter der brennenden Sonne in der faulen Atmosphäre. Nach und nach sammelten sich seine Sinne wieder, aber nur um fürchterliche Dinge gewahr zu werden.

Die Sonne schoß senkrecht auf das Schiff, und schien die animalischen Stoffe zu zersetzen, um die Ansteckung zu absorbiren. Julius hatte sich nicht so bald versichert, daß er lebe, als er seine Stimme erhob und rief; dann hielt er den Athem zurück und horchte, um keinen Ton zu verlieren; aber kein Murmeln, nicht einmal ein Hauch drang zu ihm. Da hemmte ein nicht zu erklärendes Gefühl die Schläge seines Herzens und er verharrte einige Minuten in jener Unempfindlichkeit, wo sich weder der Umlauf des Blutes noch die Anwesenheit der Seele im Körper mehr kund geben. Endlich sammelte er, mittelst seines energischen Willens, die geistige Thätigkeit mit der physischen Kraft wieder und erhob sich auf dem Verdecke.

Aber großer Gott! welcher Anblick bot sich ihm dar, als er, den Mund aufgesperrt, die Augen neugierig aufgerissen, die Scene überschaute. Ueberall um ihn her Leichname in verschiedenen, schrecklich pittoresken Stellungen. Der Eine in Verzweiflung gestorben, hatte noch die Finger krampfhaft in die Haare gepreßt, der Andere, den ein schrecklicher Schmerz niedergeschmettert, zeigte zerbissene Lippen, eingebrochene Zähne, verdrehte Kinnladen, da und dort bezeichneten aus der Höhle getretene Augen, auf ruhigem Antlitz, einen schmerzlosen Tod nach fürchterlichem Kampfe. Man sah, daß der Tod wie ein Blitz getroffen

hatte, aber mit desto größerer Heftigkeit, je weniger die Armen Qualen ausstehen mußten, denn ihre Körper waren in wenigen Sekunden schon in Fäulniß übergegangen.

Der Glorieux, kaum noch das rüstigste Schiff, das man gegen den Feind senden konnte, der trefflichste Segler, schwamm jetzt auf der See, wie eine leere Tonne, wie ein vom Kontinent gestoßener Kirchhof, oder ein schlafender Wallfisch, den die Sonne dieser heißen Zone mit ihren betäubenden Strahlen in die Sieste wiegt.

Kein leichter Wind, keine Bewegung in der Luft, kein Segel am Horizont, und der Himmel, als wollte er die Hemisphäre nur begränzen, um die pestartigen Ausdünstungen des Schiffes in einen engeren Kreis einzuschließen.

Julius blieb erstarrt bei diesem Anblick — sein Herz hörte einen Augenblick auf zu schlagen; verzweiflungsvoll wandte er sich ab, um sein Gesicht in der Matte zu verbergen, von der er sich erhoben hatte, denn nach diesen Schreckens-Scenen bedurfte er der Ruhe. Zuerst fiel ihm das Gebet ein, später wollte er sich mit einem schrecklichen Entschlusse waffnen; dann schluckte er eine Dose Rhum hinab, die ihn unter anderen Umständen betrunken gemacht haben müßte, da gewann er die Kraft wieder, das Zwischendeck und den untern Raum zu besuchen, um zu sehen, ob er keinen Sterbenden mehr finden würde, dem er beistehen könnte, und endlich um allein in den Fluthen die Leichname seiner unglücklichen Gefährten zu begraben.

Ehe er gänzlich eindringen konnte, mußte er sich erst stufenweise an die verpestete Luft im Innern gewöhnen; auch fühlte er sich beängstigt, erschüttert bei dieser stummen Unbeweglichkeit der Todten, welche nur von Zeit zu Zeit durch das rauhe Knarren der von den Wellen hin und her gewendeten Mastbäume unterbrochen wurde. Julius kämpfte Angst und Eckel nieder und besuchte die langen Reihen der Hängematten; die einen waren leer, die andern unter ihrer ruhigen Last ausgespannt; denn es lebte nur noch ein Mensch am Bord des Schiffes.

Julius war entschlossen, die letzten Pflichten gegen seine Gefährten zu erfüllen; mit Selbstverläugnung ging er an das Werk. Als er den ersten aufheben wollte, fiel er auf die Last nieder, und erkannte die Nothwendigkeit, daß er erst Kräfte sammeln müßte, ehe er sein Todtengräberamt beginnen könnte. Aber wie selbst am Leben bleiben mitten unter diesen Körpern, welche in Stücke zerfielen?

Die Nacht senkte sich zum ersten Male auf das Meer herab, seitdem sich der Unglückliche allein in seinem schwimmenden Sarge befand, und nun überließ sich seine Einbildungskraft dem Strome ihrer Träumereien.

„Allein,“ sprach er zu sich selbst; „allein! Und sie nicht einmal bei mir? Gott sey gelobt, daß er sie nicht mit mir ziehen ließ! ... Und bedenke ich, daß ich vielleicht dreihundert Stunden zurücklegen müßte, um auf einen Menschen zu stoßen, und daß ich auf diesem Schiffe keine fünfzig Schritte thun kann, ohne zum Rande eines Abgrundes zu gelangen, und keinen einzigen Schritt, ohne auf einen Leichnam zu treten; bedenke ich, daß ein vorübersegelndes Schiff mich mit meinen Todten allein lassen würde, — aber am Ende darf ich es

selbst nicht wagen, zu stark zu athmen aus Angst, es könnte mich der Gifthauch berühren! . . . .“

Fürchterlich war diese erste Nacht für seinen nachdenkenden Geist, für sein vom Fieber zerrüttetes Gehirn. So oft ein schwefeliger Schein über diese glühende Seegegend hinzog, glaubte er, es stehe vom Zwischendecke und mitten aus der Dunkelheit einer von den Leichnamen auf, die er bewachte, und das Krachen der Masten kam ihm vor wie das Stöhnen eines Sterbenden, der mit brechender Stimme nach Wasser verlangt. Aber des Dichters phantastische Visionen wurden bald von den Reflexionen des Philosophen verdrängt — und doch war es gewiß erlaubt, in einer solchen Lage sich den Schrecknissen einer erschütterten Einbildungskraft hinzugeben. . . . .

Wie es bei Krankheiten dieser Art zu geschehen pflegt, so erhielt auch Julius bald seine Kräfte wieder, und schon am andern Morgen fühlte er sich stark genug, die Todten in's Meer zu werfen. Mehr als einmal sträubte sich sein Herz, die Kraft schwand, und er mußte sich setzen, um nicht ohnmächtig nieder zu sinken.

Die Sonne tauchte am Horizont hinab, als die letzte Leiche über Bord glitt und in den Wellen verschwand. Julius wollte seine Mission bis zum Ende vollführen; und da er die Sprache seiner unglücklichen Gefährten kannte, so neigte er sich auf die Stückpforte, eine Bibel in der Hand, und verlas die Psalmen der Todtenfeier in englischer Sprache nach dem Ritus der anglikanischen Kirche. Im Augenblicke, da er die letzten Worte sprach, versenkte die Sonne ihre ersterbenden Strahlen im Meere, das plötzlich von Nacht bedeckt ward, denn in diesen Gegenden gibt es keine Dämmerung.

„Schlaft, brave Gefährten,“ fügte Julius mit traurigem Nachdrucke bei, „schlaft, bis eine Stimme, mächtiger als die meinige, Euch erweckt, und das Meer dem Himmel seine Todten zurückgibt.“

Als er die letzten Worte gesprochen, und hinabblickte, sah er gräßliche Hayfische ihre Köpfe hervorstrecken, die da lauerten, ob es keine Beute mehr zu verschlingen gebe.

Mehre untere Segel waren noch eingebunden. Julius bedachte, daß es vernünftig sey, sie nachzulassen, ohne sie beizuholen; denn für ihn war es mehr werth, auf die Felsen einer unbekannten Küste geworfen zu werden, als in diesem schwimmenden Gefängnisse zu verharren. Er führte dieses Mannöver nicht ohne große Anstrengung aus, dann stieg er wieder auf das Verdeck herab.

Nun rief er mit aller Macht seiner Seele nach Irmas heiß geliebter Hand, daß sie ihm wenigstens den Schweiß von der Stirne wische; dann möchte er auch, der fast geneigt war, sich glücklich zu fühlen, sein Schiff mit ihr getheilt haben.

Hätte er ein Fahrzeug zu lenken gewußt, er hätte Tage und Nacht gearbeitet, um allein einen Theil der Mannövers einer ganzen Mannschaft auszuführen; doch er fühlte die Unmöglichkeit, diesen Gedanken in's Werk zu setzen und das drückte ihn nieder.

Am Abend überließ er sich mit unerklärlichem Entzücken seinen glühenden Betrachtungen; kam die Nacht, so legte er sich, in den Mantel gehüllt, auf dem Verdecke nieder, und wenn das leise Tosen

des sanften Wellenschlages an des jungen Mannes Ohr tönte, so verlor er sich wieder in schwankende Hoffnungen.

„Mein Gott! dachte er, noch in dieser Nacht vielleicht wird eine Woge das Verdeck dieses Schiffes waschen und seinen letzten Leichnam wegspühlen. Diese Nacht vielleicht noch wird der Sturm mich mit meinem Fahrzeuge an einen Felsen schleudern. . . . . Und hier habe ich doch keinen Engel, der für mich betet, mich liebt und beweint.“

Sanft entschlief er und träumte von Liebe. So verschwanden Tage und Wochen; Julius berechnete die Zeit nicht mehr; er betrachtete den Horizont, horchte aufmerksam auf das geringste Geräusch, beobachtete die Wimpel des Mittelmastes, überzählte seine Lebensmittel und sammelte Bilder und Gedanken — das war seine ganze Beschäftigung.

Endlich erhob sich der Wind wieder, aber plötzlich und mit solcher Heftigkeit, daß die Wellen grün auf ihrer Oberfläche wurden und sich mit Schaum bedeckten. Er lachte beim Gedanken an einen Sturm, und als die Nacht eintrat, schaute er lange hinaus auf die mehr und mehr stürmende See, und legte sich sofort, in seinen Mantel gehüllt, glücklicher, ruhiger als je auf dem Verdecke nieder.

Um Mitternacht nahm der Wind zu, und ward zum gräßlichen Sturme. Julius fühlte sich heftig hin und her gerollt. Er erhob sich und betrachtete mit freudigem Entzücken das böse Wetter.

„Welches Glück,“ rief er aus, „in vollen Zügen die frische Luft einzuschlürfen! Das Wehen der Winde in den Tauen zu vernehmen! Seine Blicke mit der Hoffnung vor sich hinschweifen zu lassen, bald Land und auf der Küste ein Weib zu sehen, das mich mit offenen Armen empfängt, oder gar einen Felsen, um meinen Kopf daran zu zerschellen.“ —

Armer Julius! Er wußte nicht, daß das Schiff, seit langer Zeit schlecht kalfatert, zwei Oeffnungen nahe am Kiel hatte, und daß beim raschen Laufe die Verstopfung herausgerissen worden war. Als er sah, wie sich der unterste Raum füllte, blickte er noch einmal zum Horizont und wiederholte sein Lebewohl, das jetzt der Wind forttrug. — — —

— Zwanzig Tage später erwachte Julius in einem glänzenden Gemach, die Fenster und Balkone gewährten die Aussicht auf einen herrlichen, von frischer Luft durchzogenen, von freundlicher Sonne beleuchteten, von Orangen und Citronen-Blüthen durchdufteten Garten.

Als er nach langem Irrsinn seine vom Fieber noch leuchtenden Augen aufschlug, da wischte ihm Irma's Hand den Schweiß von der Stirne.

Im Augenblicke, da der Glorieux von den Wellen verschlungen werden sollte, war Julius gerettet, und vom Kapitän einer holländischen Galliote nach Lissabon zurückgeführt worden.



Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Paris, 5. September.

Nach einer unverbürgten aus Genua eingelaufenen Nachricht soll Paganini dort an der Cholera gestorben seyn. Er hinterläßt sieben Millionen Franken, gerade so viel als Noten die Tonleiter zählt.

Kalisch, 22. August. *)

— Vorgestern, nach der Parade, nahmen Se. Kaiserl. Majestät die zwischen beiden Lagern im Prosna-Thale aufgestellten Kurden, Tscherkessen, Kosaken und Grusier in Augenschein. Diese etwa 1600 Pferde starke leichte Kavallerie führte mehre Bewegungen und Scheingefechte aus und bot dabei wohl das malerischste militärische Schauspiel, was Europa seit den Zeiten des Mittelalters sah. Man denke sich die bunte Farbenpracht von 800 Kurdischen Reitern, gemischt mit den reich gekleideten Kosaken und Grusiern, und zwischen ihnen die blitzenden silbernen Ritterhelme und Ketten-Panzerhemden von 50 Cirkassischen Fürsten, wovon jeder Einzelne durch Haltung, Waffen und Farben an den Ivanhoe erinnert, dabei ein heftiges Feuer aus Gewehren und Pistolen, oft von Allah- und Hurrahrufen übertönt, und man wird sich ein schwaches Bild dieses Momentes verschaffen. Und gewiß fehlte demselben das Gepräge des Krieges wenigstens in den Augenblicken nicht, wo 400 Kurden von jeder Seite gegen einander ansprengten und den Kampf um die bei Erzerum erworbene Fahne so ernst nahmen, daß 20 Generale und Adjutanten sich vergebens dazwischen warfen, und endlich der Monarch selbst — ihr Padischah — mit erhobenem drohenden Finger dazwischen sprengen mußte, um die im Handgemenge begriffenen Schaaren, die schon mehre Verwundete zählten, auseinander zu bringen und zu beruhigen. Diese Grenzbewohner sahen an diesem Tage zum ersten Male den Herrscher, der mehre Chans und Fürsten hervorrief und belobte. Selbst dem ruhigsten Beobachter muß die Begeisterung unvergeßlich bleiben, die aus den Augen dieser Glücklichen blitzte, und die sich über den ganzen Stamm verbreitete, als der Monarch, nur von 2 Adjutanten begleitet,

*) Es kann nicht unsere Absicht seyn, in solchen Berichten mit den politischen Blättern an Schnelligkeit zu wetteifern; das „Lager in Kalisch“ hat aber eine solche europäische Bedeutung, daß wir uns nicht enthalten konnen, pittoreske Schilderungen aus seinem Umkreise in die Chronik der Europa aufzunehmen. Wir werden in Kurzem einen colorirten Plan des Lagers und eine Manöverscene unsern Lesern überreichen. D. R.

an ihrer Spitze mehre Attacken selbst führte. Gestern (am 21sten) war große Parade über das gesammte Rüdigersche Corps und die bereits eingetroffene Garde-Kavallerie. Nachdem der Monarch, in dessen zahlreicher und glänzender Umgebung sich der Herzog von Nassau und der Prinz Friedrich der Niederlande befand, unter unausgesetztem, kaum zu beruhigenden Hurrahrufen der Truppen die 5 aufgestellten Linien passirt war, präsentirten dieselben nach eigenem Kommando des Kaisers das Gewehr, und dieser wandte sich zu dem Fürsten, seinem siegreichen Feldherrn, und umarmte ihn in der Mitte seines Heeres und unter dem lauten Jubel desselben.

Berlin, 25. August.

— Das Fest des Stralower Fischzugs wurde gestern von dem schönsten Wetter begünstigt. Schon früh hatte demnach eine ziemliche Volkszahl sich draußen versammelt, die sich jedoch, wie immer, am Nachmittage noch ansehnlich vermehrte. Das bunt belebte Stralow, Treptow, und besonders die hier recht breite Spree mit vielen Gondeln und Kähnen darauf, gewährten, vom heitersten Glanze der Abendsonne beleuchtet, ein höchst anziehendes Bild. Die einbrechende Dunkelheit führte indessen einen großen Theil der Menge nach der Stadt zurück, indem hier vielfach angekündigte Garten-Concerte, Illuminationen, Tanzvergnügungen und ähnliche Lustbarkeiten ihre anziehende Kraft ausübten. Rüstige Fußgänger eilten, um das große Feuerwerk nicht zu versäumen, von Treptow nach Tivoli, das wegen der hier angekündigten Belustigungen ebenfalls schon am Nachmittage ziemlich zahlreich besucht war. Sacklaufen, Fahnenschwenken, Rutschbahnen, Glücksbuden aller Art, unterhielten hier, bei dem Schalle verschiedener Musikchöre, die Gäste, bis endlich mit den ersten Schwärmern und Raketen der Gipfel der Festlichkeiten begann: in brillantestem Feuer erschien allegorisch der Stralower Fischzug selbst mit seinem Emblem, dem großen Krebse, und mit noch andern sinnbildlichen Darstellungen, wobei unter anderem auch Flasche und Glas nicht fehlten. So gewann denn das ganze Feuerwerk den jubelnden Beifall der Menge, die sich erst am späten Abend von den Höhen des Kreuzberges nach der Stadt zurück begab.

Literarische Uebersichten.

NEUES JAHRBUCH für die BÜHNE,
von
Freiherrn von *Biedenfeld*.
Erster Jahrgang mit sieben Kostum-Bildern.
Weimar bei *B. F. Voigt*.

Das neue Jahrbuch enthält größtentheils nur alte Stücke ganz verschiedener Art, die auch meist alle schon hie und da dargestellt wurden, ohne sich einer besondern Auszeichnung zu erfreuen. Das erste ist Franzisca von Rimini, nach Silvio Pellico's bekanntem Trauerspiel. Die Uebersetzung ist ziemlich ungenirt. Stellen wie

»So ist's denn wahr! Sie liebt, liebt ihn!
Und heuchelte den Haß! — Nein, nein, die Hölle
Gab den Gedanken mir! — Doch Er — Ja, ja!
Er bleibe hier.« — —

sind nicht eben sehr rühmenswerth, und auch für den lebhaftesten Vortrag zu beschwingt. — Das zweite Stück ist Dame Kobold, nach Calderon. Auch hier hat der spanische Wohlklang der poetischen Verse einer bequemen deutschen Knittelmanier weichen müssen. Wir glauben, daß sie den Schauspielern bequemer seyn wird, und daß sie deßhalb der Verfasser wählte, weil er die deutschen Schauspieler und ihre Schwächen genugsam kennt. Drittens: die Grafen von Walmor. Der Verfasser nennt achtzehn Bühnen, auf welchen dieses Stück gegeben wurde; er läßt München aus, wo ich es aufführen sah. Es ist ein Stück ohne eigentlich poetischen Werth, aber mit guten Theatercoups durchwebt, die jedoch jetzt, nach fünfzehn Jahren seiner ersten Erscheinung, so ziemlich verbraucht sind. Hierauf folgen viertens und fünftens: das Fest der Künstler, Vaudeville, und Vetter Wunderlich, Lustspiel nach dem Französischen. Die Bürgschaft, eine Oper nach Schillers Ballade, bildet Nummer sechs. Der Gedanke, Schmuckstellen aus lyrischen Gedichten Schillers dem Texte zu verweben, scheint mir nicht glücklich, da die Magerkeit desselben zu sehr dagegen absticht. Lindpaintner hat die Mühe übernommen, diese Oper zu komponiren. Sie wurde einmal in Stuttgart aufgeführt. Der Hahn und seine Hennen, ein Schwank nach dem Italienischen, macht den Beschluß.

Die Lithographien wären besser weggeblieben, da sie in künstlerischer Hinsicht gar keinen Werth haben und auch dem Schauspieler nicht eben geschmackvolle Kostüms veranschaulichen.

DICHTUNGEN von BYRON.
Aus dem Englischen von *Gustav Pfitzer*.
Stuttgart, *S. G. Liesching*.

— Wir haben uns bis jetzt mit schlechten Versuchen Byron'scher Uebersetzungen tüchtig abquälen müssen. Die besten Nachbildungen hat Heine in einigen Fragmenten geliefert; das wäre freilich der Dichter für einen deutschen Byron. Gustav Pfitzer, obgleich als Dichter nicht Byron geistesverwandt zu nennen, hat hier jedoch das englische Vorbild mit großer Sprachkenntniß und gewandter Versbildung wieder gegeben. Es ist jedenfalls eine dankeswerthe Spende. Die Ausstattung des Buchs ist so schön, wie Alles, was aus diesem Verlage hervorgeht.

PAUL de KOCK'S ausgewählte belletristische SCHRIFTEN,
übersetzt von *F. Riedel.*
Potsdam, bei *Ferdinand Riegel.*

— Die zwei ersten Bände dieser Uebersetzung liegen vor uns: Betrogene Liebe, erster und zweiter Theil. Herr Rellstab sagt in einer Vorrede einige bescheidene Worte, um seine Vorrede zu entschuldigen. Er setzt voraus, daß die meisten deutschen Romanleser Paul de Kock eben so wenig kennen, als er noch vor Kurzem nach seinem eigenen Geständniß. Dem ist aber nicht so; Paul de Kock ist dem größten Theil des deutschen Publikums lang bekannt; viele seiner Erzählungen sind längst übersetzt erschienen. Man könnte ihn viel eher verjährt nennen, wie er denn auch in Frankreich selbst wenig Anerkennung mehr findet. Seine frivolen Geschichtchen, seine übermäßige Schwatzhaftigkeit, das Theatralische, nicht Dramatische, seiner Situationen, die ganz französischen Sitten, die er schildert, Alles dieses wird ihm bei dem größern deutschen Lesepublikum keinen großen Preis gewinnen.

VICTOR HUGO'S SÄMMTLICHE WERKE.
Dritter und vierter Band.
Frankfurt, bei *J. D. Sauerländer.*

— Diese Bände enthalten den zweiten Theil von Han von Island, übersetzt von Adrian. Der letzte Tag eines Verurtheilten, übersetzt von W. Wagner; Mirabeau von August Lewald; Voltaire, Walter Scott, de la Menais, Lord Byron von Beurmann. Das Unternehmen scheint guten Fortgang zu haben; Uebersetzer und Verleger sind flink dahinter her. Der französische Dichter selbst hat seine Approbation ertheilt, wie der Phönix triumphirend berichtete, und wird nächstens selbst nach Deutschland kommen, um sich bei uns zu bedanken.

Vollständiges Wörterbuch
der
MYTHOLOGIE ALLER NATIONEN,
von Dr. *W. Vollmer.*
Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung.

— Wir haben drei Lieferungen dieses Werkes in Händen, das mit großem Fleiße zusammengestellt wird. Die Ausstattung ist schön; es fehlt nicht an guten Umrissen. Wir werden nach dem Erscheinen des ganzen Werkes eine umständliche Anzeige davon zu machen nicht verfehlen.

Wichtige Nachricht.

Die Gräfin von Bradi in Paris theilt unter obigem Titel Folgendes mit:

Es gibt Theorien, die Lachen erregen, deren Anwendung aber zum Weinen auffordert. Man erzählte vor einiger Zeit, daß sich eine Gesellschaft von Großrichtern der Sitten gebildet hatte: junge Leute, die von einem heiligen Abscheu gegen das Laster des Ehebruchs erfüllt, solche Frauen im Gesichte verletzen wollten, um sie so der öffentlichen Kunde Preis zu geben, und sie zu zwingen, der Welt zu entsagen. Diese Ritter der Tugend waren in allen Klassen der Gesellschaft verbreitet, und wollten Alles, was sie besaßen, an Geist und Annehmlichkeit des Körpers, dazu anwenden, Frauen zu verführen, um, wenn sie dahin gelangt wären, durch ein sichtbares Zeichen das Verbrechen und die Strafe der Schuldigen aller Welt zu verrathen. Thoren erklärten diese Association für ein Meisterstück des menschlichen Geistes in der Moral, und begriffen nicht, daß das Gute nie aus dem Schlechten hervorgehen könne, und daß die Verderbtheit nur Fäulniß gebäre. Wie können einige Männer sich das Recht anmaßen, selbst schuldig zu werden, um dann Richter und Henker zu seyn? Die Zahl der Großrichter ist jedoch gewachsen durch die Vereinigung mit den Francs-Chanceux, welche den Plan der Erstern ergänzten, indem sie von ihren Geliebten Treue begehrten, wie man sie bis jetzt nur von einer Frau zu begehren pflegte.

Schon wurden einer Frau die Haare abgeschnitten; eine andere erhielt am Kinn eine leichte, aber sehr sichtbare Wunde. Es ist daher nöthig, die Frauen zu warnen, daß sie mehr als je in der Wahl der Männer schwierig seyen, die sie zu ihrem Umgange wählen; denn es genügt nicht bloß, züchtig zu seyn, um sich gegen Beleidigungen zu schützen, sondern man muß zugleich klug und mißtrauisch seyn, da die vollkommenste Unschuld nicht im Stande ist, gegen Bosheit zu bewahren. Jedes Jahrhundert hat seine Verkehrtheit. Es war lächerlich, für die Schönheit der Frauen eine Lanze zu brechen, aber es ist schändlich, von der Anbetung zur Verachtung, von der Liebe zum Hasse überzugehen. Die Frauen sind weder besser noch schlechter wie vormals, aber es ist gewiß, daß eine Tendenz, ihnen zu schaden, obwaltet. Die Piqueurs haben sich gegen sie bewaffnet; Frauen, die etwas verbrochen haben, werden von den Gerichtshöfen mehr bestraft, als Männer, und auch dieses neue Verbrechen, das sich mitten in einer civilisirten Hauptstadt zum Nachtheil der Frauen organisirt, erregt so wenig Furcht und Schrecken, daß es sich nothwendiger Weise vermehren muß. Die republikanischen Ideen sind den Frauen wenig günstig, wie man sagt, und man behauptet noch überdies, daß diejenigen, welche die Livree dieses Systems tragen, wie z. B. einen Bart u. s. w. am meisten zu den Gefährlichen gehören. Die Frauen sollen wissen, daß nur der Wunsch, Effekt zu machen, die Republikaner leitet; man erscheint wild, um für

Etwas zu gelten; sicher ist es, daß Freiheit und E..chheit unbezweifelt jede Art von Gewaltthat gegen die Frauen hervorrufen werden. Der Geist des Jahrhunderts ist nicht für die Frauen, und obgleich sie dieses wissen, sind sie dennoch gezwungen, ihn anzuerkennen, wie es mit allen Dingen ist, die unabhängig von unserem Willen sind.

Die Enthüllung des Daseyns dieser geheimen Verbindungen werden vielleicht einige Frauen abhalten können, die Huldigungen von Männern anzunehmen, die sie theils der Höflichkeit, theils einer tiefen Leidenschaft zuschreiben. Sie mögen wissen, daß Verachtung, Abneigung, Rache heut zu Tage Liebesrollen übernehmen, und daß es sich um nichts Kleineres handelt, als seine Haare zu verlieren, eine Narbe im Gesichte davon zu tragen, oder seinen guten Namen einzubüßen. Selbst der Pairshof würde diesen Schaden nicht wieder gut machen können. Die Frauen können dem nichts entgegen setzen, als Wachsamkeit und ein beharrliches Mißtrauen.

Theater.

Stuttgart, 8. Sept. 1833.

* Am 29. vor. Mon. ist unsere Bühne, die oberste Potenz unseres öffentlichen Lebens wieder eröffnet worden. Zwei Monate mußte man sich mit der schönen Landschaft und einiger Musik vor den Thoren begnügen. Am Ende verliert jedoch dieses Lagerleben seine Reize, wenn die bei uns ungewöhnlich drückende Hitze aufgehört hat, und man sehnt sich gewaltig nach den Freuden, die die Bühne bietet — nach den einzigen artistischen Genüssen von einer gewissen Ausdehnung in unserer Stadt. — Wie man doch über alle albernen Vorurtheile sich in unserer Zeit erhoben hat — der Teufel öffnete die Thür; ob darum nicht im vorigen Jahrhundert das Anathem über das ganze kommende Theater-Jahr ausgesprochen worden wäre? Robert der Teufel war die erste Vorstellung zum Vortheil eines jetzt zu gründenden, höchst zweckmäßigen Instituts, eines Pensionsfonds der Bühnen-Mitglieder, wie ein solcher für die Orchester-Mitglieder längst besteht. Man war nicht wenig überrascht vom schlagenden Lichte beim Eintritt; sonst war der Saal ein unentweihtes Mysterium; jetzt strömt von einem geschmackvollen Kronleuchter Tageshelle auf das Publikum. Eben so erfreut sich die Bühne der klarsten Beleuchtung. Ein neuer, einfacher Vorhang ersetzt die neun Musen, die von ihrer Göttlichkeit im Aeußern keine Spur mehr aufzuweisen hatten. Karyatiden und Gitterwerke an den Logenbrüstungen schimmern in frischer Vergoldung, und eine geschmackvolle Draperie von blauem, goldgesticktem Sammet ziert die königliche Loge. Die schöne Ausstattung der Meyerbeer'schen Oper bildet jetzt keinen herben Contrast mehr mit dem Saale. — Die zweite Vorstellung waren Raupach's Royalisten. — Dann folgte Taglioni's Jocko. Was die Kräfte einer erst seit vier Jahren gegründeten Balletschule zu leisten vermochten, ist geschehen, nur scheinen die Zöglinge in dem letzten Jahre mehr auf einer Stufe stehen zu bleiben. Zum Fortschreiten fehlen jetzt tüchtige Muster — dazu ist es aber die höchste Zeit; aus Kindern werden nun Leute. — Templer und Jüdin war die dritte Vorstellung. — An Kaiser Friedrichs Tod, (den 6ten gegeben), ist eine große Scene gestrichen worden, die der Aebtissin und des Cardinals, und in der That mit Recht, denn abgesehen von den Invectiven gegen das Pabstthum, liegt in dieser kahlen Herausstellung von Intriguen, die sich auf obscöne Verhältnisse stützen, eine Beleidigung gegen den reineren Sinn, der beim Publikum vorausgesetzt werden muß. — Richards Wanderleben bilde den Schluß der heutigen

Relation. Man sieht daraus, daß wir dem guten Alten treu geblieben sind; wir wollen jedoch nicht verhehlen, daß wir für Neues dankbarer gewesen wären. Hätte man nicht die letzten vierzehn Tage vor Eröffnung der Bühne zum Einstudiren einer größern Neuigkeit benutzen können? Man antwortet: „es waren so viele der bedeutendsten Mitglieder abwesend.“— Ja, die hätten aber zur rechten Zeit wieder hier seyn können! —

—Paris. Ein Zauberstab scheint das kleine Vaudeville-Theater plötzlich berührt zu haben. Die Pariser behaupten, daß die Verwandlung so groß sey, als wenn der bekannte Deputirte Sauzet seinen so oft bespöttelten alten Frack mit dem Costum Aladdins vertauscht hätte. Nichts in Tausend und einer Nacht soll jetzt reicher und phantastischer seyn, wie dieses Theater. Auf einem rothen Grunde zeichnen sich goldene Arabesken in tausendfacher Weise. Der Vorhang ist ein Meisterstück von Reichthum und Geschmack, der Plafond ein Wunder von Eleganz. Der orientalische Lustre ist mit Kugeln von Opalen geziert, von denen lange rothe Flaggen herabwehen, wie sie die mohamedanischen Standarten schmücken. Es ist ein paschalischer Lustre, ein Lustre von zehn Roßschweifen. Piis und Barré, welche das Vaudeville 1792 stifteten, und Desaugiers, welcher es 1817 restaurirte, würden jetzt ihr Theater nicht wieder erkennen.

Nun hätte man aber auch glauben sollen, daß das Eröffnungsstück in Persien oder in der Türkei spielen würde; das bleibt aber für ein anderes Mal; für jetzt mußten die Zuschauer mit zwei alten Bekanntschaften fürlieb nehmen *).

*) C'est partout comme chez nous.

— Herr Duponchel, der neue Director der großen Oper in Paris, wird seine Direction mit der großen Oper von Meyerbeer beginnen, die so eben einstudirt wird. Der Componist hat eine Verstärkung des Chors gefordert und die Direction hat sogleich diesem Gesuche willfahrt.

Aus der Gesellschaft.

Die jungen Prinzen von Frankreich reisen in diesem Augenblick zu ihrer Bildung. Der Herzog von Nemours ist bereits in London angekommen. Den 2. September ist der Herzog von Joinville ebenfalls nach England abgereist. Das erste Fest, welches dem Herzog von Nemours gegeben wurde, war ein Pferderennen zu Epsom; in Portsmouth wird dem Herzog von Joinville das glänzende Schauspiel eines Yachtrennens gegeben werden.

— Kürzlich wollte eine Gesellschaft auf einem Kahn, den ein junger Mensch regierte, die Seine hinunter nach Paris fahren. Ein starker Wind erhob sich plötzlich, und warf den Kahn um. Alle fielen in's Wasser. Das Dampfschiff, welches gerade vorüber fuhr, zog sie zwar wieder heraus, doch kehrte in Einigen kein Leben mehr zurück. Den größten Antheil erregte die Gattin des auch in Deutschland viel bekannten Schriftstellers St. Marc-Girardin, welche mit ihrer Schwester das Leben verlor. Diese war im vorigen Jahre so unglücklich, ihren Bräutigam in dem Augenblick durch einen Schuß zu verlieren, als er in der Uniform eines Nationalgardisten sich zum Maire verfügen wollte, um die Civilheirath zu vollziehen.

— Ein großes Fest wird in den ersten Tagen dieses Monats zu London

statt finden. Dies ist das Yorksfest, welches acht Tage dauert und im italienischen Theater gegeben werden soll.

Vermischtes.

Experimente mit dem neuen Taucherboot.

Am 24. August fand in der Bucht von St. Ouen der Versuch mit dem Taucherboot des Ingenieurs Villeroy statt. Dieses Boot, womit man unter dem Wasser fährt, hat die Gestalt eines Fisches. Der Schweif und die Flossen sind ein Mechanismus, es zu regiren. Es scheint, daß nach einer eigenthümlichen Berechnung das Wegwerfen des Ballasts den Erfinder in den Stand setzt, schnell und beliebig unterzutauchen. Das Boot machte verschiedene Mannöver auf der Oberfläche der Bucht, und verschwand mehre Male unter dem Wasser. Zwei Matrosen und Herr Villeroy waren über zwei Stunden darin eingeschlossen. Auch ein Fremder, der Graf von Liancourt, der für einige Augenblicke den einen Matrosen ersetzte, fand den Aufenthalt in dieser sonderbaren Maschine nicht im Geringsten unbequem. Viele ausgezeichnete Personen, unter Andern der Contreadmiral Bergeret, und der englische Admiral Sydney-Smith, waren dabei zugegen.

— Von Tieck erscheint dies Jahr kein Novellen-Almanach; der Dichter ist nicht fertig geworden. — Dagegen verlautet, daß er jetzt wirklich wieder an dem Aufruhr der Cevennen arbeite, und einige Bogen seinem Verleger Reimer übersandt habe.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Die Pendants zu den bereits erschienenen Ungarischen Magnaten im großen Ornate.
2) Eine Romanze: Die Jahreszeiten.

Rüge und Bitte.

Herr Adolf Bäuerle, Redacteur des Wiener Original(!)blatts für Theater, beginnt in seiner Nummer 173 den Nachdruck eines Artikels aus der „Europa," von dem sich seine Leser noch viele Fortsetzungen versprechen können. So speis't der Mann sich und seine Leser wohl einen Monat lang auf die leichteste und wohlfeilste Art von der Welt. Als seine Quelle gibt er nun aber die „Hamburger Lesefrüchte" des Herrn Doctor Pappe an, ein Blatt, das, wie schon sein Name besagt, nur aus einer Zusammenstellung des Pikantesten und Interessantesten der neuern Literatur besteht, und nie Originalaufsätze enthält. Wie man sieht, ist dieß keine Quelle für ein sogenanntes Originalblatt.

Um nun Herrn Bäuerle nicht mehr in den Fall zu bringen, uns in den Kreis seiner unfreiwilligen Mitarbeiter zu ziehen, wie er schon so oft gethan, ersuchen wir Herrn Doctor Pappe, so wie alle Redactionen, welche uns die Ehre erzeigen, unsere Artikel aufzunehmen, den Beisatz: „Aus der Europa" nicht zu unterlassen. Diese kleine Genugthuung darf ein so junges Journal, wie das Unsere, von seinen ältern Kollegen wohl mit Recht in Anspruch nehmen.

Die Redaction der Europa.

Herausgegeben von August Lewald.



rings im Feld die Lust er.....wacht, Die

rings im Feld die Lust er.....wacht, Die

iano

arre
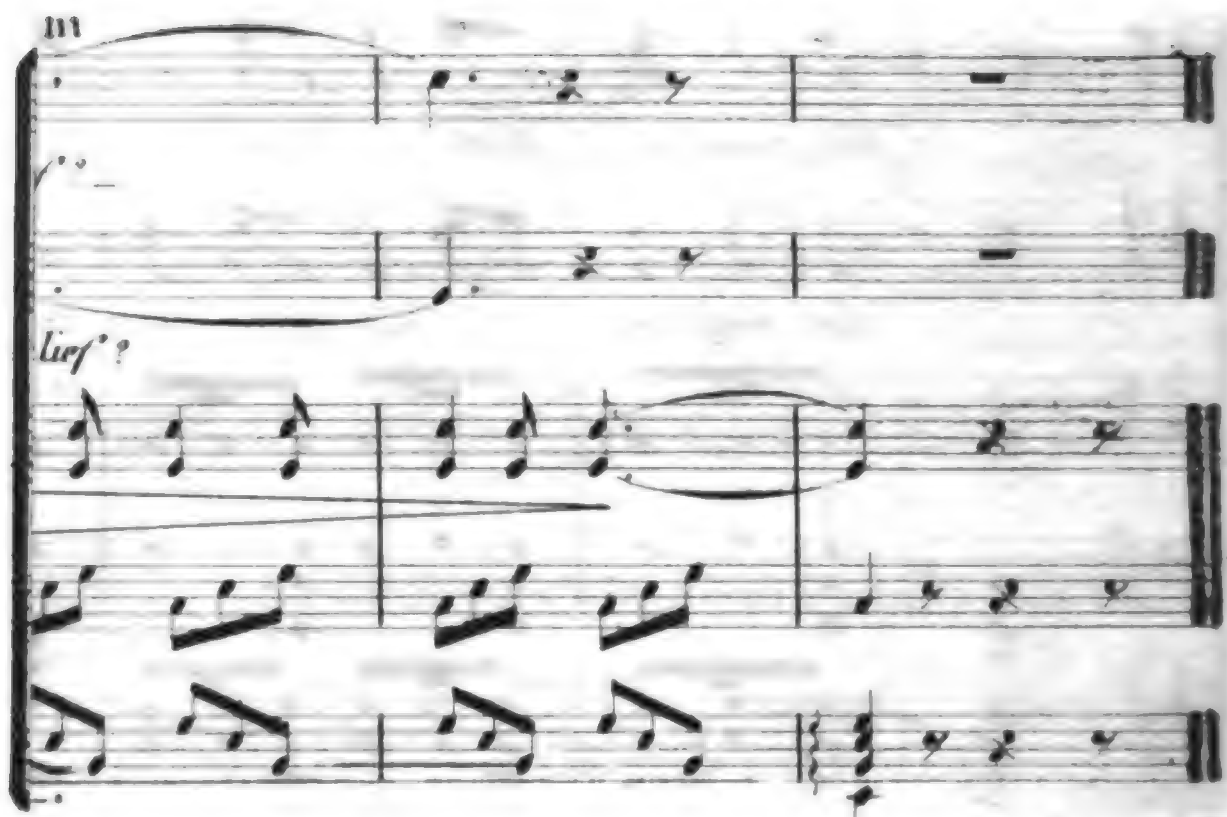
ld sich wie..gen, Die Bie...nen nach den Blü...ten

ld sich wie..gen, Die Bie..n

lest du dan im Her..zen tief: Fühlest du

Fühlest du dañ im Her..zen tief.

re:



2.

y sich wieder neigt,
n Wiesen steigt,
lich sind zu sehen,
dem Winde wehen;
was das Herz dir will;
an und schweigest still.'

Chronologische Uebersicht

der Monate

Juli und August 1835.

Von Dr. C. A. Mebold.

Dem Beobachter der politischen Lage der Zeit wird das Geschäft dadurch erleichtert, daß sich Alles in großen Massen gruppirt. Scheinbar verwirrt in den einzelnen Erscheinungen zerfällt das Ganze in bestimmte Kategorien, erkennbar an Farbe, Prinzip, System. Tugenden und Laster, Irrthümer und Leidenschaften, Vernunft und Thorheit, sofern sie in die weiteren Kreise des Lebens heraustreten, sind nur Modifikationen gewisser Willensrichtungen, die nicht den Individuen, sondern der Gattung angehören. Charaktergröße übt noch immer ihren moralischen, Macht ihren materiellen, Ehrgeiz seinen verführerischen Einfluß aus. Aber es gibt allgemeine Gesetze der Anziehung und Abstoßung, durch welche Jedem die Bahn vorgezeichnet wird, die er einschlägt. Einige sind bescheidene oder ungeduldige Zuschauer, Andere ergreifen keck die Initiative, geben die Losung. Gleichgültig ist Keiner und Alle sind für sich allein Nichts, es ist die Meinung, in der sie ihre Schwäche finden oder ihre Kraft.

Einst war es anders. So lange die öffentlichen Angelegenheiten als Privatsache der Kabinette behandelt werden konnten, hing gar Viel von Persönlichkeiten ab, selbst von kleinlichen Launen und Intriken, und man darf nur in die Chronik eines altfranzösischen, eines altspanischen, ja fast jedes Hofes einen Blick thun, um zu wissen, daß die beste Politik nicht selten die war, wie sie eben in den Kram eines Günstlings oder für das Bedürfniß des Augenblicks paßte! Wie willkürlich und rücksichtlos wurde arrondirt, zerstückelt, Seelen vertheilt, Marksteine verrückt? Welche elende Kriege wurden geführt, um eine Eitelkeit zu befriedigen, eine Empfindlichkeit zu rächen, um eine Nebenlinie zu versorgen? Wie leichtsinnig wurde an das Recht des Stärkeren appellirt?

Mit dieser sogenannten Gleichgewichtspolitik, wo man die Völker bloß als Zahlen behandelte, die man da wegnahm, dort zulegte, ist

es vorbei. Noch spielen dynastische Familieninteressen ihre Rolle, aber es liegt den Fürsten daran, daß der Unterthan glaube, daß es auch seine Interessen seyen. Noch sind sie mit Soldaten gerüstet, aber sie gebrauchen sie am liebsten nur zum Glanz ihrer Hofhaltungen, zur Sicherung des Friedens. Sonst mochten ihnen zuweilen kühne Volksmänner Mäßigung predigen, jetzt hören sie nicht auf, dieselbe den Völkern zu empfehlen.

Woher diese Veränderung? Sie ist eine Frucht vom Baume der Erkenntniß, ein Schluß aus der Verwerfung des Satzes: „der Staat bin ich!“ Der Ruf nach Freiheit hat als Echo den Ruf nach Ordnung und Erhaltung erzeugt. In diesen zwei Gegensätzen bewegt sich die Welt. Glücklich das Land, welchem diese beiden Schutzgöttinnen der Gesellschaft gleich hold sind!

Denn warum müßten sie feindlich seyn? Warum sollte man sie nicht in einem Tempel verehren können? Bis jetzt waren nur Wenige so glücklich ihren gemeinsamen Dienst zu errichten.

In argwöhnischer drohender Stellung haben ihre Anhänger die entgegengesetzten Feldzeichen aufgepflanzt. Es sind kampffertige Parteien, von denen keine den ersten Schlag zu führen wagt. Indessen suchen sie einander zu schrecken, einzuschüchtern, über ihre Absichten zu täuschen. Durch militärische und diplomatische Kongresse sprechen die Einen, durch die Presse oder von der Tribüne die Andern. Wo die Presse frei ist, da ist der Kampf offen, wo sie halbfrei ist, da ist er versteckt, wo sie unterdrückt ist, gährt es im Stillen. Das Urtheil der Völker ist es, an das sich beide Theile wenden. „Sammelt Euch zu uns, sagen die Erstern, überlaßt uns diese Welthändel, wir fechten sie für Euch aus. Folgt unserm Rathe, unsrer Klugheit. Wir verbürgen Euch die Ruhe, deren Ihr bedürft, damit Ihr Eurem Gewerbe nachgehen könnt, reich und glücklich werdet. Trauet den Andern nicht: sie schmeicheln Euch mit Gütern, die Nichts sind als ein glänzender Irrwisch. Ehe Ihr daran denkt, steckt Ihr in einem Sumpf von Anarchie und Blut.“

Rußland und England sind die Chorführer in diesem Wettstreit. Um sie schaart sich der Rest, wie die Planeten um die Sonne.

Da ist das Reich des Czaars. Alles ist hier kolossal, riesenhaft, Menschen und Dinge — die Gränzen, die sich vom Eismeer an den Eufrat, und von den japanischen Gewässern tief nach Europa herein erstrecken bis auf den acht Schuh hohen Flügelmann und den Generalmarsch mit tausend Trommeln. Dieses Weltreich hat sich vor Allen berufen erklärt, über die alte Weltordnung zu wachen, bei deren Aufrechthaltung es am meisten betheiligt ist. Es hat an seinen westlichen Marken die Legionen seiner benarbten Krieger aufgestellt. Es warnt.

Ihm zur Seite sind die beiden mächtigen Staaten Preußen und Oestreich. Frühere Nebenbuhlerschaften sind vergessen: sie stehen vereint durch die Gefahr der Revolution und durch den Entschluß, sie um jeden Preis zu bekämpfen. Im übrigen Deutschland, dem sonst so geistig bewegten, ist eine Umwandlung vorgegangen. Ist sie wirklich oder erkünstelt? Es ist still, kaum gibt es hin und wieder ein leises Wort des Beifalls oder des Mißfallens von sich. Es scheint außer Schule und Studierstube nur noch für die materiellen Interessen Sinn zu haben.

Geht man seitwärts nach Norden, so trifft man die Königreiche Dänemark, Schweden und Norwegen. Sie gehören zu denjenigen, die am wenigsten von sich reden machen. Wenn es wahr ist, daß man so am glücklichsten sey, so sind sie es. Als Rußland noch keine europäische Macht, und Polen eine Nation war, hatten sie eine auswärtige politische Bedeutung, ihre Freundschaft war gesucht. Die letzten Kriege haben ihnen Wunden geschlagen, von denen sie sich langsam erholen. Künftig bleibt Neutralität, Verbesserung im Innern ihre Aufgabe. In Dänemark zeigt sich ein bemerkbarer Fortschritt. Schweden ist durch einen Kronprätendenten im Schach gehalten. Der Prinz Wasa ist nach Kalisch eingeladen.

Weiter gegen Westen zu sind Holland und Belgien. Ihre Unfähigkeit, sich aus ihren Wirren selbstständig herauszuhelfen, liegt am Tage. War das vereinigte Königreich der Niederlande eine erzwungene Schöpfung der Diplomatie, so ist ihre getrennte Konstituirung mitten zwischen übermächtigen Nachbarn, mit schwankenden Gränzen der Sprache und der Sitte, noch unhaltbarer. Sie erwarten von fremder Entscheidung den letzten Spruch. Sie scheinen bestimmt, der erste Schauplatz zu seyn, auf dem der Streit zwischen Intervention und Nicht-Intervention praktisch gelöst werden soll. Werden sie der doppelten Attraktionskraft von Deutschland und Frankreich widerstehen?

Gleichsam hinter der Scene liegen Italien, Griechenland, die Türkei.

In Italien, wo der individuelle Mensch so ausgebildet, so geistreich ist, ist das Volk, das zweimal eine schimmernde Vergangenheit gehabt hat, in kläglicher Versunkenheit. Es hat seinen männlichen Charakter verloren, nicht einmal das ideale Gebiet der Kunst kann es mehr sein Eigenthum nennen, daß es ihm ein Ersatz wäre für die Wirklichkeit. Wie in seinem vulkanischen Boden, so zuckt es auch in den Gemüthern stets, aber meist ist es nur Rauch, den der kreisende Berg ausspeit. Verschwörungen, Verurtheilungen zu Galeeren und Carcere duro sind noch nicht ganz außer der Tagesordnung. In Rom

seufzt man über die Leiden der Kirche, bereitet man verblichenen Herrlichkeiten ehrenvolle Herberge. Allenthalben flieht man vor der Cholera.

Griechenland, das durch die Theilnahme Europa's gerettete Griechenland, kann sich zu dem baierischen Zuschnitt nicht recht bequemen. Der junge König scheint die aus Unkenntniß oder Geringschätzung der Nationaleigenthümlichkeit begangenen Fehler gut machen zu wollen. An belehrenden Erfahrungen fehlt es nicht.

Kehrt Ihr Euch dem aufgehenden Osten zu, so kommt Ihr zu einem Volke, dessen Tagesgestirn untergegangen ist. Die Türkei — einst zitterte das Abendland vor ihren Heeren, wenn die Tataren mit den Befehlen des kaiserlichen Steigbügels zu den Waffen eilten, wenn die Fahne des Propheten entfaltet wurde, bestiegen die Ritter der Christenheit ihre Schlachtrosse, die Betglocken erschallten durch Städte und Dörfer. Diese stolzen Muselmänner — was ist aus ihnen geworden? Noch prangt der Halbmond auf der Sophienkirche, aber die Janitscharen, abwechselnd der Schrecken der Feinde und ihres Gebieters, sind nicht mehr — der „Sohn der Sklavin“ hat sie von der Erde vertilgt, der gefürchtete Turban ist in das Fes verwandelt, das Niemand fürchtet. Mahmud ist kein Peter der Große, die Türken sind keine Russen. Peter war selbstthätiger, die Russen unterwürfiger, er hatte keine aufrührerischen Vasallen zu bekämpfen, kein übermächtiges Reich zum Nachbar: so war eine Verjüngung des Staats möglich. Eine unermeßliche Kluft des religiösen Vorurtheils trennt den Muselmann von einer Reform, die den christlichen Institutionen nachgebildet ist. Der Sultan hätte diese Schwierigkeiten vielleicht überwunden, wenn er mit den neugedrillten Bataillonen statt auf die Parade, in den Streit gezogen wäre. Er hätte die Türken nicht bloß in modische Röcke stecken, sondern ihnen die Lust der Bildung durch den Reiz des Beispiels einflößen müssen. Das ging über seinen Charakter, über seine Serailserziehung, und um diese zu vervollkommnen ließen ihm die Umstände keine Zeit. Jetzt ist das Reich ein Wrack, von dem Stück um Stück abfällt, um steuerlos auf den Wellen zu treiben. Umsonst wandern türkische Gesandte von Hof zu Hof — Gesandte Desjenigen, dessen Vorfahren sich weiland nur herabzulassen die Miene gaben, wenn sie die Botschafter der „Christenhunde“ als Bittende am „goldenen Thor der Glückseligkeit“ empfingen. Die Saat des Despotismus ist reif, aber der Barbar an den Ufern des Nils, der die Künste der Aufklärung nur zu einem Fluch für die Völker macht, die sein Arm erreicht, wird die Ernte nicht einthun. Ein unaufhaltsames Geschick treibt Europa den Ländern zu, die bisher nicht ihre Macht, sondern nur der Neid und die Eifersucht vor der Unterjochung bewahrt hat.

Das Unglück wird für sie so groß nicht seyn. Auch die brittische Herrschaft in Indien war für die dortigen Völker kein Unglück, denn sie befreite sie von der vielköpfigen Tyrannei der Radschahs. Der Menschenwerth wird steigen. Europa, dem aus Westasien im Christenthum die edelsten Blüthen der Bildung aufgekeimt sind, wird seine Schuld bezahlen und dahin die Segnungen des Rechts und der Freiheit tragen. Wo man es als einen hohen Akt der Gerechtigkeit bewundern, die Hoffnung einer bessern Zukunft daraus schöpfen kann, wenn ein Despot den habsüchtigen Minister eines Vorgängers, um sich der Schätze desselben zu bemächtigen, einmauern läßt, wird jede europäische Regierungsform zum Bessern führen. Schon spähen die russischen Adler von den Höhen des Kaukasus und Ararat herab, schon weht die englische Flagge auf dem Orontes. Es wird eine gewaltige Katastrophe geben bei der Theilung, in der leicht Griechenland mit in den Strudel gerissen werden könnte.

Doch die Kämpfe der Gegenwart sind im Westen.

In Frankreich hat ein schauerliches Verbrechen auf einmal die politische Bewegung hinter das Jahr 1830 zurückgedrängt. Der alte Feuerheerd der Revolution ist mit Asche überdeckt, aber die Glut ist nicht erstickt. Die „Proprietärs“ haben gesiegt, aber die „Proletarier“ sind Millionen. Der Terrorismus eines Faktums, eines Gesetzes kann die umgestürzten gesellschaftlichen Grundlagen nicht aufbauen. Freiheit und Gleichheit sind in den Sitten, aber nicht in der Verfassung. Und wo ist Bürgertugend?

Ihr schreitet über die Pyrenäen. Ihr kommt in ein Land, wo seit Jahrhunderten die Kirche den Staat verschlang. Ihr lasset den Prätendenten mit den Basken und Navarresen, die im Namen des Absolutismus ihre demokratischen Vorrechte verfechten. Ihr lasset die Haufen der hingewürgten Schlachtopfer und gehet weiter. Nun welch ein Schauspiel! Bewaffnete Bürger führen Gefangene — es sind Mönche —, die schönsten Gebäude — es sind Klöster — stehen in Flammen. Ihr seht die „Erben des Blutes Riego's *)“ Todtenfeier halten. Schreckliche Nemesis! Die die Verfolger waren, sind jetzt die Verfolgten, die Henker werden gehenkt. In Madrid ist eine Königin, sie ermahnt, droht, aber Niemand hört sie. Sie preis't das Glück des Estatuto Real, aber Niemand glaubt daran. Spanien will sich die Freiheit selbst oktroyren. Sie schleudert Dekrete, aber ihre Dekrete sind ohne Nachdruck. Sie hat keine Soldaten, um sie vollziehen zu lassen. Die Provinzen regieren sich selbst. Sie rathschlagt mit

*) Los herederos de la sangre de Riego.

ihren Ministern, wie sie den Sturm beschwöre. Wenn ihr nicht die Tuilerien Hülfe senden, so wird sie bald mit Muñoz allein seyn. Spanien handelte unter dem Einfluß des französischen Kabinets: dieses schickte einen Ableger von seinem Juste-Milieu nach Madrid. Darum beliebte man nirgend eine durchgreifende Maßregel. Man ließ den Carlismus sich organisiren, zögerte mit der Zurückberufung der Verbannten, der Entschädigung der Staatsgüterkäufer, der Entwaffnung der ehemaligen königlichen Freiwilligen, die so viel Unheil gestiftet hatten, man wollte nicht an die Wehrhaftmachung der Nationalgarden, an deren Namen man sich sogar stieß, nicht an die Entfesselung der Presse, nicht an die Aufhebung der Klöster, die doch das Arsenal der Gegenrevolution waren. Alles that man mit halbem Herzen und halber Hand. Was man wollte, war der alte Despotismus mit einer liberalen Uebertünchung, eine Verbesserung der Verwaltung durch französische Centralisation, also just zu dem bisherigen Despotismus eine Zugabe, durch die Spanien, ohne mit staatsbürgerlichen Garantien entschädigt zu werden, nur vollends verlieren sollte, was von dem ihm so theuren, so eingelebten Municipalwesen, seinem guten alten Rechte, noch übrig war. Das gute alte Recht, ganz und unversehrt, war seiner Zeit so gut als eine Constitution von Cadix. Können die Leute von der historischen Schule die Spanier tadeln, daß sie das Estatuto real nicht mögen, das ihnen nicht einmal wiedergibt, was sie bereits hatten?

Portugal, mit Spanien in ähnlicher Lage, vermied diese Krisis, weil Don Pedro nicht lavirte wie Christine, weil er einen Silva Carvalho zum Freund hatte, und beide gerad und offen auf das Ziel losgingen, namentlich weil hier eher englischer als orleanistischer Einfluß herrschte. Dieß machte den Unterschied, daß man gegen die Entwicklungen des Prinzips, zu dem man sich bekannte, weniger Mißtrauen hegte, weniger auf die Mummerei der Accommodation, der Fiktionen hielt. Ludwig Philipp scheut überall die Rückwirkung der Freiheit auf Frankreich; England ist nicht in gleichem Fall!

England! Bewunderungswürdiges Land, wo das Volk die Gesetze achtet und die Gesetze die Freiheit! Da ist die mächtigste Aristokratie von Europa, aber ihre edelsten Söhne stehen in den Reihen der Bürger. Da ist ein König, dessen Minister erklären, der schönste Schmuck seiner Krone sey die Würde der Nation. England benützt jetzt den Frieden, um seinen Haushalt zu ordnen. Während siegreicher Kriege, während unermeßlicher Kolonisationen in allen Theilen der Welt konnten sich im Innern Mißbräuche erhalten, die im grellsten Kontraste waren mit den weisen Elementen seiner Verfassung. Diese

Schäden sollen geheilt, die Mißvergnügten versöhnt werden. Das Mutterland jener Staaten, die sich die freiesten unter Gottes Sonne rühmen, ist es ihnen mit einem Gesetz der Humanität zuvorgekommen, das sie früher oder später zum Muster nehmen müssen. Es hat 20 Millionen Pfd. St. zum Opfer gebracht, damit die brittische Erde nicht mehr durch Sklaverei geschändet wird. England hat in seinem großen Werke der Wiedergeburt seit fünf Jahren Riesenschritte gemacht. Ist es dann stark in sich, so wird es bald wieder gerüstet nach außen seyn. Es wird ein westliches Panier entgegenheben dem östlichen, es wird seinen Dreizack schwingen, und ein Kampf wird sich erneuen, wie zwischen Rom und Carthago!

---

1. Juli. — Das Heer der Königin von Spanien entsetzt unter General La Hera die seit dem 13. Juni belagerte Stadt Bilbao. Graf Mirasol leistete mit 2,000 Mann Linientruppen und 3,000 Urbanos tapfern Widerstand, obgleich in der karlistischen Proklamation aus Begonna der Besatzung und den Einwohnern gedroht war, sie über die Klinge springen zu lassen und die Stadt in Brand zu stecken, wenn sie sich nicht augenblicklich entschlößen, mit Don Karlos glücklich zu seyn. Wäre Don Karlos erst Meister einiger Städte und befestigten Plätze, so vermuthet man, daß einige Höfe nicht säumen würden, ihm durch eine faktische Anerkennung aufzuhelfen. Die Wahrheit kam hier zu Tage, daß die Sache des Prätendenten nur bei dem Landvolke, keineswegs aber auch bei den städtischen Bevölkerungen populär ist. Einen unersetzlichen Verlust erlitten die Karlisten durch die Verwundung ihres Feldherrn Zumala-Carreguy, der am 15ten einen Schuß in den Schenkel erhielt und am 25ten in Cegama, nach der Amputation, am Starrkrampf starb. Die Engländer schreiben sich die Ehre zu, auf dem Dampfboot, das den Fluß Ybaizabal bis zwei englische Meilen unterhalb Bilbao hinauffuhr, den verhängnißvollen Schuß auf Zumala-Carreguy gethan zu haben.

In Deutschland beschäftigen sich alle Zeitungskorrespondenten mit dem Manöver bei Kalisch. Aus Berlin meldet man zarte Aufmerksamkeiten, welche besser als das Zusammenmanövriren der Truppen (weil die einfachere preußische Sitte sich doch gegenüber dem russischen Prunk etwas beengt fühlen muß) die innigen Familienverhältnisse des russischen und preußischen Hofes beurkunden. Wie früher, bei der Reise des Kronprinzen und seiner Gemahlin nach Petersburg, die dort eingerichtete Wohnung ganz der glich, welche dieselben im Schlosse zu Berlin inne haben, so wird auch der Palast Sr. Majestät des Königs

und der Fürstin von Liegnitz im kleinern Maaßstabe und mit all den Möbeln ausgestattet wie in Berlin. Nicht allein wird die gewöhnliche Wache, wie sie in Berlin vor der königlichen Residenz steht, auch in Kalisch aufgestellt seyn, sondern es wird auch der Portier, eigens von Berlin geholt, beim Eintritt des Königs seinen Dienst verrichten. Eben so wird in dem Vorzimmer dasselbe Personal, wie in Berlin, Dienst thun. Man versichert, daß Seine Majestät der Kaiser Nikolaus diese Idee mit einem besondern Interesse ergriffen, und persönlich über deren genaue Ausführung zu wachen sich vorbehalten habe, der Ueberraschung sich freuend, da der König von Preußen hievon wohl Nichts ahne. Wenn nur die Zeitungen nicht so geschwätzig wären!

In Frankreich wird mit Verwendung des Heeres zu öffentlichen Arbeiten ein glücklicher Versuch gemacht. Es gilt die Anlegung einer strategischen Straße von Nantes nach Leroux. Die Soldaten, auf der ganzen Strecke in Haufen von 10 bis 12 Mann vertheilt, zeigen den größten Eifer. Der reine Verdienst jedes Arbeiters belief sich im Durchschnitt auf 1 Franken 84 Centimes.

In Konstantinopel baut der Sultan ein Dampfschiff. Zu dem Ende sind den christlichen Kaufleuten Baukosten-Beiträge, je nach ihrem Vermögen, bis zu 10,000 Piastern abgefordert worden. Man will diese willkürlichen Erpressungen mit dem öffentlich ausgesprochenen Geiste der Reform nicht recht in Einklang finden.

Der öffentliche Verkauf der National- und Kirchengüter beginnt in Lissabon mit den in der Hauptstadt gelegenen Häusern. Eine Menge Kauflustiger hatte sich eingefunden und die Anbote überstiegen die amtlichen Schätzungen im Durchschnitt um 100 Prct. Der amtliche Anschlag des Nationaleigenthums betrug 204 Millionen Gulden.

2. Juli. — Die badische Abgeordnetenkammer entscheidet sich mit 40 gegen 22 Stimmen für den Anschluß des Großherzogthums an den großen deutschen Zollverein. Dieses Ereigniß wird, besonders in den Gränzorten Würtembergs und Badens, vielfach gefeiert.

Das erste Bataillon der auf 10,000 Mann berechneten brittischen Legion geht von der Dogsinsel in der Themse nach Spanien unter Segel.

In mehren Theilen Irelands herrscht große Hungersnoth, so daß viele Menschen, um ihr Leben zu fristen, Nichts haben als Seegras und Schalthiere. Die Regierung läßt Kartoffeln aufkaufen.

3. Juli. — In Amsterdam Volksauflauf bei Gelegenheit des von der Steuerbehörde verfügten öffentlichen Verkaufs von Auspfändungsgegenständen, zu Deckung rückständiger Abgaben. Das Gebäude,

worin die Versteigerung Statt hat, wird in Brand gesteckt, königliche Beamte werden mißhandelt und ihnen die Fenster eingeworfen und anderer Unfug verübt. Die Militärgewalt muß einschreiten. Die Holländer gestehen, daß der Pöbel bei ihnen für falsche Vorspiegelungen und Verführung eben so empfänglich sey, als in andern Ländern.

Der Herzog Franz von Modena langt zu einer Zusammenkunft mit seinen Brüdern, den Erzherzogen Maximilian und Ferdinand, in Wien an. Wie man vermuthet will der Erzherzog Maximilian, der als Erbe seiner Mutter Beatrice, der lezten Prinzessin von Este und seines Oheims, des lezten Kurfürsten von Cöln, eines der reichsten Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses ist, aber als Deutschmeister im Falle seines Ablebens nicht testiren darf, mit dem Haupte seines Hauses, dem Herzoge von Modena, Verfügungen treffen, wodurch sein Vermögen, das sonst dem deutschen Orden zufiele, der Familie gesichert werden soll. Da der Erzherzog Ferdinand gleichfalls ohne Succession ist, so würde auch dessen Besitz an den Sprößling des Herzogs von Modena kommen, der sonach der reichste Erbe dieses Seitenzweigs des Erzhauses und vielleicht aller fürstlichen Geschlechter Europa's würde.

Der Dichter Bulwer legt im Parlament eine von 6,000 freien Einwohnern in Neu-Süd-Wallis unterzeichnete Eingabe vor, worin um Gewährung eines Gesetzgebungsraths für diese Kolonie gebeten wird, die 60,000 Einwohner zählt, mit einem öffentlichen jährlichen Einkommen von 135,000 Pf. Sterl., das der Gouverneur verwaltet, ohne daß den Steuerzahlenden eine Kontrolle zusteht. Die Minister erklären sich bereit, die Institutionen des Mutterlandes auch auf diese Kolonie auszudehnen, so weit es die Umstände bei einer so gemischten Bevölkerung erlauben. Auch in Vandiemensland hat man denselben Wunsch. Diese Kolonie wird aber sich noch gedulden müssen, obwohl sie schnelle Fortschritte macht. Der freien Einwohner zählt man 18,000, der Sträflinge über 12,000. Die Ausfuhr, die sich im Jahr 1824 auf 14,500 Pf. St. belief, stieg im Jahr 1834 auf mehr als 200,000 Pf. St., die Einfuhr überstieg 300,000 Pf. St., die Einkünfte der Insel 90,000 Pf. St. England hat seit 48 Jahren 7 Millionen Pf. St. auf seine australische Kolonien verwendet, aber sich dadurch einer Masse Verbrecher entledigt, welche die englischen Gefängnisse über 12 Millionen gekostet hätten. Es hat ihnen oder wenigstens ihren Kindern die Möglichkeit der Besserung bereitet, die sie auf den Tretmühlen oder Pontons nicht finden konnten, und es hat für sich einen Welttheil gewonnen, der ohne die gezwungene Arbeit der Sträflinge keine

Aussicht auf Kolonisation darbot, jetzt aber schon über 1,000,000 Pf. St. englische Waare jährlich consumirt.

Graf Durham wird zum bevollmächtigten Gesandten in Rußland ernannt, der stolzeste, der radikalste unter den Lords zum Repräsentanten eines liberalen Ministeriums bei dem stolzesten absolutistischesten Hof! Er reist über Konstantinopel nach Petersburg, wahrscheinlich um dem Sultan und dem Czaar zu sagen, was die Spazierfahrten der englischen Geschwader vor den Dardanellen zu bedeuten haben. Sir Henry Ellis geht als Gesandter nach Persien. Auch dieses Land wird in London scharf in's Auge gefaßt. Rußlands Fortschritte über Persien gegen den Indus, und über Konstantinopel zur Herrschaft über Kleinasien, den griechischen Archipel und den Handel des mittelländischen Meeres aufzuhalten ist die Aufgabe der englischen Politik. Graf Durham wird daher vornehmlich zwei Forderungen zu erreichen suchen: 1) Verminderung der russischen Flotte im schwarzen Meer, weil sonst England auch zu außerordentlichen Anstrengungen im mittelländischen Meere gezwungen ist; 2) dieselben Berechtigungen in der Türkei, welche der russische Hof für sich stipulirt hat. Gegen den früher zum Gesandten ernannten Sir Stratford Canning hatte der Kaiser protestirt, nicht, wie die Times behauptet, weil er ihn für einen Liberalen hielt, sondern weil er kein Lord war, weil er von einer Schauspielerfamilie abstammt.

Die Franzosen kommen, von Abdel-Kader am Fluß Mackdah geschlagen, in traurigem Zustand nach Oran zurück, nachdem sie unter General Trezel am 26. Juni in's Feld gerückt waren. An demselben Tage war ein hitziges Gefecht, wo es viele Todte und Verwundete gab. Das Haupttreffen war am zweitfolgenden Tag. Seit Mitternacht hatten die Araber das französische Lager umschwärmt, weßwegen Alles unter den Waffen bleiben mußte. Da die Kolonnen, sehr in die Länge gezogen, um die Verwundeten zu schützen und von Tirailleurs und Artillerie gedeckt, sich in Marsch setzten, so zündeten jene die Hecken und Getraidefelder an, und nöthigten sie, sich dem Flusse zu nähern, dessen Umgebungen sumpfig waren. Nun Verlust einiger Pulverwägen, Eindringen des Feindes in die nicht mehr geschlossenen Reihen, Losstürzen auf die Gefangenen, denen die Köpfe abgeschnitten werden. Das Geschrei der leztern, der Anblick der furchtbaren Metzelei machen einen panischen Schrecken in den Reihen einiger Kompagnien, der sich fortpflanzt, vollkommene Unordnung und eilige Flucht herbeiführt. Fast alle Fuhrwerke, die Wägen mit den Geräthschaften für das Geniewesen, die Zelte, Geschütze, Flinten und Tornister werden im Stich gelassen. Die Franzosen schätzen ihre Einbuße

auf 500 Mann Todte und Verwundete. Das grenzenlose Zutrauen der Regierung von Algier hatte dem ehrgeizigen Häuptling selbst die Mittel zum Angriff verschafft. Abdel hatte durch einen von dem General Desmichel mit ihm abgeschlossenen Vertrag den Titel eines Emirs, das Monopol des Handels in der Provinz Oran, eine unbestrittene Autorität im ganzen Land erhalten, selbst französische Truppen, die ihm andere Stämme unterwerfen halfen. Er soll Dey'splane im Schild führen und mit Marocco in Verbindung stehen.

In Dänemark sucht die Gesellschaft für den richtigen Gebrauch der Preßfreiheit, die 1385 Mitglieder enthält, anregend auf das beginnende konstitutionelle Leben zu wirken. Die öffentlichen Angelegenheiten werden kräftig besprochen, die liberalen Blätter erfreuen sich einer steigenden Theilnahme. Die Gesellschaft hat an dem dänischen Volksblatt ein eigenes Organ. Sie hat vier Preisaufgaben gestellt, betreffend das Zunftwesen und die Gewerbefreiheit, die Nahrungslosigkeit und die Mittel zur Abhülfe, eine historische Darstellung der dänischen Reformation und ein gutes geschichtliches Lehrbuch für den Bauernstand.

4. Juli. — Don Luis Fernandez de Cordova übernimmt den Oberbefehl des christinischen Heers. Da er jung und unternehmend ist, so hofft man, er werde glücklicher seyn als Sarsfield, Rodil, Mina, Valdes, und wie seine Vorgänger alle heißen. Er war zur Zeit Don Miguels Gesandter in Portugal. Er schien mit dem Usurpator in gutem Vernehmen zu seyn, und auch mit Don Karlos, so lang dieser sich daselbst aufhielt. Die Karlisten stehen jetzt unter Moreno, berüchtigten Andenkens durch seinen Verrath an Torrijos.

Die Königin von Spanien unterzeichnet das Dekret zur Einziehung der Güter des Jesuitenordens zum Besten der öffentlichen Schuld. Die ordinirten Mitglieder bekommen eine tägliche Pension von 25 Sous, die nicht ordinirten 15 Sous. Man hat berechnet, daß, wenn das Ordensvermögen unter die in Spanien ansäßigen etwa 200 Mitglieder gleichmäßig vertheilt würde, auf jedes eine Rente von mehren 100,000 Realen fiele.

5. Juli. — Der Moniteur zeigt den Uebertritt der Fremden-Legion in die Dienste Ihrer katholischen Majestät an. Sie nimmt ihre Waffen und Equipirung mit, und soll auf französischen Schiffen an die katalonische Gränze gebracht werden. Auch wird bekannt gemacht, daß zwischen der französischen und der brittischen Regierung Maßregeln verabredet seyen, um sowohl an den südlichen und östlichen, als an den westlichen und nördlichen Küsten eine Anzahl Kreuzer — Linienschiffe, Fregatten und Briggs — dergestalt zu vertheilen,

daß sie sich auf allen Punkten leicht vereinigen, und die Nichtintervention mit Nachdruck handhaben können. Diese Hülfesendungen soll man nicht Intervention, sondern Cooperation nennen. Martinez de la Rosa glaubte mit dieser Unterscheidung alle Anstände glücklich gehoben zu haben. Doch auch die Cooperation oder indirekte Intervention will den nordischen Mächten nicht gefallen.

Unruhen in Saragossa. Das Volk (die unteren Klassen, die als so bigott verschrieen sind) fängt an, Klöster aufzuheben, und damit sie desto sicherer aufgehoben bleiben, so unterzeichnet es die Säkularisationsakte mit Feuerschrift. Hier vorläufig bei sieben. Auch wurde der Ruf vernommen: „Es lebe die Constitution von 1812."

In Toulon, wo die Cholera seit dem 18ten oder 19ten vor. Monats herrscht, macht sie unglaubliche Fortschritte. Täglich sterben gegen 50 Personen. Alles flüchtet sich; die Tischler können nicht genug Särge liefern. Diese Stadt von 30,000 Einwohnern ist wie verödet. Auch hier hat unter dem Volk der fast in allen Städten Europa's, die die Cholera heimsuchte, verbreitete Glaube Wurzel gefaßt, die Lebensmittel und die Brunnen seyen vergiftet. Nicht selten sahen sich fremde Aerzte, die wohlwollend ihre Dienste boten, als vermeintliche Giftmischer, Mißhandlungen ausgesetzt.

6. Juli. — Auf dem ungarischen Reichstag ist die Redefreiheit Gegenstand eifriger Debatten. „Graf Stephan Szecheny, schreibt man, unter unsern Magnaten der Einzige, der, wie es scheint, sein eigenes Interesse, das ein erhaltendes Prinzip fordert, mißkennt, sprach heute über die Sache Besseleniy's (des bekannten Hauptes der siebenbürgischen Opposition) bei der Magnatentafel sehr feurig. Allein seine Rede machte keinen Eindruck. Se. kaiserl. Hoheit der Erzherzog Palatinus entkräftete durch den Zauber einer lateinischen Rede die Ansichten des übrigens geistreichen Sprechers."

Nach Berichten aus Kalisch wird bei der Unterbringung der Truppen auf die Preußen ganz besonders Rücksicht genommen. In der Stadt ist Alles, was nur thunlich, veranstaltet, um die sämmtlichen hohen Herrschaften, so wie die Generalität und andere Gäste gut zu versorgen. Wahrhaft kaiserlich ist die Freigebigkeit, welche Nikolaus verschwendet, um dieses welthistorische Schauspiel im höchsten Glanze erscheinen zu lassen. Die Stadt Kalisch wird wie eine Braut geschmückt, und der Gewinn, den sie bei dieser Gelegenheit macht, ist nicht zu berechnen. Daß es schon jetzt von Fremden aller Art wimmelt, kann man sich denken. Europa und Asien werden hier gleichsam vereinigt seyn. Die zu versammelnde Streitmacht wird zu 80,000 Mann angegeben. Man behauptet, das russische Heer werde in Polen

überwintern, aus dem Grunde: 1) um den Landwirthen einen guten Absatz für ihre gesegnete Ernte zu verschaffen; 2) um die Soldaten, die von Petersburg 95 Tage auf dem Marsch waren, ausruhen zu lassen; 3) damit die Armee als Stütze des Friedens wirke.

In Bern wird die Tagsatzung eröffnet. Man klagt über Bitterkeit und Leidenschaftlichkeit, die einzelne Stände gegen einander äußern. Basel — Landschaft erklärt, keinen Auftrag zu haben zu dem üblichen eidgenossenschaftlichen Gruß. Luzern tadelt den Vorort, daß er den Ausdruck Staatenbund und nicht Bundesstaat brauche. Am Genfer See religiöse Wirren. Katholiken zerstören protestantische Bethäuser und mißhandeln protestantische Pfarrer. Ein Theil der waadländischen unter methodistischem Einfluß stehenden Geistlichkeit weis't Genfs Einladung zum Reformationsjubiläum zurück, weil die Genfer die rein kalvinistische Lehre nicht mehr hätten. Auch sonst ist viel kirchliche Gährung. Die katholische Geistlichkeit fürchtet die Aufhebung der Klöster und arbeitet daher überall der Bewegungspartei entgegen. Um so kecker von der andern Seite die Schmähungen über Aberglauben und Intoleranz, und nach derber Schweizermanier hat eine Zürcher Zeitung sich jüngst nicht entblödet, den päbstlichen Nuntius einen Spitzbuben zu nennen. Von der Regierung von Luzern und St. Gallen wird die Konferenz in Baden veranstaltet, die Errichtung eines schweizerischen Erzbisthums besprochen und Artikel entworfen, wodurch das Verhältniß der Kirche zum Staat und die Gränzen der geistlichen Gewalt näher bestimmt werden sollen. Dagegen hat die Nuntiatur ein apostolisches Umlaufschreiben unter dem Volk verbreitet. Nur das Jesuiten-Collegium in Freiburg ist in gedeihlichem Flor: es kann die Zöglinge bei weitem nicht alle fassen, die sich melden.

7. Juli. — In Paris Gerüchte von einer entdeckten Verschwörung. Der König, heißt es, habe auf der Straße von Neully ermordet werden sollen. Man spricht von Verhaftungen, bezeichnet aber keine Personen. Nur sollen die Urheber dießmal keine Pariser, sondern Leute aus den Provinzen seyn.

Die Prinzessin von Beira, Schwägerin des Don Karlos, trifft auf der Reise aus England nach Rom mit den drei Söhnen des Prätendenten und einem Gefolge von 40 Personen, worunter der Bischof von Leon mit 11 Geistlichen sich befindet, auf einem Dampfschiff in Mainz ein, und wird von dem Platzkommandanten feierlich empfangen. Oestreichische und preußische Militärmusik spielt vor ihrem Gasthof bis Mitternacht. An Geld soll es den hohen Verbannten nicht fehlen: es wird versichert, daß die Prinzessin mit 1,200,000 fl. accre-

ditirt sey. In der Nähe von Turin ist ein Lustschloß für sie in Bereitschaft gesetzt. Die Reise der Prinzessin soll vorzüglich den Zweck haben, die Kontinentalmächte für ihren Schwager zu interessiren, wie ihrem Verweilen in England ein ähnlicher Zweck bei der dortigen Regierung, und noch mehr die Absicht, bei den Tories zu intrikiren, unterlegt wurde. Von Turin aus aber, wird gerühmt, sey am meisten für ihn geschehen — mit Rath, Geld, Kriegseffekten, Offizieren habe man nicht gegeizt; der dortige Hof habe sich fast über Gebühr angestrengt.

8. Juli. — Nach dem Journal de Smyrne ist Koletti, während der Regentschaft der einflußreichste griechische Minister, zum Gesandten in Paris, und Schmalz, der die Truppen des Freiheitskampfes auflöste und verabschiedete, zum Kriegs- und Marine-Minister ernannt worden. Das Defizit in den griechischen Finanzen beträgt für das Jahr 1834 9,300,000 Drachmen. Dasselbe Blatt schreibt die Schuld der Zögerung in den Gränzberichtigungen des neuen Staates der Apathie der Räthe des Königs Otto zu, die den Gesandten Zographos oft Monate lang ohne Instruktion lassen; daher es auch komme, daß es diesem nicht gelingen wolle, den Rechten seiner Landsleute in der Türkei Anerkennung zu verschaffen. Die Kanzlei des Fürsten von Samos zeichne jeden Tag neue Schützlinge ein, und sey so mit Arbeiten überhäuft, daß sie die Zahl ihrer Beamten täglich vermehre. Dagegen wird aus Athen gemeldet, daß man stündlich die Nachricht erwarte, daß die Anstände bei Auszahlung der dritten Serie der Anleihe gehoben, und alsdann die Finanzbedürfnisse Griechenlands auf eine Reihe von sieben Jahren gesichert seyen. Nach Ablauf dieser Periode aber werde das Land nicht allein seine Bedürfnisse aus eigenen Mitteln bestreiten können, sondern auch mit Abtragung seiner Schulden einen Anfang machen. Der dermalige Kriegsminister wird besonders gelobt, daß er die endlosen Schreibereien abschaffe, und zum Beweis, wie weit dieser Unfug ging, wird ein Fall angeführt, wo ein Gemeindevorsteher dritthalb im Staatsdienst verausgabte Drachmen zurückzufordern hatte, und durch Hin- und Herschreiben zwischen Eparchen, Nomarchen, Ministerium und König, Kopien, Reinschriften, Uebersetzungen, Couverten ꝛc. ungerechnet, 25 bis 30 Bogen verbraucht wurden.

9. Juli. — In der englischen und französischen Presse großer Lärm über den Traktat von Chunkiar-Iskelessi vom 26. Juni (8. Juli) 1833. Dieser Vertrag hat seinen Namen von dem Platz auf der asiatischen Küste, Konstantinopel gegenüber, wo das von der bedrängten Pforte gegen Ibrahim Bassa nach der Schlacht von Kiutahia

herbeigerufene russische Hülfscorps vom 5. April bis zum 10. Juli 1833 lagerte. Er enthält ein Schutz- und Trutzbündniß beider Mächte, in einem geheimen Artikel erläßt aber Rußland der Pforte die Gegenseitigkeit des materiellen Beistandes, und fordert dafür, daß sie jedem fremden Kriegsschiff die Meerenge der Dardanellen schließe. Hat sich hierdurch die Türkei zu Rußland in das untergeordnete Verhältniß eines Schützlings begeben, so glauben sich Frankreich und England in sofern durch diesen Vertrag beeinträchtigt, als sie Kraft früherer Verträge die Rechte der begünstigtsten Nationen genossen, während durch den gegenwärtigen die freie Fahrt durch die Dardanellen ihnen verwehrt und nur den Russen zugestanden wird. Die französische Regierung hatte dem Reisenden Texier zu Fortsetzung seiner archäologischen Forschungen längs der Küsten des schwarzen Meeres die Kriegssloop Mesanger zur Verfügung gestellt. Admiral Roussin hatte sonach die Pforte um einen Ferman zu Ermächtigung dieser Expedition gebeten, von Seiten des Reis-Effendi jedoch zur Antwort bekommen, daß der Traktat von Chunkiar-Iskelessi jedem andern Kriegsschiff als den russischen die Fahrt nach dem schwarzen Meer untersage. Lord Ponsonby war in seinem Gesuch um einen Ferman für Sir Henry Ellis nicht glücklicher. Die Schwierigkeit wird umgangen, aber nicht gelöst, indem die englische Regierung das Staatsdampfboot Pluto, das diesen Gesandten mit seinem Gefolge an Bord nimmt, aus einem Kriegsschiff in eine Yacht verwandeln läßt. Bei Lord Durham scheint Rußland der Schwierigkeit vorbeugen zu wollen, denn es hat ihm ein russisches Kriegsschiff angeboten. Aber die Frage bleibt: Werden Großbrittanien und Frankreich es zugeben, daß Rußland das schwarze Meer zu einem russischen Binnensee erklärt, sie mit ihren Kriegsschiffen auch vom Handel daselbst ausschließt? Werden sie die Dardanellen in den Händen einer andern Macht als der Türkei dulden? „Montesquieu," sagt das Journal des Debats, das eine dem Lord Ponsonby zugeschriebene Broschüre: England, Frankreich, Rußland und die Türkei, mit langen Commentaren über Rußlands Vergrößerungssucht begleitet, „Montesquieu hat die Türken als eine Nation definirt, dazu geschaffen, die stärkste Stellung in Europa unnütz besetzt zu halten. Die Dardanellen waren durch sie amortisirt. Rußland athmet durch die Dardanellen nach Süden; ohne sie ist ihm das schwarze Meer nur ein Sack ohne Oeffnung. Wenn es sie aber hat, so bedroht es Deutschland, Italien, Frankreich, und ist durch die Dardanellen selbst unangreifbar."

10. Juli. — Zwischen Großbrittanien und Spanien ist ein neuer Vertrag wegen wirksamerer Unterdrückung des Sklavenhandels

abgeschlossen worden. Dieser Vertrag stipulirt auch die Wegnahme solcher Schiffe, auf denen man keine Sklaven findet, die aber zum Sklaventransport eingerichtet sind. Sie sollen in Stücke zerschlagen und als altes Zimmerholz verkauft werden. Der Vertrag von 1817 hatte England 400,000 Pf. St. gekostet, die in Ferdinands VII. Tasche flossen. Bei der jetzigen Verlegenheit der spanischen Regierung bedurfte es wahrscheinlich des Reizmittels des Goldes nicht zu Unterstützung dieses menschenfreundlichen Zweckes.

Der Administrationsrath des Königreichs Polen bringt die Listen derjenigen bei der Revolution betheiligten Polen zur öffentlichen Kenntniß, die von der Amnestie keinen Gebrauch gemacht, sondern sich ins Ausland begeben haben, und die daher ihr sämmtliches Vermögen verlieren, sey es bereits confiscirt, oder möge es noch erst gefunden werden. Die Liste begreift 2,340 Namen.

Donna Maria sieht sich genöthigt, trotz ihrer persönlichen Abneigung, trotz der Feindschaft der palmella'schen Partei und der Hidalgia, den Reformator und ersten Finanzmann Portugalls Joseph Silva Carvalho wieder ins Ministerium zu berufen. Seine erste Handlung als Minister war, daß er die Verordnung ergehen ließ, mit der Verbrennung des in der Bank noch liegenden alten Staatspapiergeldes fortzufahren und damit gänzlich aufzuräumen. Die Direktoren der Bank versahen ihn sogleich mit 125,000 Pf. St. zur Verwandlung der sechsprozentigen innern Schuld. Carvalho's Vorgänger Campos hatte allgemeine Unzufriedenheit erregt, Niemand bezahlt, in England keinen Kredit gefunden, wieder Papiergeld emittirt; aber er war ein Liebling der Palastcamarilla. Die Königin bot ein Drittheil ihrer Civilliste und das Opfer ihrer Diamanten zur Deckung der Staatsbedürfnisse an, wenn sie Campos behalten könnte.

11. Juli. — In Oestreich sieht man einem neuen Kriminal- und Handels-Codex entgegen. Der schwerste Kerker dritten Grades, welcher forderte, daß der Verbrecher um den Leib an die Wand geschmiedet wurde, ist durch ein kaiserliches Handbillet bereits abgeschafft.

12. Juli. — Von den Aprilangeklagten brachen 28 aus St. Pelagie aus. Sie hatten in einem der Keller unter dem Gefängniß eine Oeffnung von 30 Fuß Länge und 3 Fuß im Durchmesser gegen den Hof eines Hauses an der Straße Copeau geführt. Während die Gefangenen aus dem Loch hervorkamen, beaufsichtigten Freunde von ihnen die Portiers und hielten sich bei der Hausbesitzerin auf, um jede Bewegung zu verhüten und sie zu versichern, daß sie für jeden verursachten Schaden redlich entschädigt werden solle. Vor halb zehn Uhr war Alles vorbei. Jeder erhielt in demselben Augenblicke eine

Geldsumme und eine Adresse zu einer für ihn bestimmten Freistätte. Cabriolets, Tilbury's und gesattelte Pferde standen in den anstoßenden Straßen bereit. Unter den Entwichenen sind die Häupter der republikanischen Volksgesellschaften der Hauptstadt: Cavaignac, Marrast, Lebon, Guinard ꝛc. Die 15 Uebrigen sind freiwillig geblieben. In einer in die Journale eingerückten Erklärung sagen die Flüchtlinge: sie hätten Anfangs gehofft, vor dem Pairshof die Energie ihrer Gesinnungen darlegen zu können. In diesem Gedanken würden sie sich über eine vorläufige Verhaftung von 15 Monaten, über den Umstand, daß sie ihrem natürlichen Richter entzogen worden seyen, hinweggesetzt haben. Nun sey aber die Vertheidigung nicht frei, jede der schützenden gerichtlichen Formen verletzt, der Prozeß, als ein großes Ganzes eingeleitet, werde willkürlich getrennt, und sie sähen nur eine längere Verhaftung vor sich, der sie sich jetzt entzögen, um sich wieder zu stellen, sobald das Interesse ihrer Sache oder ihrer zurückgebliebenen Freunde sie rufen werde.

14. Juli. — In München rückt etwas gebräunt von der Sonne und auch etwas gelichtet das letzte Bataillon der in Griechenland gewesenen baierischen Truppen ein.

Das Oberhaus eröffnet dem Ministerium Melbourne trübe Aussichten für dessen kirchlichpolitische Reformmaßregeln. Unter den Mißbräuchen, auf deren Abstellung die öffentliche Meinung dringt, ist auch die enge Verknüpfung der anglikanischen Kirche mit den Universitäten, so daß Keiner in die auf denselben bestehenden Lehr- und Lernkörperschaften aufgenommen werden, akademische Grade erlangen kann, der nicht die 39 Artikel des hochkirchlichen Glaubensbekenntnisses beschwört. Dadurch sind die Universitäten wahre Schulen der religiösen Unduldsamkeit geworden, und da die Graduirten das Wahlkollegium für die Universitätsabgeordneten bilden, so sind die letztern die entschiedensten Repräsentanten dieser Unduldsamkeit. Diese Gesinnung wird denn auch bei jeder Gelegenheit unverholen an den Tag gelegt. So im vorigen Jahr in Oxford bei der Einführung des neugewählten Kanzlers, des Herzogs von Wellington, und so am 6ten d. M. in Cambridge bei der Installirung des Marquis von Douro in dieselbe Würde. Beide Male gehörte es zum guten Ton, die jetzigen Minister und ihre freisinnigen Unterstützer auszuzischen, dagegen wurden die Namen Wellington, Peel, Inglis und andere torystische Notabilitäten mit dem donnerndsten Applaus begrüßt. Die halb andächtigen, halb bacchantischen Gelage, die lateinischen Reden und Gedichte, die Doktorsernennungen, Preisvertheilungen, kurz was zu solchem Festgepränge gehört, trug das Gepräge des con-

servativen Parteigeistes, der sich in Cambridge unter den Auspizien des „Doktor Wellington" und des Erzbischofs von Canterbury mit solcher Salbung äußerte, daß die jungen Gentlemen sich förmlich heiser grunzten. Lord Russel hatte die Ehre, daß ihm ein „herzliches Grunzen extra" dargebracht wurde. In Oxford war es bei der kürzlich vorgenommenen jährlichen Preisvertheilung charakteristisch: als eine Stimme den Toast ausbrachte: Lord Radnor und die Universitätsbill! so erfolgte ein Unisono von Pfeifen und Grunzen; als dieselbe Stimme aber rief: Lord Radnor und seine Fuchshunde! ungetheilter stürmischer Beifall. Lord Radnor hatte im Hause der Lords den Antrag gestellt auf eine Abänderung der Universitätsverfassung, sofern sie die Zulassung der Dissenters verhindert; die Bill wurde mit einer Mehrheit von 163 gegen 51 Stimmen verworfen.

15. Juli. — Aus Wien wird die in deutschen Blättern enthaltene Erzählung von Desertionen unter den in Baiern für den König Otto angeworbenen Truppen nach der Türkei und ihrem Abfall zum Mohammedanismus dahin berichtigt, daß diese Vorgänge nicht in den Monat Mai, sondern schon in den Januar, Februar und März fallen. Damals seyen ungefähr 60 Mann durchgegangen und Renegaten geworden. Auch mehre Saint-Simonisten in Egypten haben sich zum Islam bekehrt. Sonderbar, wenn sie die freie Frau in den Harem's fanden!

16. Juli. — Sieg der Christinos unter Cordova bei Mendigorria. Man beschreibt das Treffen als das mörderischeste, welches seit dem Anfange der baskischen Insurrektion vorgefallen sey, entscheidend war es nicht. Es dürfte aber doch der beiderseitige Verlust kaum 1500 Mann betragen. Die Karlisten mußten die Belagerung von Puente de la Reina aufgeben, nachdem ihnen die Garnison bei einem Ausfall ihre sämmtliche Artillerie abgenommen. Die Christinos hatten so nach langer Zeit wieder die Offensive ergriffen. Nach ein paar kleinen Gefechten war aber wieder die alte Passivität, die man sich daraus erklärte, daß man annahm, es werde unterhandelt.

17. Juli. — Die von dem parlamentarischen Ausschuß gemachten Entdeckungen über den Umfang der Orangistenbündlerei oder der Partei des protestantischen Uebergewichts fangen an großes Aufsehen zu erregen. Hume erklärt im Parlament, aus den erhobenen Zeugnissen gehe hervor, daß die Orangistenlogen nicht allein im ganzen Lande, sondern selbst in mehren Regimentern der Armee bestünden, und daß er eine hochgestellte Person schwerer Vergehen anklagen müsse. Seitdem ist der erste Bericht der Kommission erschienen, und aus

diesem erhellt, daß diese geheime Gesellschaft 220,000 bewaffnete Männer in 1500 Logen zählt, welche der Herzog von Cumberland als Großmeister berechtigt ist, auf einen beliebigen Punkt zu versammeln, und daß zum Mindesten 24 Logen unter den Truppen sind, und zwar nur unter Unteroffizieren und Soldaten und ohne daß die Würdeträger dieser „loyalen“ Gesellschaft je die Kommandeurs der Korps, worin sie zur Stiftung einer Loge Erlaubniß gegeben, davon in Kenntniß setzen. Der Großmeister pflegt die Aufnahme jedesmal in Charte Blanche ausfertigen zu lassen. Später hat Hume als Präsident der Kommission den Herzog von Cumberland selbst vorgeladen, von ihm zwar die Antwort erhalten, daß er keine Eröffnungen zu machen habe, hingegen hat der Oberbefehlshaber des Heeres, Lord Hill, einen Tagesbefehl erlassen, worin er das Orangistenwesen verbietet, und die Zuwiderhandelnden vor ein Kriegsgericht zu stellen droht.

In New-York wird dem aus Frankreich abberufenen Gesandten Livingston ein Gastmahl gegeben, bei welchem derselbe sich über die Bedingung, welche die französischen Kammern an die Bezahlung der 25 Millionen angeknüpft hatten, also äußert: „Wenn ein einziges Wort weiterer Erörterung verlangt würde, so ist das gute Einverständniß beider Länder auf einmal unterbrochen, vielleicht gestört. Die Stimme des Landes über die Sache spricht sich Gottlob! entschieden aus!“

18. Juli. — In Piemont und am ganzen Küstenland des mittelländischen Meeres große Angst vor der um sich greifenden Cholera. Die von Nizza abgeschickten Stafetten kreuzen sich jeden Augenblick mit den von Genua kommenden. Man hat nicht nur in Ventimiglia einen neuen Cordon gezogen, sondern auch Befehl gegeben, daß jede einzelne Gemeinde sich besonders absperre. Jedes Individuum, das im Verdacht steht, von Nizza zu kommen, wird in einem abgesonderten Ort in einer Art Lazareth untergebracht.

19. Juli. — In England ist man über Don Carlos böse, daß er die Wohlthat der von Lord Elliot unterhandelten Uebereinkunft wegen Auswechslung der Gefangenen nicht auch Ausländern in spanischen Diensten zu gut kommen lassen will. Im Oberhaus hatte Lord Melbourne die Aechtheit des diese Drohung aussprechenden Dekrets bezweifelt. Durch die Hinrichtung dreier britischen Marinesoldaten, die in Bilbao in einen Hinterhalt gefallen waren, wird er widerlegt. Nun drohen die Engländer, den Prätendenten für die Uebertretung des Vertrags persönlich verantwortlich zu machen.

20. Juli. — In Euböa hat der griechische Bergkommissär Fiedler ein ungeheures Kohlenlager entdeckt. Zwar keine Steinkohlen, sondern Braunkohlen, aber diese von solcher Reinheit und Stärke, daß

sie für den Gebrauch in Arsenalen, Schmelzöfen, Dampfmaschinen und Fabriken jedem Material vollkommen gleich stehen. Die vorläufigen Messungen lassen die Mächtigkeit des Lagers, nach Abzug eines Drittheils, auf 35 Millionen Centner anschlagen, und schon sind die Anzeigen eines zweiten vorhanden, die Lager in Elis aber noch unberührt. Auch auf verschiedenen andern Punkten hat Fiedler verborgene Schätze von Kupfer, Blei, Schwefel ꝛc. konstatirt, vorzüglich aber sehr reiche Eisenlager am Berg Sunium gefunden. Glückliche Aussichten für Fabriken!

21. Juli. — Lord John Russel erscheint, von einer zahlreichen Deputation der Gemeinen begleitet, vor den Schranken des Oberhauses und übergibt die seit dem 5ten vorigen Monats eingebrachte Municipalreformbill. Die Bill war ohne Abstimmung durch die drei Stadien der parlamentarischen Verlesung gekommen: folglich gilt sie als einstimmig angenommen. Sie ist für jede Gemeinde, was die Reformbill für die ganze Nation ist; ja diese wird durch sie zur Vollständigkeit gebracht. Die Gemeinde-Corporationen waren meist eine Art von Rotten Boroughs, die jetzt zerstört wird. Bisher bestanden die sogenannten Corporationen aus einem Verwaltungs-Collegium oder Gemeinderath mit einem Mayor oder sonstigen Beamten an der Spitze, dann aus einer Körperschaft von Bürgern oder Freibürgern (burghers, freemen), die gewöhnlich nur einen kleinen Theil der Einwohner umfaßte. Im Gemeinderath war der Grundsatz der Selbstergänzung, der Lebenslänglichkeit, in der Verwaltung der der Heimlichkeit, der Controlllosigkeit. Die Freibürger befanden sich im Besitz ansehnlicher Vortheile: der Freiheit von gewissen Zöllen, der Waiderechte auf Gemeindegütern, der Emolumente von Stiftungen ꝛc. Vor der Parlamentsreform waren sie die Wahlmänner für das Parlament. Bei der von der Masse des Volks isolirten Stellung und in ihrer Eigenschaft als Privilegirte neigten sich die unverantwortlichen Gemeinderäthe natürlich zu den Tories hin; in diesem Sinn benutzten sie ihren amtlichen Einfluß auf die Parlamentswahlen, wo nicht die Corporationseinkünfte zu directerer Leitung. Hauptbestimmungen der neuen Gemeindereformbill sind: Gemeindebürger und Municipalwähler ist Jeder, welcher in einer Gemeinde ein Haus, ein Waarenmagazin, ein Comptoir oder einen Laden besitzt, seit drei Jahren die Armentaxe bezahlt, und alle Ortsabgaben sechs Monate vor der Revision der Listen entrichtet hat. Ausgeschlossen von den Rechten eines Gemeindebürgers sind alle Diejenigen, die ein Jahr lang Unterstützung aus der Pfarrkasse oder andern Wohlthätigkeitsfonds empfangen haben. Ueberhaupt wird aus der Liste gestrichen, Wer die Bedingungen nicht mehr erfüllt, wenn er sie jedoch wieder erfüllt, so kann er nach zwei Jahren wieder aufgenommen wer-

den. Am nächsten 25sten Oktober sollen zum ersten Mal Mayor und Gemeinderath durch die Municipalwähler ernannt werden. Ein Drittheil des Gemeinderaths wird jährlich erneuert; die austretenden Räthe können wieder gewählt werden. Später wird der Mayor jedes Jahr vom Gemeinderath neu gewählt. Alle Gemeindebürger sind wahlfähig. Auch ernennen die Municipalwähler jährlich zwei Controlleurs, einen dritten der Mayor. Diese haben die Obliegenheit, die städtischen Rechnungen alle Halbjahre zu prüfen. Die Rechnungen werden veröffentlicht. Man berechnet, daß das Oberhaus durch die Bill seinen Einfluß auf etwa 54 Parlamentswahlen verliert.

23. Juli. — Nach dem Morning-Chronicle hat der Pabst eine Zeitlang an Don Miguel monatlich eine Summe von 300 Pf. Sterl. ausbezahlt, wahrscheinlich nicht aus eigenen Kassen, denn diese strotzen keineswegs von Gold, sondern aus Fonds, die ihm von fremden Mächten zugestellt worden waren. Kürzlich hat Se. Heiligkeit dem Exusurpator anzeigen lassen, daß diese Pension aufhöre. Ein ihm von der Quadrupelallianz bewilligtes jährliches Einkommen von etwa 16,000 Pf. St. hat Don Miguel durch den Widerruf seiner Abdankung verscherzt.

25. Juli. — Aus Berlin erhält man die erste Nachricht von einem in Töplitz stattfindenden Kongreß. Ueber die Zeit, wann er sich versammelt, gehen widersprechende Gerüchte. Der Kaiser von Rußland soll mit 300, der Kaiser von Oestreich mit 100, der König von Preußen mit 70 Pferden hinkommen. Auch andere Fürsten werden erwartet.

In dem großen Saale des kölnischen Rathhauses wird in der Generalversammlung der Aktionäre für die Eisenbahn von Köln nach der belgischen Gränze die rheinische Eisenbahngesellschaft definitiv constituirt. Die erste constituirende Versammlung dieses großen Unternehmens bietet das seltene Beispiel, das ganze zum Anbau einer 12 bis 15 deutsche Meilen langen Eisenbahn erforderliche Kapital zu repräsentiren, und die Aktien, noch ehe sie ausgegeben sind, auf einer Prämie zu sehen. Baron von Rothschild aus Frankfurt a. M. ist Mitglied des Administrationsrathes. Dieses Beispiel dürfte auch auf andere Eisenbahnunternehmungen ermuthigend wirken. Denn da und dort scheinen sich allerlei Hindernisse zu ergeben oder wenigstens Bedenklichkeiten zu äußern. In den preußischen Staaten ist man noch nicht darüber im Reinen, wie man die Collision mit dem Postregal ausgleichen wird. Bei dem Plan einer Eisenbahn von Berlin nach Potsdam ist einem Berliner Zeitungscorrespondenten der Gedanke fatal, daß dann der unterste Mann aus der Haupt-

stadt angenehmer und bequemer nach Potsdam reisen würde, als der Hof, wenn dieser sich nicht auch der Dampfwägen bedienen wollte. Den Urhebern des Projekts einer Eisenbahn zwischen Hamburg und Lübeck ist, nachdem es bereits gelungen war, ein aus den angesehensten und erfahrensten Männern London's bestehendes Comité zu diesem Zweck zu bilden, durch die Erklärung des hanseatischen Konsuls in England, bei dem sie anfragten, ob sie den legislativen Schutz der Regierungen von Hamburg und Lübeck zu hoffen hätten, der Muth gesunken. Herr Colquhoun erwiederte nämlich: „Daß ihm von Seiten des hamburgischen Senats noch keine Ermächtigung zugekommen sey, die Schritte des Comité's zu unterstützen, daß er von Seiten des lübecker Senats sogar die ausdrückliche Weisung erhalten habe, auf keine Weise etwa stattfindende Versuche zu Errichtung einer Eisenbahn zu unterstützen, sondern vielmehr zu erklären, daß die lübeck'sche Regierung von allen Eisenbahnanträgen Nichts wissen wolle." In Stuttgart ist es von der Eisenbahn nach Kannstadt wieder still. In Sachsen hat man dem thätigen Beförderer des Eisenbahnwesens in Deutschland, dem amerikanischen Consul List, während ihm von der ersten badischen Kammer für seinen Entwurf einer Eisenbahn von Mannheim nach Basel eine Danksagung votirt wurde, durch hämische Angriffe seine Bemühungen verleidet. Doch erfährt man, der Trakt der zwischen Magdeburg und Leipzig projektirten Eisenbahn sey von dem erstern Ort bis an die sächsische Gränze von einem Ingenieur jüngst bereis't und einer vorläufigen Untersuchung unterworfen worden, auch das Resultat so günstig ausgefallen, daß das Direktorium der leipzig-dresdner Eisenbahn veranlaßt worden sey, die Vermessung und das Nivellement des Terrains von der preußischen Gränze bis Leipzig möglichst bald vorzunehmen. Die Wahrscheinlichkeit, Magdeburg und Halle mit Leipzig in Eisenbahnverbindung zu bringen, würde sich sonach immer mehr zur Gewißheit steigern, und damit auch die Hoffnung, daß der großartige Plan einer gleichen Verbindung zwischen Hamburg, Bremen, Celle, Hannover und Braunschweig unter sich und mit Magdeburg, folglich auch mit Leipzig in einiger Zeit ebenfalls der Ausführung werde entgegengeführt werden. In Elberfeld ist seit der Circulation des Prospektus einer Eisenbahn zwischen Düsseldorf, Elberfeld und der Ruhr, aus dem man den offenbaren Vortheil von Kapitalanlagen zu diesem Zweck zu erkennen glaubt, kein Geld zu andern Betrieben mehr zu haben. Alles spekulirt auf Eisenbahnaktien, wobei die Kapitalisten sich 10 Procent zu verdienen versprechen. Auch in Wien hat Professor Rippel vom polytechnischen Institut über die Eisenbahn nach

Gallizien den Aktionären, nach Bereisung der zu durchschneidenden Gegenden, günstigen Bericht erstattet. Diese für die öffentliche Wohlfahrt Deutschlands als Lebensfrage erkannte Angelegenheit ruht also nicht. Die Regierungen werden so aufgeklärt seyn, um keinen andern, als den staatswirthschaftlichen Rücksichten Raum zu geben, und die Völker werden den auf diesem Weg unendlich zu vervielfältigenden Verkehr benutzen zu gegenseitiger Befreundung in geistigem und materiellem Austausch und Wetteifer. Und würde eines Tags ein Eisenbahnennetz ganz Deutschland umschließen, so würde man eben darin auch den politischen Vortheil haben, daß bei der Leichtigkeit, Truppen schnell nach den entferntesten Punkten zu versetzen, die militärische Vertheidigung sehr gewänne, daß namentlich große gemeinschaftliche Kriegsübungen, wie das Manöver von Kalisch, sich mit weit geringern Kosten veranstalten ließen.

Aufstand in Barcelona. Die Stiere in der Arena waren zu zahm, was das Volk so langweilte, daß es sich den Spaß machte, und sechs Klöster abbrannte; denn die Mönchsjagd ist jetzt einer jener wilden Volksausbrüche, wie zu einer gewissen Zeit der Judensturm in Deutschland. Man sagt, es seyen 80 Mönche umgekommen. Einige wurden in den Klöstern mit verbrannt, andere erdolcht, andere zu Tod geprügelt. Geplündert wurde nicht, nur zerstört. Ein oder zwei Tage zuvor hatten die Urbanos von Reus bei einem Ausfall gegen die Karlisten einen Offizier, Vater von fünf Kindern, verloren. Da die Bande von einem Franziskaner angeführt wurde, so gerieth die Nationalgarde so in Wuth, daß sie bei ihrer Rückkehr nach der Stadt mit den Verwundeten um Rache schrie. Das Volk stürzte hierauf in Masse auf die beiden von den Mönchen bewohnten Klöster. Nur zwei entkamen, die übrigen wurden grausam ermordet. Die Klöster loderten in Flammen auf, und die Erbitterung war so groß, daß sogar Weiber das Feuer schürten.

In Rußland eine Rekrutenaushebung zu 5 Mann von 1,000 Seelen.

26. Juli. — Nach Berichten aus Kalisch hätte eine Schaar von 54 Emissären der Propaganda sich in Polen einschleichen wollen, mit verbrecherischen Absichten gegen das Leben des Kaisers Nikolaus. Dabei hätten sie auf das polnische Militär gezählt. Es seyen Franzosen, Piemonteser und Polen, ihr Signalement befinde sich in den Händen der Behörden. Seitdem haben Viele an der Existenz der Verschwörung gezweifelt, da über die Personen auch nirgend die geringste Andeutung verlautet, auch eine polnische Armee, die zu fürchten wäre, gar nicht existirt. Aber so viel ist gewiß, daß die Paßvorschriften außerordent-

lich geschärft worden sind, und nur uniformirte und ganz beglaubigte Personen die Gränze überschreiten dürfen.

27. Juli. — Welker entwickelt in der badischen Abgeordnetenkammer seinen Antrag auf Herstellung der Preßfreiheit. Er will sich mit Censurfreiheit für innere Angelegenheiten und in Betreff der nicht zum deutschen Bund gehörigen Staaten begnügen. Der Antrag der Kommission ging später darauf hin: die Kammer möge im Protokoll den Wunsch aussprechen, daß die Regierung am nächsten Landtag ein Gesetz zur Regulirung der Preßverhältnisse nach den ihr bereits bekannten Ansichten der Kammer vorlege.

28. Juli. — Furchtbare Unterbrechung der Feier des fünften Jahrestages der Julirevolution durch eine Höllenmaschine. Als der militärische Zug mit dem König und seinen Prinzen an der Spitze vor dem Haus Nro. 50 auf dem Boulevard du Temple vorbei kommt, sieht man plötzlich an einem Fenster des zweiten Stockwerks Feuer und Rauch, hört ein Knallen wie von einem schlecht kommandirten Peloton-Feuer, und ein Hagel von Kugeln und Kartätschen richtet unter den Gruppen, welche den König umgeben, die entsetzlichste Verwirrung an. Rechts und links stürzen Menschen und Pferde zusammen. Der Marschall Mortier, der General Lachasse de Verigny, der Obristlieutenant Rioussec, der Kapitän Villate, die Grenadiere der 8ten Legion Prudhomme, Ricard, Leger, Benetter (ein geborner Däne), einige Frauen und Kinder bleiben auf der Stelle todt. Die Generale Pelet, Colbert, Blin, die Obristen Heymes und Rafflé sind schwer verwundet. Im Ganzen wurden bei dem feierlichen Leichenbegängnisse am 5. August vierzehn Opfer des Attentats begraben. Einige Personen starben noch später; mehre mußten amputirt werden. Wie durch ein Wunder war der König unverletzt. Die Höllenmaschine, die dieses gräßliche Blutvergießen machte, bestand aus einer Zusammensetzung von 25 auf einer Art Gerüste befestigten Flintenläufen, die einen Raum von ungefähr 25 Fuß Breite und von 10 Fuß Höhe bestrichen, auf dem Gesimse aufgepflanzt, aber durch die vorgezogenen Jalousien unsichtbar waren. Zum Glück hatten sechs Läufe versagt, und vier waren zersprungen, so daß sich ihre vielfache Ladung nicht ganz nach Außen ergoß. Der Mörder hatte seine Anstalten so geschickt getroffen, daß er wahrscheinlich entkommen wäre, wenn ihn nicht das Zerplatzen der überladenen Gewehre selbst am Kopf und an der Hand gefährlich verwundet hätte. Er hatte sich bereits an einem Seile in einen der benachbarten Höfe hinabgelassen, als man, den Blutspuren folgend, seiner habhaft wurde. Er nannte sich Gerard, und war des Verbrechens geständig. Nur von Mit-

schuldigen wollte er Nichts wissen. Es zeigte sich indeß bald, daß er seinen Namen falsch angegeben hatte, und Fieschi heißt. Er ist ein geborner Korse, eine wahre italienische Banditennatur. Ueber der Urheberschaft des Attentats ruht ein dichter Schleier. Fieschi scheint sein Geheimniß hartnäckig zu bewahren, und nach Dem, was man von seinem verschmitzten, kalt entschlossenen Charakter hört, dürfte die Untersuchung große Schwierigkeiten darbieten. Im ersten Augenblicke nach der That wurden die Redakteure aller liberalen Blätter verhaftet, als ob man die Presse als Theilhaberin vermuthet hätte; sie sind aber alle wieder in Freiheit gesetzt worden, und noch hört man von keinem bedeutenden Namen, der in die Sache verwickelt ist, dagegen von einem gewissen Maurey, der sein Bankier gewesen seyn soll, und von zwei Maitressen Fieschi's, einer Madame Petit und ihrer Tochter Nina Lassave, deren erstere früher, wie der Mörder selbst, von der Polizei verwendet worden ist. Die Zahl der übrigen Verhafteten soll gegen 30 betragen, sämmtlich Leute aus der niederen Volksklasse. Die verschiedenen Parteien hatten einstweilen Muße, sich das Verbrechen gegenseitig aufzuladen, und als royalistischen, legitimistischen oder bonapartistischen Anschlag zu bezeichnen. Die ministeriellen Blätter möchten am liebsten den Verdacht auf die Republikaner wälzen — einen Beweis dafür haben sie nach 6 Wochen nicht liefern können. Merkwürdig ist, daß gleichzeitig, und ehe von dem Ereigniß etwas bekannt seyn konnte, an verschiedenen entfernten Orten, wie in Hamburg, Coblenz, Marseille, das Gerücht von dem gewaltsamen Ende Louis Philipps verbreitet war. Nach allgemeiner Annahme war Geld die Triebfeder. Fieschi ist kein Louvel, kein politischer Fanatiker, sondern ein Bandit. Woher das Geld? Ohne Zweifel von Solchen, die viel hatten, denn der Preis war gewiß nicht gering, und von Solchen, die durch das Verbrechen am meisten gewonnen hätten.

Der konstitutionelle Divan der Wallachei bewilligt dem Hospodar die lebenslängliche Civilliste. Auch votirt er mehrere Ausgaben, die in dem Budget nicht aufgeführt waren: so einen Posten von 1,500,000 Piastern, welche der Hospodar während seines Aufenthalts in Konstantinopel für sich und seinen Hofstaat ansprach.

31. Juli. — Der türkische Botschafter, Ferik Ahmed Paschah, kommt in Wien an. Er wird mit großer Auszeichnung behandelt und soll sich zum Manöver von Kalisch begeben. Der Paschah ist fashionable. Er besieht die öffentlichen Orte, erscheint im Theater, bei Manövern, bei geistlichen und weltlichen Banketten, läßt sich in den Zeughäusern herum führen, wo man ihm alle Trophäen von den Türkenbelagerungen zeigt, und ihn versichert, was die Suleymans und

ihre mächtigen Wessire nicht vermocht, sey ihm gelungen, sie hätten die Mauern Wiens nicht erobern können, er habe alle Herzen erobert. Er konnte mit dem König von Dänemark, dem man auf dem Wiener Kongresse das Kompliment machte, er habe alle Herzen gewonnen, antworten: was helfen die Herzen, wenn wir keine Seelen bekommen!

Fürst Milosch tritt in Poscharawatz seine vielbesprochene Reise nach Konstantinopel an. Er hat ein Gefolge bei sich von 60 Personen, darunter seine beiden Räthe, seinen Kabinetsdirektor, vier Adjutanten u. s. f. Es heißt, er werde die künftige Verfassung Serbiens mit dem Sultan berathen, nachdem die von dem Fürsten früher verliehene Charte in Konstantinopel und Petersburg mißfallen hat, wahrscheinlich weil sie mit den Einrichtungen in der Moldau und Wallachei zu wenig gleichartig war. Der Fürst nimmt außer den kostbarsten Geschenken aller Art, unter denen sich ein in Wien verfertigter mit Diamanten und Edelsteinen reichverzierter goldener Becher befindet, an baarem Geld 100,000 Dukaten als Verehrung für den Sultan mit. Seine Familie soll über die Reise des Fürsten in großer Besorgniß seyn, da die Absetzung des Paschah von Tripolis noch in frischem Gedächtniß ist, und die Politik der Pforte in Bezug auf Tunis, überhaupt ihr Bestreben, die Lebenslänglichkeit und Erblichkeit der großen Reichslehen abzuschaffen bekannt ist. Allein Fürst Milosch steht unter dem mächtigen Schutze Rußlands.

Mehemed Ali scheint sich wieder etwas in die Rolle des Unterthans zu schicken. Er hat dem Sultan, was er lange nicht gethan, über die Lage der seiner Herrschaft anvertrauten Länder Bericht erstattet. Es geht ihm nirgends mehr recht nach Wunsch: in Syrien finden die neuen Auflagen und die Conscription fortwährend Widerstand. Im Hedschas haben die Beduinen sein Heer vernichtet. Egypten hat die Pest so furchtbar heimgesucht, daß bis zu Ende Juni's in Kairo allein 60,000 Menschen gestorben seyn sollen. Aber Egypten ist, so zu sagen, nicht zum Umbringen. Im letzten Jahre waren daselbst 2 Millionen Feddan's (ein Feddan ist zwei französische Morgen) angebaut und zwei Drittheile des Ertrags ausgeführt worden, darunter 50,000 Ballen Baumwolle.

1. August. — Die Madrider Hofzeitung verkündet ein vom 25. d. M. unterzeichnetes Dekret, welches die unmittelbare Aufhebung von 900 Klöstern verfügt, nehmlich aller derjenigen, die weniger als 12 ordinirte Mitglieder haben, von welchen wenigstens zwei Drittheile Chorgeistliche seyn müssen. Die Mitglieder dieser aufgehobenen Klöster haben sich in andere Klöster ihres Ordens zu begeben. Sollten

hier die Einkünfte alsdann nicht hinreichen, so wird ihnen der nöthige Zuschuß aus den Sekularisationen bewilligt. Alle Güter, Einkünfte und Gefälle der aufgehobenen Klöster werden für die öffentliche Schuld verwendet.

3. August. — In Berlin bei Gelegenheit der Geburtstagsfeier des Königs bedauerliche Unruhen. Die Menge wollte sich das Verbot des Schießens und Feuerwerkens nicht gefallen lassen. Von Reibungen mit der Polizei kam es bald zu Raufereien. Der aufgereizte Pöbel zerschmetterte überall Fenster und Laternen, am ärgsten war der Tumult auf dem Schloßplatz; sogar der Palast der Fürstin Liegnitz wurde nicht verschont. Ohne die Mäßigung des Militärs hätten die Folgen für die Ruhestörer sehr schlimm seyn können. Leider mußten sich an den beiden folgenden Tagen die Exzesse, doch in milderer Form, erneuern. Gegen 40 Verwundete wurden in die Charité gebracht. Die Gerüchte von Geldaustheilen wohlgekleideter Personen, von Agenten der Propaganda u. dgl. haben sich nicht bestätigt.

Die englische Regierung nimmt ein Anleihen von 15 Millionen Pf. Sterling auf zur Entschädigung der Pflanzer für die Sklavenemancipation.

Die russische Flotte unter Admiral Ricord geht auf der Rhede von Danzig vor Anker, bestehend in 10 Linienschiffen, 4 Fregatten, 2 Korvetten, 2 Briggs, 1 Schooner und 1 Tender. Die Flotte hatte 6,033 Mann am Bord. Die Größe eines Tambour-Majors, der stets vorn marschirte, hat alle Welt in Staunen gesetzt. Noch nie hat man einen solchen Goliath gesehen: er mißt 27 Zoll über das gewöhnliche Maß. Ueberhaupt sollen diese Truppen die Auserwählten aus dem Kern des russischen Heeres seyn, bärtige hohe Männer, durch vieljährigen Kriegsdienst zu Eisennaturen gestempelt. Die preußische Regierung hat für Unterkunft dieser Gäste bestens gesorgt, die Behörden sind angewiesen, sie nicht in Bauernhäusern einzuquartiren, sondern ihnen vorher geweißte Lokale zu geben. Die Verpflegung während des Marsches ist so reichlich, daß ein Russe dreimal so viel kostet als ein Preuße gewöhnlich.

4. August. — Die Folgen der Höllenmaschine zeigen sich. Die französische Regierung legt der Deputirtenkammer die „suppressive" neue Preßgesetzgebung vor. Beleidigungen gegen den König, Angriffe gegen die Form und das Prinzip der Regierung sind als Attentate gegen die Sicherheit des Staats qualifizirt, und gehören mithin vor den Pairshof. Die Strafe ist Detention, diese nicht bestimmt, und eine Geldbuße von 10,000 bis 50,000 Franken. Im Fall einer zweiten oder weitern Verurtheilung während des Verlaufs eines Jahrs werden die Strafen auf das Doppelte des Maximums erhöht, und handelt

es sich von der periodischen Presse, so können sie um das Vierfache erhöht werden. Oeffentliche Subscriptionen zu Deckung dieser Geldstrafen sind verboten bei Strafe von einem Monat bis zu einem Jahr Gefängniß, und von 500 bis zu 5,000 Franken. Wer den Namen des Königs in die Discussion mischt, nur indirect oder durch einen abgemachten Ausdruck andeutet, verwirkt Gefängniß bis zu einem Jahr, eine Geldstrafe bis zu 5000 Franken. Auf ähnliche Weise sind die andern Bestimmungen des Gesetzes verpönt. Kein Gerant eines Journals darf seine tägliche Unterschrift im Voraus geben. Er muß den Verfasser eines angeschuldigten Artikels nennen, offizielle Widerlegungen aufnehmen; ein verurtheilter Gerant kann nicht Gerant bleiben, bis die Strafe abgebüßt ist; kein Kupferstich, kein Steindruck, kein Theaterstück können aufgestellt, verkauft oder aufgeführt werden, ohne vorherige Erlaubniß der Behörde. Die Regierung darf die Angeschuldigten unmittelbar vor Gericht ziehen, diese verhaften lassen, auch wenn vorläufige Beschlagnahme der angeschuldigten Gegenstände stattgefunden hat. Im Fall der Angeklagte nicht erscheint, oder das Gericht den erbetenen Aufschub verweigert, wird das Urtheil immer definitiv seyn, oder im Fall er widerspenstig ist, soll man ihn mit Gewalt vorführen, und wenn er sich weigert, Rede zu stehen, oder durch tumultuarisches Benehmen den Lauf der Justiz zu unterbrechen sucht, soll man auch in seiner Abwesenheit mit den gerichtlichen Verhandlungen fortfahren, und ihm blos das Protokoll mittheilen. Wird auf die Deportation erkannt, so soll der Verurtheilte seine Strafe durch lebenslängliche Einsperrung in einem Gefängniß auf einer der Colonien erstehen. Die Abstimmungen der Geschwornen dürfen nicht mehr bekannt gemacht werden. Bei den Urtheilen der Jury soll künftig statt der Mehrheit von 8 gegen 4, eine Mehrheit von 7 gegen 5 genügen. Die Journale vergleichen diese Entwürfe mit Karls X. Juli-Ordonnanzen; sie stellen die Motive, welche damals die Minister anführten, und welche sie jetzt anführen, zusammen, und wollen selbst die überraschendsten Wortähnlichkeiten wahrnehmen. Die Minister gestehen in der Debatte, daß sie die inkonstitutionelle Presse tödten wollen. Die Gegner übersetzen Dieß: Jede andere als die ministerielle Presse.

5. August. — Neue Unruhen in Barcelona. Der Generalkapitän Llander war am Tag der ersten Unruhen, am 25. Juli, abwesend gewesen. Als er am 27sten zurückkehrte, tadelte er die Anführer der Truppen wegen ihrer Unthätigkeit mit der Bemerkung, sie hätten ja von der Citadelle aus die Stadt zusammenschießen können. Diese Worte verbreiteten sich mit Blitzesschnelle, und erregten von Seiten des Volks und der Urbanos solche Demonstrationen von Erbitte-

rung, daß er, einst der Abgott des Volks, der fast den Souverän spielte, für gerathen fand, sich aus dem Staub zu machen, und später die Straße nach Frankreich einschlug. Was nach Llanders Entfernung in der Hauptstadt Calabriens geschehen, ist nicht blos ein blutiger Crawall, es ist eine Revolution. Da die Truppen größtentheils in der Verfolgung karlistischer Banden begriffen sind, so läßt Llander den Gouverneur von Barcelona, General Don Pedro Nolasco Bassa, mit 2,000 Mann sich der Stadt nähern. Bassa kommt mit einer kleinen Escorte in die Stadt, besetzt den Palast, und ist so unvorsichtig, seine wenigen Truppen in Schlachtordnung aufzustellen. Man fürchtete, die Militärchefs möchten die Einführung einer Schreckensregierung versuchen. Die Urbanos greifen zu den Waffen, und während der General auf den Beistand der Truppen zählt, dringt das Volk, an der Spitze Matrosen und viele Weiber, in den Palast. Der Leichnam des unglücklichen Generals wird vom Balcon auf's Pflaster gestürzt, und an einem Seil an den Füßen durch die Straßen geschleppt nach dem Platze La Rombla, wo man aus den Steuer-, Polizei- und Regierungs-Archiven und einem Theil der Möbeln des Palastes ein Feuer macht, in dem man ihn verbrennt. Der losgelassene Pöbel blieb aber bei diesem politischen Racheakt nicht stehen, und da er eben so unwissend als grausam ist, so wurde, als die Nacht hereinbrach, die Dampfmaschinen-Fabrik der Herren Bonaplanta, Vielaregut und Comp. angezündet. Dieß war nun doch den ordentlichen Bürgern zu bunt, und die Urbanos selbst beeiferten sich, die Anarchisten zu verhaften, von denen auch später einige hingerichtet, andere auf die Galeeren geschickt wurden. Am Morgen des 6ten war schon aus den Behörden, der Municipalität und Einigen aus dem Volk eine provisorische Junta gebildet; der Vapor erschien nicht mehr „unter den Auspizien Sr. Excellenz des Generalkapitäns,“ und in einer Proklamation hieß es: „Llander wird nie mehr eine Autorität in der Provinz üben, so fordert es der Wille des Volks und der unsrige.“ Die Junta übernimmt nun völlig die Regierung, besetzt die Stellen mit Männern ihres Vertrauens, ohne gleichwohl die bisherige Ordnung geradezu über den Haufen zu werfen; obwohl auch der Ruf: Es lebe die Republik! vernommen worden seyn soll, so thut sie doch Alles im Namen Isabella's II., deren Bildniß auf dem Fußgestell der umgestürzten kolossalen Statue Ferdinands VII. sich erhebt. Sie läßt selbst die Aufsicht über die Presse bestehen, nur ernennt sie liberale, den Umständen gewachsene Censoren. Dieß ist der Anfang der Bewegung des Provinzialunabhängigkeitsgeistes, der sich seitdem über einen großen Theil der Halbinsel verbreitet hat. Durch

die Versammlung der Delegirten solcher Provinzialjunten wurde Spanien während der Invasion Napoleons regiert. Am 8ten wurde die Auxiliarjunta durch Wahl aus den verschiedenen Klassen der Rechtsgelehrten, Fabrikanten, Grundeigenthümer, Kaufleute, Miliz 2c. definitiv konstituirt; am 18ten von ihr die Junta von Saragossa zur Vereinigung eingeladen, und am 20. ist in dem Vapor förmlich von Herstellung der aragonischen Krone die Rede, und von der Trennung von Kastilien, als dem äußersten Schritt, den man thun müsse, wenn die Regierung zu Madrid der Gerechtigkeit Gehör versage.

Aufstand in Valencia. Die Urbanos verlangen Beschleunigung der Untersuchung und Aburtheilung der vielen politischen Gefangenen. Sie übernehmen ihre Bewachung und führen sie, mehr als 100 an der Zahl, nach der Hauptwache. Um 4 Uhr wurde der Domherr Don Blas Ostoloya (Ferdinands VII. Günstling und Hersteller der Inquisition), der Pater P. Lopez, der Bandenchef Portambu, Palameroles, im Ganzen sieben Personen, erschossen, die übrigen Verhafteten wurden nach Ceuta eingeschifft. Am folgenden Tag waren die Thore geschlossen; man befürchtete einen Angriff der Landleute gegen die Stadt. Schon wollte man den Caracol oder das Horn gehört haben, womit die Bauern sich Signale geben, wenn sie einen Schlag ausführen wollen. Wirklich erschienen auch am Morgen des 7ten bewaffnete Haufen, die erklärten, sie wollten keinen Zehnten mehr entrichten und die Oktroigebühren nur noch nach einem ältern Tarif bezahlen. Sie ließen sich indeß besänftigen, als man den Tarif für den Tag aufhob, und für die Zukunft herabsetzte. Alle Klöster wurden geschlossen. Graf Aldamovar, Präsident der Cortes und Generalkapitän, trat später an die Spitze einer Junta, die sich mit Barcelona und Saragossa einverstanden erklärte. Am 22sten wird das Fest der Vereinigung der drei Provinzen des Königreichs Arragonien gefeiert.

6. August. — In Berlin ist eine Kommission niedergesetzt, die sich mit dem Plane zu Errichtung einer Küstenflottille beschäftigt. Die Flotille hat den Zweck, in Kriegszeiten zur Kommunikation und Sicherung der an der Ostsee gelegenen pommer'schen und preußischen Waffenplätze zu dienen. Sie dürfte sich vor der Hand auf Kanonenböte und sechs andere leichte Fahrzeuge beschränken. Wenn Deutschland einmal einen Handelsstaat bildet, so wird wohl auch zu Sicherung seines Handels durch eine Kriegsflotte gesorgt werden müssen.

8. August. — Im Westen und Süden der Vereinigten Staaten erhält die von Norden aus begünstigte Sklavenemancipationsfrage die Gemüther in Aufregung. Die Blätter erzählen

häufige Fälle von jener grausenhaften Lynchjustiz, d. h. dem summarischen Verfahren, wo man durch eigenmächtige Komités von Pflanzern oder Sklavenbesitzern, Leute auf bloßen Verdacht, ohne Urtheil und Recht, aufhenken läßt. Wo Sklaverei ist, da ist auch Grausamkeit. An der Gränze der Vereinigten Staaten, in Texas, steht zwischen den nordamerikanischen Eindringern und der mexikanischen Regierung ein ernster Kampf bevor. In Mexiko selbst hat ein blutiger Bürgerkrieg mit der Diktatur Santa Ana's geendet.

10. August. — Neuer Aufstand in Saragossa. Auch hier wird eine Provinzialjunta errichtet. Bald erscheinen Abgeordnete aus Barcelona zu gemeinsamer Berathung der Angelegenheiten der Provinzen des ehemaligen Königreichs Aragonien.

Marschall Clausel's Ankunft als Gouverneur in Algier erregt großen Jubel unter den Kolonisten. Wenn über die Frage der Kolonisation noch Ungewißheit seyn konnte, so wird sie durch seine Proklamation gehoben. Er verspricht die Sache aus allen Kräften zu fördern.

11. August. — In Scutari in Albanien, wo seit mehren Wochen das Volk den Paschah belagert hielt und der Paschah die Stadt bombardirte, ist endlich eine Uebereinkunft zwischen ihm und den Insurgenten zu Stande gekommen. Der Paschah muß den angerichteten Schaden vergüten und das Volk verpflichtet sich bis zu Ankunft einer Antwort aus Konstantinopel, der Citadelle den täglichen Bedarf an Lebensmitteln zu liefern. Nach der Ankunft eines türkischen Blockade-Geschwaders an der Küste am 7ten bedurfte es eigentlich keiner weitern Antwort.

13. August. — Der Pairshof spricht über die bei den April-Unruhen betheiligten lyoner Gefangenen das Urtheil. Sieben werden zur Deportation, zwei zu 20jährigem Gefängniß, die übrigen zu 1 bis 15 Jahren Gefängniß verurtheilt. Damit ist der erste Akt des Procés-monstre geschlossen. Die Nichtzulassung der von den Angeklagten gewählten Vertheidiger, sofern sie nicht dem Advokatenstande angehörten, die Entschließung der Mehrheit der Angeklagten, sich nicht zu vertheidigen, die tumultuarischen Auftritte bei der gerichtlichen Verhandlung, das hartnäckige Schweigen der Einen in den Zeugenverhören, die rücksichtlosen Persönlichkeiten von Seiten der Andern gegen die Richter, das gewaltsame Vorführen der Gefangenen, die unleugbare Thatsache, daß Polizeiagenten in den Lyoner Händeln die Hand im Spiel gehabt hatten — dieß Alles machte den Prozeß zu einem der skandalösesten in der Geschichte der politischen Parteikämpfe, und zu einem der interessantesten für den psychologischen Beobachter menschlicher Leidenschaften.

Die französische Deputirtenkammer beginnt die Berathung der neuen Gesetzesentwürfe mit dem über die Assisenhöfe. Eine der Hauptstützen der Juli-Regierung, Hr. v. Schonen, tritt zum allgemeinen Staunen als erster Redner gegen diese Abkürzung der gerichtlichen Formen auf, wodurch die Stellung in Anklage aus dem Strafcodex gestrichen wird. Er vergleicht dieses Verfahren mit der expeditiven Methode des Revolutionstribunals — er nennt es einen Widerruf von Recht und Gesetz. Er würde eine Ausnahmsmaßregel, die die augenblickliche Dringlichkeit der Umstände erheischen könnte, die aber nach wiederbefestigter Ordnung aufhören müßte, bei weitem vorziehen. „Nein, entgegnete Hr. Persil, wir werden keine Ausnahmsgesetze vorschlagen, wir werden auf dem Boden der Charte bleiben, so lange große Nothwendigkeiten es uns gestatten." Die Majorität verwarf alle Milderungsvorschläge. Die Opposition hatte bei der Abstimmung bloß 72 Kugeln. Aber Schonen's Abfall ist ein ernstes Symptom der Auflösung der ministeriellen Phalanx. Die durch Fieschi's Attentat erweckten Sympathien kühlen sich ab.

14. August. — Se. Majestät der König von Baiern überträgt die Bildung einer Aktiengesellschaft zur Ausführung eines Kanals zwischen dem Main und der Donau dem Hause M. A. v. Rothschild.

16. August. — In Italien klagen die Juwelenhändler, daß das Land seit einiger Zeit mit Edelsteinen überschwemmt werde, was den Preis ihrer Waaren drücke — es seyen die Schätze der spanischen Klöster, welche die Mönche fortgeschafft hätten, um sie zu Turin, Genua und Livorno in Gold und Silber zu verwerthen, und in dieser veränderten Gestalt nach Spanien zu Don Carlos zurückwandern zu lassen, in dessen Hände diese Kapitalien wuchernde Zinse tragen sollen.

Se. Majestät der Kaiser Nikolaus landet in Danzig. Am 13. hatte sich die kaiserliche Familie zu Peterhof auf dem Dampfschiff Herkules eingeschifft. In ihrer Begleitung befanden sich der Prinz Friedrich der Niederlande und der Herzog von Nassau. Der Kronprinz von Preußen hatte den Kaiser erwartet. Der Kaiser begibt sich direct nach Kalisch, wo er am 19. eintrifft.

Dem Beispiele Saragossa's, Barcelona's und Valencia's folgt Madrid. Zwei Compagnien der Urbanos hatten bei einem Stiergefechte Dienst. Ein dumpfes Gerücht geht, sie würden die Constitution von Cadix proklamiren. Auf dem Rückwege stellen sich die beiden Compagnien auf dem Prado in Schlachtordnung, der Tambour schlägt den Generalmarsch, die Offiziere treten aus den Reihen in

einen Kreis. Die Berathung ist lebhaft, heftige Worte werden gewechselt, das Publikum ist in gespannter Erwartung. Plötzlich bilden die Urbanos geschlossene Colonnen und rufen: „Es lebe die Freiheit! Es lebe die Constitution!" Einige Musketenschüsse werden abgefeuert: sie sind das verabredete Signal zu einem allgemeinen Zusammenlaufen, alle Straßen füllen sich mit Bewaffneten, die Trommeln wirbeln, der Freiheitsruf erschallt durch die ganze Hauptstadt. Während der Nacht werden Barrikaden aufgeworfen, um die Chargen der Cavallerie abzuhalten, Gräben gezogen. Nach diesem Eingange waren die gewaltsamsten Ausbrüche zu erwarten. Von allem Dem geschah jedoch Nichts, denn während die Urbanos, über die Constitution von 1812 unter sich uneinig, eine Deputation an die Königin abschickten und deren Entschließungen entgegensahen, konnte General Quesada die Truppen, von denen ein Theil anfangs geneigt schien, sich der Bewegung anzuschließen, auf loyalere Gedanken bringen, und als er in der gehörigen Fassung war, um die Garde vorrücken zu lassen, hatte sich bei den Urbanos die Mehrheit der Offiziere davongeschlichen, und die sich selbst überlassenen Milizen hielten es angemessen, sich auch nach Hause zu begeben. So sah sich die Garnison, ohne einen Schuß gethan zu haben, Meister des Schlachtfeldes. Als Antwort auf die Beschwerden der Milizen erschienen Dekrete, welche die Stadt in Belagerungsstand erklärten, die Entwaffnung der meuterischen Miliz, die Einsetzung eines Martialgerichtes, die Suspension mehrer Journale, ein strengeres Censurverfahren und viele Verhaftungen befahlen. Unter den Verhafteten wären die fünf Mitglieder der Deputation, der Herzog von Abrantes und Befehlshaber der Urbanos mit seinen drei Adjutanten, und unter ihnen sollten seyn, wenn die Polizei sie erreicht hätte, die man als die Urheber der Bewegung ansah, die Procuratoren Graf de las Navas, Isturiz, Caballero und Andere.

17. August. Das Kriminalgericht in Warschau erläßt eine Reihe von Strafurtheilen gegen 16 Personen, die der Theilnahme an den vor vier Jahren während der Revolution begangenen Mordthaten angeklagt waren. Die Strafen gehen von 20 Jahren schwerem Festungsgefängniß abwärts bis zu einem Jahr.

Die Fremdenlegion landet 4700 Mann stark in Arragona, wo sie mit Jubel aufgenommen wird. Die Truppen setzten sich unter Anstimmung der Hymne Riego's in Marsch.

18. August. In der badischen Abgeordnetenkammer Berathung über das Druckverbot der Rotteck'schen Motion wegen Sicherstellung der Verfassung. Der Minister Winter vertheidigt den Grundsatz, daß, wenn die Stände die ihnen zustehende Censur

zu gelind oder gar nicht üben, die Regierung den Druck eines ständischen Aktenstücks, von dessen Veröffentlichung sie Befürchtungen hege, verbieten könne, ohne das Recht der Oeffentlichkeit der Kammern zu verletzen, das überhaupt seine Grenzen haben müsse. Die Commission hatte eine Beschwerdeführung beantragt, die Kammer ließ es aber bei einer Vorstellung bewenden. Se. K. Hoheit der Großherzog soll in einer Adresse gebeten werden, das Recht der Kammer auf selbstständige Anordnung des Drucks ihrer Akten anzuerkennen, und ihr die Beschlußfassung für den Druck der Rotteck'schen Motion anheim zu geben.

20. August. — Die französische Deputirtenkammer nimmt den Gesetzesentwurf über die Jury an. Die Verhandlung, die sechs Sitzungen einnahm, war ziemlich trocken juristisch. Die Redner schienen ihre Kraft für die Preßfrage aufzusparen. Zwei Bestrebungen hatte die Opposition: einmal wollte sie den Bürgern die Rechts-Bürgschaft erhalten, welche in der größern Stimmenzahl liegt, die zu einer Verurtheilung nöthig ist. Man traf einen Mittelweg: man räumte dem Gericht die Befugniß ein, bei einem mit einfacher Majorität gefällten Verdammungsurtheil zu erklären, daß es glaube, die Jury habe sich geirrt, um dadurch die Sache auf die nächsten Assisen zu verschieben. Der zweite Angriffspunkt war die Schärfung der Deportation. Da der französische Codex keine als lebenslängliche Deportation kennt, und diese bisher in Ermangelung einer Strafkolonie in der Einsperrung bestand, so schien es hart, jetzt, nachdem wirkliche Deportation nach den Kolonieen eintreten soll, die Einsperrung mit zu verbinden. Roger, der Gouverneur am Senegal gewesen, bemerkte, wenn man dort einen Soldaten zu vierwöchentlichem Arrest verurtheile, so wage man es nicht, ihn die Strafe unausgesetzt erstehen zu lassen, sondern lasse ihn nach 14 Tagen sich vorher wieder erholen. Alles was erreicht wurde, war, daß die Minister versprachen, einen gesunden Deportationsort zu wählen (wo dieser in den französischen Besitzungen zu finden wäre? fragte man), und daß die Bestimmung desselben der Gesetzgebung vorbehalten wurde. Aber die Abstimmung über das Gesetz zeigte, daß die Opposition im Zunehmen sey: 149 verwarfen.

21. August. — Das Recht der Steuerverweigerung kommt im Parlament zur Sprache, indem der Finanzminister die Vertagung der Appropriations-Clausel beantragt, welche zum Zweck hat, die Verwendung der votirten Fonds zu regeln und die Staatsbeamten zu deren Vorauszahlung zu ermächtigen. Lord Russel sagt: „Kein Geschrei, keine persönlichen Anschuldigungen werden mich je dahin bringen, die volle und freie Ausübung dieses wichtigen und heiligen Rechts

bestreiten zu lassen. Die Minister haben nicht bloß die Rechte der Krone, sie haben auch die Rechte des Volkes zu vertheidigen. Ja, dieses Recht ist in meinen Augen das beste Mittel, die Ehre des Landes und das Ansehen der Krone zu sichern.“ Es scheint, daß man einen Ministerwechsel fürchtete, und daß für diesen Fall sich das Unterhaus vorbehalten wollte, entweder die Subsidien zu suspendiren, oder ihre Verwaltung der Aufsicht einer parlamentarischen Commission anzuvertrauen, wodurch einem unpopululären Ministerium die Hände gebunden worden wären.

Regierungswechsel in Sondershausen. Der 75jährige Fürst dankt ab. Das geheime Consilium ist aufgelöst und ein Geheimerrath gebildet, der bisherige Kammerpräsident von den Geschäften dispensirt. Am 19. hatte sich, durch die Erbitterung gegen einen Justizbeamten hervorgerufen, ein unruhiger Auftritt ereignet. Ein Staatsdiener nebst zwei Herren aus der Umgebung des greisen Fürsten, denen man es zuschrieb, daß der Erbprinz Hindernisse fand, als er seinen Vater besuchen wollte, waren von der Miliz verhaftet worden.

In Cadix wird die Constitution von 1812 proklamirt. Der Gouverneur stellt sich an die Spitze der Miliz. In einer Adresse an die Königin wird verlangt: Entlassung der Minister, Einberufung außerordentlicher constituirender Cortes. In Malaga am 22. der Constitutionsstein hergestellt, der Denkstein Isabellens I. entfernt. Um dieselbe Zeit ähnliche Bewegungen in Badajoz, Alicante, Cartagena und an anderen Orten. So verbreitet sich der Geist der Revolution über Andalusien, Granada, Murcia, Estremadura, und ohne Zweifel werden sich, nach dem Beispiele der carlistischen Junten im Norden, die in der Person Valdespina's für Biscaya, Verastuguy's für Alava, Lardizabal's für Guipuzcoa, Echevarria's für Navarra einen gemeinschaftlichen Rath gebildet haben, und nach dem Beispiele der Aragonier und Catalonier, auch die Junten des Südens in Verbindung zu setzen suchen.

22. August. — Die Astronomen freuen sich, endlich den Halley'schen Kometen gefunden zu haben, und feiern damit den Triumph menschlicher Berechnungskunst. Zwar hat man schon am 6. in Rom die erste Wahrnehmung gemacht, aber nun kommen von allen Seiten entsprechende Nachrichten ein: von Wien, Berlin, Leipzig 2c. 2c.

23. August. — In Genf Jubelfeier der Reformation, der viele ausgezeichnete Geistliche aus der Schweiz, Deutschland, Frank-

reich, England, Schottland, selbst Amerika anwohnen. Viele Katholiken zeigten durch Beleuchtung ihrer Häuser ihre Theilnahme.

24. August. — Das englische Ministerium gibt die vom Oberhaus verstümmelte irische Kirchenbill auf. Die Appropriationsclausel, d. h. die Verwendung der Ueberschüsse des Einkommens der irländischen Kirche, war die Klippe gewesen, an der das Ministerium Peel-Wellington gescheitert war. Man darf nur sagen, daß die irische Hochkirche 850,000 Mitglieder zählt, und daß die übrige Bevölkerung von mehr als 7 Millionen die Unterhaltungskosten dieser Hochkirche tragen muß — daß es 860 Kirchspiele gibt, in denen weniger als 50 Protestanten leben, und 151, wo gar keine sind — daß Ireland 1,057 Pfründen zählt, in denen sich nur ein Kirchengebäude der Staatskirche, und 210, in denen sich gar keines befindet, und 157, auf denen kein Pfründner wohnt, und wo mithin auch kein Gottesdienst nach hochkirchlichem Ritus gehalten wird, daß aber gleichwohl alle diese Pfründen ihre protestantischen Eigner haben, die ihre Besoldung von dem Zehnten beziehen, der durch einen Verwalter von den armen Katholiken eingetrieben wird — man darf Dieß nur sagen, um jeden Unbefangenen zu überzeugen, daß dieß ein unnatürlicher Zustand ist, der nur mit Gewalt aufrecht erhalten werden kann, der aber eben deßwegen Staatskräfte in Anspruch nimmt, die auf andere Weise besser und rühmlicher verwendet werden könnten. Allein dieses Kirchenthum wird von der Aristokratie als eines ihrer Bollwerke betrachtet. Es verschafft ihr Einfluß, Patronatschaften, und ist eine Versorgungsanstalt für viele Familien. Daher der erbittertste Widerstand gegen eine Maßregel, wodurch die Minister Ireland zu beruhigen suchen. Das Volk will die Zehnten nicht mehr entrichten; man hat sie durch Soldaten erhoben und es ist Blut geflossen. Auch Das geht nicht länger an, denn die Exekutionskosten übersteigen nicht selten den Betrag der Forderungen, und die Unruhen können doch auch nicht verewigt werden. Nun legte Lord Morpeth eine Bill vor, die einmal eine Verwandlung der Zehnten in einen ablösbaren Erbzins beabsichtigte, der sich auf sieben Zehntel von ihrem Betrage beliefe, und aus dem Durchschnittspreise des Getraides nach den letzten sieben Jahren zu ermitteln wäre. So lange nicht abgelöst würde, sollten, um jede Collision zwischen den Bauern und den geistlichen Zehntherren zu vermeiden, nicht die Pächter, sondern die Grundherren gegen eine kleine Entschädigung für ihre Mühe jene Renten bezahlen. Zweitens sollte dann für diejenigen Kirchspiele, wo weder eine Kirche noch ein Geistlicher sich befindet, die Seelsorge einem benachbarten Geistlichen übertragen werden, und wo in einem Kirchspiele kein Mitglied der Hoch-

kirche oder weniger als 50 leben, sollte die Einsetzung eines Geistlichen unterbleiben u. s. f. Der hierdurch gewonnene Ueberschuß würde etwa 50,000 Pf. Sterling ausmachen, und sollte der öffentlichen Erziehung, ohne Rücksicht auf die Confession, zugewendet werden. Da war arges Geschrei unter den Tories über Spoliation, Papismus, Appellation an alle Vorurtheile des vornehmen und niedern Pöbels. Die Orangistenlogen wurden in Bewegung gesetzt, öffentliche Controversen über den Vorzug der protestantischen Religion gehalten; im Oberhause über Dens' Theologie disputirt, von einem edeln Lord ein Verzeichniß der von den Katholiken in den letzten Jahren begangenen Verbrechen beantragt, um zu beweisen, daß die Protestanten vortrefflicher seyen, und endlich die Appropriations-Clausel mit großer Mehrheit verworfen. Die Minister hatten in diesen Kämpfen selten mehr als 36 bis 40 Lords für sich.

27. August. — Die wichtige Frage der Succession in der ehemaligen Rotenburger Quart, wegen deren bei der angeblichen Schwangerschaft der verwittweten Frau Landgräfin von Hessen ein Curator ventris bestellt worden war, ist nun so weit entschieden, als die Frau Wittwe erklärt hat, sie habe sich getäuscht. Doch werden die getroffenen Vorkehrungen noch bis zum Ablauf des juristischen Termins bleiben. Der Streit ist jetzt, ob das Land dem kurhessischen Staate oder der kurhessischen Civilliste anheim fällt.

28. August. — Die Franzosen haben von den Berathungen über das Preßgesetz oder das Gesetz Fieschi, wie es der Pariser Witz getauft hat, wenigstens das Vorurtheil, daß die französische Tribüne einmal wieder geglänzt hat. Das Bedeutendste sagte Royer-Collard. Er, den man den Vater der Doctrine nennt, nahm seit der Juli-Revolution zum ersten Mal wieder das Wort, und zwar gegen das Gesetz. Er bezeichnete das Gesetz als falsch, als einen unwürdigen Schleichweg, wodurch man die Jury, das Gewissen des Volks seines Rechts über die Presse, das Organ der Meinungen des Volks, zu richten, entsetzt, wodurch man, ohne es zu sagen, den Pairshof in ein Prevotalgericht verwandelt, und eben dadurch in dem aristokratischen Elemente der Gesellschaft, das man doch befestigen möchte, alle Kraft vollends ertödtet, wie denn ein permanentes Preßgericht, an das beständig die aufgepeitschten Fluten der Parteien schlagen, bald in Ohnmacht versinken müsse. Er nannte das Uebel, an dem Frankreich leidet, bei seinem wahren Namen — es ist das zerstörte sittliche Gefühl, die ungeheure Selbstsucht, der Begriff von Freiheit, da man darunter bloß Macht und Geld versteht. Dagegen helfen keine legislativen Erfindungen. Das Gesetz, in einzelnen Bestimmungen von der Commission

noch geschärft, ging mit einigen kleinen Milderungen durch. Die Kaution der großen Pariser Journale wurde auf 100,000 Franken, die baar zu deponiren sind, die der Departementalblätter nach Maaßgabe der Bevölkerung der Stadt, wo sie erscheinen, auf 15 bis 25,000 Franken festgesetzt. Die Opposition hatte wieder einige Stimmen mehr.

31. August. — Die von den Lords votirte Corporationsbill kommt an's Unterhaus zurück. Die Lords hatten ihre Berathung damit angefangen, daß sie den Ministern ihr einseitiges Verfahren vorwerfend, nun auch den andern Theil hören wollten. Eine ganze Woche lang erschienen demnach Rechtsräthe der Corporationen vor ihren Schranken, die von der bisherigen Gemeindeverfassung nicht Treffliches genug zu rühmen wußten. Auf diese umgekehrte Einseitigkeit hin machte dann das Haus eine Reihe Amendements, in denen die Lebenslänglichkeit eines Collegiums von Aldermen, die Unentlaßbarkeit der Stadtschreiber, die Belassung der bisherigen Freibürger bei ihren Rechten, ohne Rücksicht, ob sie sich durch ihr Vermögen auch zu Wahlmännern qualifiziren, die unmittelbare Ernennung der Gemeinderichter durch die Krone, ein Wahlcensus für die Gemeinderäthe die hervorstechendsten Züge sind. Man verständigte sich dahin, daß die Aldermen kein besonderes Collegium bilden, dagegen ein Theil des Gemeinderaths aus auf sechs Jahre gewählten Aldermen bestehen sollte. Bei den Freibürgern gab man nach. Der Census wurde, je nachdem eine Stadt über oder unter 10,000 Einwohner zählt, auf den Besitz eines Eigenthums von dem jährlichen Zinswerthe von 30 bis 15 Pfund herabgesetzt. Die einfache Erklärung, daß man so viel Vermögen habe, sollte genügen. In Bezug auf die Ernennung der Gemeinderichter aus einer von der Gemeinde vorzulegenden Wahlliste wollte das Unterhaus zwar nicht nachgeben, da aber das Oberhaus auf seinem Amendement bestand, so erklärte Lord Russel, er werde alle Gemeinderäthe auffordern, ihm Vorschläge einzuschicken, und die vorgeschlagenen Personen Sr. Majestät empfehlen.



Feuilleton.

Literarische Uebersichten.

HERBSTNOVELLEN
von
Sigmund Schlesinger.
Wien 1835. *Haas*'sche Buchhandlung.

• Die Vorrede enthält verschiedene Entschuldigungen, warum das Eine geschehen und das Andere nicht unterlassen worden sey. Man möchte aber überhaupt die Frage aufwerfen, ob die Welt ein Bedürfniß gefühlt hat, Novellen von Herrn Schlesinger zu besitzen? Oder ob der Verfasser vielleicht gezwungen worden ist, sein Buch herauszugeben. Darin läge die einzige Rechtfertigung für das Erscheinen eines solchen Buches. Die erste Novelle heißt »südliche Rache« *), wo zur Ergötzlichkeit des Lesers ein Spanier seiner Tochter den Arm abschneidet, weil dieser durch ein Merkmal zum Verräther einer geheimen Ehe geworden ist. — »Der Fischer von Calabrien« ist die zweite Novelle betitelt, worin ein armer Kerl ungeheuer tapfer, und ungeheuer reich, und General, und Gott weiß was, und am Ende geköpft wird. Eine treffliche Erzählungsgabe beim Vorzeigen eines Bilderbuches entwickelt hier der Herr Verfasser. Die dritte Erzählung ist dem Englischen entlehnt. — In der vierten Novelle spielt Sobiesky eine Rolle, da wird auch ein wenig todtgeschlagen, verschüttet, verführt, dann wieder ausgepeitscht, in die Luft gesprengt, und oben an den Kapiteln stehen Namen von Steinarten, wohl einzig und allein zum Beweise, daß der Verfasser einen mineralogischen Curs absolvirt hat. Herbstnovellen hätte der Titel nicht seyn sollen, denn es ist weder in der Erfindung, noch in der Entwicklung, noch im Schlusse, am wenigsten aber in der Sprache etwas Gereiftes.

*) Ist übrigens einer Erzählung in den Contes bruns par une tête à l'envers (Balzac, Beot.), nachgebildet. D. R.

POLITISCHE SATYREN
des Winzers *Paul Louis Courrier.*
Aus dem Französischen von *Johann Sporschil.*
Erster Theil.
Braunschweig bei G. L. E. Meyer sen. 1835.

— • Courrier, der geistreichste Satyriker Frankreichs in gegenwärtigem Jahrhundert, mußte das kühne Wort, das er gesprochen, mit dem Leben büßen — das unterliegt kaum mehr einem Zweifel. Die Untersuchungen, die man nach seiner Ermordung im J. 1825 anstellte, führten zu keinem Resultate. Der

Hauptverdacht fiel auf seinen Jäger, aber dieser mußte wegen Mangels an Beweisen von den Assisen frei gesprochen werden. Wenn die Ereignisse der Zeit auch das Andenken an Courrier einigermaaßen zurückgedrängt haben, so werden doch seine Schriften, als die freimüthigste Schilderung all' der Unbilde, welche sich die Restauration zu Schulden kommen ließ, bleibenden historischen Werth behalten. Seine Satyren gehörten zu den Lunten, an denen bis zur Juli-Revolution das Feuer fortglomm, woran sich das in Frankreich wieder eingewanderte Pfaffenthum Haut und Fleisch verbrannte. Courrier, ein edler, offener, biederer Charakter, ein gelehrter, tiefgebildeter Mann mußte sterben, ohne die Früchte seines Strebens erblicken zu können. Er kämpfte für das Licht, dafür sandte man ihm eine meuchlerische Kugel in die Brust. »Die Pfaffen werden Dich morden lassen« steht in seinem Tagebuch. — Sporschil hat sich ein unbestreitbares Verdienst durch seine wohlgelungene Uebersetzung erworben.

Musik.

Der bekannte Flötist Sedlaczeck, ein geborener Schlesier, der früher in Wien und jetzt seit mehren Jahren in London lebte, hat in Breslau ein besuchtes Concert gegeben.

— Moscheles ist in Hamburg angekommen und begibt sich nach seiner Vaterstadt Prag.

— Hummel's Klavierschule ist in's Spanische übersetzt worden.

Theater.

Man beschäftigt sich in diesem Augenblick auf dem großen Theater zu Marseille damit, den Faust von Spohr in die Scene zu setzen. Die Partitur hat, wie dieses immer der Fall seyn sollte, keine Veränderung erfahren. Ein junger verdienstvoller Schriftsteller und ein ausgezeichneter Künstler des Theaters sollen die Ursache seyn, daß das Werk gegeben wird. Es ist ein neuer Beweis, wie sehr die Franzosen bemüht sind, sich zu decentralisiren und Paris nicht mehr den Ruhm zu lassen, alles Schöne und Gute zuerst zu besitzen.

— Die spanischen Tänzer, welche Deutschland durchziehen, und zuletzt in Breslau waren, haben die Erlaubniß erhalten, in Kalisch Vorstellungen zu geben.

— Neuigkeiten der Pariser Theater während des nächsten Winters:

Große Oper. Leonore von Meyerbeer.

Theater Français. Don Juan von Oesterreich von Casimir Delavigne.

Opera comique. Werke von Carafa, Auber, Adam, Halevy und Prevost.

Bei den Italienern. Bellini, Donizetti und Mercadante.

Vaudeville. Der letzte Narr. Mallet. Die zwei Mütter.

Gymnase. Der scharmante Gatte.

Variétés. Der Corsar, André.

Porte St. Martin. Lally-Tolendal.

Ambigue. Die Meer-Geusen. Wilson. Der König in der Vakanz. Der Schmied.

Gaité. Der König der Halle. Die Ehebrecher. Das Andenken an den Greve-Platz.

Cirque Olympique. Das befreite Jerusalem.

— Herr Döring vom Mannheimer Theater macht in diesem Augenblicke großes Glück in Hamburg, wo er gastirt.

— Raimund ist in München.

— Nach Kalisch wurden folgende Mitglieder des Berliner Hoftheaters

beordert: Fräulein von Hagen und Erck; die Herren Stawinsky, Weiß, Gern, Rüthling, Schneider, Krüsemann; vom Ballet Herr und Mad. Taglioni.

Stuttgart, 18. Sept. 1835.

—* Bis heute nur Reprisen auf unserer Bühne. Nur zwei davon eignen sich zu Bemerkungen. Helene, Charakter-Gemälde von Bauernfeld. Warum nicht Schauspiel, Lustspiel? Weil eben der Verfasser selbst eigentlich nicht wußte, was er schreiben wollte — etwa eine Aneinanderreihung von Scenen — ein Ball, ein Paar höchst nüchterne Gäste, ein Stück prosaischen Edelmuths, ein Bankerott ohne unglückliche Folgen, ein Diplomat, den man als schlechten Kerl bezeichnen möchte, ohne den Muth zu haben, das Kind beim Namen zu nennen, ein Hausfreund, so albern im Aeußern und so geschäftig im Innern, wie es keinen Menschen giebt — das gehalten in einem magern Conversationstone nach dem allergewöhnlichsten Salons-Format, bildet die Quintessenz von Herrn Bauernfelds Piece. Bauernfeld zeigt in seinen „Bekenntnissen" ein so schönes Talent für Lustspiel-Dichtung, eine so liebenswürdige Heiterkeit und Laune, wie sie nur dem österreichischen Boden zu entsprießen pflegt. Was konnte ihn verführen, ein Rührstück schreiben zu wollen? Die Sentimentalität steht ihm so schlecht zu Gesichte — es ist so wenig Ernst und Tiefe darin, als in den Mienen lachender Erben, die einmal die Trauerceremonie mitmachen müssen — seine Figuren möchten alle gerne lustig seyn, und zwingen sich, bei dem geschehenen Unglück gerührt und erschüttert zu erscheinen, aber sie können den richtigen Ausdruck nicht finden, und werden breit sentimental, um die Unglücks-Periode auszufüllen, die sie in ihrem lebensfrohen Geiste bald vorübergehen sehen. Bauernfeld theilt die Marotte einiger anderer Wiener Dramendichter, die, wenn sie das ihnen angeborene Genre verlassen, auf einen Boden gerathen, wo sie sich bei jedem Schritte lächerlich machen. Die Sentimentalität sollte ihnen fern bleiben, denn sie wissen ihr Wesen nicht zu ergründen, obgleich das Volk, dem sie angehören, mit vollem Gefühle für Tugend und Edelmuth ausgestattet ist, obgleich dieses Volk, wenn es seine Rührung kundgiebt, nicht entfernt lächerlich erscheint, sondern bei seinem Mangel an aller Sentimentalitäts-Prätension, ein inniges Mitempfinden anregen muß. — Das zweite Stück ist Ifflands Dienstpflicht. Herr Maurer trat zum ersten Male als Kriegsrath auf. Von Anfang wollte es ihm nicht ganz gelingen, das richtige Tempo zu finden, er war zu abgemessen, zu still feierlich, der alte Dallner aber ist ein lebenskräftiger, entschlossener Mann. Im vierten Akte jedoch wußte sich der Künstler zu erheben, und das Leben seines Charakters in volles Licht zu setzen. — Herr Dobritz mußte sich als junger Dallner in einem Fache bewegen, das keineswegs als sein eigenthümliches zu betrachten ist, dessenungeachtet überwand er durch Fleiß die Schwierigkeiten seiner Aufgabe. Herr Seydelmann gab den Baruch. Die Demuth vor dem Höheren dem Stande nach, das Aufrichten dem Verbrecher gegenüber, das Recht und die Wahrheit zur Seite, dieses Lächeln im Bewußtseyn einer tugendhaften That — Alles wurde mit strenger Wahrheit

gezeichnet. Treffliche Maske und Kleidung vollendeten die Wirkung des treuen Gemäldes.

— Paris (14. September). Im théatre français wurde der bourru bienfaisant wieder, nach langer Ruhe in Scene gesetzt. (Es ist das Original unsers bekannten gutherzigen Polterers.) Auch hat man daselbst ein größeres Drama: „Lavater" gegeben, über dessen Erfolg wir berichten werden. — Die Theater-Censur ist nun wirklich in Activität getreten. Die Censoren haben den Titel „Examinateurs" erhalten.

Eine Theaterrecension.

Macbeth spielte Herr Koch mit vieler Würde und tyrannenmäßigem Anstande. Er war ganz der verabscheuungswürdige Bösewicht aus Gewohnheit und nach Grundsätzen. Sein Blick war stets wild und unruhig; Jeden, den er sprach, schien er mit durchdringendem, mißtrauischem Auge zu fragen, ob er auch ein Verräther sey. Das Schrecken bei der Erscheinung Dunkans im Walde war das eines Bösewichts, dem eine geheime Ahnung und die stille, obgleich unterdrückte Stimme des Gewissens verkündet, daß seiner Bubenstücke Ende gekommen. Bald darauf war seine Miene zwar noch unruhig, doch wieder trotzig, als wolle er mit dem Schicksale selbst kämpfen. Gleichwohl schien er bisweilen nachzudenken, aber Verzweiflung, die ihn die Nothwendigkeit lehrte, einen Mord mit dem andern zu bedecken, sprach bald wieder aus ihm: „Auch Er, der mich an meiner Ruhe hindert, sterbe!" Ton und Blick waren dabei gröblich. Kurz, er hat diesen Charakter meisterhaft durchdacht, und blieb sich darin immer gleich. Sein Liebesantrag bei der Gonerill war schauderlich; die niedrige Wollust eines Bösewichts, der seine Verachtung mit dem Tode zu strafen Gewalt hat, war sichtbar. Sein Sterben war vortrefflich; nun schien er die lebhaftesten Gewissensbisse zu empfinden, und gab unter ängstlichem Krümmen und Winden die Seele auf. Nur Eins möchte ich anmerken: Er lag mit dem Kopf und Oberleibe auf dem Kanapee, und die Füße schleppten auf der Erde: so, glaub' ich, liegt kein Sterbender, er würde bald von seiner eigenen Schwere ganz zu Boden sinken. — Lady Macbeth Mad. Schuch, eine ihrer Forcerollen; sie hat mit derselben in Königsberg und hier den größten Beifall eingeärntet. Den Wahnsinn, die bekannte Scene, wo sie ihre Hände von Dunkans Blute abwaschen will, die schlafende Verzweiflung, mit der sie ihren Gemahl ersticht, mit der sie zuletzt beim Einbruche der Flammen den rächenden Himmel um Erbarmen fleht, — Alles, Alles führte sie zu unserer völligen Zufriedenheit aus. — Macduf Herr Faust mit Würde; Gonerill Mamsell Lüttichau; Duf, seinen jüngsten Sohn, Mr. Schmettau, ein Zögling des Herrn Faust, den er zu einem Schüler Thaliens bilden will. Er ist noch furchtsam. Malcolm Hr. Seebohm; Banquo Hr. Flögel; Flience Hr. Einer; Siward Hr. Lutteroh; der Geist Dunkans Hr. Henrici. Er hat im vierten Act, wo er als Statue steht, ein wahres Meisterstück im Stillstehen abgelegt. Als er im letzten Act durch den Saal ging, marschirte er, wie ein Hauptmann vor seiner Compagnie. Junker

Kuran Hr. Strödel; spielte recht gut. Die Rolle aber ist höchst überflüssig; es ist ein müßiger Raisonneur, der bei Allem die eckelhaftesten Gemeinsprüche anbringt.

(Vom Jahre 1780; aus der Berliner Theaterzeitung.)

Literatur.

Von dem bekannten Vicomte d'Arlincourt wird bald ein neuer Roman erscheinen, auf den man sehr gespannt ist. — Von Lottin de Laval erscheint den 25. d. M. Robert le Magnifique, eine poetische Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert. Das Feudalwesen erhob sich damals, seinen Codex mit dem Schwerte schreibend und der mächtigen Stimme Peters des Einsiedlers gehorchend. Dies ist der Vorwurf des Romans. Der Verfasser, der sich durch sein jüngstes Werk: Marie von Medicis *), einen guten Namen erworben, berechtigt zu bedeutenden Erwartungen.

Mode.

Folgendes sind die Hauptbemerkungen, die wir bei dem Wechsel der Jahrszeit unsern Lesern mitzutheilen haben. Man sieht statt der seidenen, schwarze Shawls von schwerem Atlas, der prächtige Falten über dem Arm wirft.

Im Wagen wirft man große Shawls von Crep de Chine mit reicher Stickerei über weiße Mousselin-Kleider. Diese Shawls sind gewöhnlich weiß oder roth, und können schon ihres Preises wegen niemals gemein werden, da Einer tausend Franken und mehr kostet.

Kürzlich wurde ein prächtiges Kleid von Battist-Foulard nach Rußland geschickt. Dieser Zeug besteht aus Faden-Battist mit Seide broschirt. Das Kleid hatte einen Streif von Aprikosen-Farbe mit weißer Seide broschirt und den andern Streif weiß mit chinesischen Zeichnungen gedruckt. Eine Amazone von dunkelblauer Mexicaine war obigem Kleide beigepackt, woran statt der Knöpfe kleine Oliven waren.

Eine Dame trug kürzlich ein Kleid von rosenfarbenem Sommer-Brocard mit glänzenden glacirten Blumen von hellerer Farbe; eine Mantille von englischen Spitzen ruhte platt auf den Schultern; lange gezackte Atlasbänder fielen vorn herunter. Ein Bouquet von Winden zierte ihre Flechten an jeder Seite und eine kurze Kette von gravirten Türkissen hing von ihrer Sevigné-Nadel bis auf den Gürtel.

Dieser gegenüber erblickte man eine andere Dame, die für eine der elegantesten in Paris gehalten wird. Sie trug ein weißes Kleid von Poult de Soie. Auf dem Kopf trug sie einen runden spanischen Hut von Sammet à la Reine mit fünf weißen Federn. Sie hatte keine Juwelen an den Fingern, aber ein prächtiges Bouquet in der Hand. Man sprach von einer reichen Dame, welche erst kürzlich verheirathet wurde. Diese trug ein weißes Mousselin-Kleid mit einem Futter von Lila-Tafft, welches vorn herunter mit genähten Spitzen besetzt war. Ein Gürtel von Lila-Tafft fiel in langen Enden herunter und ein ähnliches Band umgab die Frisur. Diese Dame ist sehr schön, erst siebzehn Jahre alt und von großem schlankem Wuchse.

---

*) Bereits übersetzt und in diesen Blättern besprochen. D. R.

Wir können diesen Artikel nicht besser beschließen, als wenn wir die Toilette einiger Demoiselles beschreiben, welche Kleider von schottischem weiß und rothem Gros de Naples trugen. Durch die Haare war ein linienbreites Sammtband ohne Fermoir geschlungen, von einem ähnlichen etwas breiteren um den Hals hing ein goldenes Herz herab. Sie trugen schwarze Schuhe und weiße Handschuhe, an den Händen große breite Emails; die Schnupftücher von feinem Battist, gestickt, ohne Spitzen.

Herrenmoden. Die Röcke haben oben breite Klappen, die nach unten sehr schmal werden, sieben bis acht Knopflöcher je nach der Größe, die Aermel kurz, mit einem Aufschlag, der vier Knopflöcher hat. Die Aufschläge mit schwarzem Seidensammt gefüttert; der Oberärmel durchaus nicht weit. An den Seiten kleine Patten vorn abgerundet, nach hinten spitzig; der Kragen sechs ein halb bis sieben Zoll höchstens; Brust und Schulter breit, etwas wattirt; die Taille kurz und schmal; die Seitennäthe gerade so wie auch die Näthe des Schulterblatts.

Die Morgenüberröcke von Woll-Plüsch oder von Tuch auf Jagdmanier, mit einer Tasche auf der linken Seite, zum Zuknöpfen. Sie werden immer kurz getragen und unten sehr weit.

Jagdrock von grünem Tuch mit einer einzigen Reihe Knöpfe, Taschen an der Seite; Shawlweste von broschirtem Piqué, Pantalon von gestreiftem Zwilch, Kamaschen von ungebleichtem Zwilch, Strohhut, gemusterte Halsbinde.

Ein anderes Jagdkleid von scharlachrothem Tuche, anliegende Pantalon von Damhirsch, Kappenstiefel mit Sporen, Kasket von schwarzem Sammt, schwarzseidenes Halstuch, Jabothemde, Piqué-Weste bis oben zugeknöpft.

Aus der Gesellschaft.

Das Fest, welches der Baron von Rothschild dem Herzoge von Orleans auf seinem Gute Ferrières gab, war eines der prächtigsten, deren man sich erinnert. Dreihundert Hasen, vierhundert achtzig Rebhühner und hundert zehn Fasanen wurden geschossen; jeder Jäger erhielt bei seiner Ankunft einen Diener, einen Vorstehhund und ein Gewehr. Abends war der ganze Park erleuchtet, und ein Feuerwerk wurde auf dem Wasser abgebrannt. In dem ersten Hofe des Schlosses wurde ein Fest den Bewohnern des Orts und der Umgegend gegeben, wobei sie zwanzig Stücke Wein zum Besten erhielten.

Französische Mystifikationen.

Es ist schon oft der losen Scherze Erwähnung geschehen, womit die französischen Zeitungsschreiber ihre Leser zu mystificiren pflegen. Wir geben hier einen Fall, den erst neulich ein solches Blatt gebracht hat.

„Der Tod eines Hundes inspirirt eine berühmte deutsche Zeitung zu einer nekrologischen Notiz, die eben so sehr den Hund, als den Redakteur ehrt. Dieses interessante Thier (nämlich der Hund) hieß Hans, und gehörte einem deutschen Schriftsteller, Herrn Lobstein. Wenn man den Gerüchten Glauben schenken soll, so hat nie eine hündische Natur Wunderbareres geleistet. Man behauptet sogar,

daß sehr wenig Einwohner jener Stadt auf zwei Beinen diesen Vierfüßler an Verstand übertroffen haben.

„Hans widmete sich nicht jenen frivolen Künsten, welche den Ruf des Munito Savant gemacht haben; Hans wendete seine Zeit zu nützlichen Dingen an; er war zu gleicher Zeit der Groom, der Freund und der Vertraute seines Herrn; er trug seine Briefe auf die Post, und seine Artikel in die Druckerei; (Herr Lobstein ist einer der Redakteure jener berühmten Zeitung). Im Concert und im Schauspiel hatte Hans seinen bestimmten Platz; hier beobachtete er ein andächtiges Schweigen, spitzte die Ohren, hörte auf Musik und Drama aufmerksamer, als alle Uebrigen, die anwesend waren, schüttelte den Kopf als Zeichen des Beifalls, und sah seinen Herrn an, wenn ihm ein Musikstück oder eine theatralische Situation nicht gefiel.

Dieses bewundernswerthe Thier starb plötzlich. Man schreibt seinen Tod der Bosheit der Menschen zu, und sein untröstlicher Besitzer thut in diesem Augenblick alle nöthigen Schritte, um den Urheber dieser schändlichen That zu entdecken.“

Diese nekrologische Notiz endet damit, daß Herr Lobstein sich vorgenommen habe, seinem Hunde ein Monument zu errichten, um dort am Jahrestage seines Todes zu weinen.

„Man muß glauben, daß die Hundstage einigen Einfluß auf die deutsche Presse ausüben, da die Journale jenseits des Rheins in diesem Augenblick mit Hundegeschichten überfüllt sind.“

Und so geht der schlechte Witz noch eine Seite lang fort.

Vermischtes.

Preisevertheilung an die schottischen Dudelsackpfeifer.

Nach dem Edimburgh-Journal fand Mittwoch den 5. August der dreijährige Concurs um den Preis auf dem großen Gebirgs-Dudelsack im königlichen Theater zu Edimburgh statt. Es war eine große Menge Zuschauer anwesend, die aus verschiedenen Ländern Europa's gekommen war, und worunter man Männer von hoher Auszeichnung, und eine große Anzahl schöner Frauen bemerkte.

Nie waren diese Ruhmes-Candidaten zahlreicher, nie schien das Publikum ein lebhafteres Interesse an ihren Anstrengungen zu nehmen. Außer den Preisen, welche den fünf geschicktesten Pfeifern bestimmt waren, sollte derjenige von ihnen, der schon in einem frühern Concurs Sieger gewesen war, auch noch eine goldene Medaille erhalten. Von fünf Bewerbern um diese Medaille wurden nach der Probe drei erwählt, um sich vor dem Publikum hören zu lassen. Eben so wurden dreizehn aus dreißigen erwählt, um den Preis zu erringen.

Eine Commission der schottischen Gebirgs- und Ackerbau-Gesellschaft präsidirte. Sobald sie mit ihrem Vorstande, Herrn Forquharson von Invercould, in ihrer Loge erschienen war, wurde der Vorhang aufgezogen, und man erblickte drei und sechszig Personen im Costum der Hochländer, die zu dem Concurs gereis't waren, theils um sich auf dem Dudelsack hören zu lassen, theils ihre Tänze auszuführen, und endlich ihr Costum bewundern zu lassen. Sie wurden mit lebhaftem und wiederholtem Beifall empfangen. Die dreizehn Bewerber bliesen, Einer nach

dem Andern, und entfalteten ein ausgezeichnetes Talent auf diesem schweren Instrumente. Es ist erwiesen, daß kein musikalisches Instrument, das gleich beschränkt in seinen Mitteln ist, so viel ausgezeichnete Künstler geliefert hätte, als der schottische Dudelsack.

Zwischen den Musikstücken wurden Reels und andere Gebirgstänze ausgeführt. Der Tanz Ghille-Challaim, oder der Degentanz, der schon in den frühesten Zeiten berühmt war, wurde von John Mackay, einem der Sackpfeifer, mit seltener Vollendung ausgeführt. Man weiß, daß schon im J. 1633, als Carl I. seine Reise durch Schottland machte, dieser Tanz von dreizehn Personen vor ihm ausgeführt wurde.

Nach beendigtem Wettpfeifen zogen sich die Richter zurück, um über den Werth der Bewerber zu entscheiden; während dessen wurden Lieder und Tänze den Zuschauern zum Besten gegeben.

Als die Richter zurückgekommen waren, bat der Präsident mit einer Bescheidenheit, die ihm viel Ehre machte, Herrn Macdonald von Staffa, als einen Mann, der mehr Erfahrung als er besitze, den Zuschauern sowohl, als den Candidaten den Zweck dieses Instituts und die Entscheidung der Richter zu erklären. Herr Macdonald hielt hierauf eine schöne, doch kurze Rede, worin er sagte, daß die Kunst, dieses alte, kriegerische Instrument zu behandeln, deßhalb belohnt würde, um den militärischen Geist in den Hochländern zu erhalten; daß sein Nutzen in der Armee durch das Zeugniß vieler ausgezeichneter Offiziere erwiesen wäre, und es dazu beigetragen habe, mehr als eine Schlacht zu gewinnen.

Die goldene Medaille erhielt John Mackenzie, Sackpfeifer des Marquis von Breadelbane. Eine außerordentliche Medaille erhielt Donald Macra von Kintail, der im Jahr 1791 eine Ehrensackpfeife gewann, und nun in einem Alter von achtzig Jahren erschienen war, sich die goldene Medaille zu erringen. Dießmal gewann die Ehrensackpfeife Angus Mackay, Sohn von John Mackey, Sackpfeifers des sehr ehrenwerthen Lords Willoughby von Eresby. Den ersten Tanzpreis bekam Peter Maclaren, Sackpfeifer des Stallmeisters John Stirling von Kippendavie. Als außerordentlicher Preis wurde ein reich gefaßtes Pulverhorn an John Mackay ertheilt, der den alten Degentanz so geschickt ausgeführt hatte.

— Londoner Hafen. Man hat berechnet, daß der Totalwerth der Waaren, welche im Londoner Hafen auf- und abgeladen werden, sich jährlich auf nahe an 70 Millionen Pfund Sterling belaufen, oder eine Milliarde und 750 Millionen Franken. Dieser Exportations- und Importations-Handel gebraucht 4,000 Fahrzeuge, und 15,000 Ladungen kommen jährlich seewärts ein. Gewöhnlich sind 2,000 Schiffe in dem Hafen und auf den Werften. Außer denen bestehen noch 3,000 Lichterschiffe zum Ein- und Ausladen. Man zählt 2,300 Schaluppen und Barken für den Menschentransport, wodurch 8,000 Schiffleute ihren Lebensunterhalt verdienen; 4,000 Menschen werden bei den Ladungen gebraucht, und 1,200 Zolloffizianten sind immerwährend im Dienste bei diesem Verkehr.

— **Ursprung der Aqua Tofana.** Die Aqua Tofana, oder vielmehr Aqua della Tofana, ist ein vergiftetes Getränk, welches in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts von einer Frau, Namens Tofana, erfunden wurde. Sie lebte zuerst in Palermo, später in Neapel, und genoß eines großen Rufes unter den Personen, die damals als geheime Vergifter bekannt waren. Sie bildeten eine förmliche Zunft, und man schrieb ihnen die Macht zu, ihre Schlachtopfer sterben lassen zu können, plötzlich oder nach und nach bis zum Verlauf eines Jahrs. Die Furcht vor diesen Elenden war in ganz Europa verbreitet während zweier Jahrhunderte. Im Jahr 1659 unter dem Pontificat Alexander VII. bemerkte man, daß verschiedene junge Frauen in Rom, die bei der Wahl ihrer Männer nicht um Rath gefragt worden waren, unvermuthet Wittwen wurden. Man schrieb dieß Vergiftungen zu, und die Regierung ließ strenge Nachforschungen anstellen. So entdeckte man einen Verein junger Frauen, dessen Vorsitz eine bejahrte Frau führte, die eine Prophetengabe besitzen sollte, und genau den Tod mehrer Personen vorherzusagen wußte. Die ganze Gesellschaft wurde verhaftet und auf die Folter gespannt. Die Alte war eine Sicilianerin, Namens Spara, welche das Gift von der Tofana in Palermo kommen ließ, die es in kleinen Fläschchen verkaufte mit der Inschrift: Manna di San Nicolo di Bari, und mit dem Bildniß des Heiligen geziert. Die abscheuliche Tofana wurde, obgleich sie schon sehr alt war, dem Kloster entrissen, wohin sie sich geflüchtet hatte, gestand auf der Folter, daß sie auf mittelbare oder unmittelbare Weise den Tod von sechshundert Personen verschuldet hatte. Eine Gabe von vier bis sechs Tropfen von ihrem Gifte genügte. Die außerordentliche Concentrirung verhinderte lange, die Natur dieser Mischung zu erkennen; endlich erklärte man sie für eine Arsenik-Auflösung. Die Chemie war zu jener Zeit noch nicht im Stande, eine künstliche Mischung zu zersetzen; jetzt aber, da man dahin gekommen ist, die Existenz des zwanzigsten Theils von einem Gran Arsenik zu erkennen, und seine metallischen Eigenschaften dem bloßen Auge sichtbar zu machen, würde die Aqua Tofana nur bei isolirten Individuen ihre furchtbaren Wirkungen geltend machen können.

— **Der türkische Gesandte in Wien.** Ferik Fethi Pascha, der Gesandte des Großherrn am Wiener Hofe, sollte, wie es hieß, nach Schlesien kommen, um den Truppenübungen beizuwohnen. In seinem Gefolge befindet sich ein türkischer Offizier, der noch im verflossenen Jahre in preußischen Diensten war. Ein Lieutenant von B....d, der bei einem Füselier-Bataillon in Glatz stand, begab sich nämlich im vorigen Jahre auf eine Urlaubsreise nach Marseille und von da nach Konstantinopel. Hier faßte er den Entschluß, um seinen Abschied aus preußischen Diensten nachzusuchen, und in der Türkei eine militärische Carriere zu unternehmen. Seine Stellung ist jetzt eine sehr glänzende. Er ist Instruktor bei dem Nizam Dschedid, und exercirt die Askeri Muhammedije fleißig nach europäischer Taktik. Er genießt außerdem das besondere Vertrauen des Großveziers. Er wohnt in Pera und geht, wie er schreibt, des Abends gewöhnlich in französischer Kleidung aus. —

Als der Botschafter dem bürgerlichen Zeughause in Wien einen Besuch abstattete, überreichte ihm der gelehrte Orientalist, Herr von Hammer, ein türkisches Gedicht, welches die Wiener Modezeitung des Herrn Schickh in der Ursprache und treuer Uebersetzung mittheilt. Hier ist die letztere:

Zweimal vor Wien osmanisch Heer erschien,
Doch ward Eroberung ihm nicht verlieh'n;
Der dritte Feldherr kam, Fethi-*) Pascha:
Die Herz-Erob'rung übt er ein zu Wien.

— Unglücksfall. Die Berliner Zeitung enthält folgende Todesanzeige: In Dresden erhielt ich die entsetzliche Nachricht, meine Habe wäre in der Nacht vom 8. bis 9. August durch Feuer verzehrt, von meinen drei Kindern hätten die beiden ältesten, Carl und Sophie, in den Flammen den Tod gefunden, mein jüngstes Kind, Amalie aber, mein Schwiegervater, Ch. Hilgenfeldt, und meine Frau lägen, vom Feuer verletzt, schwer darnieder. Ich eile hieher zurück, und finde von all' den Meinigen Niemand mehr! — Mein Schwiegervater und mein jüngstes Kind waren bald nach jener Nacht, und am 18. August auch meine Frau, J. Sophie, geb. Hilgenfeldt, an den Brandwunden gestorben.

Crüden, den 5. Sept. 1835.

Der Schiffer
Joachim Georg Lüdke.

*) Feth heißt die Eroberung; Fethi, der Eroberungshafte; Fathih, der Eroberer.

Nekrolog.

Der bekannte Orientalist, Julius Klaproth, ist nach langer Krankheit zu Paris gestorben.

Die artistischen Beilagen.

Mit dem heutigen Hefte übergeben wir unsern Lesern:

1) Das ähnlichste Portrait Zumala-Carreguy's, das bis jetzt erschienen ist, in einer trefflichen gravirten Lithographie.

2) Eine Karte von Spanien in 4, $\frac{1}{800,000}$ der natürlichen Länge, von Herrn Professor K. F. V. Hoffmann.

3) Ein Modebild, worauf ein Musselinkleid mit Volants, und ein Hut von Poult de Soie mit Lindenblüthen abgebildet ist; ferner ein Reitanzug für Herren und das Accoutrement eines fashionabeln Bedienten.

Herausgegeben von August Lewald.



Zumala-Carreguy.

J. Scheible's Buchhandlung in Stuttgart.


TOULOUSE
Castres
Lodeve
MONPELLIER
Beziers
Narbonne
Carcassonne
Perpignan
Canigou
Maladetta
Figueras
Olot
Ripoll
Gerona
Vich Vique
Solsona
Manresa
Balaguer
Igualada
MATARO
BARCELONA
Lerida
Cervera
Villafranca
Valls
REUS
Tarragona
Tortosa
Morella
Alcala
Castellon
Villa real
Murviedro
VALENCIA
Alicante
MENORCA
MALLORCA
PALMA
Cabrera
IBIZA
FORMENTERA
Is. Pithyuses
ZARAGOZA
Alcoy
Caspe
Alcaniz

Chronik der gebildeten Welt 1833.

